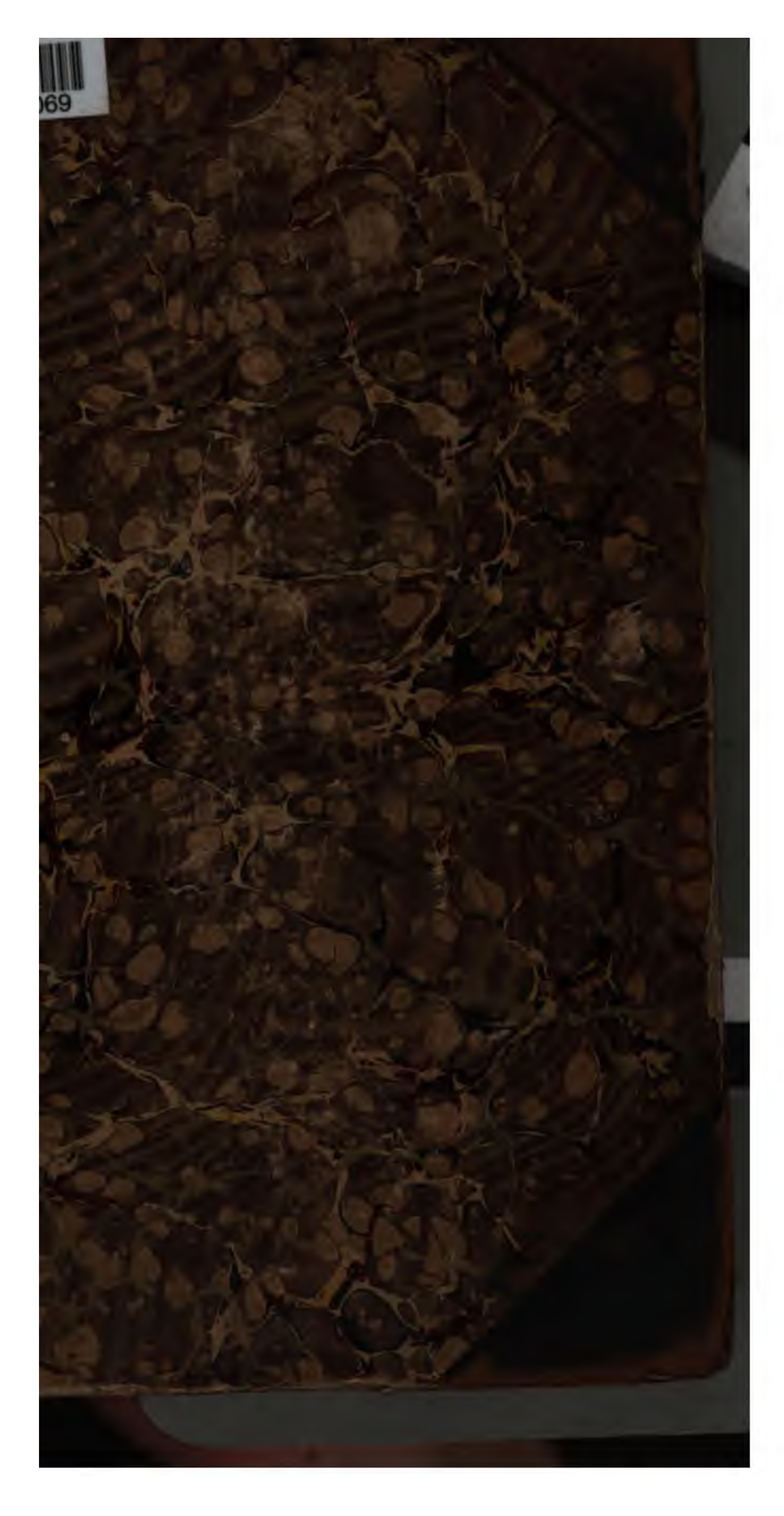


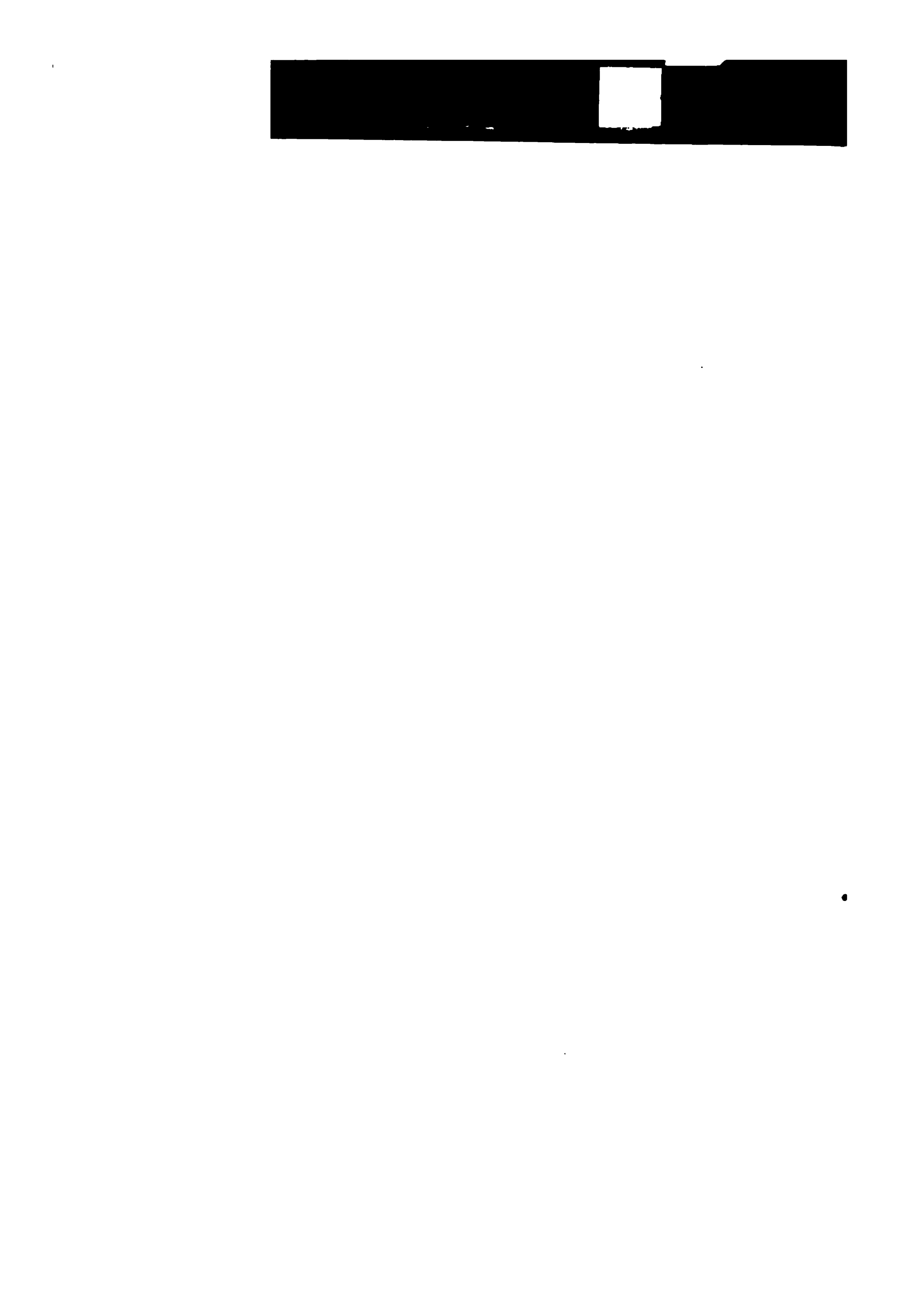


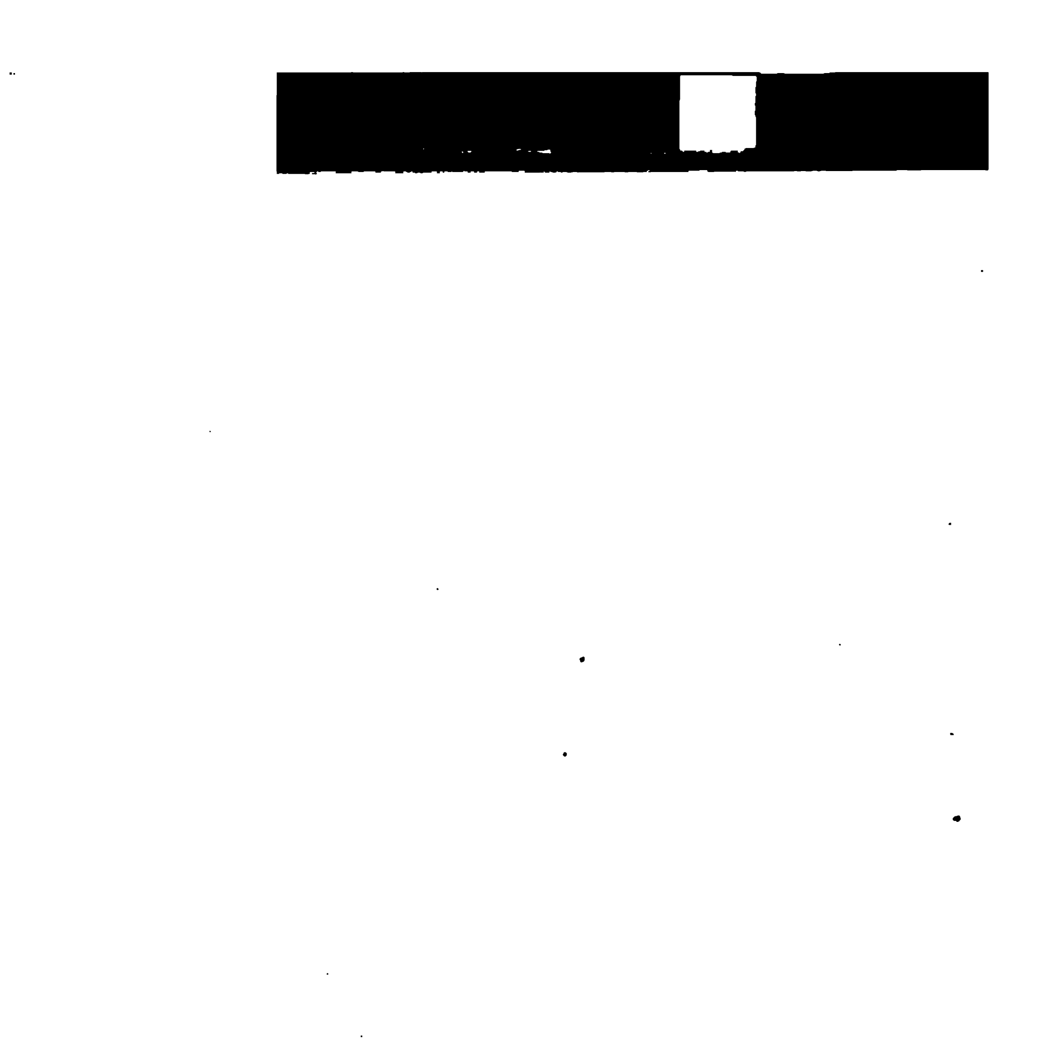




Kapp on books	pag	28/41
Ver. St. u. Deutschld	"	95
Morinamia (ad.)	"	194
Success	"	386/88
Verlag	"	394 ff

New York
15. April 1924.







Es liegt in meiner Natur und hat sich durch unangenehme Erfahrungen entwickelt, daß ich meine Erwartungen niedrig zu spannen pflege, trotz ernstlicher Arbeit gewöhnlich nur auf geringen Ertrag rechne, auf Mißerfolg gefaßt bin, Widerwärtigkeiten für möglich halte — und was dergleichen mehr.

Wenn's anders kommt, so ist's umso besser.

So z. B. habe ich im Februar 1898 kaum zu hoffen gewagt, daß ich meine schnell begonnenen „Plaudereien" zu Ende bringen könnte, ihr Erscheinen erleben würde.

Und doch! Viel, unaussprechlich viel liegt für mich in den paar Worten: „Hier ist das Buch."

Ich habe hin und wieder gedacht, es möchte besser sein, meine „Plaudereien" nur im Kreise meiner Familie circuliren, sie nicht in die weite Welt hinausgehen zu lassen.

Endlich habe ich das Letztere aber doch zu thun beschlossen, und um Erlaubnis gebeten, das Buch gewissen Personen zu senden, bei denen ich etwas Sympathie mit meinem Denken vermuthete.

Solche Erlaubnis ist schnell gekommen und hat die Ansicht bestätigt, daß meine Autobiographie hier und da Nutzen stiften könne.

So ist mir z. B. von Berlin, Leipzig und anderen Orten in Deutschland u. A. Folgendes geschrieben worden:

> ... „Die Lebenserinnerungen eines Mannes, der mit offenem Blick durchs Leben gegangen ist, sind immer eine wertvolle Gabe für den, der noch an der Kunst der Lebensführung und der Wissenschaft der Menschenkenntnis studiert. Und wer sollte sich einbilden, damit fertig zu sein! Und gerade, daß Ihre Aufzeichnungen ohne schriftstellerischen Plan, anspruchslos und fast absichtslos entstanden sind, macht sie ohne Zweifel um so wertvoller und lehrreicher." ...

. . . „Ich verspreche mir mancherlei Anregung von dem Inhalte, der gewiß auch allgemein culturgeschichtliches Interesse haben wird. Mich persönlich wird Ihr Buch in die Zeit zurückversetzen, in der ich auf der Höhe meines Lebens stand, und auch Sie zu Freunden rechnen durfte, auf die ich mich verlassen konnte." . . .

. . . „Daß die Schilderung Ihres Lebenslaufes, da Sie sich in ungewohnten Bahnen zu so ungewöhnlichem Erfolge durchgerungen, nicht nur ein eminent werthvoller Beitrag zur Geschichte des deutschen Buchhandels, sondern auch dem Jung-Buchhandel ein unschätzbares Vorbild abgeben wird, unterliegt für mich keinem Zweifel." . . .

. . . "The biography of a "typical German-American" who has "made his mark in America" and in such a way as to be of great use and advantage, both to his fatherland and to the land of his adoption, cannot fail to be of decided value to a very widespread body of thinking men and women.

And I can hardly doubt that it will increase in America the respect for the land of your birth and, in Germany, for the land which gave you your opportunity." . . .

. . . „Ihr ganzer Lebensgang wie Ihre geschäftliche Thätigkeit sind mir von jeher ganz besonders sympathisch gewesen, und zwar nicht nur deshalb, weil Sie aus kleinen Anfängen ein großes Haus lediglich durch eigene Kraft aufgebaut haben, sondern auch, weil mein Schicksal dem Ihrigen einigermaßen verwandt ist; denn auch ich habe ganz klein angefangen und auch nicht als Principalssohn." . . .

Diese und viele ähnliche sind Aeußerungen der Erwartung, die lediglich auf Durchsicht meiner „Vorbemerkung" gegründet ist.

Wird solche Erwartung getäuscht werden?

Oder wird nach dem Lesen des Bandes, in welchem ich hier und da Anlaß zum Lächeln, aber auch zum Kopfschütteln gegeben, Einer oder der Andere mir sagen, daß er unter der Spreu, je nach seinem Geschmacke, auch ein paar Körnlein gefunden?

E. St.





Den lieben Hinterbliebenen meines unvergeßlichen Principals August Rück[illegible] und seiner vortrefflichen Gattin

in freundlicher Zuneigung

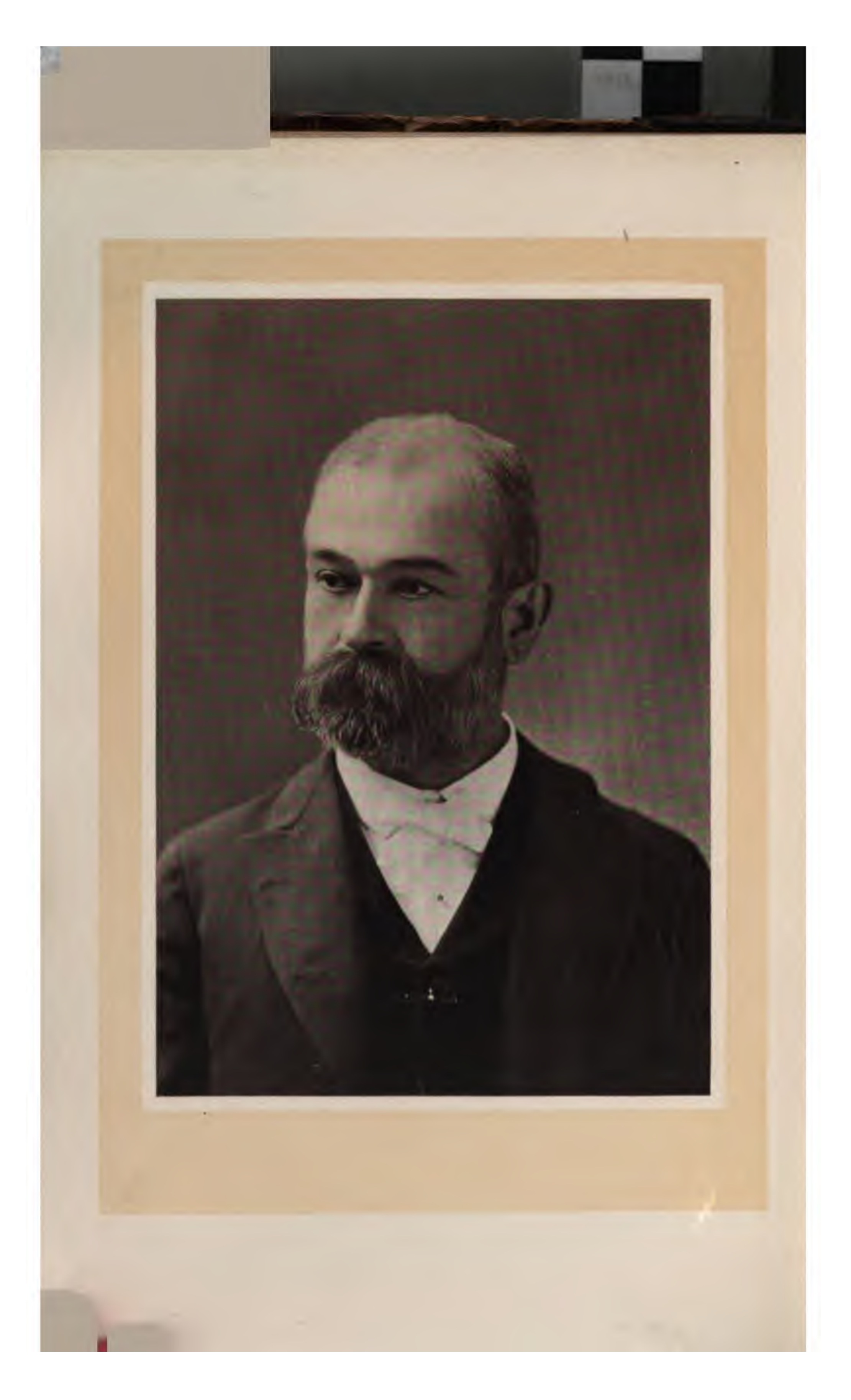
zugeeignet von

December 24, 1901. Ernst Steig[illegible]

Dreiundfünfzig Jahre Buchhändler.

Nummer *26.*







Dreiundfünfzig Jahre Buchhändler in Deutschland und Amerika.

Erinnerungen und Plaudereien,

zur Verbreitung in

engerem Kreise niedergeschrieben

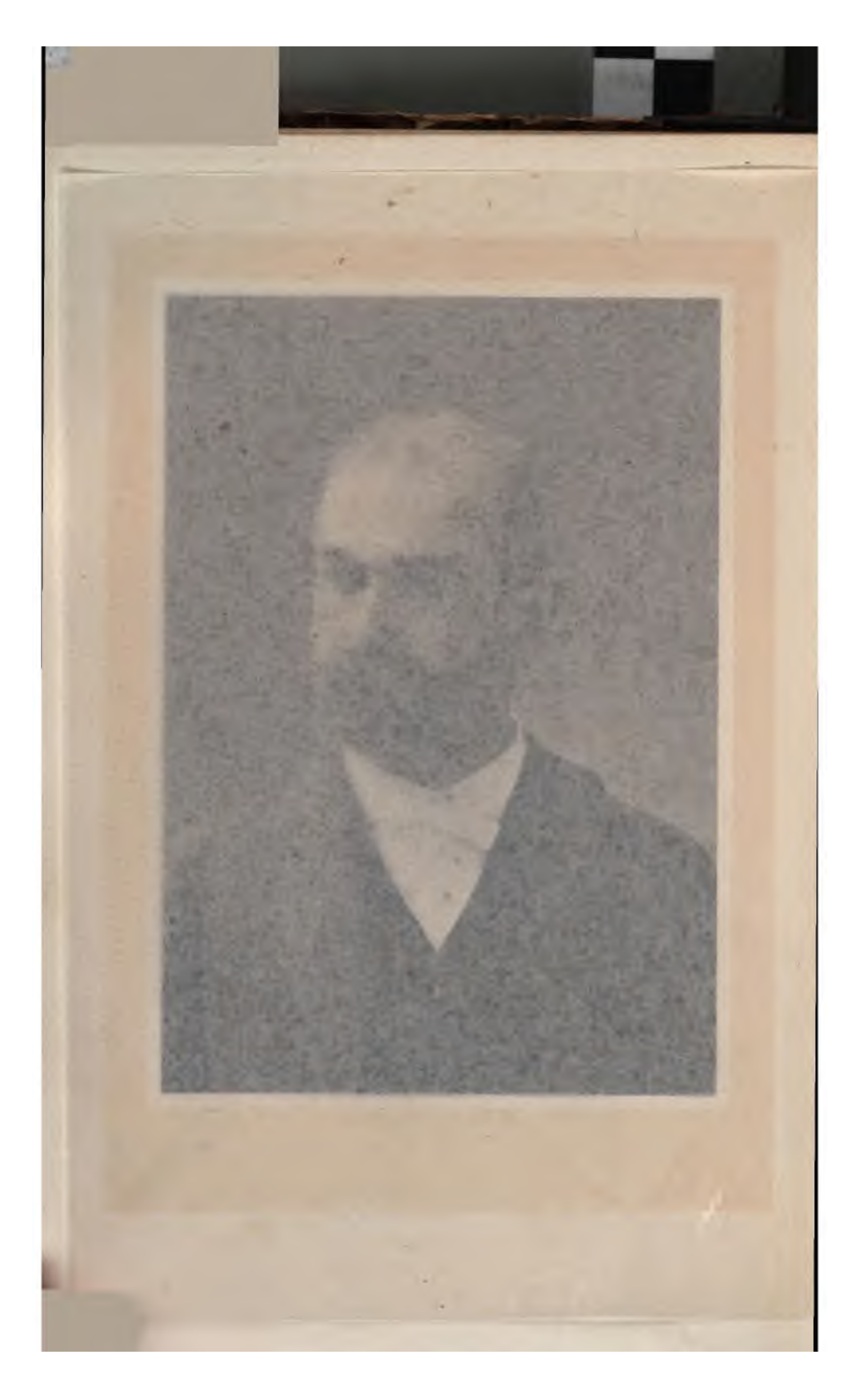
von

Ernst Steiger.



Druck von

E. Steiger & Co., New York.



Dreiundfünfzig Jahre Buchhändler in Deutschland und Amerika.

Erinnerungen und Plaudereien,

zur Verbreitung in

engerem Kreise niedergeschrieben

von

Ernst Steiger.



Druck von

E. Steiger & Co., New York.


1864

Dem Andenken an
meine heimgegangenen, unvergeßlichen Principale:

Bernhard Hermann,

Woldemar Türk,

Bernhard Westermann

und

August Büchner

in lebenslänglicher Dankbarkeit
gewidmet.





Vorbemerkung.

„Unbedeutendes. — Viel Spreu und wenig Weizen."

„Wer Vieles bringt, wird Jedem Etwas bringen."

„Bessermachen ist nicht schwer."

Es gibt eine große Zahl von Büchern, die das Leben von Männern beschreiben, welche sich verdient gemacht haben und darum berühmt geworden sind. Solche Bücher liest man mit Interesse und Vortheil. Das gegenwärtige Buch beschreibt keinen solchen Mann. Es gehört nicht zu den Schriften, welche in weiteren Kreisen Interesse zu erregen geeignet sind. Dasselbe enthält beinahe nur Aufzeichnungen aus meinem arbeitsvollen Leben als Buchhändler in Deutschland und Amerika; ist eine Art Rechenschaftsablegung für mich selbst, eine Darlegung, welche erklären soll, warum ich alter Mann nicht weiter gekommen bin, als es der Fall ist.

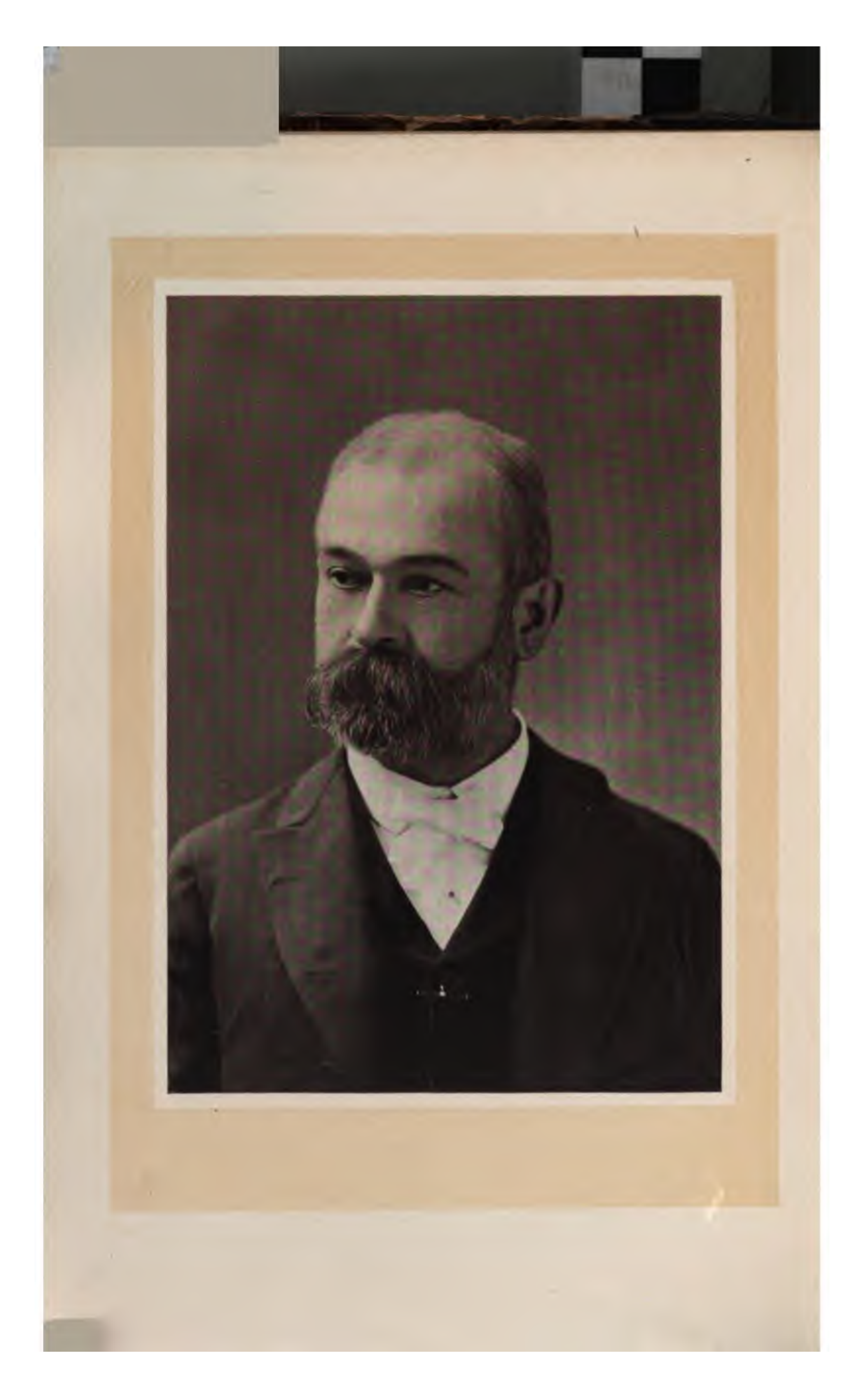
Dieses Buch paßt nicht für Leute, welche an ein bequemes Leben gewöhnt sind; dieselben sollten es nicht lesen, vielleicht würden sie sich darüber ärgern. Nur Solche, die etwas von ernster Arbeit halten, werden mehr oder weniger mit meinen Anschauungen einverstanden sein.

Ich habe diese Aufzeichnungen zunächst für die Glieder meiner Familie, sowie für meine Verwandten und persönlichen Freunde hierzulande und in Europa zusammengestellt, welche allenfalls wol auch Unbedeutendes nachsichtig aufnehmen. Ein großer Theil des Buchs sind gewöhnliche Plaudereien, die für Fremde allerdings kein Interesse haben, oder es sind sogar Sachen, die man verschweigen sollte.

Wie ich, so widmen auch Tausende und Zehntausende Anderer das ganze Leben ihrem Berufe. Sie wirken gewissenhaft und mehr oder weniger erfolgreich. Nach ihrem Tode wird aber vergessen, was sie gethan, obwol sie in ihrem Kreise in hoher Achtung standen. Nachdem auch ich mehr als 53 Jahre in meinem Berufe, im Handel mit der vornehmsten Waare, gewissenhaft thätig gewesen bin, halte ich es nicht für Anmaßung, Andere mit etlichen Vorgängen aus meiner geschäftlichen Laufbahn bekannt zu machen, die eigener Art sind. Vielleicht interessi-







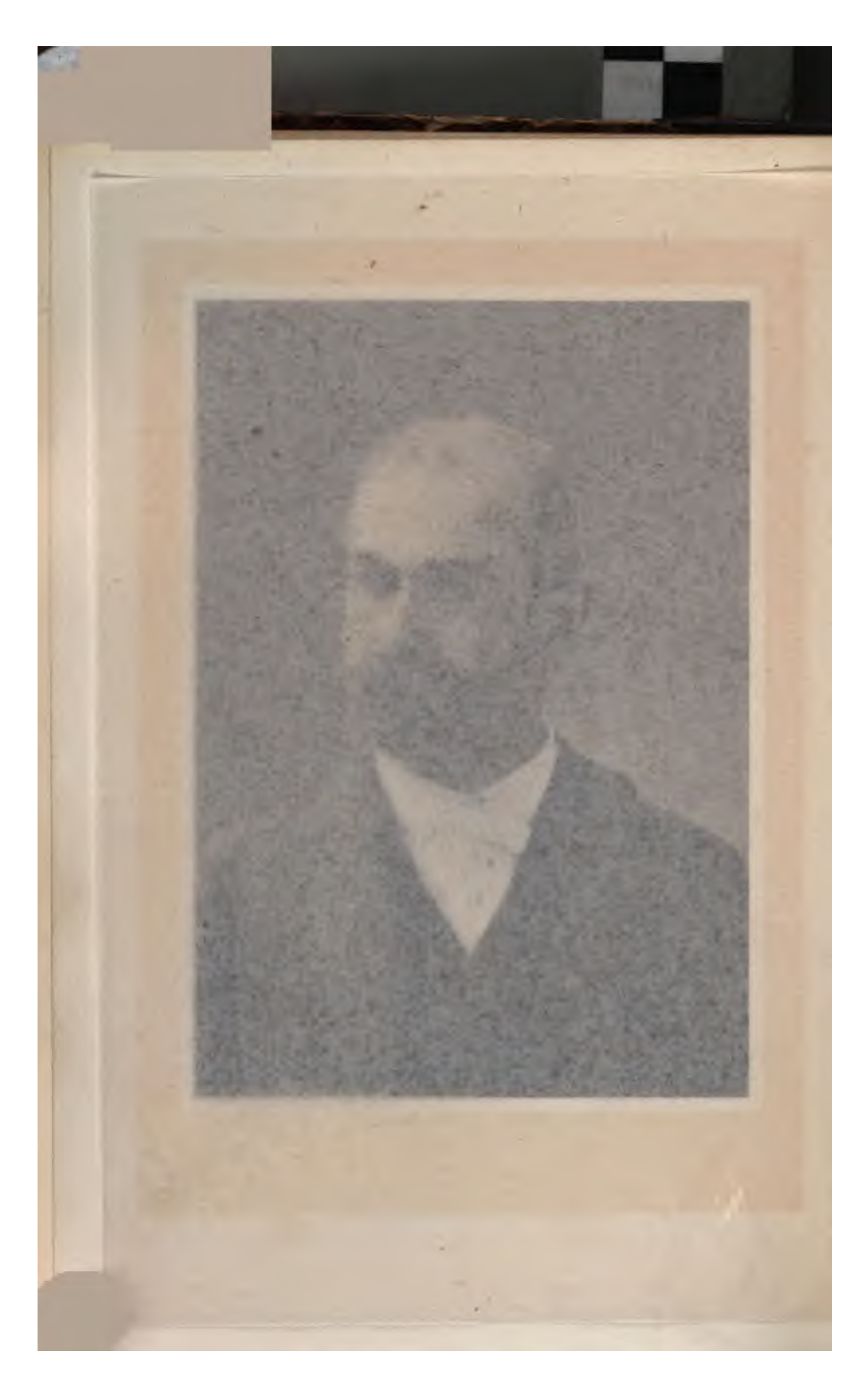
Erinnerungen und Plaudereien.

Den Lesern dieses Buches schulde ich die Erklärung, daß ich dasselbe besonders schön gedruckt zu haben wünschte, ganz abgesehen davon, daß schöne Drucksachen von jeher meine größte Liebhaberei gewesen sind.

Zu diesem Zwecke schickte ich Papier und Platten zu einem anderen Drucker, von dem ich schöne Arbeit erwartete. Persönliches Nachsehen erschien mir überflüssig, war mir auch unmöglich. Ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, ist — infolge eines Mißverständnisses — bei demselben aber der Druck auf einer alten Presse fast ohne alle Zurichtung durchgeeilt und verpfuscht worden, und auch die Platten sind nun lädirt. Dazu kommt noch, daß der Buchbinder zwei Wochen später ablieferte, als ausbedungen war.

Es hilft mir jetzt nichts, daß ich mich über diese Widerwärtigkeiten ärgere. Sie sind ein Dämpfer auf meine Freude darüber, daß ich endlich fertig war. Oder vielmehr: sie sind ein Verbot, einem Buche eine Ausstattung zu geben, welche es nicht verdient.

Dieselbe wäre zu schön gewesen — drum hat's nicht sollen sein!



Dreiundfünfzig Jahre Buchhändler in Deutschland und Amerika.

Erinnerungen und Plaudereien,

zur Verbreitung in

engerem Kreise niedergeschrieben

von

Ernst Steiger.



Druck von

E. Steiger & Co., New York.


1864

Dem Andenken an
meine heimgegangenen, unvergeßlichen Principale:

Bernhard Hermann,

Woldemar Türk,

Bernhard Westermann

und

August Büchner

in lebenslänglicher Dankbarkeit
gewidmet.



Vorbemerkung.

„Unbedeutendes. — Viel Spreu und wenig Weizen."

„Wer Vieles bringt, wird Jedem Etwas bringen."

„Bessermachen ist nicht schwer."

Es gibt eine große Zahl von Büchern, die das Leben von Männern beschreiben, welche sich verdient gemacht haben und darum berühmt geworden sind. Solche Bücher liest man mit Interesse und Vortheil. Das gegenwärtige Buch beschreibt keinen solchen Mann. Es gehört nicht zu den Schriften, welche in weiteren Kreisen Interesse zu erregen geeignet sind. Dasselbe enthält beinahe nur Aufzeichnungen aus meinem arbeitsvollen Leben als Buchhändler in Deutschland und Amerika; ist eine Art Rechenschaftsablegung für mich selbst, eine Darlegung, welche erklären soll, warum ich alter Mann nicht weiter gekommen bin, als es der Fall ist.

Dieses Buch paßt nicht für Leute, welche an ein bequemes Leben gewöhnt sind; dieselben sollten es nicht lesen, vielleicht würden sie sich darüber ärgern. Nur Solche, die etwas von ernster Arbeit halten, werden mehr oder weniger mit meinen Anschauungen einverstanden sein.

Ich habe diese Aufzeichnungen zunächst für die Glieder meiner Familie, sowie für meine Verwandten und persönlichen Freunde hierzulande und in Europa zusammengestellt, welche allenfalls wol auch Unbedeutendes nachsichtig aufnehmen. Ein großer Theil des Buchs sind gewöhnliche Plaudereien, die für Fremde allerdings kein Interesse haben, oder es sind sogar Sachen, die man verschweigen sollte.

Wie ich, so widmen auch Tausende und Zehntausende Anderer das ganze Leben ihrem Berufe. Sie wirken gewissenhaft und mehr oder weniger erfolgreich. Nach ihrem Tode wird aber vergessen, was sie gethan, obwol sie in ihrem Kreise in hoher Achtung standen. Nachdem auch ich mehr als 53 Jahre in meinem Berufe, im Handel mit der vornehmsten Waare, gewissenhaft thätig gewesen bin, halte ich es nicht für Anmaßung, Andere mit etlichen Vorgängen aus meiner geschäftlichen Laufbahn bekannt zu machen, die eigener Art sind. Vielleicht interessi-

ren sich Einige, jetzt oder in späterer Zeit, für ein Bild aus dem deutsch-amerikanischen Buchhandel der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts; vielleicht wird Mancher nicht ohne Interesse meine Erinnerungen, Erfahrungen und Meinungen im Lichte der Zustände nach 50 oder 100 Jahren lesen.

Was dessen Ausführung anlangt, so bemerke ich ausdrücklich, daß mein Buch keine Schriftstellerarbeit sein, noch weniger aber tiefe Gedanken enthalten soll. Beim Durchlesen desselben wird man sehen, daß es nicht wie aus einem Gusse, sondern mit langen Unterbrechungen nach und nach, im Verlaufe von mehr als drei und ein halb Jahren entstanden ist. Die Beschäftigung damit habe ich immer, als weniger wichtig, jeder Berufsarbeit hintangestellt und überdies geheim gehalten.

Weil ich anfangs nur ein kleines Schriftchen zusammenzustellen beabsichtigte, so bin ich nicht nach einem vorbedachten Plane verfahren, wie wol Biographen gewöhnlich capitelweise gruppiren, was sie zu sagen wünschen. Ich habe vielmehr die verschiedenen Sachen aneinander gereiht und alsbald aufsetzen und plattenweise gießen lassen, wie sie mir nach und nach in den Sinn gekommen sind. Das erklärt auch die Wiedererwähnung einer und derselben Sache bei verändertem Anlasse, was ich ausdrücklich bemerke. Der Umstand, daß ich das Ganze als „Plaudereien" ausgebe, dürfte diesen und andere Formfehler, gelegentliche Abschweifungen und Einschiebsel, sowie auch technische Inconsequenzen wol entschuldigen.

Im Verlaufe meines Niederschreibens sind Kleinigkeiten aus alten Zeiten in meiner Erinnerung aufgetaucht, an sich nur unbedeutende Vorfälle, die mir aber doch werth erschienen, zu Papier gebracht zu werden, weil möglicherweise für Den oder Jenen von Interesse. Ich habe dieselben verzeichnet, damit sie nicht ganz verloren gehen, wie so viel werthvolleres Andere mit dem Tode Dessen, der es wußte, bedauerlicherweise ins Grab gesunken ist.

Gern habe ich auch die Gelegenheit wahrgenommen, an Stelle eines Geschichtsschreibers in diesem Buche etliche Aeußerungen über die Beziehungen der Deutsch-Amerikaner zu Deutschland wiederzugeben, damit solche Worte für die Zukunft erhalten bleiben. Zu gleichem Zwecke habe ich auch manches Andere schriftlich festgelegt, was bisher nur von Mund zu Ohr gegangen.

Es ist mir das Glück beschieden gewesen, auf meinem Lebensgange mit einer Anzahl ausgezeichneter Männer zusammenzukommen, deren einiger ich auf diesen Blättern in dankbarer Erinnerung gedenke, Männer wie Friedrich Kapp, Oswald Ottendorfer, Carl Schurz u. A. Dieser Theil meines Buches enthält wol das Werthvollste. Ich bin auch in der Lage, über amerikanisches und besonders deutsch-amerikanisches Bücher- und Zeitungswesen aus der Zeit von ungefähr 1850 an, sowie über die seither wesentlich veränderten Nachdrucksverhältnisse Einiges mitzutheilen, was im Kreise von Fachgenossen u. A. Beachtung erregen dürfte und wol ebenfalls festgelegt zu werden verdient.

Was mich betrifft, so bin ich mir bewußt, daß ich als Buchhändler und Verleger nichts Besonderes oder Hervorragendes erreicht. Die Umstände waren gegen mich. Wenn ich berücksichtige, was Andere Großes und Verdienstliches geleistet, so muß ich mir sagen, daß ich eigentlich kein Recht habe, von dem Wenigen und Unbedeutenden zu reden, das ich gethan und erreicht.

Und doch! Es kann nicht Jeder ein großer Mann sein, so eminent, daß man es seinen Leistungen nicht gleichthun kann. Darum darf wol auch ein mittelmäßiger Mann sprechen, welchem die Mehrzahl der Berufsgenossen ebenbürtig ist. Man wird sehen, wie ich geschäftliche Fehler begangen, die ich hätte vermeiden sollen, wird aber wol auch Mancherlei finden, das zu beachten ist.

Endlich habe ich neben meinen Erlebnissen meine Ansichten über Arbeiten, Sparen und verschiedenes Andere dargestellt. Mit diesen ungewöhnlichen Anschauungen und anderen Aeußerungen werden wol manche Leute nicht einverstanden sein. Nichtsdestoweniger spreche ich dieselben aus in der Erwartung, daß sie hier oder da zum Nachdenken Anlaß geben und Vortheil bringen. Dieser Gedanke hat bei der Erwägung, ob es nicht besser wäre, meine „Erinnerungen und Plaudereien" ungedruckt zu lassen, den Ausschlag gegeben.

Ueberdies ist von jeher gelehrt worden, daß Jedermann seinem Stande und Berufe gegenüber Verpflichtungen hat und so wirken soll, daß Andere aus seinem Vorgehen Vortheil ziehen. Zum Theil auch aus diesem Grunde, bezw. im Interesse Anderer, habe ich die Mühe, dieses Buch zu schreiben — eine willkommene Abwechselung in meiner regelmäßigen Arbeit — sowie die Kosten der Herstellung aufgewandt.

Es macht mir Vergnügen, zu zeigen, wie ein bald Siebzigjähriger trotz fortgesetzten Thätigseins sich wohl befinden, zufrieden und heiter sein kann, und wünsche ich, daß Viele mir das nachmachen.

Die Verbreitung dieses Buches geschieht in einer beschränkten Anzahl numerirter Exemplare, welche käuflich nicht zu haben sind. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß der oder jener der Leser durch mein Vorgehen ermuntert werde, seine Erfahrungen und Erlebnisse im Geschäftsleben ebenfalls mitzutheilen, zum Nutzen der Jüngeren.

Ernst Steiger.

New York, am 25. October, 1901.

Erinnerungen und Plaudereien.

Den Lesern dieses Buches schulde ich die Erklärung, daß ich dasselbe besonders schön gedruckt zu haben wünschte, ganz abgesehen davon, daß schöne Drucksachen von jeher meine größte Liebhaberei gewesen sind.

Zu diesem Zwecke schickte ich Papier und Platten zu einem anderen Drucker, von dem ich schöne Arbeit erwartete. Persönliches Nachsehen erschien mir überflüssig, war mir auch unmöglich. Ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, ist — infolge eines Mißverständnisses — bei demselben aber der Druck auf einer alten Presse fast ohne alle Zurichtung durchgeeilt und verpfuscht worden, und auch die Platten sind nun lädirt. Dazu kommt noch, daß der Buchbinder zwei Wochen später ablieferte, als ausbedungen war.

Es hilft mir jetzt nichts, daß ich mich über diese Widerwärtigkeiten ärgere. Sie sind ein Dämpfer auf meine Freude darüber, daß ich endlich fertig war. Oder vielmehr: sie sind ein Verbot, einem Buche eine Ausstattung zu geben, welche es nicht verdient.

Dieselbe wäre zu schön gewesen — drum hat's nicht sollen sein!

zahl numerirter Exemplare, welche käuflich nicht zu [illegible]
gebe mich der Hoffnung hin, daß der oder jener der [illegible]
Vorgehen ermuntert werde, seine Erfahrungen und E[illegible]
schäftsleben ebenfalls mitzutheilen, zum Nutzen der Jün[illegible]

Ern[illegible]

New York, am 25. October, 1901.

Erinnerungen und Plaudereien.



Am Montag, den 14. Februar 1898, waren fünfzig Jahre verflossen seit dem Tage, an welchem ich in meinen Lebensberuf eintrat, und hat diese mir selbst nur unbedeutend erscheinende Thatsache mehr und ausgedehntere Beachtung gefunden, als mit meinen bescheidenen Anschauungen harmonirte.

Bis vor wenigen Jahren dachte ich kaum jemals daran, wie lange ich schon im Buchhandel thätig war. Erst in der letzten Zeit kam mir hin und wieder der Gedanke, daß im Februar 1898 ein halbes Jahrhundert meines Wirkens als Buchhändler zum Abschluß kommen würde. Im Stillen hegte ich den Wunsch, daß ich den fünfzigsten Jahrestag, den 14. Februar 1898, gesund erreichen und verleben möchte.

Da eine auffällige Feier nicht nach meinem Geschmacke, so hatte ich Niemand den richtigen Tag genannt. Ich beabsichtigte, denselben in aller Stille wie jeden anderen zu verleben, die Glieder meiner Familie aber, sowie meine Angestellten hier und in Leipzig durch Geldgeschenke zu überraschen.

In diesem Plane hatte ich mich indeß verrechnet, denn nachdem ich am Morgen des 14. Februar, vor den Anderen am Frühstückstische erscheinend, meine Gaben ungestört ausgetheilt, kamen die Enkelkinder und die Kinder und die Frau mit ihren Gratulationen und Angebinden, woraus ich ersah, daß sie doch schon vor längerer Zeit von dem richtigen Datum meines Gedenktages Kunde bekommen und Notiz genommen hatten.

So weit gut. Noch vor 8 Uhr in 25 Park Place an meinem Pulte angekommen, sah ich, daß im Geschäfte nichts Ungewöhnliches zu bemerken war, Niemand etwas zu wissen schien.

Der Brief meines Freundes Heinrich Hermann, den ich in der ersten Post fand, sowie um 10 Uhr der telegraphische Glückwunsch meines ehemaligen Schulkameraden L. Hugo Wolff-Röder bewiesen mir, daß man in Leipzig meiner freundlich gedachte. Im Laufe des Nachmittags kamen noch mehrere andere Glückwünsche per Kabel, die mich vermuthen ließen, daß im „Börsenblatte" eine Notiz über meinen Gedenktag erschienen — was auch der Fall gewesen ist.

Bei der Möglichkeit, wenn nicht Wahrscheinlichkeit, daß ich, um etwaigen Demonstrationen zu entgehen, gerade dieses Tages wegen ausnahmsweise einmal mich von meinem Stammtische absentiren würde, kam kurz nach 12 Uhr Freund Christ. Padelinetti nach 25 Park Place an den Ladentisch und sagte einem Clerk, er wünsche die Schriften eines seiner Schulkameraden zu kaufen. In Wirklichkeit kam er aber, um mich zu erspähen, sich meiner Person zu versichern und mich dann nach unserem gewohnten Speisehause, zu John Doscher, zu begleiten, damit ich ihm nicht entwische. Dort erblickte ich weit vorn in dem langen Speisesaale an meinem Stammtische fremde Eindringlinge, was unangenehm war; dagegen sagten mir aber mehrere Kellner, daß im Hinterstübchen Jemand mich zu sprechen wünsche.

So war es auch. Dort saßen meiner wartend an einem festlich geschmückten Tische zwei andere Stammgäste, Fr. A. Ringler und Emil Unger, die mich nicht blos dadurch überraschten, daß sie von dem Tage gewußt, sondern noch viel mehr durch die Verschwiegenheit, mit welcher sie sammt Padelinetti wochenlang sich darauf vorbereitet und selbst die Freunde Theodor Kirchhoff in San Francisco und Wilhelm Müller zu poetischen Angebinden veranlaßt hatten, welche mir in der geschmackvollsten Herstellung der Ringler'schen Kunstanstalt überreicht wurden.

Nun, wir haben uns das Festmahl gut schmecken lassen als Abwechselung von unserem gewöhnlichen einfachen Gerichte mit obligatem Glase Bier. Da aber ein Jeder von uns, wie immer, am Nachmittage noch viel zu thun hatte, so ging bald Einer nach dem Andern wieder an seine Arbeit, fast so frisch wie am Morgen.

Nachdem ich nun gesehen, daß meine Heimlichthuerei nichts genützt hatte, die Sache vielmehr bekannt geworden war, und gar ein Berichterstatter kam mit der Erklärung, daß er schon Alles wisse, und nur meine Bestätigung bezw. Berichtigung etlicher Einzelheiten zu haben wünsche, damit er nichts Unrichtiges drucken lasse, ergab ich mich in mein Schicksal.

Am nächsten Morgen erschien ein Bericht in der „New Yorker Staats-Zeitung" sammt einem (allerdings 10 Jahr alten) Konterfei, und nun begann eine Tage, ja Wochen dauernde Reihe von Besuchen und schriftlichen und telegraphischen Beglückwünschungen derart, daß es mir allerdings sehr wohlgethan hat, solche Sympathie von zahlreichen Personen zu sehen, deren Theilnahme ich sehr hoch schätze. Dankerfüllt bin ich nicht nur darüber, daß ich den 14. Februar 1898 gesund und zufrieden

verleben konnte, sondern auch, daß ich bemerken durfte, wie ich mir, trotz meiner zurückhaltenden Natur, auf verschiedenen Seiten Anerkennung erworben hatte.

Unwillkürlich sind meine Gedanken zurückgegangen auf den Beginn meiner Laufbahn, auf Montag, den 14. Februar 1848, einen rauhen Wintertag, an welchem ich mich bei meinem unvergeßlichen Lehrherrn Bernhard Hermann in Leipzig zum Antritt meldete. Daran schließen sich andere mehr oder minder beachtens- und erwähnenswerthe Ereignisse aus dem nun verflossenen halben Säculum eines einfachen Geschäftslebens, welche in meinem Rückblicke eines nach dem anderen vor mir klar werden.

Bei der Absicht, mich nie „zur Ruhe zu setzen", sondern vielmehr nach Maßgabe meiner Gesundheit bis an mein Lebensende soviel als möglich in meinem Geschäfte thätig zu bleiben, fühle ich, daß sich mir voraussichtlich kaum jemals eine bessere Gelegenheit bieten wird, die in mir z. Z. noch lebhaften Erinnerungen niederzuschreiben und Anderen mitzutheilen, als gerade jetzt. Darum will ich Einiges daraus, und zwar mitunter selbst Unwesentliches, zu Papier bringen, wenn das auch verhältnißmäßig lange dauern wird, weil ich nur wenig Zeit — nämlich blos außerhalb der Geschäftsstunden — dazu erübrigen kann.

Ich thue das zunächst für Diejenigen, welche mir nahestehen und denen ich nur hin und wieder Dieses oder Jenes, nicht aber Alles, habe erzählen können. Dann aber auch für Geschäftsfreunde und Andere, welche mich nur aus schriftlichem Verkehre kennen, und endlich dürften diese Blätter vielleicht geeignet sein, Discussion zu erregen und hier und da eine Anschauung zu berichtigen, im Interesse des Lesers.

Dabei verhehle ich mir nicht, daß gar Manche mich für einen sonderbaren Menschen halten werden. Andererseits vermuthe ich aber auch, daß ungefähr ebensoviele Leser dieser Seiten meine Anschauungen mehr oder weniger billigen und theilen.

Ich beginne also mit meinen Plaudereien.

Im October 1832 geboren, verlor ich, noch nicht 6 Jahr alt, meinen Vater, der Gutsbesitzer in Gastewitz bei Oschatz in Sachsen war. Ende 1840 heirathete meine Mutter den dortigen Gutsbesitzer Ernst F. Clauß und brachte ihm drei Kinder mit: mich, den Aeltesten, meine Schwester Anna und meinen Bruder Otto. Im Juni 1842 verzog die Familie

nach Cunnersdorf bei Leipzig und wurden wir drei Kinder durch einen Hauslehrer unterrichtet, bis zu Ostern 1844 die zwei Brüder in die Lehr- und Erziehungsanstalt (das sogenannte „Freimaurer-Institut") in Dresden kamen, die Schwester aber nach Grimma in ein Pensionat.

Nachdem ich schon lange vorher mich entschlossen, Buchhändler zu werden, hatte ich bei meinem Abgange aus dem Freimaurer-Institute, nach meiner Confirmation, am Sonnabend vor Ostern 1847 vom Director Manitius ein Empfehlungsschreiben an einen früheren Schüler der Anstalt, Herrn August Büchner, damals in der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig, erhalten. In Begleitung meines Vaters stellte ich mich am Dienstag nach Ostern, den 6. April, Herrn Büchner vor, hörte von ihm aber, daß bei Hinrichs' keine Lehrlingsstelle offen war, wogegen er uns an C. H. Reclam senior verwies, als eine Buchhandlung, in welcher ein Lehrling sehr viel lernen könne. Wir gingen also dorthin und trugen dem Principal, Herrn Altendorff, unser Anliegen vor.

„Ja," sagte derselbe, „wissen Sie, meine Bedingungen sind: 3 Jahre Lehrzeit und 400 Thaler Lehrgeld, oder 4 Jahre Lehrzeit und 300 Thaler Lehrgeld."

„Schön," sagte mein Vater, „ich ziehe 3 Jahre Lehrzeit und 400 Thaler Lehrgeld vor."

„Ja, aber jetzt ist keine Stelle offen, Sie müssen bis zu Michaeli warten."

„Gut, mein Sohn wird warten."

Wir gingen zurück zu Herrn Büchner, um dies zu melden, und rieth derselbe, daß ich die Realschule besuche, während ich auf die Vacanz bei Reclam warte. Sofort begaben wir uns nach der nahegelegenen Realschule. Der Director Dr. C. Vogel examinirte mich, und obwohl ich in Weltgeschichte, die in Dresden wenig gelehrt worden, sehr schwach war, so bestimmte er mich doch für die III. Classe. Dort wurde ich bei 58 anderen Schülern der Letzte auf der siebenten Bank. Nach einigen Wochen machte der Classenlehrer und Mathematiker, Dr. Hering, mich zum Ersten auf dieser Bank und weitere 3 oder 4 Wochen später beförderte er mich zum Primus der Classe, nachdem der bisherige Inhaber dieser Auszeichnung, M. Cyriacus, irgendwie sein Mißfallen erregt hatte.

Pünktlich am Michaeli-Tage, den 29. September, meldete ich mich wieder bei Herrn Altendorff, mußte aber hören, daß er die mir versprochene Stelle inzwischen mit dem Sohne von Justus Naumann in Dresden besetzt hatte. Unter solchen Umständen fuhr ich fort, die Realschule zu

besuchen und nebenbei zu sehen, ob nicht anderswo in einer Buchhandlung eine Lehrlingsstelle frei werden würde. Endlich hörte ich von einer. Auf einer Jagdparthie bei meinem Onkel Kirchner in Gautzsch hatte Herr Bernhard Hermann meinem Vater gegenüber sich geäußert, daß er allenfalls einen Lehrling brauchen könne. Das Hermann'sche Commissionsgeschäft war nun allerdings ganz anderer Natur und bot viel weniger Gelegenheit, Sortimentskenntnisse zu erwerben, als das Reclam'sche, aber in Ermangelung einer anderen Lehrlingsstelle wurde diese freudig angenommen, und ich trat dort in den Buchhandel ein.

„Also," sagte Herr Hermann, als ich mich am Morgen des 14. Februar 1848 bei ihm meldete, „Du verstehst, fünf Jahre Lehrzeit und Du bezahlst mir Nichts und ich bezahle Dir Nichts. Wie heißt Du denn mit Vornamen?"

„Ernst," antwortete ich.

„Ach nein, das geht nicht," sagte er. „Ernst kannst Du nicht heißen. Wir haben schon einen Ernst. Wie willst Du sonst heißen?"

An meiner Mutter Namen, Julie, denkend sagte ich: „Julius, wenn Sie wollen."

„Nein, der Name gefällt mir nicht. Weißt Du was, ich will Dich Heinrich heißen."

„Schön, wenn Sie wollen."

So habe ich „Heinrich" — mit verschiedenen Adjectiven — geheißen zu Ehren seines jüngeren Sohnes, meines Freundes und Commissionärs Heinrich Hermann. Und zwar nicht blos während meiner Lehrzeit, sondern bis an sein Ende hat mein verehrter Lehrherr auf mein ausdrückliches Bitten mich „Heinrich" und „Du" angeredet.

Bald nach meinem Eintritte in die Lehre begannen die 1848er Unruhen, und die meisten jungen Leute im Leipziger Buchhandel sympathisirten mit dem revolutionären Elemente. Das paßte mir aber nicht, daher ich von den Gehülfen (Ernst Balde, Gustav Pfeiffer u. A.) mehr als einmal hören mußte: „Na, warten Sie nur, Heinrich, wenn's hier ordentlich losgeht, dann werden Sie Reactionär mit dem Alten zusammen aufgehängt."

Diese Drohung hat bei mir nicht gefruchtet, und bin ich nimmer ein Krakehler geworden.

An jenem 14. Februar 1848 hatte ich vormittags und nachmittags Pakete einzuholen. Gegen 4 Uhr war ich damit fertig und sagte dann

der Obermarkthelfer J. G. Herfurth: „Na, Heinrich, jetzt kommen Sie 'mal her, jetzt will ich Ihnen zeigen, wie man Pakete packt. Sehen Sie, erst das Maculatur glatt streichen, nun das Buch auflegen, nun so umwickeln, nun die Ecken accurat falzen und umbrechen. Jetzt mißt man nun den Bindfaden ordentlich ab: erst die Länge und die Seite, dazu die Breite und die Seite, nun am Faden nochmal so viel abmessen, d. h. zweifache Länge nehmen und ein Stückchen zugeben für den Knoten, und dann abschneiden. Nun machen Sie einen Knoten am Ende des Fadens ..... Zu schweren Paketen nimmt man die Maculatur doppelt und dicken Bindfaden, und zu kleineren Paketchen nur einen Bogen und dünnen Bindfaden ....."

Solche (vielen Leuten nie gegebene) Anweisung, Pakete richtig zu packen, alte Stücke Bindfaden zusammenknüpfen, Maculatur glatt streichen und verschiedene andere Anleitung ist mir sehr nützlich gewesen, ist die Grundlage für Accuratesse, System, Sparsamkeit und etliche andere Angewohnheiten geworden, die mir im Leben nicht nur nicht geschadet, sondern wesentlich genützt haben. Ebenso betrachtete ich es, da ich nun einmal nicht in einer Sortimentsbuchhandlung lernte, schon damals als sehr vortheilhaft für mich, daß ich während der ersten 15 Monate meiner Lehrzeit viel auf der Straße war. Ich hatte viel zu laufen und zu schleppen, während andere Lehrlinge, besonders die in Verlagsgeschäften, welche ich darum aber nicht beneidet habe, das nicht zu thun brauchten. Ich kam viel im Geschäftstheile der Stadt herum und sah Manches, was Andere nicht sahen. Das Interessanteste war mir das Gewühl in der inneren Stadt in den ersten Wochen der Ostermesse.

Für die zahlreichen Committenten gab's immer viel zu thun; bei Hitze und Kälte, bei Schnee und Regen — einerlei, die bestellten Sachen mußten zusammengeholt werden und der jüngste Lehrling mußte dabei helfen. Einmal war ich so durchnäßt, daß Herr Hermann ein Erbarmen mit mir hatte und sagte: „Hier, Heinrich, hast Du drei Thaler, gehe zu Rivinus & Heinichen und kaufe Dir ein Paar Gummischuhe."

Die Geschäftsstunden waren von 7—12 und 2—6 oder später; Unterricht in Sprachen bei Dr. Monicke, in Hauschild's Institut u. s. w. nahm ich morgens von 6—7 oder auch 5—7. Italienisch trieb ich in den Morgenstunden anderer Tage, auch Böhmisch und Russisch, mit dem Hintergedanken, später diese Sprachen — neben Französisch und Englisch, sowie etwas Latein und Griechisch — verwerthen zu können.

Nach der Ostermesse von 1849 brauchte ich nicht mehr Ausgänge zu

besorgen und Pakete einzuholen, da ein jüngerer Lehrling, Carl Kunze, eingetreten war. Mir wurden nun Arbeiten im Comptoir, Spedition und Auslieferung zugetheilt. Ich hatte bei Vorkommen auch ein wenig englische Correspondenz zu besorgen und das Sortiment für Privatkunden zu verschreiben. Zur Ostermeß-Abrechnung 1852 und 1853 nahm Herr Hermann mich als Hülfe mit auf die Buchhändler-Börse.

Was Herr Hermann mit anderen Lehrlingen nicht gethan, that er mir gegenüber; er bezeigte mir seine Zuneigung auf verschiedene Weise. So z. B. schickte er mich im October 1851 nach Dresden, um an seiner Statt an der Festfeier zum Jubiläum des Directors Manitius theilzunehmen. Im Jahre 1852 zahlte er mir regelmäßig ein Taschengeld. Zum Sylvesterabende hatte er mich in sein Haus geladen, und kündigte mir bei dieser Gelegenheit an, daß er mir den Rest meiner Lehrzeit erlasse. All diese Bevorzugungen und seine freundliche Behandlung berücksichtigend, kam es mir schwer an, ihm schon 3 Tage später, am Sonntag, den 3. Januar 1853, als ich mit ihm allein auf dem Comptoir arbeitete, sagen zu müssen, daß ich sobald als möglich austreten möchte, um in ein Sortiment zu gehen, welcher Wunsch in mir alles Andere überwog.

Das zu hören, war ihm unangenehm; es schien ihm ein Strich durch seinen Plan zu sein. Später fand er sich aber in den Gedanken, daß ich nicht bleiben wollte, und hat meinem Drange, nach Beendigung der Meßarbeiten, d. h. zu Pfingsten, in die weite Welt zu gehen, nichts in den Weg gelegt, vielmehr mich empfohlen, so oft sich eine Gelegenheit bot.

Am 8. Februar schrieb ich an alle größeren Commissionäre, und als ich mich am 15. d. M. ihnen vorstellte, lobten mehrere derselben meine saubere Handschrift und versprachen, mich in Vorschlag zu bringen, sobald eine geeignete Vacanz zu ihrer Kenntniß käme. Die Herren Dörster, Wagner, Köhler, Fleischer, Schulze, Geo. Wigand u. A. waren besonders freundlich. Durch Herrn Gustav Herfurth bei A. G. Liebeskind wurde ich an Woldemar Türk in Dresden empfohlen, bei welchem ich am Montag nach Pfingsten, d. h. am 16. Mai 1853, antrat.

In dem Türk'schen Geschäfte und überhaupt in Dresden, sowie bei dem angenehmen Umgange mit der Türk'schen Familie hat es mir ausnehmend gut gefallen, und es war gar kein Opfer, das ich brachte, als ich eine Offerte von L. Holle in Wolfenbüttel nicht annahm, welche derselbe mir im December 1853 mit dem Bemerken machte, daß er sich

erinnere, wie accurat ich seine Auslieferung und Spedition im Hermann'schen Geschäfte besorgt habe. Ich überreichte Herrn Türk den Brief mit den Worten: „Hier will Jemand mich Ihnen ausspannen; es wird aber nichts daraus, ich bleibe bei Ihnen." Nachdem er den Brief mit sichtlicher Erregung gelesen, gab er ihn mir zurück und sagte: „Na, das ist mir lieb, Sie sollen's auch nicht bereuen; ich werde Ihnen Zulage geben."

Darauf habe ich mich ein weiteres Jahr in meiner Stellung sehr wohl befunden; ich hatte geringe Bedürfnisse, trotzdem ich viel in der Natur und unter Freunden war, und sparte einen Theil meines kleinen Salärs.

Ende November 1853 hatte ich mich zum zweiten Male zur Aushebung für das Militär zu stellen. Ein Jahr vorher war ich in Leipzig als zu schwach zurückgestellt worden, aber jetzt glaubte ich stark genug zu sein. Unerwarteterweise wurde ich aber nicht zum Dienste ausgehoben. Einer der untersuchenden Aerzte, den ich später zufällig einmal traf, sagte mir, daß man, da die sich stellenden Leute mehr als genügend waren, Rücksicht auf diejenigen genommen hatte, welche durch den Militärdienst in ihrer Carriere gestört worden wären. Ich habe dagegen natürlich nicht protestirt, war aber zufrieden zu wissen, daß ich nicht als untüchtig befunden worden war.

Am 1. December 1854 erhielt ich einen Brief von Herrn Hermann, welcher lautete:

> „Lieber Heinrich.
>
> In dem Geschäfte meines Schwagers Bernhard Westermann in New York wird im Februar eine Stelle frei, die ich zu besetzen habe. Ich biete Dir diese Stelle an. Contract auf 3 Jahre, Ueberfahrt frei, Salär erstes Jahr 400 Dollars, zweites und drittes Jahr 500 Dollars.
>
> Meine Meinung ist: Du nimmst diese Stelle an; gefällt's Dir in New York, so ist's gut; gefällt Dir's aber nicht, wenn die drei Jahre um sind, und Du bist noch so brav, wie Du bisher gewesen, so werde ich weiter für Dich sorgen . . . . ."

Diesen Brief hatte ich noch nicht bis ans Ende gelesen, als in mir der Entschluß schon feststand, die Stelle anzunehmen. Nach Amerika zu kommen hatte ich noch gar nicht zu hoffen gewagt. Selbstverständlich war mir das viel lieber, als nach Böhmen oder Oesterreich oder Ruß-

land oder Italien zu gehen, wie ich bisher beim Gedanken an meine Zukunft im Sinne gehabt hatte. In diesen Ländern bestanden große Buchhandlungen, die im Besitze von Deutschen waren, und daß dereinst mein Name neben diesen genannt werde, war meine stille, unausgesprochene Ambition.

Ich sagte also Herrn Türk, daß ich Ende Januar austreten wolle, was ihm augenscheinlich sehr unangenehm war, und am Abend meldete ich Herrn Hermann, daß ich die mir angebotene Stelle gern annehme.

Am 2. Februar 1855 reiste ich von Leipzig ab, und verbrachte 6 Tage in London, ohne daß das schlechte Wetter mich abhielt, nach Anleitung eines Reisehandbuches so viel als möglich zu sehen.

Nach elftägiger Fahrt per Dampfer „Baltic" von Liverpool kam ich Mittwoch, den 21. Februar, am Fuße von Canal Street in New York an und wurde von demselben Herrn August Büchner, der mich vor 8 Jahren zu Reclam empfohlen hatte, und nun einer meiner zwei Principale geworden war, in Empfang genommen. Er brachte mich zunächst nach dem Locale in 290 Broadway, Ecke von Reade Street, und von dort aus nach Herrn Bernhard Westermann's Wohnung in 12 Willow Place, Brooklyn, wo ich freundliche Aufnahme fand, bis ich, 6 Tage später, gleich um die Ecke herum, in 47 Joralemon Street in ein amerikanisches Boardinghaus zog.

Dankerfüllt will ich gleich hier erwähnen, daß meine beiden Principale und deren Familien mich jederzeit auf das Freundlichste aufgenommen haben, was mehr als alles Andere mich mit Eifer für das Geschäft erfüllt hätte, wenn solcher nicht schon mir innegewohnt, wie es der Fall war.

Das Geschäft wuchs, und wir brauchten einen weiteren Gehülfen. Als solcher kam am 10. Februar 1856 ein Herr E. Wanhoff an, der schon in verschiedenen Buchhandlungen gewesen und mehrere Jahre älter war als ich. Diesem behagten die socialen und anderen Verhältnisse nicht, wie sich sehr bald herausstellte. Als wir am Sonnabend, den 15. Februar, zusammen nach Hause, d. h. nach Brooklyn gingen, war es schlechtes Wetter, es regnete auf den vorher gefallenen Schnee. Das machte mir nichts aus, denn ich trug Ueberschuhe; Wanhoff aber trug dünne Glanzlederstiefeletten, bekam nasse Füße und war verstimmt. Da, als wir eben vom City Hall Park auf die Straße traten, dem Astor House gegen-

über — ganz frisch und deutlich steht das in meiner Erinnerung — entlud sich sein Mißmuth, und er sagte zu mir: „Nein, Steiger, mit Ihnen ist's nichts; Sie rauchen nicht und spielen nicht, Sie trinken nicht und lieben nicht; nein, Steiger, mit Ihnen ist's nichts!"

Da hatte ich nun mein Urtheil, und wurde daraufhin ganz still. Weil ich aus Wänhoff's sonstigen Aeußerungen mir aber schon klar über ihn geworden war, so betrachtete ich seinen Tadel als ein Lob, bezw. als eine Ermuthigung, mir wie bisher so wenig als möglich Bedürfnisse anzugewöhnen. Wanhoff reichte natürlich mit seinem Salär nicht aus und ging bald nach Deutschland zurück. Ich dagegen hatte Alles, was ich brauchte, und behielt von den $400.00 Salär doch noch so viel übrig, daß ich für Weihnachtsgeschenke an Alle im Boardinghause (wo dergleichen noch nie vorgekommen war) und in der Westermann'schen Familie (wo Herr Westermann mit dem Finger drohend sagte: „Steiger, Steiger, das ist aber gegen die Kleiderordnung") und bald darauf für Herrn Büchner's Hochzeitsgeschenk ungefähr $80.00 ausgeben konnte. Während ich für mich selbst nicht viel brauchte, ist es mir immer ein Vergnügen gewesen, Anderen Geschenke zu machen.

Mit jedem Tage, besonders aber mit jedem schönen Sonntage, den ich in der Umgegend zubrachte, gefiel mir New York immer besser; ich fand auch Freunde, die mit mir harmonirten und ebensowenig an große Ausgaben gewöhnt waren.

Die Arbeiten im Geschäfte wuchsen fort und fort, und darum zog ich, der Zeitersparniß wegen, von Brooklyn herüber nach New York, nämlich nach 1 Whitehall Street, am Broadway bezw. Bowling Green. Dort hatte ich ein möblirtes Zimmer für $6.00 per Monat, und für $3.50 per Woche bekam ich volle Beköstigung bei M. Nehring in 115 Nassau Street. Das Vortheilhafte bei dieser Einrichtung war, daß ich in der Nähe des Westermann'schen Locales wohnte und aß, so daß ich nach dem Abendessen wieder hingehen und ruhig weiter arbeiten konnte.

Eines Abends im Juli 1856 klopfte Jemand an der Seitenthüre; ich öffnete, und herein trat Professor Ch. Short — damals am Kenyon College in Gambier, Ohio, — der einen Theil seiner Ferien in New York verlebte. Tagsüber besuchte er, dem draußen im Westen nur eine kleine Bibliothek zur Verfügung stand, die New Yorker öffentlichen Bibliotheken; am Abend aber verschaffte ihm der Umstand, daß ich bis um 10 Uhr nacharbeitete, die Möglichkeit, im Westermann'schen Locale neue Bücher, welche in den Bibliotheken noch nicht zu finden waren, in

Ruhe durchzusehen. Das war ihm ein Genuß, den er sich mehrere Abende gegönnt hat, und mir ist er infolgedessen bis an sein Lebensende zugethan gewesen.

Ein anderer Vortheil davon, daß ich in New York wohnte, war, daß ich vom October 1856 an als Mitglied der Mercantile Library den dort gebotenen billigen Unterricht benutzen konnte; Französisch und Spanisch trieb ich bei guten Lehrern an drei Abenden jeder Woche. Im Ladenverkehre fand sich hin und wieder Gelegenheit, diese Sprachkenntnisse zu verwerthen. Eines Tags hatte ich mit einem Cubaner zu thun; Herr Westermann merkte das und machte sich in meiner Nähe zu schaffen, um zu hören, wie weit mein Spanisch reichen würde. Ich wurde mit dem Käufer in dessen Sprache fertig, und daraufhin sah ich Herrn Westermann, der sich von seinem Gehülfen doch nicht „bieten lassen" wollte, ein spanisches Gesprächsbuch aussuchen, das er am Abende mit nach Hause nahm. Bei meinem nächsten Besuche dort sah ich es anscheinend häufig benutzt auf seinem Zeitungstische liegen.

Etliche Monate später kam eines Morgens ein Brief von dem Bibliothekar der U. S. Military Academy in West Point. Derselbe lautete sehr kurz: "Send us all those books." Herr Westermann, der diesen Brief geöffnet hatte, wußte nicht, was er davon halten sollte. Endlich ging er zu seinem Partner und sagte: „Büchner, wissen Sie, was das heißen soll?" Der las die Zeile, überlegte sich, schüttelte den Kopf und sagte: "No, kann mir nicht denken," und fuhr in seiner Arbeit fort. Nach einer Weile kam Herrn Westermann ein Gedanke; er nahm den Brief, kam zu mir, hielt ihn vor mich hin, und sagte: „Steiger, wissen Sie, was das bedeutet?"

„Ja," sagte ich, „ich habe dem Bibliothekar aus Brockhaus' Allgemeiner Bibliographie eine Liste militärischer Bücher ausgeschrieben, und er bestellt sie also alle."

Das war den Principalen eine angenehme Entdeckung, daß ihr Gehülfe, ohne daß sie eine Ahnung davon hatten, auch in seiner freien Zeit, auf seinem Zimmer für das Geschäft arbeitete, und zwar mit Erfolg.

Schon früher, d. h. im Juli 1857, kam mir der Wunsch, die Stadt Philadelphia einmal anzusehen. Ich bat um Urlaub auf 4 oder 5 Tage, und erhielt denselben sofort bewilligt. Am Sonnabend, den 11. Juli, stand ich um 2 Uhr mit meiner Handtasche in Jersey City in dem Wartesaale

der Bahn nach Philadelphia. Da hörte ich neben mir Einen fragen: „Hallo, Ernst, was willst Du hier?" Der so fragte, war mein ehemaliger Dresdener Schulkamerad Hugo Wolff aus Meerane, damals Clerk bei Schmieder Brothers in New York (jetzt Chef der Firma C. G. Röder in Leipzig).

„Ich will 'mal nach Philadelphia fahren und mir die Stadt besehen."

„So. — Weißt Du was," sagte Wolff, „hier ist der „Liederkranz", wir machen eben eine Sängerfahrt nach Philadelphia, schließ' Dich uns an, da kostet's Dich Nichts."

Das leuchtete mir ein und ich fuhr mit Wolff und den anderen Liederkränzlern nach Philadelphia, marschirte dort mit durch die Straßen, bis wir endlich müde, hungrig und durstig gegen 8 Uhr nach Jayne's Hall kamen, wo wir Bier und Butterbröte erhielten und Reden anhören mußten. Dann ging's ins Quartier. Ich kam in ein kleines Hotel in der Nord Vierten Straße, wo ich die erste Nacht mit Zweien, die folgenden drei Nächte aber doch mit Einem das Bett theilen mußte. Es kostete ja Nichts und Schnarchen bekam man als Zugabe.

Am Mittwoch Abend kamen wir wieder nach New York. Aus Dankbarkeit bat ich um Aufnahme in den „Liederkranz." Die Kosten waren nicht unerschwinglich: Eintrittsgebühr $1.00, monatliche Beiträge $0.25. Am Donnerstag wurde ich als Mitglied vorgeschlagen und am darauffolgenden Dienstage, den 21. Juli 1857, aufgenommen. Stimme und Schule hatte ich eigentlich so gut wie keine, ich durfte aber mitsingen; der Dirigent, Agriol Paur, meinte, — „er verdirbt wenigstens nichts."

Aber es waren kaum 4 Wochen vergangen, als ich zum weiteren Dienste mit der Feder requirirt wurde. Der bisherige Secretär hatte resignirt und dem Buchhändler traute man die nöthige Stilgewandtheit u. s. w. zu. Ich wurde daher als Secretär erwählt, welches Amt ich im Ganzen mehr als 8 Jahre bekleidet habe, viel von meiner freien Zeit darauf verwendend.

Der Verein wuchs, und größere Einnahmen erschienen wünschenswerth. Darum wurden am 6. October 1857 in der Vorstands-Sitzung folgende Erhöhungen beschlossen: Eintrittsgeld von $1.00 auf $2.00, jährlicher Beitrag von $3.00 auf $4.00; einmalige Zahlung für lebenslängliche Mitgliedschaft von $25.00 auf $50.00. Da es mir unzweifelhaft erschien, daß der gesammte Verein zwei Tage später die einstim-

mige Empfehlung des Vorstandes annehmen bezw. die betr. Erhöhungen beschließen werde, so beeilte ich mich, dem zuvorzukommen, brachte am nächsten Morgen dem Schatzmeister $25.00 und ließ mir seine Quittung für lebenslängliche Mitgliedschaft geben. Unter diesen Umständen habe ich seit 40 Jahren keine Beiträge mehr zu zahlen gehabt, die schon seit 28 Jahren $24.00 bezw. $30.00 per Jahr betragen. Solches Ausnutzen der Kenntniß eines Beschlusses, den die 10 oder 12 Mitglieder des Vorstandes gefaßt, und worauf die anderen nichts gethan, hat sich als vortheilhafteste Geldanlage, die ich jemals gemacht habe, erwiesen. Immerhin war es eine Speculation, welche ebensoleicht hätte mißglücken können, da es zu jener Zeit ja durchaus nicht sicher war, wie lange ich in New York bleiben könnte — vom Leben und Sterben ganz abgesehen. Jetzt bin ich der Dreizehnte in der Reihe der Veteranen des Vereins.

In der Folge war ich nicht blos singendes Mitglied und Secretär, sondern auch einer der Vergnügungs-Commissäre, die u. a. für Tanzmusik nach den Singproben am Donnerstag und Sonntag zu sorgen hatten. Einmal wurde ich sogar ausgesandt, um die rebellische Anführerin — Fräulein Scholer (später Frau Wilatus in Dresden) — sammt ihren Freundinnen zur Rückkehr zu bewegen, als der Frauenchor gestreikt hatte — und es gelang mir.

Demnach scheint es, als ob ich damals nicht ganz einseitig gewesen wäre. Das Tanzen, dessen Anfangsgründe mir auf des Vaters Gute die Mägde gelehrt, hatte ich in zwei Wintern bei den s. Z. berühmten Tanzkünstlern Bernhard Klemm und seiner Schwester in Leipzig besser gelernt. In New York sah ich aber, daß man Mehreres anders tanzte, als ich's bei den Geschwistern Klemm gelernt hatte. Daher habe ich zwei Winter auch die Tanzstunden des allbekannten Herrn Henry Meyen besucht, und mich dabei sehr wohl befunden. Später, d. h. nach 1870, ist mir allerdings die Lust zum Tanzen vergangen, und zum Singen hatte ich auch keine Zeit mehr.

Herr Jacob Windmüller, damals Präsident des „Liederkranzes" und im Wohlthätigkeitsausschusse der „Deutschen Gesellschaft" überaus thätig, versäumte keine Gelegenheit, derselben, des jährlichen Beitrags von $10.00 wegen, so viele neue Mitglieder zuzuführen, als ihm möglich war. So hatte er auch meine Erlaubniß erlangt, mich als Mitglied vorzuschlagen. Er that das in der stürmischen General-Versammlung

der Deutschen Gesellschaft am 17. November 1857, und ich fiel, sammt 15 Anderen, durch — das einzige Mal in meinem Leben bei einer solchen Wahl. Der Grund davon war, daß man im Lager der Conservativen nicht wußte, ob ich für Rudolph Garrigue als Präsident der Deutschen Gesellschaft stimmen würde, oder für Wilhelm Jellinghaus. Nachdem dieser Zweifel beseitigt, wurde ich in einer späteren Sitzung, am 18. Januar 1858, als Mitglied aufgenommen. Von 1869 bis 1897 bin ich Secretär der Deutschen Gesellschaft gewesen, d. h. länger, als irgend ein Anderer ein Amt darin bekleidet hat.

Anfang November 1857, d. h. drei Monate vor Ablauf meines dreijährigen Contractes, meldete ich den Herren Westermann und Büchner, daß ich am 1. Februar 1858 austreten und mich etabliren wolle. Das war eine unangenehme Nachricht, und ich wurde beredet, die Ausführung dieses Planes vorläufig ein Jahr zu verschieben und mit Gehaltszulage in meiner Stellung zu verbleiben.

Im October 1858 kam derselbe Gegenstand wieder zur Sprache, und das Resultat war, daß ich als stiller Theilhaber in das Geschäft B. Westermann & Co. aufgenommen wurde, mit einem Zehntel Gewinnantheil für 1859, einem Achtel für 1860 und '61, und einem Sechstel für 1862 und '63. Für jedes Jahr wurde eine gewisse Summe als Minimum garantirt, die mir voll gutgeschrieben worden ist, auch wenn der Reingewinn nicht die erwartete Höhe erreicht hatte, während ich in besseren Jahren mehr als den garantirten Betrag erhalten habe.

Dem wiederholt ausgedrückten Wunsche meiner Eltern entsprechend besuchte ich dieselben im Sommer 1859. Ich reiste am 23. Juli per Dampfer „Weser" (14 Tage) nach Bremen und über Hannover und Hamburg nach Leipzig, besuchte meine Eltern und zog die „Vetternstraße" im Sachsenlande. Fuhr dann nach Berlin, Dresden, Prag u. s. w.; sah hierauf Frankfurt, das Rheingau, Wiesbaden, und reiste über Stuttgart, Friedrichshafen, Rorschach, Sargans und Zürich nach Paris, wo ich 5 Tage blieb. Am 14. September ging's per Dampfer „Vanderbilt" in 12 Tagen von Havre nach New York zurück, nach einer Abwesenheit von 65 Tagen. Ich sehnte mich nach New York zurück. An Thätigkeit gewöhnt, hatte ich keinen Zeitvertreib aufgesucht; die weltbesprochene „deutsche Gemüthlichkeit", welche sich u. a. auch darin zeigt, daß die Herren sogar während der Geschäftsstunden mehrmals ins Wirthshaus gehen oder dies oder jenes Extra-Vergnügen „vom Zaune brechen", und

was dergleichen mehr ist: das konnte mir nicht imponiren. Daß viele Geschäfte von 12 bis 2 Uhr ganz geschlossen und unzugänglich waren, mißfiel mir, da ich gewohnt war, in New York zum Mittagessen nicht mehr Zeit zu nehmen, als gerade nöthig war. Und wenn auch die Mehrzahl der Anderen nicht so denkt — mir gefällt hierzulande Vieles besser. Es ist Geschmackssache. Ich bin nicht wieder draußen gewesen, mich zieht's auch nicht — New York ist gut genug für mich bis an mein Lebensende.

Im Jahre 1859 wurde Reade Street erweitert und zu diesem Zwecke das Eckhaus 290 Broadway abgerissen. Wir mußten also ausziehen und wurde das ganze große vierstöckige Gebäude 440 Broadway gepachtet und so vortheilhaft an Untermiether abgegeben, daß wir den Laden sehr billig inne hatten. Auf mein Ersuchen wurden, zwei Treppen hoch, zwei Zimmer abgetheilt und an Gehülfen im Geschäfte vermiethet, d. h. eines an Herrn Rud. Schramm und das andere an mich. Bei meiner Rückkehr, am 27. September, möblirten wir Beide unsere Zimmer, und haben uns da oben sehr wohl befunden. Da das Geschäftslocal so leicht erreichbar, so habe ich nach dem Abendessen ziemlich viel Zeit arbeitend darin zugebracht. Eines Abends habe ich nicht zeitig genug aufgehört, erkältete mich und mußte den nächsten ganzen Tag das Bett hüten, — das letzte Mal an einem Geschäftstage.

Herr Büchner war gewohnt, das Geschäft pünktlich zu verlassen; zu Hause hat er aber, wenn Arbeit vorlag, bis spät in die Nacht hinein daran gesessen. Er war das Vorbild eines unermüdlichen Arbeiters, dem Alles schnell von der Hand ging, und von dem ich sehr viel gelernt habe. Als Zögling der Hinrichs'schen Buchhandlung besaß er so umfassende Sortimentskenntnisse und hielt das Lager immer so gut assortirt, daß Aerzte, Professoren, Bibliothekare u. s. w. sozusagen auf das Westermann'sche Geschäft angewiesen waren.

Im Juli 1860 erbat ich eine Woche Urlaub, um eine Fahrt nach Boston, Cambridge sowie nach den Weißen Bergen in New Hampshire zu machen. Am Sonnabend, den 21. Juli, kehrte ich zurück — und dies ist der letzte Geschäftstag in meinem Leben gewesen, welchen ich ganz zum Vergnügen oder zur Erholung verlebt. Seit jener Zeit habe ich mich mit Sonntagen, Feiertagen und im Sommer dem Sonnabendnachmittage (gesetzlicher Halbfeiertag) begnügt; damit habe ich die nöthige Erholung vollauf gehabt. Ich halte dafür, daß, wenn Jemand correct

lebt, er's auch in New York aushalten kann, und nicht auf das Land zu ziehen braucht.

Nachdem ich am 13. Januar 1862 Mitglied der Deutschen Gegenseitigen Unterstützungs-Gesellschaft für Wittwen und Waisen (jährlicher Beitrag $10.00) geworden war, kam eines Tages eine intelligente junge Dame, die ich sehr gern hatte, und sagte so en passant: „Herr Steiger, sind Sie denn schon verheirathet?"

„Nein. Aber warum fragen Sie?"

„Ich habe gehört, daß Sie Mitglied der Wittwen- und Waisen-Gesellschaft geworden sind."

„Oh, das ist nur Vorsorge."

Sie ging. Leider war damals meine Zeit noch nicht gekommen; als sie aber kam und ich in der Lage war, mir ein Heim zu gründen und zu diesem Zwecke mich nach einer Lebensgefährtin umzusehen, d. h. als ich unter meinem Namen etablirt und mein eigener Herr war, da war mein Ideal von früher schon in Philadelphia verheirathet.

Selbst als Junggesell hatte ich übrigens damals schon einen eigenartigen Vorgeschmack von kleinen Hausstandssorgen. Komisch und kaum glaublich klingt, aber nichtsdestoweniger wahr ist, daß „der gefällige Herr Steiger" hin und wieder für die Haushaltung einiger Kunden, z. B. Prof. Joy, Dr. Franz Lieber u. A. einen raren Artikel zu besorgen hatte, nämlich — deutsche Dienstmädchen. Meine Aufwärterin verschaffte die gewünschten Personen für die Damen; mir dankten sie dafür.

Abgesehen von dem soeben Erwähnten scheint mir jetzt, daß ich damals — obwohl nominell nur Clerk bei B. Westermann & Co. — in verschiedener Weise zu Hülfeleistungen herbeigezogen worden bin. Ein mir vorliegendes Circulär vom 17. Februar 1862 erinnert mich daran, daß ich durch dasselbe als „provisorischer Secretär" die deutschen Frauen der wohlhabenderen Kreise zur Organisation eines „Frauen-Hülfsvereins zur Gründung eines deutschen Hospitals" eingeladen hatte. Die Damen versammelten sich daraufhin Samstag, den 22. Februar, um 3 Uhr, im Basement der Walker Street-Kirche; ich rief dieselben zur Ordnung, hielt eine kleine Anrede, schlug Frau Wesendonck als Präsidentin vor, was mit Applaus angenommen wurde — und eilte dann zurück an mein Pult in 440 Broadway. Bekanntlich hat dieser Frauen-Hülfsverein Großes geleistet. Ich erinnere mich nicht mehr, welche Damen — außer Frau Wesendonck — in jener ersten Versammlung zugegen waren, glaube aber annehmen zu dürfen, daß eine oder zwei derjenigen,

welche mir, ohne daß ich dieselben persönlich zu kennen die Ehre habe, zu meinem Gedenktage schriftlich gratulirt haben, mich von jener Zeit her kennen.

Im Februar 1863 sagte eines Tages, beim Weggehen aus dem Laden, Herr Wesendonck, der Präsident der Germania-Lebensversicherungsgesellschaft, zu mir: „Herr Steiger, ich werde Sie versichern."

"Well, all right."

„Kommen Sie 'mal 'runter zum Dr. Bernacki, der wird Sie untersuchen."

Gelegentlich ging ich zum Dr. Bernacki und wurde untersucht. Das Nächste, was ich darüber hörte, war, daß Herr Wesendonck mir eine Police für $5,000.00 brachte, wahrscheinlich darauf vorbereitet, daß ich sagen würde, $2,000.00 seien auch genug. Ich sagte das aber nicht, sondern zog meinen Check für die Prämie und gab ihm denselben. Bei seinem Weggehen sagte ich: „Nun darf ich mich doch auch noch in einer anderen Company versichern?"

„Gott bewahre, hier ist Ihr Check zurück, geben Sie mir die Police, ich lasse dafür eine andere auf $10,000.00 ausschreiben."

Er hat mich für ein gutes Risico angesehen, und sich darin nicht getäuscht; auch zwei andere Gesellschaften, in denen ich mich später versicherte, haben in mir einen wünschenswerthen Mann acquirirt, der auf seine Gesundheit achtet, soviel er kann. Während ich mit der Lebensversicherung für Frau und Kinder gesorgt, haben die Gesellschaften mit mir ein besseres Geschäft gemacht, als durchschnittlich mit anderen Versicherten.

Im Sommer 1863 war Herr Büchner in Europa und ich besorgte neben den meinigen auch seine Arbeiten, zu deren Bewältigung ich mehr als je die Abende benutzte. Nachdem er bei Hinrichs' in Leipzig und in anderen Buchhandlungen gewesen, arbeitete seit einiger Zeit Herrn Westermann's einziger Sohn, Charles, im Geschäfte und während Herrn Büchner's Abwesenheit nahm derselbe, als Principalssohn, mir gegenüber einen Ton und ein Benehmen an, daß ich mich endlich genöthigt sah, bei seinem Vater Klage zu führen. Dieser hielt dem Sohne eine solche Strafpredigt, daß ich annehmen durfte, fortan Ruhe vor ihm zu haben, bezw. er hieß ihn gehen. Am nächsten Morgen jedoch, am 17. September, theilte Herr Westermann mir mit, daß seine Frau zugunsten

des Sohnes vorstellig geworden sei, u. s. w. Da sah ich denn, daß mir bevorstand, über kurz oder lang hinausgedrückt zu werden.

In solcher Lage war ich, als sich mir zufällig eine Gelegenheit zeigte, die ich erfaßte. Herr F. W. Christern, der schon zweimal zuvor durch Andere um das Erworbene gekommen war, hatte gutmüthigerweise dem Joseph Wieck, einem zwar fleißigen, aber nicht genügend gebildeten Manne, welcher Zeitungshändler und -träger hier und auswärts mit deutsch-amerikanischen Zeitungen u. s. w. versorgte, mehrere Tausend Dollars vorgeschossen, und dann beim Zwangsverkaufe dessen Geschäft übernehmen müssen. Bei der großen Entfernung des Christern'schen Geschäftslocals (763 Broadway) von dem von Joseph Wieck (17 North William Street) war es für Herrn Christern unmöglich, das Wieck'sche Geschäft zu beaufsichtigen, welches ihm keine Freude machte, und er mußte darauf sehen, dasselbe ehestens zu verkaufen.

In unbequemer Lage befand also auch er sich, als ich ihn am Sonntag, den 20. September 1863, in seiner Wohnung in West 104. Straße besuchte, um ihm meine Erlebnisse mit Charles Westermann mitzutheilen. Wir kamen überein, daß ich das Geschäft vom 24. September an übernähme und unter der Firma „Joseph Wieck, Agent" durch Wieck für meine Rechnung weiterführen lasse. Am nächsten Morgen, den 21. September, theilte ich das Herrn Westermann mit, und da das Wieck'sche Geschäft nicht mit dem Westermann'schen concurrirte oder collidirte, so hatte er nichts gegen den Handel einzuwenden.

Mein Hintergedanke war natürlich, den Grundstock zu einem eigenen ausdehnbaren Geschäfte zu besitzen, sobald ich aus dem Westermann'schen hinausgedrängt werden würde. Diese Befürchtung schwand allerdings nach einiger Zeit, d. h. als Charles Westermann austrat und als Holzhändler u. s. w. ins Land ging.

Ich besorgte nach wie vor das Westermann'sche Geschäft bis 6 Uhr abends, aß dann und fuhr hierauf hinunter nach 17 North William Street, um aus den Geschäftsbüchern zu ersehen, was im Laufe des Tages vorgekommen war, sowie um Correspondenz zu führen und Sonstiges zu thun. Selten kam ich vor 12 Uhr nach Hause. Als Gehülfen hatte ich außer zwei anderen Robert Hennings engagirt, einen Sohn des Besitzers der ehemaligen Hennings'schen Verlagsbuchhandlung in Gotha.

Ich hatte in das Geschäft immer mehr Geld einzuschießen statt, wie gehofft, Profit einstecken zu können, und kam zu der Anschauung, daß nicht Alles mit rechten Dingen zuginge. Aus diesem Grunde änderte ich

am 1. Februar 1864 die Firma des Geschäfts aus „Joseph Wieck, Agent“, in „E. Steiger, vordem Joseph Wieck, Agent“. Das Resultat davon war, daß Wieck sich am nächsten Freitag bei mir ca. $450.00 holte, um damit unseren Bedarf (ungefähr 7500 Exemplare) der eben auszugebenden Nummer von „Leslie's Illustrirter Zeitung“ zu bezahlen. Am nächsten Morgen, Sonnabend, kam aber Hennings zu mir nach 440 Broadway mit der Meldung: „Herr Steiger, wir haben keine Leslie's; Wieck hat die ganze Continuation mit Ihrem Gelde gekauft und expedirt sie auf seine Rechnung, gegenüber, in 14 North William Street.“

Das war eine böse Situation — auf diese Weise war das ganze Geschäft ruinirt, denn ohne Kundschaft hatte das Lager keinen Werth mehr. Höhnend sagte mir Wieck: „Ich habe Ihnen Nichts fortgenommen, alle Ihre Sachen sind drüben in Ihrem Locale — u. s. w.“

Um kurz zu sein: infolge der Vermittelung mehrerer gemeinschaftlichen Freunde erklärte Wieck sich am Sonntag Nachmittag bereit, zu mir zurückzukommen und als mein Clerk weiter zu arbeiten gegen Zahlung eines festen Salärs und einer Tantieme vom Gesammtabsatze. Diese Bedingungen wären unannehmbar, bezw. ein Hemmschuh für die Entwickelung des Geschäfts gewesen, wenn ich nicht darauf gerechnet hätte, daß ich Wieck über kurz oder lang bei einer neuen Unehrlichkeit ertappen würde.

So kam es auch. Im August mußte er krankheitshalber einige Tage vom Geschäfte wegbleiben. Während dieser Zeit ersah ich aus der von den Kunden eingehenden Correspondenz, die ich selbst öffnete, daß er Rimessen im Betrage von mehreren Hundert Dollars unterschlagen und die Eintragungen in den Büchern entsprechend gefälscht hatte.

Mit diesen Beweisen in der Hand ließ ich ihm Freitag, den 19. August, beim Advocaten die Wahl, entweder ins Staatsgefängniß zu gehen oder aber allen Ansprüchen an mich zu entsagen und dagegen von mir $40.00 als Geschenk in Empfang zu nehmen, womit er nach wie vor rothe Tinte fabriciren könnte — mir aber nie wieder unter die Augen zu kommen. Wieck wählte natürlich das Letztere, unterzeichnete das betreffende Papier, nahm die $40.00, ging und hat mich nie wieder belästigt. Beiläufig fällt mir ein, daß seine Frau, die von dem unehrlicherweise heimgebrachten Gelde bequem gelebt hatte, bezw. um deren Bedürfnisse zu befriedigen Wieck mich und vorher Herrn Christern bestohlen hatte, nun nichts mehr von ihm wissen wollte, ihn seinem Schicksale überließ, und fortging.

Nun wäre ich allerdings gern am 1. October 1864 oder wenigstens am 1. Januar 1865 aus dem Westermann'schen Geschäfte ausgetreten. Unserem brieflichen Abkommen gemäß konnte die gegenseitige Kündigung aber nur am 1. Juli eines jeden Jahres f.r den darauffolgenden 1. Januar stattfinden. Demnach hatte ich noch 16 Monate in meinem derzeitigen Verhältnisse zu verbleiben, und habe nach wie vor dort meine Pflicht gethan, wenn auch die Abende und die Sonntage fortan in 17 North William Street verbracht wurden. Nachdem am 1. Juli 1865 beiderseitig gekündigt worden, gab ich am 30. December die verschiedenen Schlüssel in Herrn Westermann's Hände zurück und trat nach beinahe elfjährigem Wirken aus seinem Geschäfte.

Als mein eigener Herr begann ich nun am 1. Januar 1866 den Import deutscher Zeitschriften und Bücher auf meinen Namen, und das Geschäft entwickelte sich infolge Zusammenwirkens verschiedener Umstände ausnehmend gut.

Im Spätsommer des Jahres 1865 war Herr Karl Goepel aus Stuttgart hier, um seine Kinder zu besuchen und nahm die Gelegenheit wahr, mich zu beobachten u. s. w. Auf seine Empfehlung hin erhielt ich offenen Credit bei allen Stuttgarter und vielen anderen süddeutschen Verlegern. In Leipzig verschafften andere Freunde mir Credit, und es wollte in der That etwas heißen, daß z. B. Ernst Keil einem jungen Anfänger soviel Zutrauen zeigte, daß ich ihm nach und nach zur Ostermesse Saldi bis zu 14,000 Thalern, auf einmal, zahlte.

Immer mehr stellte sich heraus, daß auf Grund ihrer langen Beobachtung meiner Eigenschaften und Gewohnheiten auch andere Leute in New York mir Zutrauen greifbarer Art entgegenbrachten, mehr als ich je zu hoffen gewagt. Wenn es ein reicher Capitalist gewesen wäre, der mir das Geld angeboten, so hätte es in meinen Augen weniger Werth gehabt, als es der Fall war, da Friedrich Kapp, der Advocat und Geschichtsschreiber, welcher bekanntlich so fleißig gearbeitet, wie verhältnißmäßig nicht viele Andere, und damit ein Vermögen verdient hatte, mir $12,000.00 anbot und zahlte, und zwar gegen weiter Nichts als einen Brief von mir. Und nachdem er das gethan, verließ er New York und siedelte nach Berlin über. Es ist allerdings für ihn eine rentable Capitalanlage auf 3, bezw. 4 und 5 Jahre gewesen — aber ich hätte auch Unglück haben können, infolge dessen ihm ein Verlust erwachsen wäre. Das hat er aber nicht befürchtet.

Und so ist es mir jetzt noch wohlthuend, wenn ich mich erinnere, wie viel greifbare Sympathie mir vonseiten meiner Mitbürger entgegengebracht worden ist, und welch große Summen — außer der von Fr. Kapp — mir zur Verfügung gestellt wurden, ohne welche ich bei der schnellen Entwickelung des Geschäfts nicht hätte existiren können.

Im Hinblick auf solche mir gewordene Unterstützung habe ich dagegen von damals bis auf den heutigen Tag eine Anzahl Schuldner mit Nachsicht behandelt und ihnen verhältnißmäßig große Beträge gestundet, weil ich sie für ehrlich, fleißig, creditwürdig gehalten habe und noch halte, welche verdienen, in ihrem Kampfe um die Existenz unterstützt zu werden. Andere dagegen habe ich fallen lassen, besonders solche, die in ihren Bestellungen, ihren schriftlichen Aeußerungen u. s. w. zeigten, daß sie nicht viel von Accuratesse, Ordnung, System hielten, und daß dementsprechend auch ihr Charakter nicht der festeste und beste war. Ich habe derartige Erfahrungen mir als Warnung dienen lassen.

Aber nicht nur die pecuniäre und andere Unterstützung seitens meiner Freunde und Anderer muß ich erwähnen, sondern auch, daß ich hin und wieder vom Glücke wesentlich begünstigt wurde. In meiner geschäftlichen Laufbahn spielen Zufälligkeiten eine große Rolle. Daß ich zeitig am Morgen und auch noch spät am Abend, sowie am Sonntag zu sprechen, bezw. daß ich überhaupt am Platze war, während Concurrenten nicht zu erreichen, das hat mir zahlreiche und wichtige Verbindungen und Geschäfte zugeführt. Andererseits ist hin und wieder durch mein augenblickliches Eingreifen in Vorfälle so großer Verlust abgewandt worden, daß mir oft gegraut hat bei dem Gedanken, wie es wol geworden, wenn ich gegebenen Falls nicht zur Stelle gewesen wäre. Dagegen weiß ich nicht, daß jemals in meiner Gegenwart Etwas verkehrt gegangen, was voraussichtlich in meiner Abwesenheit besser gelungen wäre.

Ist es darum nicht natürlich, daß ich vorziehe, Woche ein Woche aus morgens nicht später als die Clerks, abends aber fast immer der Letzte im Locale zu sein und, in der Stadt wohnend, jede Minute erreichbar, statt aus dem oder jenem Grunde mich auf der Reise zu befinden, oder außerhalb der Stadt zu wohnen?

Natürlich lassen sich gewisse Geschäfte nur machen, wenn man zu den betreffenden Leuten reist, bezw. persönlich sie aufsucht. Bisher habe ich solche Geschäfte allerdings nicht machen können — fortan kann mein Sohn reisen, so lange er mich noch hat, so daß ich das vielseitige Geschäft leite, wo kaum eine Viertelstunde vergeht, ohne daß ich Dies oder Jenes

selbst zu entscheiden hätte. Eher entbehrlich bin ich wegen der Casse- und Bankgeschäfte u. s. w., welche zwei meiner Töchter zu besorgen in der Lage sind, die vormittags mit auf die Office kommen, wochenweise abwechselnd.

Es kommt ja auch hin und wieder vor, daß Geschäfte im Wirthshause besorgt werden, bezw. daß Jemand zu einer vortheilhaften Geschäftsverbindung kommt, weil er ein jovialer Gesellschafter ist. Was dabei aber andererseits versäumt und verloren wird, und wie dabei Gesundheit, Geldbeutel, Moral u. s. w. leiden — das wird gewöhnlich ganz übersehen. Mir sind solche Wirthshausgeschäfte sämmtlich entgangen. Wenn ich aber das Facit ziehe und überschlage, wie viel Andere auf diese Weise erreicht haben auf Kosten ihrer Gesundheit u. s. w., während ich mit Niemand während der Geschäftsstunden ins Wirthshaus gegangen bin, so bedaure ich nicht, daß ich vorgezogen habe, immer an meinem Posten zu bleiben.

Zufälligkeiten betreffend fällt mir auch ein, daß das vortheilhafteste Geschäft meiner ganzen Existenz mir s. Z. zugefallen ist, weil mein Concurrent dem betreffenden Verleger einen Brief schickte, der nachlässig, d. h. zu naß copirt war, und als respectwidrig angesehen wurde.

Am Montag, den 30. Juli 1873, erhielt ich von dem Deutschen General-Consul, Dr. J. Rösing, ein Briefchen, welches lautete:

„Lieber Herr Steiger,

Wegen einer ganz besonderen, Sie persönlich betreffenden Sache (erschrecken Sie nur nicht, es ist nichts Schlimmes, hat auch gar keine Eile) möchte ich Sie bitten, gelegentlich einmal auf dem General-Consulate vorsprechen zu wollen."

Begierig zu erfahren, was das sein könnte, fuhr ich schon am nächsten Tage hinunter nach 2 Bowling Green. Da sagte Dr. Rösing zu mir: „Hier habe ich Etwas für Sie; es ist Ihnen schon vor einem Jahre bestimmt gewesen, ich habe Sie aber bisher beobachten wollen, jetzt gebe ich's Ihnen." Es war der Kronen-Orden, für den ich alsbald das Danksagungsschreiben an Kaiser Wilhelm zu Papier brachte.

Am 4. Mai 1876 erhielt ich ein Kabelgramm aus Wien: „Gratulire herzlichst. Schwarz-Senborn." Ich wußte nicht, was das bedeutete, nahm aber an, daß der Geheimrath von Schwarz-Senborn, welcher der General-Director der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 gewesen war, dazu gratulirte, daß mir die Große Goldene Medaille zuerkannt worden.

Ich will hier bemerken, daß ich mit einem Enthusiasmus und einer Opferwilligkeit, deren ich mich heute noch freue, zu Ehren meines Adoptiv-Vaterlandes, der Union, eine Sammlung nordamerikanischer Zeitungen und Zeitschriften hergestellt und in 119 große Bände gebunden zur Weltausstellung geschickt hatte. Mein Vertreter, Louis Ritz, berichtete, daß diese Sammlung großes Aufsehen errege, und daß von verschiedenen Seiten der Wunsch geäußert worden sei, dieselbe für eine der größeren Bibliotheken des betr. Staates zu erhalten. Er meldete in Bezug darauf u. a. auch, daß ein Vertreter der russischen Regierung eine anständige Summe und dazu einen russischen Orden geboten, wenn ich die Sammlung nach Rußland gehen ließe. Das war aber nicht nach meinem Sinne. Ich beauftragte vielmehr Herrn Ritz, diese 119 Bände der Wiener K. K. Hof- und Staatsbibliothek als mein Geschenk anzubieten, wenn die Direction dasselbe annehmen wollte. Dieses Anerbieten wurde angenommen und besitzt Wien also die eigenartige und einzige Sammlung von Proben der periodischen Presse Nordamerika's aus den ersten Monaten des Jahres 1873.

Ich vermuthete also, die telegraphische Gratulation des Geheimraths von Schwarz-Senborn sollte mir melden, daß ich die Große Goldene Medaille "pro literis et artibus" erhalten habe. Daß diese Vermuthung aber irrig war, ersah ich, als ungefähr 12 Tage später ein Brief aus Klagenfurt kam mit der Adresse: „Seiner Hochwohlgeboren, dem Herrn Ernst Ritter von Steiger, Buchdruckereibesitzer zu New York." Derselbe enthielt eine Gratulation zur Verleihung des Franz Josephs-Ordens mit dem daran geknüpften Ersuchen um eine Schenkung an das dortige Militär-Waisenhaus. Am 31. Mai wurde ich auf das hiesige Oesterr.-Ungar. General-Consulat geladen. Dort fragte mich, in Abwesenheit des General-Consuls und anderer Vorgesetzten, der Canzlei-Chef Meyer, obwol er mich schon seit länger als 10 Jahren kannte, pflichtschuldigst: „Sind Sie der Buchdruckereibesitzer Ernst Steiger?"

„Ja, Herr Meyer," antwortete ich.

„Nun, da habe ich Etwas für Sie. Seien Sie nun so gut und unterschreiben Sie den Revers."

Damit hatte ich denn die zweite Decoration erhalten, die mir allerdings viel lieber war, als eine weitere Medaille zu den verschiedenen anderen, welche ich schon besaß. Ich habe, beiläufig bemerkt, noch keine Veranlassung gehabt, diese beiden Orden zu tragen, und werde vermuthlich auch nie dazu kommen, d. h. mich weder in Berlin, noch in

Wien vorstellen. Angenehm ist aber doch das Bewußtsein, dieselben als überseeische Anerkennung meiner Thätigkeit als deutscher Buchhändler erhalten zu haben, beinahe noch werthvoller wären sie mir aber, wenn anderer Leute Angabe richtig: daß ich der einzige amerikanische Bürger sei, der beide zugleich besitzt. Meine Familie und meine Freunde brauchen sich deßwegen meiner nicht zu schämen.

Es kann nicht in meiner Absicht liegen, und paßt eigentlich auch nicht in den Rahmen dieser Plaudereien über Persönliches, auf diesen Blättern von der Entwicklung meines Geschäfts systematisch und ausführlich zu sprechen. Dagegen haben Andere schon vor vielen Jahren darüber geschrieben. Einer dieser Artikel erschien im „Buch der Welt" (Stuttgart), Jahrg. 1872, Nro. 27 u. 28, unter der Ueberschrift „Ein deutscher Buchhändler in Amerika", und ein Theil desselben ist das Folgende:

„. . . Nach beendigter Lehrzeit trat Steiger als Gehülfe in die Sortiments-Buchhandlung von Woldemar Türk in Dresden und erwarb sich während einer kaum zweijährigen Thätigkeit in diesem Hause die Zufriedenheit auch dieses Principals in so hohem Grade, daß dieser noch im Sommer 1865 von Steiger sagen konnte: „Er war das unerreichte Muster eines Buchhandlungs-Gehülfen — er wird auch das Muster eines Principals werden."

„Im December 1854 erhielt Steiger durch seinen ehemaligen Lehrherrn den Antrag, eine Gehülfenstelle in der Buchhandlung von Bernhard Westermann & Co. in New York anzunehmen — eine äußerst willkommene, seltene Gelegenheit zur weiteren Ausbildung, welche Steiger sofort ergriff.

„Von Februar 1855 bis Ende 1865 — also nahezu 11 Jahre — finden wir nun Steiger in diesem Hause, bemüht ein tüchtiger Kämpe zu werden auf dem Gebiete, welches er sich zur Arena erkoren. Hier erwarb er sich jene genaue Kenntniß von Land und Leuten, hier studirte er die Geschichte der Pioniere des deutschen Buchhandels in Amerika, die Ursachen ihres Aufschwungs und Verfalls, hier ward es ihm zuerst klar, wie er unter weiser Benützung früherer Erfahrungen und richtiger Erkenntniß der Gegenwart bald eine Achtung gebietende Stellung unter seinen Berufsgenossen erringen werde. Von nun an stand sein Sinn nach Selbstständigkeit; doch erst im Jahre 1863 — selbst noch Gehülfe des Westermann'schen Hauses — gelang es ihm, eine kleine deutsche Zeitungs-Agentur in No. 17 North William Street in New York anzu-

kaufen, zu deren geschäftlicher Oberleitung ihm nur die späten Abendstunden disponibel blieben — und 24 Jahre hindurch versah er den zweifachen Dienst eines Principals und Gehülfen.

„Mit dem Ende des Bürgerkrieges, 1865, mit der Wiederkehr geordneter Zustände, und endlich mit dem während des Bürgerkrieges gewachsenen Einfluß der Deutschen erschien Steiger der Zeitpunkt gekommen, seine Erfahrungen für sich zu verwerthen. Er schied Ende 1865 aus dem Westermann'schen Hause, um seiner kleinen, anfangs von drei Gehülfen versehenen Zeitungs-Agentur die systematische Pflege angedeihen zu lassen, unter welcher dieselbe nach kaum 5 Jahren zur bedeutendsten deutschen Buchhandlung in den Vereinigten Staaten herangewachsen ist.

„Die Geschichte des deutschen Buchhandels dürfte wohl ohne Parallele sein für das schnelle, andauernde Prosperiren eines Geschäftes wie das Steiger'sche, dessen Personal binnen 5 Jahren auf die Gesammtzahl 90 angewachsen ist — es wird aber auch nur wenige Buchhändler geben, welchen ihr Ziel und die Wege, auf denen es erreichbar, so klar vorschwebten, wie Steiger.

„In allen Kundgebungen, in jedem Schritte Steiger's seit 1866 (seit welcher Zeit Steiger mit dem deutschen Buchhandel direct verkehrt), manifestirt sich eine Sicherheit, eine Entschiedenheit, wie sie nur tiefinnerster Ueberzeugung entspringen können. Man merkt es, dieser Mann weiß, was er will, und wird es auch vollbringen.

„Materielle Erfolge konnte man einem solchen Manne unschwer voraussagen, und wenn wir dieselben bei dieser Gelegenheit besonders erwähnen, so geschieht es nur, um unsere Befriedigung darüber auszudrücken, daß Jemand diese Mittel im Dienste der Wissenschaft und schönen Künste verwerthet. Ist hierfür auch Steiger bereits die Anerkennung seiner Mitbürger und der gesammten Vereinigten Staaten-Presse in einem Grade zu Theil geworden, welcher beredtes Zeugniß ablegt für den hohen Werth, welchen man Steiger'schem Wirken jenseits des Oceans beimißt, so möge es nun ein freudiges Echo in der alten Heimath finden, die sich ihrer verdienstvollen Söhne gern erinnert. Classificiren wir die Steiger'sche Thätigkeit in

Steiger als Bücher- und Zeitungs-Agent,
Steiger als Verleger,
Steiger als Förderer gemeinnütziger humaner Bestrebungen und Privatmann,

und betrachten wir diese Momente in der Reihenfolge, in welcher sie im

Verlaufe seiner Thätigkeit zur Geltung gelangen. Wohl wissend, daß das Buchgeschäft in Amerika noch durch das Zeitungsgeschäft bedingt wird, war Steiger seit Anbeginn bemüht, neue Absatzfelder für deutsche Zeitschriften, Zeitungen und populäre Lieferungswerke zu schaffen, und in welchem Umfange ihm dies gelungen, dafür zeugen die nahezu 100,000 deutsch-amerikanischen Wochenblätter, sowie die noch größere Zahl der importirten deutschen Zeitschriften, Bücher und Lieferungswerke, welche nunmehr allwöchentlich den Namen Steiger bis in die entlegensten Winkel der Union tragen und ihm neue Freunde erwerben. Indem es Steiger solchergestalt verstanden, das schlummernde Interesse für deutsche Literatur zu wecken, hat er gleichzeitig dazu beigetragen, die seither theilweise zur Durchführung gelangte Idee der Einführung des deutschen Sprachunterrichts in die öffentlichen Schulen der Vereinigten Staaten vorzubereiten und zu einer populären zu machen.

„Schon seit Jahren dem Gedanken an die Erhebung des deutschen Sprachunterrichts zum Lehrgegenstande mit Vorliebe nachhängend und im unerschütterlichen Vertrauen auf den schließlichen Triumph der deutschen Sache, half Steiger jene Serien von populären deutschen Schulbüchern schaffen und vervollkommnen, welche sich jetzt einer so umfassenden Verbreitung erfreuen, daß beispielsweise während der letzten 5 Jahre allein gegen eine halbe Million Steiger'scher Lesebücher ihren Weg nach allen Theilen der großen Republik und Canada's gefunden haben — wir wählen absichtlich die Worte „schaffen", „vervollkommnen", denn Steiger ist der intellectuelle Urheber seiner Schulbücher und besitzt in mehr als einer Eigenschaft activen Antheil an der Autorschaft.

„Aber nicht nur auf diesem Gebiete, sondern allseitig anregend wirkt Steiger. Hiefür zeugt sein Preisausschreiben von 800 Dollars für die beste, objectiv gehaltene, ca. 50 Octavseiten füllende „historische Skizze des selbständigen geistigen Lebens der Deutschen in Nordamerika, speciell behandelnd die deutsch-amerikanische Presse und deren Einfluß auf die Gestaltung der Verhältnisse in der Union", hiefür die uns vorliegenden Werke: „Kapp's Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika", „Karl Rühl's Californien"; hiefür die erst kurz erschienenen Anthologien: „Heimathgrüße aus Amerika", „Dornrosen" (die ersten und einzigen bis dahin existirenden Sammlungen deutsch-amerikanischer Lyrik), welche wir beinahe ausschließlich der Opferwilligkeit Steiger's verdanken, und hiefür endlich Steiger's jüngste Aufforderung an sämmtliche deutsch-amerikanischen „Schöngeister", Beiträge für eine weitere Sammlung vorzubereiten.

„Wie wir sehen, ist Steiger unaufhörlich bemüht, diesen theils vollendeten, theils in Aussicht genommenen, jetzt noch vereinzelten Vorläufern deutsch-amerikanischer Original-Literatur zahlreiche Gesellschaft zu geben, und daß er in diesem Streben — ohne die geringste Aussicht auf materiellen Gewinn — nicht ermüdet, dieser Umstand ist es, welcher ihn als Verleger weit über das Niveau des gewöhnlichen Verlagsbuchhändlers erhebt und uns gestattet, ihn schon jetzt den Besten seines Berufs beizuzählen.

„Wo immer es sich darum handelt, literarische Bedürfnisse zu wecken, wo immer es galt, die Landsleute zu reger Thätigkeit, zur Entfaltung ihrer Geisteskräfte im Dienste des Deutschthums und der Wissenschaft zu animiren, überall finden wir Steiger an der Spitze der Bewegung. An ihn pflegen sich daher Vorleser mit ihrem Anliegen, Schriftsteller mit ihren Manuscripten, kurz all' jene Männer zu wenden, welche sich mit ihm zu gemeinsamem Streben vereinen wollen und in ihm den selbstlosen Förderer deutsch-amerikanischer Original-Literatur erkannt haben.

„So geschah es denn unter Anderem, daß Steiger zum Träger der von einigen angesehenen Frauen und Männern ausgehenden Propaganda für Fröbel's Kindergartensystem wurde, daß er darauf bezüglichen Kundgebungen auf eigene Kosten größte Publicität gab und nicht nur dahin gehörende Werke importirte, sondern auch selbst eine Autorität auf diesem Gebiete zur Abfassung solcher, amerikanischen Verhältnissen angepaßten Lehrbücher veranlaßte.

„Sollte Fröbel's System — wie sehr zu wünschen — schon in allernächster Zeit auch jenseits des Oceans seine segensreichen Wirkungen äußern, so wird Steiger's Initiative jedenfalls von großem Einfluß gewesen sein.

. . . .

„Wie wir hören, beabsichtigt Steiger gar noch seine stille Häuslichkeit — in der während der Nachtstunden schon so manche geschäftliche Arbeit gediehen ist — zu einem Sammelplatze sinnverwandter geistiger Capacitäten zu gestalten, welche sich mit ihm zu gemeinsamem Streben im Dienste um Deutschthum, Schule und Wissenschaft verbinden wollen.

„Steiger lebt regelmäßig, einfach und zurückgezogen im Kreise der Seinen, er betheiligt sich selten an geräuschvollen geselligen Vergnügungen, denen er gleichwohl nicht unbedingt abhold ist. Ernst, wie sein Streben, so ist auch der Ausdruck seines Gesichtes, dem die hohe Energie seines Charakters zu Zeiten das Gepräge der Härte zu verleihen scheint.

Gerecht und nachsichtig gegen Andere, ist Steiger die Strenge gegen sich selbst und erlaubt sich keine jener Zerstreuungen, welche ihn von seinem Ziele entfernen könnten.

„Möge ihm noch lange jene eiserne Gesundheit erhalten bleiben, welche ihn bisher begleitete, und möge er fortfahren, sein „Pfund" zu seinem und seiner Mitmenschen Besten zu verwerthen, auf daß dereinst auch die Nachwelt sich seiner in dankbarer Liebe erinnere."

Sechs Jahre später veröffentlichte Friedrich Kapp, der in Berlin als Mitglied des Deutschen Reichstags thätig war und nebenbei seine historischen Forschungen fortsetzte, weiterhin auch dazu ausersehen wurde, die „Geschichte des deutschen Buchhandels" zu schreiben (Band I erschien 1886, nach Kapp's Tode ist Dr. Oscar von Hase mit der Fortführung dieses Werkes beschäftigt), in Rodenberg's „Deutsche Rundschau" für Januar 1878 eine ziemlich erschöpfende Studie unter der Ueberschrift „Der deutsch-amerikanische Buchhandel". Aus dieser Arbeit, welche das Resultat vieler Mühe und scharfer Beobachtung eines competenten Historikers ist, und Thatsachen und Zahlen vorführt, an denen sich nichts ändern läßt, aus dieser Arbeit, welche wahrscheinlich nur wenigen Lesern dieser Blätter bekannt ist, will ich hier den Schluß abdrucken, wenn darin auch zum Theil wiederholt wird, was anderswo schon ausgesprochen worden ist.

Friedrich Kapp sagt („Deutsche Rundschau", IV, 4, S. 62—70):

„. . . Wenn nun in der ersten Periode der Geschichte des deutsch-amerikanischen Buchhandels die primitive Methode des Hausirens überwog, in der zweiten aber sich allmälig das nach deutschem Muster gebildete Sortimentsgeschäft entwickelte, so folgt daraus, daß der Mann, welcher es verstand, jene beiden Arten der buchhändlerischen, bisher nebeneinander gehenden Thätigkeit zusammenzufassen und zur höheren Einheit zu verbinden, sich eine hervorragende Stellung sichern mußte, um so mehr, wenn ein einträglicher Verlag zur Unterstützung der Anstrengungen in anderer Richtung beitrug. Ein solches Geschäft hat Ernst Steiger in New York durch seine Berücksichtigung der Bedingungen und Bedürfnisse des amerikanischen Marktes, seinen unermüdlichen Fleiß, seine Hingebung an die Interessen seines Berufs und die verständige Ausnutzung der ihm zu Gebote stehenden Mittel aufgebaut, so daß er gegenwärtig als der bedeutendste deutsche Buchhändler in den Vereinigten Staaten dasteht. Steiger, geboren 1832 bei Oschatz in Sachsen und bei

Bernhard Hermann in Leipzig von 1848 bis 1853 zum Buchhändler gebildet, trat 1855 im Februar als Gehülfe in das Haus B. Westermann & Co. in New York ein und verließ dieses 11 Jahre später, nachdem er bereits im September 1863 ein kleines deutsches Geschäft gekauft hatte, das sich mit der Spedition von deutsch-amerikanischen Blättern und mit dem Verlage einiger deutschen Schulbücher befaßte. Am 1. Januar 1866 übernahm er die persönliche Leitung desselben. Zunächst dehnte er seinen Schulbücherverlag aus und verbreitete ihn durch persönliche Bemühungen und äußerst günstige Bedingungen im ganzen Lande. Bis dahin wurden Schulbücher noch in großen Partien von Deutschland bezogen, einestheils, weil die aus Deutschland eingewanderten Lehrer an den Büchern hingen, nach welchen sie ihr Lebtag gelehrt, ja wohl gar selbst gelernt hatten, und anderntheils, weil es wirklich für viele keinen passenden Ersatz in Amerika gab. Mehr aber als dieser Umstand, sowie der hohe Preis, mangelhafter Druck und zu leichter Einband, wirkte auf deren Beseitigung der Uebelstand hin, daß selten genügender Vorrath zu haben war, um eingehende Bestellungen sogleich ausführen zu können.

„Dies war der größte Vortheil, den Steiger bei der Einführung der von ihm nach und nach und mit besonderer Sorgfalt hergestellten Schulbücher fand. Damit neue Auflagen schnell gedruckt werden können, hat er von einem jeden Buche Stereotypplatten hergestellt, wie er überhaupt dem Grundsatze folgte, daß ein Buch, welches die Extrakosten des Stereotypirens nicht werth sei, auch nicht gedruckt zu werden verdiene. So ist es gekommen, daß — außer den vier Nummern der Leipziger „Lebensbilder", Heyse's „Leitfaden", Oltrogge's Lesebüchern und einigen anderen — nicht viel Schulbücher mehr in großer Anzahl aus Deutschland bezogen werden. Die amerikanischen Verleger aber überflügelte Steiger durch Herstellung von Lehrbüchern der deutschen und französischen Sprache, in welchen Fächern noch Raum für bedeutende Verbesserungen war.

„Naturgemäß führte der ursprüngliche Charakter seines Geschäftes Steiger zunächst zur Ausdehnung seiner Zeitschriften-Spedition auch auf die in Deutschland erscheinende periodische Presse, deren Erzeugnisse er, auf Grund einer bis dahin ungewohnten pünktlichen Erledigung der ihm gewordenen Bestellungen, mit jedem Jahre in immer größerem Umfange importirte. Dann ging er zum Sortimentsbuchhandel über und hob diesen durch dieselben geschäftlichen Mittel zu hoher Bedeutung. Mit diesen Zweigen seines Geschäftes aber verband er eine reiche Kindergarten-Literatur nebst Spielen, den Vertrieb der vortrefflichen Schedler'schen

Serie von Himmels- und Erdgloben, deren Preise von $1.00 bis $175.00 stiegen, eine Leihbibliothek, Buchdruckerei und Buchbinderei. Steiger's Nachdruck war im Ganzen wenig belangreich und hat in den meisten Fällen die Kosten nicht gedeckt. Auch seine Versuche, Originalarbeiten der Deutschen in Amerika auf den Markt zu bringen, scheiterten an der Gleichgültigkeit des Publicums. Von seinen Verlagsartikeln auf diesem Gebiete haben nur wenige größere Verbreitung gefunden; andere aber kaum die Kosten gedeckt. Unter diesen Umständen concentrirte er seine Hauptthätigkeit auf den Verlag seiner Schulbücher und die Förderung seines Sortiments namentlich dadurch, daß er Cataloge über alle Zweige der von ihm vertretenen Wissenschaften anfertigte und verbreitete. Ende 1872 waren in seinem Geschäfte mehr als 50 Handelsgehilfen und Schreiber, außer ihnen aber noch 60 andere Personen, als Setzer, Drucker, Buchbinder, Laufburschen 2c., beschäftigt.

„In Amerika fehlt es an einer Organisation und Wechselbeziehung, wie sie im deutschen Buchhandel besteht. Während bei uns das Bekanntmachen neuer Erscheinungen zum großen Theil durch die Sortimentsbuchhändler geschieht, welche die von den Verlegern in Commission erhaltenen Exemplare ihren Kunden vorlegen oder zur Ansicht zuschicken, existirt in der Union ein ähnlicher Verkehr weder zwischen Verlegern und Buchhändlern, noch zwischen Buchhändlern und Bücherkäufern. Fast Alles wird ohne die Berechtigung zur eventuellen Rücksendung, und auch nur auf kurzen Credit verkauft; dafür aber ist es Aufgabe des Verlegers, selbst eine Nachfrage nach seinen Verlagsartikeln unter dem Publicum hervorzurufen. Dem auf diese Weise entstehenden Bedarfe entsprechend kaufen dann die Buchhändler Exemplare neuer Bücher für ihr Lager.

„Die verschiedenen Mittel, ein Buch bekannt zu machen, sind meistens kostspieliger, als dessen Herstellung selbst; viele Hundert Recensionsexemplare müssen verschickt werden, und um diesen eine wirkungsvolle Besprechung zu sichern, begleiten theuere Inserate die Einsendung. In vielen Fällen sind des Verlegers Anzeigen Jahr ein Jahr aus in den Spalten der Blätter zu finden, auf deren Empfehlung er für seine Neuigkeiten rechnet. Es ist Thatsache, daß unzählige Zeitungen und Zeitschriften ohne die Einnahme für Inserate von Büchern gar nicht existiren könnten. Diese Zustände erklären auch, wie bedeutende Verlegerfirmen eigene Organe gegründet haben und unterhalten, hauptsächlich um ihren Büchern auf billigere Weise eine entsprechende Bekannt-

machung zu sichern. Dieser Gesichtspunkt war maßgebend selbst bei solchen Zeitschriften wie Harper's Magazine und Harper's Weekly, Lippincott's Magazine, Appleton's Monthly, Scribner's Monthly und ähnlichen, welchen man es jetzt nicht mehr ansieht, daß sie zuerst nur das Organ des betreffenden Verlegers sein sollten.

„Die oben angedeutete Kostspieligkeit der Mittel zur Erzeugung der nöthigen Nachfrage macht es begreiflich, daß von Romanen und ähnlichen Büchern 10,000 oder selbst 20,000 Exemplare verkauft werden, ohne daß der Verleger Etwas dabei verdient. Ueberraschenderweise ist bis vor kurzer Zeit von Seiten der amerikanischen Verleger noch wenig Aufmerksamkeit darauf verwandt worden, daß ihre Artikel gehörig catalogisirt werden, ein Verfahren, welches sich im deutschen Buchhandel, trotz der fast wie Kostenlosigkeit aussehenden Billigkeit, als so wirkungsvoll und nachhaltig erweist. Die Erklärung dafür ist in der Thatsache zu suchen, daß das althergebrachte Inseriren verhältnißmäßig wenig Mühe macht, die Herstellung und Verbreitung von Catalogen aber schwierig und umständlich ist. Deutsche schrecken allerdings vor dieser Arbeit nicht so leicht zurück, und alle größeren deutschen Buchhändler in Amerika haben mehr oder minder vollständige Cataloge der Bücher, die sie auf Lager haben, veröffentlicht.

„Steiger war von der Wirksamkeit dieses Vorgehens behufs Gewinnung neuer Kundschaft so sehr überzeugt, daß er auf Herausgabe und möglichst weite Verbreitung von Catalogen mehr Aufmerksamkeit und größere Summen verwandt hat, als irgend ein Buchhändler vor ihm, während man seine Anzeigen vergeblich in Zeitschriften und Zeitungen sucht. Ich zweifle nicht daran, daß sein Verfahren das richtige ist. Es liegen mir etwas über 50 Steiger'sche Sortimentscataloge vor, die von 24 bis 240 Seiten stark sind und sich auf alle Felder des Wissens erstrecken. Von einigen sind schon 5 oder 6 Umarbeitungen erschienen, und es gibt deren, welche in mehr als 40,000 Exemplaren verbreitet worden sind; sie wurden fast ausschließlich durch die Post gratis und franco an bestimmte Personen — Buchhändler und Private — versandt, deren Adressen zu sammeln allein eine sehr große Arbeit und Aufmerksamkeit erforderte. Auf ihre Herstellung und Verbreitung wurde aber, wie mir Steiger auf meine Anfrage mittheilte, die für deutsche Verhältnisse überraschende Summe von mehr als $70,000 verwandt. Inzwischen aber darf man es als einen glücklichen Umstand und als einen Dienst ansehen, welcher der deutschen Literatur im Allgemeinen geleistet worden ist, daß

ohne Kosten für die Verleger dem Bücher kaufenden Publicum in Amerika das Beste aus allen Fächern genannt und zum sofortigen Bezuge geboten worden ist.

„Daß übrigens bei diesen bibliographischen und einschlägigen Arbeiten nicht blos der rechnende Geschäftsmann, sondern nicht weniger auch der Enthusiast betheiligt ist, davon gibt, wenn nichts Anderes, Steiger's Beitrag für die Wiener Ausstellung von 1873 Zeugniß. Ich meine seine Sammlung der Proben von 6209 Zeitungen und anderen periodischen Erscheinungen der Vereinigten Staaten, welche, in 119 große Folio-Bände gebunden, dort verdientes Aufsehen erregte und nach Schluß der Ausstellung der Wiener Hof- und Staatsbibliothek überwiesen wurde.

„Um mit den Worten des verstorbenen Staatsrechtslehrers und einstmaligen Reichsministers Robert von Mohl, eines der competentesten Kenner und Beurtheiler der einschlägigen, namentlich auch der amerikanischen, Verhältnisse zu sprechen, so sagt dieser in einer Zuschrift an Steiger:

„. . . Empfangen Sie nicht nur meinen besten Dank für das Geschenk*, sondern auch den Ausdruck aufrichtigen Staunens über Ihre beispiellose Arbeit. Gestatten Sie mir zu sagen, daß ich mich ohne Unbescheidenheit als einen nicht incompetenten Beurtheiler derselben betrachten darf. Ich war in früherer Zeit lange Vorstand einer großen Bibliothek, viele Jahre aber mit literargeschichtlichen Arbeiten beschäftigt. Ich habe also wenigstens einen annähernden Begriff von der Masse der Bemühungen, von dem immer wiederkehrenden Aerger über fruchtlose Schritte, aber auch eine Einsicht in die staunenswerthe Ordnung und Consequenz Ihrer Katalogisirung. Ich kenne kein Werk, welches ich auch nur entfernt dem Ihrigen an die Seite setzen könnte. Es wird in der Literatur immer eine Erscheinung eigenster und einziger Art bleiben.

„. . . hätte ich nochmals die Gelegenheit, die Sammlung zu sehen, so würde ich mich nicht in den Leitartikeln des Herald oder der Tribune, oder in Congreßladen umsehen, sondern in den Blättern von Utah und Wyoming. Diese geben eine richtigere Anschauung von dem Culturstande an dem Tage ihrer Publication, als die schönsten Reisewerke mit Illustrationen. Ihre Samm-

* Der Catalog "The Periodical Literature of the United States of America".

lung wird einst ein unschätzbares geschichtliches Material in einer Bibliothek sein"

„Die Ergänzung dieser Arbeit bildet der Catalog "The Periodical Literature of the United States of America", in welchem nicht blos die in der Wiener Sammlung durch Proben vertretenen Publicationen, sondern noch ungefähr 2000 andere, von welchen trotz zwei- oder dreimaliger Versuche keine Exemplare zu erhalten waren, zusammen 8217, so genau als möglich nach Verlagsort, Größe, Erscheinungsweise, Preis, Ausstattung, Inhalt u. s. w. verzeichnet sind. Freilich fehlen immerhin noch mehrere Hundert Blätter darin, über welche verläßliche Auskunft nicht zu erhalten war. Ein Index, in welchem in englischer, deutscher, holländischer, französischer, italienischer und spanischer Sprache alle diese 8217 Publicationen ihrem Zwecke und ihrer Eigenthümlichkeit nach in 417 Rubriken aufgeführt sind, macht diesen Catalog praktisch und werthvoll. Ein weiterer Anhang: "Specimen of an Attempt at a Catalogue of Original American Books with Index of Subject-Matters", hatte den Zweck, ein System von beschreibendem Catalogisiren zu veranschaulichen, welches auch von mehreren Seiten adoptirt worden ist.

„Die Wiener Sammlung und der zur Gratisvertheilung bestimmte Catalog repräsentiren, außer der Arbeit der Herausgabe, einen Kostenaufwand von nahezu $5,000.00. Uebrigens befindet sich nicht blos in Wien ein Zeugniß Steiger'scher Sammlerlust, sondern auch Berlin besitzt eines in einer Sammlung von Proben der in den Vereinigten Staaten erscheinenden deutschen Blätter, die im Jahre 1875 dem ehemaligen deutschen General-Consul in New York und jetzigen vortragenden Rathe im Reichskanzleramte, Herrn Dr. Rösing, gesandt und von diesem behufs allgemeiner Benutzung der Bibliothek des Reichstags überwiesen wurde.

„In dieser Verbindung will ich eines anderen deutschen Buchhändlers erwähnen, der für die amerikanische Bibliographie wohl mehr geleistet hat, als irgend ein Anderer. Es ist dies Friedrich Leypoldt aus Stuttgart, welcher, nachdem er in der dortigen Bach'schen Buchhandlung seine Lehrzeit bestanden hatte, im Jahre 1855 nach Amerika kam. Nach mehrjährigem Aufenthalte in der Buchhandlung von F. W. Christern in New York etablirte er sich 1859 in Philadelphia. Der äußerst geringe Bedarf von deutschen Büchern in dieser großen Stadt nöthigte ihn bald, sich mit anglo-amerikanischer Literatur zu beschäftigen, und seine Unternehmungen gaben Zeugniß von feinem Geschmack, welcher für andere Verleger Muster und Sporn geworden ist. Seine opferwillige Vorliebe

für die Bibliographie brachte ihn von einem mühevollen und wenig dankbaren Unternehmen zum anderen. Das von ihm verlegte und redigirte "Publishers' Weekly" ist die werthvollste bibliographische Zeitschrift, welche der amerikanische Buchhandel je gehabt hat. Außer zahlreichen Bücher-Catalogen, die er seit dem Jahre 1869 compilirte und verlegte, hat Leypoldt fünf Mal ein Uniform Trade List Annual herausgegeben, welches gleich bei seinem ersten Erscheinen für J. Whitaker in London das Muster wurde, nach welchem dieser seine Sammlung von Catalogen englischer Verleger veröffentlichte. Das in seinem Verlage seit August 1876 monatlich erscheinende American Library Journal ist nicht allein ein Muster von eleganter und solider Ausstattung, sondern auch eine reichhaltige Fundgrube von vortrefflichen, auf den Buchhandel und die Bibliothekkunde bezüglichen Mittheilungen.

„Seit zwei Jahren arbeitet Leypoldt an einem "American Catalogue and Finding List of all American Books in Print and for Sale", bei dessen Compilation er leider aufgehalten wird durch die kaum begreifliche Gleichgültigkeit der amerikanischen Verleger, welche unterlassen, ihm über ihre Bücher die nöthigen Angaben zu machen.

„Bei den Deutschen der Vereinigten Staaten bezeichnen die Jahre 1870, 1871 und 1872 durch die glorreichen Siege der deutschen Waffen die Aera der höchsten Begeisterung und der freudigsten Anerkennung der Größe des alten Vaterlandes, und in entsprechender Weise auch den Höhepunkt der beiderseitigen literarischen Beziehungen. Um den in Zahlen übersetzten Enthusiasmus für Deutschland richtig abschätzen zu können, ließ ich mir daher s. Z. von Steiger die Liste und die Anzahl der Exemplare der hauptsächlichsten, von ihm bezogenen deutschen Zeitschriften kommen. Als ich den vorliegenden Artikel zu schreiben übernahm, hielt ich es für meine Pflicht, das für 1871 gewonnene Resultat durch die Zahlen aus 1876, dem Jahre der allgemeinen Muthlosigkeit und politischen Ermattung, zu ergänzen. Die Vergleichung beider Jahre genügt, um annähernd eine Einsicht in die heutigen Bewegungen des buchhändlerischen Marktes zu gewinnen. Ich hoffe deshalb auch, daß Steiger mir im allgemeinen Interesse nicht zürnen wird, wenn ich hier wenigstens einen Theil seiner Zahlen wiedergebe. Während er im Jahre 1871 über Leipzig und direct von anderen Plätzen in Deutschland Bücher, Zeitschriften, Zeitungen, Globen u. s. w. zum Betrage von 174,520 Thalern bezogen, resp. bezahlt hatte, gestaltete sich seine Einführung einiger größeren deutschen Zeitschriften für eigenen Bedarf und

Zwischenhandel in runden Zahlen (den Absatz im dritten Monate jedes Jahres gerechnet) wie folgt:

		1871.	1876.
Bazar		2500	2100
Daheim		3000	950
Fliegende Blätter		480	575
Gartenlaube		12000	9000
Hausfreund		1100	130
Illustrirte Welt		3800	1760
Illustrirte Zeitung		350	198
Kladderadatsch		500	230
Romanzeitung		3500	980
Deutsche Rundschau	(1875)	350	340
Ueber Land und Meer		4000	4300
Westermann's Monatshefte		175	170

„Von der Jubiläumsausgabe von Stieler's Handatlas setzte Steiger ab: die Lieferung 2 in 640, Lieferung 10 in 547, Lieferung 20 in 470 und Lieferung 30 in 425 Exemplaren. Vom großen Generalstabswerke über den letzten Krieg sank sein Absatz der Lieferungen 1—9 in folgender Weise: 1:860; 2:769; 3:702; 4:702; 5:572; 6:520; 7:468; 8:468 und 9:429.

„Wenn wir auch bei den die Zeitschriften betreffenden Zahlen berücksichtigen, daß ein kleiner Theil der früher bezogenen Exemplare im Jahre 1876 durch andere Häuser importirt wurde, so sehen wir, daß die schlechten Zeiten dem Absatz der meisten Zeitschriften einen erheblichen Eintrag gethan haben, während die Verbreitung einiger auf der alten Höhe geblieben oder gar gestiegen ist. Das Heruntergehen im Absatze der Lieferungen von Stieler's Handatlas und vom Generalstabswerke zeigt aber recht deutlich, daß ein großer Theil der dafür direct und indirect gewonnenen Kunden nicht regelmäßige Bücherkäufer sind, sondern Leute, bei denen „Zureden hilft". Auch beim Bezuge anderer deutscher Bücher haben die ungünstigen Zeitverhältnisse in ähnlicher Weise ihren Einfluß geltend gemacht. In den Jahren 1869—1873 hielt bei Steiger der Absatz mit der Vergrößerung des Lagers und der Herstellung neuer Cataloge reichlich gleichen Schritt; die ungeahnte Vollständigkeit des Sortiments mehrte sogar die Zahl der Bücherkäufer. Aber seit dem Krach im September 1873 hat sich vielen Kunden die Nothwendigkeit der Einschränkung aufgedrängt, und bei dem Vertriebe der deutschen Literatur

ist das in hohem Grade fühlbar geworden. Wenn auch Amerikaner immer mehr wissenschaftliche und andere deutsche Werke kaufen, und die meisten Lehranstalten und Privatkunden der altetablirten Importhäuser jetzt ungefähr noch so viel wie früher nehmen, so ist doch der Ausfall bei den neu herangezogenen Käufern beträchtlich. Dagegen erhalten die zahlreichen Bibliotheken in der Union jetzt größere Beträge zur Verfügung und beziehen auch aus Deutschland — zumeist direct — viel, besonders wissenschaftliche und antiquarische Bücher, so daß in dieser Hinsicht der Absatz wachsen und den verringerten Consum im großen Publicum ausgleichen wird. Ein Beleg dafür dürfte in folgenden Zahlen zu finden sein:

„Es wurden Bücher, natürlich zu den niedrigsten Nettopreisen, importirt in dem am 30. Juni endenden Fiscaljahre

		von Deutschland	von England:
1870	für	$468,638	$1,005,754
1871	„	628,767	1,141,922
1872	„	782,072	1,203,715
1873	„	916,007	1,556,879
1874	„	851,535	1,318,447
1875	„	697,602	1,4860,31
1876	„	722,443	1,381,782
1877	„	459,495	816,575

„Wie mir von verschiedenen Seiten mitgetheilt wird, werden die Beträge für das am 30. Juni 1878 endende Fiscaljahr — eine Folge der schlechten Zeiten — noch um wenigstens $75,000 für deutsche Bücher geringer werden.

„Steht somit der deutsch-amerikanische Buchhandel z. Z. auf einer so hohen Stufe, daß er sich mit vollem Rechte das würdige Kind des deutschen nennen darf, so drängt sich hier noch zum Schluß die Frage auf, ob er in Zukunft auch stark genug sein wird, seine gegenwärtige Stellung, wenn auch nicht weiter auszudehnen, so doch wenigstens zu behaupten? Die Beantwortung dieser Frage hängt lediglich von der Zahl und der Bildung der fortan den Vereinigten Staaten zuströmenden deutschen Einwanderer ab und muß deshalb, wie mir scheint, bei der heutigen Lage der Dinge verneint werden. Bei der günstigen Entwickelung unseres politischen Lebens, bei den lohnenden Aussichten, welche in Deutschland — die gegenwärtig in der ganzen Welt herrschenden schlechten Zeiten widerlegen diesen Satz nicht — dem Einsichtigen und Fleißi-

gen winken, und bei den vielfach beseitigten Schranken, welche ihm größere Freiheit der Bewegung gestatten, wird die Auswanderung der letzten Jahre bei uns voraussichtlich nicht viel zunehmen, zumal die Erwerbsverhältnisse in den Vereinigten Staaten jetzt nicht besser, theilweise sogar schlechter sind als in Deutschland. Höchstens dürften hier eintretende große Krisen oder Umwälzungen im Stande sein, neue Massenauswanderungen hervorzurufen; indessen würden selbst diese, da ländliche und städtische Arbeiter die überwiegende Mehrheit in ihnen bilden, dem deutsch-amerikanischen Buchhandel in nur geringem Maße, wenn überhaupt, zu Gute kommen. Was diesen in den letzten dreißig Jahren gehoben und gefördert hat, war ja gerade der zahlreiche, über das ganze Land zerstreute, gebildete Mittelstand, welcher von der Revolution von 1848 hinübergeworfen wurde. Seit 1866 und 1870 aber ist er nationaler gesinnt, bleibt deshalb lieber zu Hause und hat der Liberalen altes Märchen von Amerika, dem gelobten Lande der Freiheit, der Verheißung und des Glückes, längst in die Rumpelkammer geworfen. Mit der verringerten Einwanderung aber wird selbstredend das Bedürfniß nach deutscher, namentlich populärer Literatur geringer, und für diesen Ausfall vermag den deutsch-amerikanischen Buchhandel auch nicht der gesteigerte Bedarf der englisch redenden Amerikaner zu entschädigen, welcher überdies zum großen Theile, nämlich für die meisten Bibliotheken, direct und mit Umgehung der amerikanischen Buchhändler bezogen wird.

„Die Zahl der Vermittler des deutschen Buchhandels wird also vermuthlich nicht viel größer werden. Wenn auch fernerhin einige kleine Händler im Lande den Import wiederholt versuchen und die außerhalb New York's bestehenden alten Firmen mit ihren directen, indeß weniger häufigen Bezügen fortfahren werden, so ist doch anzunehmen, daß sich das Geschäft mehr und mehr auf New York concentriren wird, welches, in verschiedener Weise begünstigt, schon jetzt als das Leipzig des deutsch-amerikanischen, ja des ganzen amerikanischen Buchhandels anzusehen ist.

„In Berücksichtigung der obwaltenden schwierigen Umstände, die sich gegen das Jahr 1876 noch verschlimmert haben, und der wenig versprechenden Aussichten ist kaum zu erwarten, daß fernerhin noch viel Capital auf Gründung neuer deutscher Buchhandlungen verwandt werden wird. Ist es jetzt schon für die alten Firmen mit fester Kundschaft eine schwere Aufgabe, die in Amerika bekanntlich sehr hohen Geschäftskosten zu decken, so hätte ein Anfänger um so weniger auf ein zufriedenstellendes Resultat zu hoffen, als die aufmerksame Geschäftsführung

und die großen Sortimentslager der z. Z. bestehenden Buchhändler den Anforderungen des Publicums vollständig genügen. Es ist eine beachtenswerthe Erscheinung, daß in Amerika die Kunden im Allgemeinen sich sehr anhänglich erweisen, bis sie Grund zu Klage haben. Neue Absatzwege, neue Käufer deutscher Literatur sind kaum mehr zu finden; es wird wenig Deutsche in den Städten sowohl wie auf dem Lande und selbst in den entferntesten Gegenden geben, welche nicht mindestens die New Yorker Buchhändler schon als Bezugsquelle kennen. Seit dem Jahre 1863 ist ziemlich Alles geschehen, was in dieser Richtung gethan werden konnte. Die günstigen Umstände aller Art, besonders erwachte Leselust und Geldüberfluß, ließen dem Anfänger fast Alles gelingen. In der für den deutsch-amerikanischen Buchhändler „goldenen Zeit" von 1863 bis 1873 war fast jede Manipulation von Erfolg begleitet. Solche Zeiten werden schwerlich wiederkehren; die Erfahrungen der letzten vier Jahre haben vielmehr jedem Buchhändler eine bedächtige Sparsamkeitspolitik aufgenöthigt.

„Aber auch von einem anderen Gesichtspunkte aus ergibt sich die Wahrscheinlichkeit, daß das Operationsfeld der deutsch-amerikanischen Buchhändler sich eher verengen als erweitern wird. Betrachten wir einige der in die verschiedenen europäischen Länder ausgewanderten deutschen Buchhändler, z. B. die in England, Belgien, Frankreich und Italien, so sehen wir, daß sie der Literatur ihrer neuen Wohnorte beinahe mehr Aufmerksamkeit widmen als der deutschen. Aehnliches wird sich auch in Amerika zeigen. Es mag ein Menschenalter oder länger dauern, bis sich dieser Proceß allmälig vollzieht; aber eintreten wird und muß er. Die Inhaber der jetzt bestehenden deutschen Buchhandlungen sind fast ohne Ausnahme Eingewanderte, und schon unter ihnen sehen wir Männer, die sich, mit Aussicht auf Erfolg, der anglo-amerikanischen Literatur zugewendet haben. Ich habe hierbei namentlich Leypoldt und Steiger im Sinne. Der Letztere hat noch neuerdings durch den Verlag der Cyclopædia of Education von Kiddle und Schem einen bedeutungsvollen Schritt gethan. Dieses Werk, welches auf 884 Seiten groß Lexikon-Octav in prachtvollster Ausstattung eine vortrefflich redigirte Fülle des schätzenswerthesten Materials bringt, war so wichtig und nöthig, daß es unbegreiflich erscheint, wie er damit hat allen amerikanischen und englischen Verlegern zuvorkommen können.

„Andererseits muß schon jetzt der deutsche Sortimentsbuchhändler sich mit der englischen und französischen Literatur beschäftigen, um den Be-

darf seiner besseren Kundschaft zu befriedigen; in noch größerem Grade geräth er in die Lage, amerikanische Literatur zu besorgen und wohl gar auf Lager zu halten. Dann kommt die Versuchung, Schulbücher und auch andere laufende Literatur zu verlegen. Nach und nach aber wachsen neben dem deutschen Buchhandel neue Interessen groß, durch welche gewonnen wird, was auf der anderen Seite verloren geht.

„Diese Entwickelung verleiht derselben Erscheinung Ausdruck, welcher man im täglichen Verkehr der Eingewanderten mit den länger Angesessenen begegnet. Beide schließen sich in Sprache, Sitten und persönlichen Beziehungen allmälig enger aneinander an und ergänzen sich gegenseitig. Bei diesem Mischungsproceß gewinnen auf die Dauer beide Theile. Die Nationalität der Eingewanderten hält in der Regel nur für die erste Generation vor, die Kinder und erst recht die Enkel werden und müssen aber, durch die sie umgebende Außenwelt bestimmt, in Anschauungen, Fühlen und Denken immer mehr Amerikaner werden.

„Die oben dargelegten Thatsachen berechtigen zu dem Schlusse, daß, wenn Deutschland von heftigen inneren und äußeren Krisen verschont bleibt, der deutsche Buchhandel, wie überhaupt die deutsche Einwanderung nach Amerika, für lange Zeit, wenn nicht für immer, ihren Höhepunkt erreicht haben. Wenn nun auch unsere Literatur dort stets einen nicht unbedeutenden Markt finden wird, so kann doch der Nachwuchs der in Deutschland geborenen Buchhändler ein nur geringer sein. Dieselben Gründe, welche es heutzutage schwer, wenn nicht vielfach unmöglich machen, in den Vereinigten Staaten einen guten Redacteur für ein dortiges deutsches Blatt oder einen tüchtigen deutschen Correspondenten für eine hiesige Zeitung zu finden, treten auch dem Fortschritte des deutschen Buchhandels in den Weg, denn sie wurzeln in der geringeren Qualität der auch quantitativ verminderten Einwanderung. Eine solche Abnahme liegt für das Auge des aufmerksamen Beobachters schon jetzt offen zu Tage und wird sich in wenigen Jahrzehnten auch dem heute Ungläubigsten als Thatsache aufdrängen. Wie dem aber auch sein mag, der deutsche Buchhandel füllt ein ehrenvolles Blatt in der Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika aus. Seine Vertreter haben sich in der Erfüllung ihres Berufes sowohl um das Land ihrer Geburt als auch das ihrer Wahl in hohem Grade verdient gemacht."

Den Voraussetzungen entsprechend ist Alles so eingetroffen, hat sich Alles so gestaltet, wie Kapp es vorausgesagt.

Die Einwanderung der gebildeten Classen aus Deutschland hat nahezu aufgehört; es sind in den letzten 20 Jahren zum größten Theile nur Arbeiter herübergekommen, die wenig deutsche Bücher kaufen. Von den vorher Angekommenen, die zum großen Theile der gebildeten Classe oder mindestens dem Mittelstande angehörten, sind nach und nach die meisten gestorben, ihre Kinder aber lesen und sprechen fast ausschließlich englisch, was für sie bequem und überdies auch zu ihrem materiellen Vortheile ist. So ist denn der Absatz importirter deutscher Unterhaltungsliteratur, Bücher wie auch Zeitschriften, durchschnittlich auf ein Drittel des früheren Gesammtbetrages gesunken, während dagegen die Herstellung aller Arten Bücher und Zeitschriften in englischer Sprache sich immens entwickelt hat, und theilweise sowol in Bezug auf niedrigen Preis als auch schöne Ausstattung Ueberraschendes bietet.

In gleicher Weise leiden auch die deutsch-amerikanischen Zeitungen; allein innerhalb der letzten 2 Jahre haben deren ungefähr 100 ihr Erscheinen eingestellt, und für Hunderte anderer Blätter ist das Eingehen auch nur eine Frage der Zeit. Die zwischen 1866 und 1876 hochangesehenen New Yorker Blätter: „Frank Leslie's Illustrirte Zeitung", „Belletristisches Journal", „Nachrichten aus Deutschland und der Schweiz" „Puck" u. a. sind eingegangen oder existiren nur noch dem Namen nach.

Die Zahl der deutschen Buchhandlungen im Lande wird immer geringer, es lohnt sich nicht für dieselben, ein anständiges Lager deutscher Bücher zu führen, für welche sie nur wenig oder fast gar keinen Absatz haben. Die Käufer der besseren Bücher ziehen vor, sich ohne Weiteres an eine Buchhandlung in New York zu wenden mit der Gewißheit, das Gewünschte sogleich zu erhalten, sofern es überhaupt irgendwo in dieser Stadt zu haben ist. An anderen Artikeln, d. h. Zeitschriften u. s. w., ist der Profit aber auch so gering geworden, daß der kleine Buchhändler, welcher früher sein Auskommen fand, jetzt nicht mehr „sein Leben machen" kann, und dasselbe gilt eigentlich auch von der Stadt New York. Diejenigen Firmen, welche nur deutsche Bücher führen, können mit deren Vertrieb die Geschäftskosten kaum decken, umsoweniger, als die Concurrenz die Preise so gedrückt hat, daß nicht genug Nutzen übrig bleibt. Auch an amerikanischen, englischen und französischen Büchern und Zeitschriften ist nur noch wenig zu verdienen. Man muß also nebenbei noch Schulbücherverlag haben, Kindergarten-Material u. dergl. fabriciren, um vorankommen zu können. Mangel an Nachfrage macht, daß Bücher auf dem Lager einer kleineren Firma alt, unscheinend, un-

verkäuflich werden; Mangel an Nachfrage benimmt dem betr. Importer den Muth, Neuigkeiten zu bestellen, und sein Lager wird infolgedessen immer kleiner und unvollständiger.

So wird die Zahl der größeren deutschen Buchhandlungen immer geringer, wenn auch darunter das Publicum nicht leidet, welches in den weiterbestehenden Emporien nicht weniger, sondern sogar größere Vollständigkeit findet, als früher. Daß daneben ein neuer Anfänger aufkommen könne, ist einfach undenkbar, besonders angesichts der Ungeneigtheit des amerikanischen Publicums, seine Bezugsquelle zu wechseln, mit welcher es zufrieden ist.

Bis zum September 1880 hatte ich nicht anders gehört, als daß nicht selten die Auflösung einer Geschäftstheilhaberschaft Unannehmlichkeiten verursache, d. h. daß — von der mühevollen Rechnungsaufstellung ganz abgesehen — der eine oder der andere Theil übervortheilt zu sein glaubt, oder wol gar processirt. Es ist ja auch ganz natürlich, daß über den Geldwerth einzelner Artikel des Lagers, besonders solcher, die nicht ganz courant sind, oder über zweifelhafte Ausstände die Meinungen der Interessirten recht weit auseinandergehen, zumal in geschäftsstillen bezw. schlechten Zeiten. Wie viel schwieriger ist die Werthbestimmung aber bei einem Lager von Hunderttausenden deutscher Bücher und Broschüren, die allerdings zu einem guten Sortimente gehören, zum großen Theile indeß ihren Einkaufspreis nicht werth sind, bis zufällig Jemand danach fragt.

Eine andere Beobachtung, welche ich gemacht hatte, war die, daß der Gründer und Capitalist eines Geschäfts sich nicht selten täuscht, wenn er zu seiner Erleichterung einen seiner Angestellten als jüngeren Theilhaber aufnimmt, von dem erwartet wird, daß er nicht blos fort und fort soviel arbeitet und soviel Zeit dem Geschäfte widmet wie bisher, sondern daß er auch die Sorge für die Finanzen auf sich nimmt, damit der ältere Theilhaber sich Ruhe gönnen könne. Nicht selten nimmt der neuaufgenommene jüngere Theilhaber sich in Bezug auf seine Geschäftsstunden mehr heraus, als erwünscht und für das Geschäft zuträglich bezw. nöthig ist. Und was die Finanzen anlangt, so hütet natürlich Niemand das Geld so sorgfältig wie Derjenige, welcher es mit Mühe und Sorge erworben und zusammengebracht hat. Ein jeder Leser dieser Blätter wird wol Beispiele von unangenehmen Erfahrungen mit jün-



geren Theilhabern beobachtet haben. Selbstverständlich ist es schwer, ein solches Verhältniß rückgängig zu machen, wenn das nöthig erscheint.

Diese und andere Uebelstände, welche hin und wieder bei einer im Laufe der Zeit gebildeten Association von Geschäftstheilhabern zu Tage treten, standen mir warnend vor, wenn je dieser Gegenstand mir nahegelegt wurde. Ich zog daher vor, mich nicht in ein abhängiges Verhältniß zu bringen, d. h. einen Theilhaber in das Geschäft aufzunehmen.

Als aber mein Halbbruder Paul Clauß, der eine Besuchsreise gemacht, mir im September 1880 von Dresden aus meldete, daß er draußen zu bleiben wünschte, erschien es mir rathsam, eine Aenderung zu machen. Einestheils sollte der Name Steiger, den vortheilhaft bekannt zu machen ich soviel Geld und Mühe aufgewandt hatte, und der an sich einen großen Werth repräsentirt, auch im Falle meines Todes erhalten bleiben, und andererseits sollten, um Störungen zu vermeiden, Andere in die Geschäftsleitung eingreifen können, wenn ich einmal arbeitsunfähig würde. Endlich aber sollte eine etwaige Theilung der Interessen leicht, abschätzungsmäßig vonstatten gehen können.

Diese Zwecke erreichte ich, indem ich am 27. September 1880 mein Geschäft nach den Gesetzen des Staates New York unter der Firma „E. Steiger & Co." für die Dauer von 50 Jahren in eine Corporation umwandelte, deren Besitzer sowie auch Beamte jetzt außer mir selbst meine Frau und meine Kinder sind, welche im Falle meines Ablebens die Geschäfte ohne Unterbrechung fortführen können und werden.

Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß nach meinem Vorgehen eine große Menge anderer Verleger dasselbe gethan haben und daß die gegenwärtig noch erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften zum größten Theile im Besitze von Corporationen sind.

So Mancher wird sich beim Lesen der ersten Seiten dieses Schriftchens darüber wundern, daß ich die verschiedenen Daten so genau angeben kann. Das kommt daher, daß ich nach Anleitung meines Hauslehrers seit meinem zehnten Jahre ein Tagebuch führe (jahrelang in Spanisch, bezw. in Französisch) und noch besitze.

Der verstorbene William Steinway bemerkte einmal, im Kreise von Trustees der Deutschen Sparbank scherzend, daß er im Jahre 1858 entdeckt hatte, wie ich jede kleine Ausgabe, jedes Glas Bier u. s. w. notirte. Weiter sagte er: „Aber, Freund Steiger, Du führtest auch ein

Tagebuch. Das habe ich Dir nachgemacht; ich führe seit jener Zeit auch regelmäßig ein Tagebuch, und damit habe ich schon mehr als einen Proceß gewonnen, weil ich mit meinen Angaben sehr bestimmt sein konnte." Andere Freunde, die ihn besucht, berichteten, daß Steinway ein Tagebuch von beträchtlichem Formate in seinem Schlafzimmer hatte und gewohnt war, die betr. Eintragungen jeden Abend mit Feder und Tinte zu machen, bevor er zur Ruhe ging. Ich thue das allerdings seit 15 Jahren mit weniger Mühe, insofern als ich ein Diary immer in der Tasche trage und die Eintragungen von Vorfällen und Geldausgaben zu beliebiger Zeit mache.

Außerdem habe ich von meiner Knabenzeit her die meisten der empfangenen Privatbriefe aufbewahrt, von den fortgeschickten aber Concept oder Abschrift behalten, mindestens jedoch eine Eintragung in mein Briefbuch gemacht. Seitdem mir aber eine Copirpresse zur Verfügung gestanden, habe ich auch von meinen Privatbriefen Copien hergestellt und solche sorgfältig aufbewahrt. All Dieses ist für mich von unberechenbarem Nutzen gewesen. Selbstverständlich ist es, sofern man Platz dafür hat, besser, solcher Papiere zu viel aufzubewahren, als zu wenig, und habe ich z. B. infolge meiner Angewohnheit, Briefe und Notizen längere Zeit zu behalten, nicht nur einen Proceß gewonnen, der meine ganze Existenz bedrohte, sondern auch zwei oder drei andere, die große Beträge involvirten.

Ich stehe nicht an, Anderen zu empfehlen, daß sie selbst in vorgerückten Jahren noch anfangen, Aehnliches zu thun.

Ich bin von jeher der Ansicht gewesen, daß Niemand früher heirathen sollte, als bis er in der sicheren Lage ist, die erhöhten Kosten des Unterhalts einer Familie zu tragen — entgegen der landläufigen Redensart: „Jung gefreit, hat Niemand gereut." Ich habe daher erst 1866 angefangen, mich nach einer Lebensgefährtin umzusehen, und zwar mit Vorsicht. So habe ich denn auch das Glück gehabt, eine wirthschaftlich erzogene Frau zu finden, eine Gattin mit solch guten Eigenschaften, daß auch ich sagen darf: „Der größte Schatz des Mannes ist eine gute Frau."

„Du bist falsch berichtet, Marie," hatte der verstorbene Freund Carl Hauselt gesagt, als er am 11. Mai 1867 um ½7 Uhr nach Hause kam, „Herr Steiger hat heute nicht Hochzeit, ich habe ihn soeben noch an seinem Pulte arbeiten sehen. Du bist falsch berichtet." Und trotz alle-

dem war Frau Hauselt doch recht berichtet. In den nächsten anderthalb Stunden hatte ich Zeit, nach meiner neuen Wohnung zu fahren, mein hochzeitlich Kleid anzulegen und dann nach der Wohnung der Braut bezw. Schwiegereltern zu gehen. Kurz nach 8 Uhr hielt mein Pastor, Dr. Stohlmann, die Trauung und hinterher haben er und seine Frau mir auf Grund ihrer Beobachtung noch ein gutes Zeugniß gegeben, da ich ja während des letzten Jahres in ihrem Hause gewohnt hatte. Ich war zwar manche Abende spät nach Hause gekommen — aber sie wußten, daß ich dann im Geschäfte zu thun hatte; und daß ich Sonntagsnachmittags auf meinem Zimmer arbeitete, wurde auch nicht als Sünde angesehen. Unsere Hochzeitsreise ging von der Fünften bis zur Neunten Straße, und dauerte nur ein paar Minuten. Eine modische Hochzeitsreise bin ich meiner Frau noch schuldig. Wir haben eine solche nicht nöthig gehabt; ich hatte gar keine Zeit dazu, da ich jeden Morgen um 7 Uhr in 17 North William Street sein mußte, um Nichts zu versäumen.

Und ich eilte gern dort hinunter in das alte und gebrechliche, kleine und niedrige Local, wo das Geschäft über alle Erwartung wuchs, wo Alles mir zu glücken schien, was ich erfaßte.

Hei, was war das für ein Leben, wenn die Leipziger Sendung von Zeitschriften erst am Nachmittage vom Dampfer abgeliefert wurde! In dem niedrigen Basement arbeiteten mein Bruder und 6 oder 8 Mann, ungeachtet der Hitze der Gasflammen, nicht blos bis um 9 oder 10 Uhr, sondern die Nacht hindurch bis um 5 oder 6 Uhr. Und wenn ich am nächsten Morgen kurz nach 7 Uhr ankam, da waren die meisten der ꝑ Post zu versendenden Pakete schon aus dem Hause und nur die ꝑ Express zu befördernden, sowie die anderen Sendungen beizuschließenden lagen noch da. Die Gehülfen und Porter, welche während der Nacht gearbeitet, schliefen vormittags und waren während des Nachmittags nur theilweise arbeitsfähig. Aber ihr Interesse für das Geschäft sowie Extrabezahlung veranlaßten, daß Keiner Unwohlsein oder sonst was vorschützte, wenn 2 Wochen später die nächste Sendung „Gartenlaube", „Illustrirte Welt", „Ueber Land und Meer", „Buch der Welt", „Romanzeitung" u. s. w., von denen allen ich Tausende absetzte, ankam.

Solch schnelle Expedition mehrte natürlich die Kundschaft, und der kleine Raum, zu welchem so bald als erhältlich die oberen Etagen, sowie

das Nebenhaus, 19 North William St., gemiethet wurden, war viel zu eng und unbequem.

Aber das Geschäft machte mir Freude, und ich lebte fast nur dafür, hatte außer für die Familie für nicht viel Anderes Interesse.

Wenn um 6 Uhr das Local geschlossen wurde, und die Leute sämmtlich heimgingen, hatte ich allein noch mit der Post zu thun, d. h. alle Briefe, Rechnungen, Bestellungen, Quittungen, Notizen u. s. w. kamen zur Unterschrift und Durchsicht auf mein Pult. Und so ist's noch heutigentags. Nichts geht mit der Briefpost fort, ohne daß es mir vorgelegt worden ist, damit ich event. zurückhalten kann, was nicht ganz richtig oder nicht nach meinem Wunsche geschrieben ist — eine sehr wichtige Vorsicht. So behalte ich Controlle über das Ganze. Ebenso habe ich seit Januar 1866 niemals einem Anderen erlaubt, die an mich bezw. das Geschäft adressirten Briefe zu öffnen, außer wenn ich ein paar Stunden abwesend sein mußte. Was das zu bedeuten hat, bezw. wie wichtig das ist, weiß ich aus anderer Leute Erfahrung.

Und wenn ich endlich um ½7 Uhr oder später auch nach Hause fahren konnte, nahm ich fast jeden Abend ein mehr oder weniger großes Paket Papiere mit, um nach dem Abendessen daran zu arbeiten, bis mir die Augen zufielen, bezw. nicht selten bis nach Mitternacht. Das waren verschiedene Arbeiten, für welche ich tagsüber im Geschäfte keine ruhige Zeit finden konnte: Correspondenz, Durchsicht von buchhändlerischen Circulären und Zeitschriften, Correcturlesen, Abfassung von Circulären, Entwerfen von Listen und Catalogen, u. s. w.

Das Alles machte mir Vergnügen, weil ich den Erfolg sah, und daneben hatte ich wenig Wünsche und Bedürfnisse anderer Art. Sonntags war ich gern im Freien, am liebsten mit der Familie oder Freunden, nothfalls aber auch allein.

Und so ist's auch heutzutage noch. Sofern nicht die Sommerhitze oder etwas Anderes mich davon abhält, nach dem Abendessen an meinem Pulte daheim zu arbeiten, nehme ich eine mehr oder weniger schwere Tasche mit Arbeitsstoff eigenhändig nach Hause — wenn das auch nicht als vornehm gilt — und am nächsten Morgen trage ich dieselbe Tasche wieder ins Geschäft. Und so wocheein, wocheaus; jahrein, jahraus. Ich gebe zu, daß wol kaum Einer aus Hunderten daran Geschmack findet. Mir aber ist es ein wohlthuendes Gefühl, meine Zeit so gut als möglich ausgenützt, und so wenig als möglich versäumt zu haben. Ich schlafe umso ruhiger darüber.



Nachdem ich Dies vorausgeschickt, erscheint es überflüssig, zu bemerken, daß ich für Ferien nimmer Zeit gehabt. Allerdings habe ich in so manchem Sommer unter dem Einflusse der Hitze oder aufregender Umstände an etlichen Tagen recht matt gefühlt. Aber da Alles von meiner Leitung abhing, und Niemand mich ganz zu vertreten im Stande war, so mußte ich an meinem Platze bleiben; ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß Tausende noch viel elender fühlten, als ich. Und es ging auch. Nach der Geschäftszeit konnte ich mich in der eigenen Häuslichkeit besser erholen, als ich es in dem engen Zimmer in einer Sommerfrische hätte thun können. Und am nächsten Morgen war ich wieder wohlauf und auch froh darüber, daß ich das Geschäft nicht eine einzige Stunde vor der Schlußzeit verlassen hatte.

Meine Frau und Kinder sind fast jeden Sommer 10 oder 11 Wochen im Lande gewesen, so gut wie unerreichbar für mich. Während ihrer Abwesenheit begnügte ich mich damit, daß ich Sonntags bei schönem Wetter ins Freie ging oder fuhr. Fast immer aber blieb mir Zeit — wie an den anderen Sonntagen auch — die eingegangenen Briefe von der Post zu holen, zu öffnen und für deren Erledigung durch die Clerks am Montage fertig zu machen, sowie außerdem Dies und Jenes für das Geschäft zu thun. Daß ich vormittags die Kirche besuchte, hielt mich nicht davon ab, nachmittags, bei unfreundlichem Wetter, eifrig an meinem Pulte zu arbeiten. Gar häufig würde für einen oder gar zwei meiner Angestellten am Montage Nichts zu thun gewesen sein, wenn ich nicht am Sonntage vorgearbeitet bezw. Arbeit für sie geplant und vorbereitet hätte. Und dabei gestehe ich ganz offen, daß mir bei der Sonntagsruhe gar häufig ganz gute Ideen gekommen sind u. s. w., daher mir diese freie Zeit besonders lieb und werth geworden ist.

Soviel, beiläufig, über fortwährende Aufmerksamkeit auf das Geschäft. Bei den jetzigen Gepflogenheiten im Geschäftsleben ist es natürlich, daß sehr Viele nicht mit mir einverstanden sind. Wohl Denjenigen, die in der Lage sind, daß sie, nach anderen Principien lebend, durch Ferien Nichts versäumen, und später keine Veranlassung haben, sich selbst der Vernachlässigung ihrer Interessen anzuklagen. Anderen dagegen dürfte zu empfehlen sein, daß sie ihre Anschauungen von Vergnügen auf Kosten des Geschäfts modificiren, bevor es zu spät ist.

Andere Leute verbringen ihre Ferien theilweise mit Nichtsthun, Fischen und dergleichen, theilweise aber auch mit anstrengenden Sports — weder das Eine noch das Andere könnte mir conveniren. Reisen

würde ich gern gemacht haben, aber nur zu Sonntags-Excursionen reichte meine Zeit. So ist es gekommen, daß ich erst diesen Sommer, da der Gräberschmückungstag sowie auch der Vierte Juli auf Montag fielen, von Samstag Abend bis Dienstag früh Zeit hatte, um eine Fahrt nach Niagara Falls bezw. Lake Champlain und Lake George zu machen. Daß ich diese beiden Vergnügungsreisen ausführen und nach Wunsch genießen konnte, ohne am Samstag oder am Dienstag früh auch nur eine Stunde meiner Geschäftszeit zu versäumen, war mir besonders angenehm. Es gewährt (ausnahmsweise) mir besondere Genugthuung, daß ich, wie schon früher bemerkt, seit dem 21. Juli 1860 nicht einen einzigen Geschäftstag des Vergnügens oder der Erholung wegen versäumt habe, was ich, da ich meine Kinder an der Seite habe, mir jetzt bezw. fortan allerdings eher erlauben könnte.

Bisher überwog aber das Pflichtgefühl immer den Wunsch, entferntere Gegenden zu sehen. Und den Leuten, welche mir rathen zu müssen glaubten, ich sollte einmal eine längere Pause machen, damit ich nicht über kurz oder lang zusammenbreche, konnte ich erwiedern, daß die regelmäßige Erledigung meiner laufenden Geschäfte mir sehr zuträglich sei und mich nicht anstrenge; dagegen müßte ich befürchten, daß während meiner unnöthigen Abwesenheit Dies oder Jenes nicht nach Wunsch gehe und ich mir dann Vorwürfe darüber zu machen habe. Wenn ich, trotz regelmäßiger Lebensweise, endlich einmal arbeitsunfähig werde und die Leitung des Geschäfts Anderen überlassen müsse, so sei das etwas Anderes, d. h. es sei keine Vernachlässigung meinerseits. Nun, bekanntlich müssen Millionen Andere auch ohne Ferien fertig werden; „Ferien nöthig haben" ist m. E. größtentheils Einbildung.

Im Sommer 1871 machte Eduard Witter aus Neustadt — vordem Buch-, später aber Weinhändler — eine Weinreise nach Nordamerika und persuadirte auch mich, ihm einen größeren Auftrag zu geben. Als der Wein kam, nahm er so viel Platz im Keller ein, daß meine Gattin nicht zufrieden damit war. Wir Beide allein mit unseren gewöhnlichen Besuchern würden wer weiß wie lange daran zu trinken gehabt haben.

Mit meinem Plane, wöchentlich ein Mal eine Anzahl Herren und Damen, welche sich für deutsche Literatur interessirten, nach meinem Hause zu laden, ließ sich der Zweck vereinigen, in den Vorrath des Witter'schen Weines ein Loch trinken zu lassen. Ich hatte also an jedem

Freitag Abend im October und November 1871 und Februar und März 1872 in meinem Hause, 48 St. Mark's Place, eine Gesellschaft von „Schöngeistern" und Anderen.

Am Dienstag, den 17. October 1871, gegen Mittag erschien in 22 & 24 Frankfort Street Dr. Wilhelm Jordan, von Rothschild's Correspondenten, August Belmont, kommend und sich selbst einführend. Er theilte mir mit, daß er vorhabe, eine Reise durch die Vereinigten Staaten zu machen und seine Dichtungen vorzutragen. Zu diesem Zwecke erbat er meinen Rath bezw. mein thätiges Interesse. Ich sagte ihm von meinen „literarischen Abenden" und es kam ihm sehr gelegen, am nächsten Freitag Abend in meinem Hause einige Vertreter des New Yorker Deutschthums näher kennen zu lernen. Ich hatte außer den gewöhnlichen Gästen noch die literarischen Redacteure der verschiedenen deutschen Blätter geladen und meine zwei Parlors waren ziemlich gefüllt, als Dr. Jordan sich hinter einen Stuhl stellte und begann:

„Ich wage zu wandeln verlassene Wege," u. s. w.

Selbstverständlich fesselte er die Anwesenden durch seinen ungewöhnlichen Vortrag, und die Zeitungen verkündeten daraufhin sein Lob. Da nun überdies sein Auftreten bezw. der Umgang mit ihm angenehm war, so folgte, daß seine Vorträge gut besucht waren.

Es hatte dem Dr. Jordan gefallen, daß ich ihn gleich das erste Mal mit zu Franz Mann, in 214 William Street, zum Mittagessen nahm. Die einfache Hausmannskost und der leichte Schenkwein schmeckten ihm. Er kam deswegen häufig gegen Mittag, um mich zum Essen abzuholen.

Mehr als einmal schlug ich ihm vor, er solle sich für seine Vortragstour einen Geschäftsführer engagiren, der mit den hiesigen Verhältnissen schon bekannt und in der Lage wäre, an den zu besuchenden Orten in geeigneter Weise vorzuarbeiten. Er meinte darauf aber, das Geld, was der Geschäftsführer koste, könne er ersparen; er sei bisher sein eigener Geschäftsführer gewesen und glaube auch in Zukunft ganz gut allein fertig werden zu können. Er bemerkte ferner, daß er, obwol im Rothschild'schen Hause in Frankfurt gern gesehen, es doch vermieden habe, um eine Gefälligkeit, d. h. um Empfehlungsbriefe zu bitten. Dagegen habe Baron Rothschild ihm aber doch aus eigenem Antriebe Einführungsschreiben an alle Rothschild'schen Correspondenten in Nordamerika zugesandt, die er natürlich mitgebracht. „Wenn nöthig," meinte er, „werde ich von diesen Briefen Gebrauch machen, sonst aber nicht."

Dr. Jordan ging im November ins Land, ohne Geschäftsführer, und hielt in den größeren Städten, bis nach San Francisco, Vorträge. Anfang Mai 1872 kam er eines Tags wieder gegen 12 Uhr und ging mit zum Essen. Da sagte ich zu ihm: „Nun, Doctor, geben Sie's jetzt zu: wenn Sie einen Geschäftsführer gehabt hätten —"

„Da hätte der $10,000 gemacht," fiel er ein.

„Sie hätten aber auch $10,000 mehr gemacht."

„Kann sein. Ich bin aber zufrieden. Wenn ich nicht die Einnahme eines Abends in Detroit für einen wohlthätigen Zweck hergegeben, so hätte ich gerade $10,000 netto verdient. Wie gesagt, ich bin zufrieden."

Nach Dr. Jordan sind Andere gekommen, um auch deutsche Vorlesungen bezw. Vorträge zu halten, z. B. Dr. Ludwig Büchner, Alfr. E. Brehm, Fr. von Bodenstedt, Rud. Falb, verschiedene Reuter-Vorleser und eine Anzahl Anderer — alle in der Erwartung, in dem „Goldlande Amerika" viel Geld zu verdienen. Und alle sahen sich getäuscht; sie haben aus verschiedenen Gründen nicht solchen Erfolg gehabt, wie Dr. Jordan, und mißmuthig haben mehrere dieser Herren sich hinterher wegwerfend über Amerika ausgelassen.

Im October 1893 präsentirte sich mir eines Morgens in Begleitung eines New Yorker Journalisten Professor X aus Leipzig, um mir zu melden, daß er eine Vortragstour in den Vereinigten Staaten antreten wolle, und sich erlaubt habe, Briefe für sich an meine Adresse dirigiren zu lassen.

„Ueber was wollen Sie Vorträge halten?" fragte ich ihn.

„Nun, über deutsche Literatur."

„Hm."

„Oder über China, dort habe ich auch gereist."

„Ich befürchte, Sie werden damit nicht viel Erfolg haben."

„Nun, der Strakosch hat mir gesagt, er habe auf seiner amerikanischen Vortragstour $100,000 verdient — da werde ich doch wenigstens $50,000 machen können."

„Ich glaube, Herr Strakosch hat nur gescherzt," sagte ich, der ich denselben im „Liederkranze" gehört und zufällig auch wußte, daß er mit seiner ganzen Tournee nichts weniger als Erfolg gehabt hatte.

Am dritten Tage wagte ich, dem Professor X zu sagen, das Vortheilhafteste für ihn sei, mit dem nächsten Dampfer zurückzureisen, damit ihm wenigstens die Erinnerung an einen Mißerfolg erspart bleibe.

Dieser Vorschlag wurde natürlich übel aufgenommen. Vier Tage darauf aber, nachdem er sich inzwischen erfolglos alle erdenkliche Mühe gegeben, durch Steinway u. A. für Vorträge im „Liederkranz", „Arion" u. s. w. engagirt zu werden, meldete er sich bei mir ab mit dem Bemerken, daß er morgen mit dem Hamburger Dampfer nach Leipzig zurück gehe.

Ich habe das Vorstehende so ausführlich gegeben, weil überraschenderweise in Deutschland irrige Anschauungen darüber zu herrschen scheinen, wogegen es wünschenswerth ist, daß längere Zeit keine Vortragsreisen nach Amerika gemacht werden. Es existirt z. Z. kein Bedürfniß dafür, und Mißerfolge zu sehen ist Unsereinem natürlich nicht angenehm.

Beim Hervorsuchen alter Papiere ist mir klar geworden, daß ich in früheren Zeiten, als mir die Zukunft sehr rosig erschien, doch viel mehr geleistet habe, als später, nachdem schlechte Zeiten, welche jahrelang andauerten, meine Hoffnungen wesentlich herabgestimmt, bezw. geknickt hatten, wie ja auch Andere ähnliche Erfahrungen gemacht haben.

Ein Beweis meiner größeren Arbeitskraft in früherer Zeit scheint mir auch der Umstand zu sein, daß ich neben einer viel größeren Menge laufender Geschäfte, neben der Herstellung vieler Circuläre, Prospecte, Cataloge u. s. w., sowie neben der Revision sämmtlicher Seiten der neu entstehenden Bücher meines Verlags noch Zeit fand, in den Abendstunden und Sonntags drei als Manuscript gedruckte Broschüren (die nicht mehr zu haben sind) zusammenzustellen, nämlich:

„Der Nachdruck in Nordamerika. Mein Wirken als deutscher Buchhändler." (Ende November, 1866.)

„Mittheilungen über den Vertrieb deutscher Bücher und Zeitschriften in den Vereinigten Staaten." (Ende April, 1868.)

und

„Deutscher Buchhandel und Presse, und der Nachdruck deutscher Bücher in Nord-Amerika." (April, 1869.)

mit welchen s. Z. etwas Discussion erregt worden ist.

Aus dem ersten dieser drei Schriftchen will ich den am 27. November 1866 geschriebenen Schluß hier abdrucken. Es heißt dort auf S. 88—96:

„. . . Und nicht blos zum Schutze gegen Verluste, sondern auch zur Ergreifung der Gelegenheiten zu einem guten Geschäfte, die sich oft recht versteckt halten, muß Einer immer aufmerksam sein. Jeden Tag sehe ich besser ein, daß ich noch sehr viel zu lernen habe, noch sehr viel Wissen und Erfahrung recht gut verwerthen könnte, und ich wünsche

mir etwas freie Zeit, einzig und allein um sie zum Lernen zu benutzen. Aber das ist ein unerfüllbarer Wunsch, da ich nicht einmal alle Briefe selbst lesen kann (und auch hin und wieder keine Lust dazu habe, wenn sie schlecht, unleserlich geschrieben sind).

„Nach und nach werde ich indeß, bei weiterer Vertheilung von Arbeiten unter meinen Gehülfen, deren Zahl vermuthlich wachsen wird, meine eigene Stellung zu einer bequemeren umgestalten, und dann hoffentlich Pläne ausführen können, für die ich jetzt noch keine Zeit habe. Mein Geschäft soll, so Gott will, noch größer und auch noch lucrativer werden, als es jetzt ist, ob auf die eine oder die andere Weise, das hängt von einer Menge Umständen ab, die sich nicht alle berechnen, nicht einmal vorhersehen lassen. Die Veränderung des Zolles auf Bücher und die Gestaltung der finanziellen Zustände des Landes sind die wichtigsten.

„Mein Ziel bleibt aber unter allen Umständen immer dasselbe, für mich ungemein lockende: die größtmögliche Verbreitung guter deutscher Literatur unter meinen Sprach- und Stammesgenossen in dem weiten Nordamerika. So lange ich gesund bleibe, sollen die befreundeten Verleger in Deutschland nicht über meine Unthätigkeit zu klagen haben, ich müßte denn genügenden Grund haben, meine Verwendung für gewisse Artikel zum Vortheile anderer einzustellen.

„Es dürfte jetzt, nachdem ich mit der Darstellung der Verhältnisse so weit gekommen bin, an der Zeit sein, daß ich mich gegen den Vorwurf verwahre, als habe ich sie so lockend geschildert, daß Andere verleitet werden, hierher zu kommen und, sich als Buchhändler etablirend, ihr Glück zu versuchen. Als Einem, dem es um die Förderung des Deutschthums in der Union zu thun ist, wäre es mir allerdings lieb, wenn die Zahl der anständigen deutschen Buchhändler durch einige tüchtige und gebildete Männer vermehrt würde.

„Allein ich kann nicht umhin, einen Jeden darauf aufmerksam zu machen, daß er hier einem schweren und kostspieligen Anfange entgegengeht, daß ein für deutsche Verhältnisse großes Capital nöthig ist, um ein respectables Geschäft zu begründen und es in Gang zu bringen, daß ein Anfänger der Gefahr des Verlustes in großem Maße ausgesetzt ist, und daß es mehrere Jahre dauert, ehe solch' ein Geschäft die Kosten decken kann.

„Bei meinem Geschäft ist die Zeitungs-Agentur für den Vertrieb hier erscheinender Blätter, die alte und bedeutende, jetzt wieder ganz

zufriedengestellte Kundschaft, der gangbare, ganz für den inländischen Bedarf passende Verlag und meine Thätigkeit ohne Rücksicht auf Kosten gerade zu der Zeit, wo die Segnungen des Friedens wieder fühlbar wurden, sowie Anderes, was wol sämmtlich einem Anfänger abgehen würde, ganz wesentlich für die Erfolge gewesen, über die ich mich jetzt freue. Das Zusammengreifen verschiedener Umstände hat die erfreuliche Entwickelung des Geschäfts herbeigeführt.

„Ohne unbescheiden zu erscheinen, darf ich wol auch noch hinzufügen, daß mein elfjähriges aufmerksames Beobachten aller Verhältnisse, besonders aber der buchhändlerischen, für mein Geschäft von sehr großem Werthe gewesen ist. Ich will auch — im Interesse jüngerer Collegen — nicht verschweigen, daß mir die Kenntniß des Englischen, Französischen und Spanischen und anderer Sprachen Etwas genützt hat.

„Ich bereue in der That nicht, daß ich so lange gewartet habe, bis ich selbständig geworden bin, daß ich durch vielleicht allzugroße Vorsicht mich abhalten ließ, bei Ausführung eines Lieblingsplanes, den mein leider viel zu früh verstorbener Freund Paul Trömel hegte, die eine Hälfte der Arbeit zu übernehmen. Ich glaube vielmehr, daß ich zufällig gerade zum rechten Zeitpunkte mein Wirken begonnen habe. Und mit Dank erfüllt für diese Fügung der Vorsehung spreche ich jetzt als meinen liebsten Wunsch aus, daß es mir vergönnt sein möge, in meiner Stellung den Beifall der Mehrzahl meiner Mitbürger zu erwerben.

„Es kommt mir jetzt, da ich am Schlusse meiner Mittheilung angelangt bin, vor, als ob ich den Lesern der vorhergehenden Seiten Etwas schuldig bliebe, wenn ich nicht über mich selbst auch ein paar Worte sagte. Und ich wage, das zu thun, auch auf die Gefahr hin, daß Der oder Jener darüber spotte oder gar sich tadelnd ausdrücke.

„Warum sollte ich auch den Herren drüben, die mich mit ihrem Vertrauen erfreut haben, ohne mich persönlich zu kennen, die mir in unerwarteter Weise mit ihrer aufrichtigen Freundschaft entgegengekommen sind und solche reichlich bethätigt haben, verschweigen, was zu erfahren sie vollständig berechtigt sind?

„Ich wünsche mit Allen auf der Basis vollständiger Offenheit und Aufrichtigkeit zu verkehren.

„Es sollte mir leid thun, wenn Jemand auf die Empfehlung eines Anderen sich eine irrige, eine zu gute Meinung von mir gemacht hätte; ich will ihm durch das Nachfolgende Gelegenheit geben, mich näher kennen zu lernen, und werde es Keinem übelnehmen, wenn er mir mel-

det, daß er bisher eine andere Ansicht von mir gehabt hat, und nun lieber mit mir brechen will. Aber ich fürchte das nicht. Es wäre sonderbar, wenn ich von Deutschland aus Mißtrauen bemerkte, während ich trotz meiner Schwächen hier der Achtung und des Wohlwollens derjenigen meiner Mitbürger, welche mich zu beobachten Gelegenheit gehabt, mich erfreue und die wahre, aufrichtige Freundschaft und Liebe Derer besitze, an welche mich anzuschließen ich Zeit und Neigung gehabt habe.

„Hier wird mir die Frage so häufig gestellt, wie ich die fast ununterbrochen angestrengte Thätigkeit aushalten könne. So fragen Andere mit Theilnahme auch von drüben an, und ich muß den Mahnungen endlich Gehör geben, wenn ich meine Gesundheit nicht ruiniren will.

„Ebensowenig habe ich auch Lust, mich noch viel länger so zu plagen, wie jetzt; es muß Alles ein Ende haben.

„Es ist wahr, daß ich mich nie wohler befunden habe, nie heiterer gestimmt gewesen bin, als jetzt. Aber ich muß und ich will glauben, daß das nicht das Resultat des Arbeitens, sondern eine bemerkenswerthe Erscheinung trotz desselben ist.

„Wenn ich mich bemühe, mir dieselbe zu erklären, so komme ich auf Mancherlei.

„Da ist denn zuerst ein recht regelmäßiges Leben, wie ich's aus Rücksicht auf meine Gesundheit von jeher geführt, so daß ich glücklicherweise in Amerika noch keinen ganzen Tag krank gelegen habe.

„Dann, um recht frei und unabhängig zu sein, ein principielles Beschränken meiner persönlichen Bedürfnisse auf eine geringe Zahl, was mir so manche Verhöhnung vonseiten meiner lebe- und kneiplustigen Gesangvereins-Genossen und Anderer eingetragen hat. Darüber aber habe ich mich stets mit Leichtigkeit hinweggesetzt, und jetzt höhnt man nicht mehr.

„Weiter, Zufriedenheit mit meinem Loose, welches mir immer über Verdienst gut vorgekommen ist.

„Ferner, Zufriedenheit mit meinem Stande. Von dem Tage meines Eintritts in den Buchhandel an habe ich nie dem Gedanken Raum gegeben, daß ein anderer Stand besser wäre. Fast alle meine Freunde waren pecuniär und auch sonst besser situirt, als ich. Aber ich habe nie einen beneidet, wie wunderbar schnell auch einzelne derselben in den letzten Jahren hier zu großem Vermögen gekommen sind. Ich will lieber sauer verdient haben, was ich mein Eigen nenne, — übrigens aber halte ich dafür, daß der Berliner Recht hat, welcher lehrt: „Reichthum

schändet nicht, und Armuth macht nicht glücklich." Ich möchte auch nicht als ein „Habenichts" sterben, wenngleich ich, obwol noch unverheirathet, für meine Wittwe und Waisen schon vor langer Zeit gesorgt habe.

„Zufriedenheit mit meiner Stellung. Diese bietet allerdings Interessantes in Masse und mit Abwechslung, Arbeit in Ueberfluß und nie Langeweile, hin und wieder eine kleine Dosis Aerger, und dagegen von dem Artikel „Spaß" eine etwas größere.

„Freude an der Natur, wiewol ich mir diesen Genuß nur selten verschaffen kann.

„Angenehmer Umgang mit Anderen auch während der Geschäftszeit — so daß ich ohne sonstige Zerstreuung recht wohl existiren könnte.

„Endlich auch eine leicht erklärliche Freude über meine Erfolge.

„Dabei ist aber doch ein gewisses Etwas, das mich in ungewöhnlichem Grade einnimmt, wenn Zeit und Umstände es erlauben: der Wunsch, Anderen eine Freude zu bereiten, am liebsten eine unerwartete. Dafür habe ich nun seit 15 Jahren gern ausgegeben, was ich mir selbst abgedarbt, indem ich meine persönlichen Bedürfnisse beschränkt und alle unnöthigen Ausgaben vermieden.

„Ich habe dadurch mir selbst immer so große und nachhaltige Freude bereitet, daß ich mich glücklich schätzte, als ich in den letzten Jahren mich im Stande sah, dafür mehr Geld auszugeben, als früher.

„Seitdem ich aber selbständig bin, habe ich gesehen, wie viele Freunde — und Freundinnen — ich mir, der ich „mutterseelenallein" hier stehe, durch solche kleine Aufmerksamkeiten erworben, habe aber besonders zu bemerken Gelegenheit gehabt, wie es dabei gar nicht auf die Größe der Gabe ankommt. So habe ich jetzt beinahe 80 Kinder, Freunde und Freundinnen auf meiner Liste; sie alle haben sich meine Aufmerksamkeiten gern gefallen lassen, und wehren mir auch in Zukunft nicht — und das ist Alles, was ich wünsche, damit bin ich zufrieden. Dank erwarte ich nicht; wenn er ausbleibt, so ist's mir auch recht. Ich erinnere mich aber nicht, daß ich je Undank geärntet habe.

„Kinder haben von jeher meine besondere Zuneigung gehabt; aber jetzt finde ich gar keine Zeit mehr, befreundete Familien zu besuchen, wo deren sind.

„Darum lade ich sie zu mir ein. Es war ein guter Gedanke, der mir vor 4 oder 5 Wochen kam, eines Sonnabends zwischen 11 und 12 Uhr vormittags die Kinder von Freunden sammt Begleitung zu mir in den Laden kommen zu lassen.

„Hier war eine Ausstellung von Bilderbüchern gemacht worden; den Kleinen sagte ich, daß sie alle durchsehen dürften, und daß eine Jede resp. ein Jeder das schönste für sich behalten könne. Die freundlichen Gesichter der glücklichen Kinder werde ich nicht vergessen. Dieses Vergnügen, für mich das einzige in der ganzen Woche, war mir sehr viel werth, ich hatte es in dem Maße nicht erwartet. Daß ich, um mit meinen Arbeiten fertig zu werden, an diesem Sonnabende bis nach Mitternacht an meinem Pulte blieb, war nichts Ungewöhnliches. Aber noch nie zuvor war ich zu später Stunde so munter nach Hause gegangen, wie in der Nacht. Wie froh war ich darüber, daß ich Gelegenheit gehabt, zum ersten Male in meinem Leben „bei mir" Andere vergnügt zu machen.

„Der Gedanke, daß ich, nachdem ich gespart und gearbeitet, im Stande gewesen war, Etwas zu verschenken, entschädigte mich wieder für Genüsse und Vergnügen, welche ich mir selbst versagt hatte, und befestigte den Vorsatz, auch in Zukunft nach Kräften thätig zu sein, damit ich noch mehr Geld für den einen Nebenzweck: Andere zu erfreuen, bestimmen könne. Von der Zeit an hat mein Eigenthum noch einen anderen Werth in meinen Augen, einen Werth, der nicht nach Dollars und Cents zu berechnen ist. So habe ich mir das Fest wiederholt bereitet, und werde auch bis zum Schlusse des Jahres damit fortfahren. Denn die Sache nimmt ganz wider mein Erwarten einen anderen, einen geschäftlichen Charakter an. Die Kleinen plaudern aus, wie sie beim „Onkel Steiger" das schönste Bilderbuch erhalten haben und dann noch mit Kuchen und Wein tractirt worden sind — und die Väter und Mütter und Schwestern, welche mitkommen, sprechen auch davon, aber ohne mich einen Verschwender zu nennen, oder mir eigennützige Absichten zuzuschreiben. So kommt es, daß ich gebeten werde, auch da und dorthin Einladungen zu schicken, in Familien, an die ich sonst sicher nicht zu denken gewagt hätte. Wohl, ich thue es; und der bescheidene Buchladen in 17 North William Str. wird aufgesucht von Leuten, denen es sonst nie eingefallen wäre, dahin zu gehen, bei der Gelegenheit Steiger's Bücherlager anzusehen, und in Zukunft bei ihm zu kaufen, was sie brauchen. Theure Inserate hätten sicher nicht bewirkt, was ich schon wieder einmal erreicht habe, indem ich mir ein einfaches Vergnügen zu machen gedachte.

„Es kommen zu der bekannten Stunde aber auch Freunde ohne Kinder, die ebenfalls an dem kleinen Feste Gefallen finden, dabei Be-

kannte treffend, oder mit Fremden bekannt werden, und bei einem Glase Wein gern ein paar Minuten dableiben.

„Das ist für mich kein kleiner Genuß, und ungern würde ich ihn aufgeben.

„Ich hoffe vielmehr, auf längere Zeit hinaus zu dieser Stunde in meinem beschränkten Locale meine Geschäftsfreunde zu vereinigen, sie zusammenzuführen, wie sie sich sonst wol nicht treffen würden.

„Das lasse ich mir vor der Hand Ersatz sein für den Empfangsabend in meinem Hause, welchen meine „bessere Hälfte" einst halten soll, d. h. sobald ich wieder einmal eine Personification meines Ideals gefunden habe.

„Doch hiermit fürchte ich schon zu viel gesagt zu haben, und breche ab."

Ohne Zweifel haben vor 32 Jahren, als die Broschüre erschien, aus welcher das Vorstehende abgedruckt ist, manche Leute über Dies oder Jenes den Kopf geschüttelt, gelächelt und gedacht oder gesagt: „Das (oder Das) hätte ich nicht gethan, und wenn ich's gethan, so hätte ich mindestens nicht öffentlich davon gesprochen. Was geht das andere Leute an!" — oder dergleichen. Wahrscheinlich gibt's auch heute noch Manche, welche ähnlich denken.

Ich dagegen meine, ich habe, mit vielleicht zu großer Offenheit, Schwächen, Eigenheiten u. s. w. erwähnt, die verzeihlich sind, bezw. deren ich mich nicht zu schämen brauche. Das ist Sache der persönlichen Anschauung. Ja, vielleicht läßt sich andererseits auf meine Mittheilungen ein Wort anwenden, wie z. B.: „Getheilte Freude ist doppelte Freude." Nachstehendes dürfte dies in gewissem Grade bestätigen:

Vor Kurzem knüpfte der Chef eines der größten deutschen Geschäftshäuser ein Gespräch mit mir an; im Laufe desselben erwähnte er, daß er im October 1866 nach Amerika bezw. New York gekommen sei, und bald auch das Glück gehabt habe, eine bescheidene Stelle zu finden. Kurz darauf habe ein Bericht in der „New Yorker Staats-Zeitung" über die Kindergesellschaften bei Steiger einen tiefen, unverlöschbaren Eindruck auf ihn gemacht. Seit 32 Jahren habe es ihn gedrängt, mir das einmal auszudrücken. Die Gelegenheit dazu habe sich ihm aber bisher nie geboten, und es freue ihn jetzt, daß er's endlich thun könne.

Noch mehr aber hat mir etwas Anderes wohlgethan. Als ich, nachdem dieselbe mir aufmerksamerweise zum Jubiläum gratulirt, am dar-

auffolgenden Sonntage meine verehrte frühere Principalin, die leidende Frau Büchner, besuchte, sagte sie mir im Laufe der Unterhaltung mit sichtlichem Vergnügen: „Herr Steiger, ich besitze auch noch etliche Stücke von dem Dinner Set, das Sie mir zur Hochzeit geschenkt haben." — Also 42 Jahre waren diese Stücke vor dem Zerschlagen bewahrt worden, und ich wünschte daraufhin, das betr. Service wäre drei- oder viermal so werthvoll gewesen, als es in Wirklichkeit war.

Andererseits kann ich aber auch sagen, daß in meinem Hause, unbeschädigt, heutzutage noch der porcellanene Kuchenteller auf den Tisch kommt, welchen die andere Principalin, Frau Westermann, mir zu Weihnachten 1855 verehrte. Sie erklärte mir dabei die in der Mitte des Tellers eingedruckte Scene mit „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar."

Ich hatte indeß schon bei einer früheren Gelegenheit, nämlich bei Herrn Büchner's Verlobungsfeier, erklärt, daß ich noch zehn Jahre warten wolle.

Dieser Vorsatz, den ich nur ausgesprochen hatte, um auf eines Tischgenossen Bemerkung, daß „Steiger der Nächste" sei, schnell irgend Etwas zu erwiedern, ist mir ein sehr kräftiges Schutzmittel geworden. Ich habe ihn mir immer ins Gedächtniß gerufen, wenn ich je einmal in Gefahr war, gekapert zu werden.

Als aber die 10 Jahre vorbei waren, d. h. mit Ende 1865, und ich auch mein eigener Herr und unter meinem Namen etablirt, da habe ich den Gedanken an eigene Häuslichkeit mir näher treten lassen. Ich begann, mir zu überlegen, ob diese oder jene junge Dame mit mir harmoniren würde. Trotz vieler Arbeit im Geschäfte fand ich doch Zeit, Umschau zu halten. Ich machte auch Anträge, theilweise nicht sehr kluge. Aber den wenn auch sonst achtenswerthen Mann von 17 North William Street wollte Keine nehmen. Ein „Don Juan" war ich weder damals, noch zu irgend einer Zeit, und auch süßliches, überflüssiges Reden war mir damals nicht weniger zuwider, wie jetzt. Alles in Allem habe ich nach und nach fünf „Körbe gekriegt" — und das war zu meinem Besten. Es ist mir darüber auch kein Haar grau geworden. Dagegen wurde ich aber vorsichtiger und kam endlich an die Rechte, welche seit 31 Jahren Freude und Sorgen getreulich mit mir getheilt hat.

Ich habe mir später sagen müssen, daß höchst wahrscheinlich keine der anderen Fünf mich hätte ungestört für die Entwickelung meines

Geschäfts arbeiten lassen, wie es der Fall und auch durchaus nöthig, ja unerläßlich gewesen. Und vermuthlich wäre ich nicht 66 Jahre alt geworden und gesund geblieben, unausgesetzt für mein Geschäft thätig — und doch glücklich und zufrieden, welch ein Wunder! Der Denkspruch auf meinem Abreißkalender am Tage meiner Verlobung, 24. Februar 1867, hieß: „Der ist ein Sklave, welcher nicht „Nein" sagen kann." Das war ein glückliches Omen. Bei irgend einer der Anderen würde ich vermuthlich einmal oder mehrmals „Nein" zu sagen gehabt haben.

Kurz, man weiß nicht immer, wozu 'was gut ist.

Das soll mich aber nicht abhalten, auch bei dieser Gelegenheit auf Grund meiner Beobachtungen jeden jungen Mann davor zu warnen, daß er zu früh heirathe, d. h. früher, als er in einer sicheren, auskömmlichen Stellung ist.

Leichtsinn — Unglück!

Aus den Titeln meiner oben erwähnten drei Broschüren geht hervor, daß ich damals als Vertheidiger des Nachdrucks in Nordamerika vor die Oeffentlichkeit trat. Ich that das nicht wie ein Sachwalter vor einem Gerichte, abgesehen davon, daß der Nachdruck ausländischer Bücher, Musikalien und anderer Drucksachen überhaupt nicht klag- und strafbar war, hatte auch nicht nöthig, meine verhältnißmäßig geringe Thätigkeit auf diesem Gebiete zu rechtfertigen. Ich that es vielmehr nur, um auf das grundlose Schimpfen von drüben her eine Antwort zu geben, that es an Stelle Anderer, die dazu keine Lust hatten, auch die Kosten der Verbreitung solch einer Broschüre nicht aufwenden wollten.

Es war mir eine Genugthuung, mich einmal aussprechen zu können, nachdem ich mich schon viele Jahre lang mit der Idee und Absicht getragen hatte, dies zu passender Zeit zu thun. Solche Gelegenheit bot sich mir Mitte November 1866; ich ergriff sie und verschickte meine ketzerischen Anschauungen, d. h. meine Broschüre in Tausenden von Exemplaren nach Deutschland u. s. w.

Das Resultat war vielseitiges Zustimmen und Anerkennen, daß meine Darlegung eine Aenderung der Meinung hervorgebracht, andererseits aber fortgesetztes Schimpfen auf die amerikanischen „Piraten".

Die Sache war für mich interessant, und ich habe noch jahrelang die Polemik fortgesetzt. Berthold Auerbach, Paul Lindau, Fr. Spielhagen und Andere, der Berliner Schriftsteller-Verein und viele Verleger ärgerten sich über mich.

Nach und nach wurde es indeß langweilig, zu sehen, wie gewisse Leute sich fort und fort in verkehrter Position gefielen, während die Meisten durch die Literar-Conventionen und auf andere Weise inne wurden, daß sie bisher irrige Anschauungen unterhalten hatten, und einsahen, daß den Amerikanern kein Vorwurf mit Recht gemacht werden konnte.

Das Wichtigste aber war, daß die Nachdrucksfrage für Deutschland fast ganz gegenstandslos wurde, einestheils dadurch, daß am 9. November 1867 das Privilegium der Werke von Schiller und Göthe, sowie überhaupt der Schutz der 1832 und früher verstorbenen Classiker und anderen Autoren erlosch, sodaß dieselben auch daheim Gemeingut, vogelfrei wurden, andererseits dadurch, daß es sich nur in Ausnahmsfällen lohnte, dieses oder jenes Buch eines modernen deutschen Schriftstellers, welches, wegen des großen Autoren-Honorars, in Deutschland zu einem sehr hohen Preise verkauft werden mußte, hierzulande in einem billigeren Nachdrucke zu verlegen. Dazu kam noch, daß schon in den achtziger Jahren die Nachfrage nach deutscher Unterhaltungsliteratur in Nordamerika bedeutend abnahm.

Ueberdies geschah in Deutschland bekanntlich eine Wandlung insofern, als die Verleger anfingen, sowol von ungeschützten, als auch von zahlreichen geschützten Büchern sehr billige und doch schöne Ausgaben zu liefern.

So ist es gekommen, daß selbst „Munro's Deutsche Library", in welcher moderne geschützte Werke zum fünfzehnten oder gar zwanzigsten Theile des deutschen Preises geboten wurden, schon seit Jahren „sich nicht mehr bezahlt", d. h. die Herstellungskosten nicht mehr deckt. Ja, nicht einmal neue Auflagen werden von den vorhandenen Platten abgezogen, wenn der Vorrath einer Nummer ausverkauft ist. Anderes anzuführen, was dieselbe Thatsache bestätigt, will ich unterlassen.

Wie gesagt, die Nachdrucksfrage ist quasi gegenstandslos geworden, und zwar nicht blos in Deutschland, sondern auch in Amerika. Durch das Urheberrechtsgesetz (Law of Copyright vom 3. März 1891) ist bekanntlich auch den ausländischen Autoren in den Vereinigten Staaten ein Recht eingeräumt worden, welches sie früher nicht besaßen. Ein jeder derselben kann nämlich den Schutz des amerikanischen Urheberrechts erwerben, sofern sein Buch (behufs Schutzes der amerikanischen

Schriftsetzer und Drucker) in der Union gesetzt und gedruckt, sowie nicht später, vielmehr mindestens am Tage der Ausgabe im Auslande auch hier fertig gestellt und in der Congreß-Bibliothek in Washington eingereicht wird.

Diese Concession ist allerdings den deutschen Autoren gegenüber von wenig praktischem Werthe. Denn von sehr wenig deutschen Büchern vielgelesener Schriftsteller ist eine verlagsrechtlich geschützte Ausgabe in Nordamerika hergestellt und auf den Markt gebracht worden. Bei einer Anzahl anderer Bücher hat der deutsche Verleger sein Geldopfer darauf beschränkt, daß er das betr. Buch hier aufsetzen, 15 oder 20 Abzüge machen, diese zusammenheften und in 2 Exemplaren beim Librarian of Congress einreichen ließ. Damit war den Vorschriften des Gesetzes genügt und das Buch durfte nicht nachgedruckt werden. Solche Ausgaben waren bezw. sind, ihrer miserablen Ausstattung wegen, natürlich nicht absetzbar; für den Verkauf importirt man vielmehr die betr. deutsche Original-Ausgabe.

Für eine weitere Anzahl deutscher Romane, Novellen u. s. w. hat man den Schutz gegen Nachdruck dadurch erworben, daß sie in deutsch-amerikanischen Zeitungen abgedruckt wurden, bevor sie in Deutschland erschienen. Dafür erhalten die betr. deutschen Autoren oder Verleger eine entsprechende Entschädigung nach Uebereinkommen.

Solche Entschädigung für Ueberlassung der Aushängebogen, damit die eine Zeitung der anderen zuvorkommen könne — ohne dadurch einen Schutz gegen Nachdruck zu erwerben — wurde vielfach auch schon vor d. J. 1891 gezahlt. Bei der Liberalität einiger gutsituirten Zeitungsverleger waren diese Beträge verhältnißmäßig groß. Zu vermuthen ist aber, daß, um sein Ansehen zu vermehren, Der oder Jener anderen Schriftstellern gegenüber viel größere Summen genannt hat, als er wirklich erhalten. Das Resultat davon war, daß manche Autoren ganz lächerliche Forderungen stellten. So z. B. ließ Berthold Auerbach mir 1874 durch seinen Sohn $12,000 abverlangen für das Recht, seinen „Waldfried" abzudrucken, während doch das mir und neben mir gleichzeitig jedem anderen Amerikaner geradeso freistand, wie das Fischfangen im Meere oder das Gehen auf der Straße.

Das erinnert mich auch an Friedr. von Bodenstedt, der 1880 eine Reise nach Amerika machte, um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Während seines hiesigen Aufenthaltes war er Gast des

Herrn E. J. Stiastny in Hoboken. Nach geeigneten Verlegern gefragt, hatte dieser ihm mich genannt als den Einzigen, der bei Herstellung einer amerikanischen Ausgabe seiner Bücher überhaupt in Betracht käme, und kündigte mir daraufhin Bodenstedt's Besuch in 25 Park Place an. Ich war mir natürlich klar, daß jeder Cent weggeworfen sei, den ich für die Herstellung irgend eines seiner Bücher aufwenden würde, entschloß mich aber doch, um Stiastny gefällig zu sein, bis zu $100 zu opfern. Bodenstedt kam und trug seinen Antrag vor. Ich erwiederte darauf, daß alle seine Bücher, weil schon in Deutschland erschienen, in Amerika ungeschützt seien, und er mir also keine Rechte verkaufen könne, die Andere zu respectiren hätten. Weiterhin aber sagte ich ihm, daß ich allenfalls bereit sei, eine Ausgabe von „Mirza Schaffy" zu veranstalten.

„Nun, was wollen Sie mir dafür geben?"

„Zehn Procent vom Preise eines jeden verkauften Exemplares."

„Nein, nein, auf Tantiemen lasse ich mich nicht ein; ich bin damit schlecht gefahren. Wissen Sie 'was: Sie können „Tausend und ein Tag im Orient" drucken und geben mir tausend Dollars dafür."

„Bedaure sehr, das muß ich ablehnen," sagte ich, mich erinnernd, daß ich dieses Buch bisher nur ein- oder höchstens zweimal bezogen hatte, d. h. daß es wenig verkäuflich war.

Bodenstedt ging, und Stiastny sagte mir später, daß Jener wüthend auf mich sei. Um womöglich die „Differenz" zwischen uns Beiden schlichten zu helfen, lud Stiastny mich noch einmal zum Essen, d. h. einem Zusammenkommen mit Bodenstedt ein — womit aber nichts geändert wurde.

Ich machte die Proposition betr. „Mirza Schaffy", ohne zu ahnen, daß zu derselben Zeit ein anderer New Yorker Verleger schon die sämmtlichen Gedichte abgedruckt hatte; wenige Tage später erschienen sie in seiner Zeitschrift. Demnach hat also der betr. Dichter selbst mich vor dem „Reinfallen" bewahrt.

Bodenstedt wollte auch mit Vorträgen Geld verdienen. Eines Abends warteten mehrere Hundert im „Deutschen Gesellig-Wissenschaftlichen Verein" auf ihn; reichlich eine halbe Stunde zu spät brachten ihn seine Freunde endlich von einem feinen Abendessen. Das Wenige, was er dann zu sagen noch im Stande, war kein Vortrag, wie man einen erwarten durfte. Bei anderen Gelegenheiten war es nicht viel besser. Dergleichen ließ das Publicum sich nicht bieten, nicht einmal die Herren, welche mit ihm an Stiastny's Festtafel gesessen hatten. Unähnlich

dem Dr. W. Jordan, an dessen fesselnde Vorträge sich damals so Manche gern erinnerten, hat Bodenstedt selbst, bezw. haben seine Freunde verschuldet, daß er in Amerika nicht den Erfolg erzielt, welchen er recht wohl hätte haben können und dessen er so sehr bedürftig war.

„Das haben mit ihrem Fetiren
Die lustigen Freunde gethan."

Ja, ja; die „lustigen Freunde", welche in Tausenden von Fällen den Schwachen verführen und arbeitsunfähig machen; die „lustigen Freunde", welche verschulden, ohne über dem Kneipen daran zu denken, daß die armen Familien daheim infolgedessen mehr oder weniger in Noth kommen und darben müssen! Ich habe mein Lebtag von den „lustigen Freunden" vulgo Trinkgenossen wenig gehalten, und umsoweniger, je länger ich Die beobachtet, welche dem Trunke ergeben sind.

Unzufrieden hat Bodenstedt Amerika verlassen, und wird er den Deutsch-Amerikanern vermuthlich kein gutes Zeugniß ausgestellt haben.

Es wird nun allgemein verstanden sein, daß auch jetzt noch alle deutschen, sowie auch alle englischen, französischen, spanischen — überhaupt irgend welche ausländischen Bücher hierzulande vogelfrei sind, und von irgend Einem — ob amerikanischer Bürger oder nicht — ganz oder theilweise nachgedruckt, übersetzt u. s. w. werden dürfen, sofern sie nicht nach Maßgabe des Gesetzes vom 3. März 1891 geschützt worden sind.

So dürfen auch amerikanische Bücher u. s. w. hierzulande nachgedruckt werden, falls man sie nicht ebenso geschützt hat.

Wenn Jemand also, trotz Vernachlässigung der ihm gebotenen Schutzmittel, noch klagt, so stellt er seiner eigenen Intelligenz ein schlechtes Zeugniß aus, blamirt sich.

Die Nachdrucksangelegenheit kann jetzt also eigentlich als erledigt betrachtet werden. Daß man zwar in Europa heutzutage noch gegen die kleine Nation der Holländer Zwangsmaßregeln ergreifen möchte, weil dieselben die üble Angewohnheit des Nachdruckens ausländischer Bücher nicht aufgeben wollen, ist allerdings Thatsache. Dies sieht aber komisch aus neben der anderen Thatsache, daß z. B. auch die Russen vorziehen, das Nachdrucken nicht aufzugeben, und daß man sich dieser mächtigen Nation gegenüber ganz still verhält.

Immerhin aber hört man wenig mehr über den Nachdruck in Amerika, und da seit 1866 eine neue Generation aufgewachsen ist, so liest

vielleicht mancher der Jüngeren nicht ohne Interesse, was damals darüber gesagt wurde. Lediglich aus diesem Grunde will ich daher hiermit aus meiner ersten Broschüre Einiges abdrucken. Man wird es im Allgemeinen wol ruhiger lesen, als vor 32 Jahren.

Diese meine Arbeit unter dem Titel:

„Der Nachdruck in Nordamerika, als ein Bedürfniß hervorgerufen durch die Verhältnisse, erlaubt, begünstigt und beschützt durch die Gesetze des Landes, von mächtigem, tiefgreifendem Einflusse auf den Fortschritt des Volks, und sein Verhältniß zum deutschen Verlagsbuchhandel. — Thatsachen und Andeutungen, der Presse und dem Buchhandel in Deutschland mitgetheilt."

führte ich mit folgender „Vorbemerkung" ein:

„Der nachfolgende Aufsatz über den Nachdruck in Nordamerika ist eine durch die Umstände gebotene Zusammenstellung von Notizen, welche ich im Laufe mehrerer Jahre mir gesammelt hatte.

„Die Nachdrucksfrage ist für mich immer von großem Interesse gewesen. Als ich vor 12 Jahren nach New York kam, hatte ich ganz naiv-deutsche Anschauungen von dem „ehrlosen Gewerbe" des Nachdruckens, und es hat Jahre gedauert, ehe ich anderer Ansicht wurde.

„Das geschah, nachdem ich dem Gegenstande größere Aufmerksamkeit gewidmet hatte; eine andere Ueberzeugung, das directe Gegentheil von meiner früheren Ansicht, drängte sich mir auf, und Niemand ist bisher im Stande gewesen, mich davon wieder abzubringen.

„Den Gegnern des Nachdrucks steht zur Befürwortung ihres Interesses die Presse überall dienstwillig zu Gebote. Wenn man auf Das achten wollte, was man in Bezug darauf schwarz auf weiß sieht, so existirte schon lange kein Nachdruck mehr. Aber daß er trotzdem existirt und in Flor ist, daß sogar der in gleichem Maße bei der Frage interessirte Theil, die Bücherkäufer in Nordamerika, jetzt noch entschiedener gegen den Abschluß internationaler Verträge zum Schutze des Verlagsrechts ist — das beweist, wie wenig überzeugend alle Artikel in Zeitschriften auf das Publicum gewirkt haben.

„Während ich meinen Aufsatz unter der Feder hatte, wurde er umfangreicher, als ich anfangs geglaubt; ich mußte darum die Absicht aufgeben, ihn handschriftlich den Wenigen mitzutheilen, für welche er zuerst bestimmt war.

„Zu gleicher Zeit kam mir der Gedanke, von hier aus, und als Nachdrucker eine Discussion anzuregen, mit Anführung eines Punktes, welchen ich bisher noch nie erwähnt gesehen hatte, auf den selbst meine hiesigen Collegen nicht geachtet.

„Darum entschloß ich mich, meine Ansichten den bei der Frage Betheiligten gedruckt zu unterbreiten.

„Der Sicherheit halber schickte ich eine Abschrift zur Durchsicht an einen competenten Mann, Herrn Hermann Raster, Redacteur der „N. Y. Abend-Zeitung" (und auch in Deutschland als der H. R. Correspondent der „National-Zeitung" bekannt). Ich erhielt sie von ihm am nächsten Morgen mit einem ganz unerwarteten, längeren Schreiben zurück, welches ich wörtlich abdrucke.

„Um noch sicherer zu gehen, theilte ich meine Arbeit sammt Herrn Raster's Schreiben dem Herrn Friedrich Kapp, einem unserer ersten Advocaten, und auch in Deutschland als Jurist und als Schriftsteller nicht unbekannt, mit. Von ihm erhielt ich ebenfalls einen Brief, welchen ich dem Raster'schen Schreiben folgen lasse.

„Was diese beiden Herren sagen, wird vermuthlich mehr Interesse erregen, als meine Bemerkungen; jedenfalls ergänzen ihre Briefe meine an sich unbedeutende, schwache und unvollständige Arbeit in einer umfassenden Weise.

„Herrn F. W. Thomas in Philadelphia hatte ich in voriger Woche um Beantwortung einiger Fragen und um Notizen in Betreff des deutsch-amerikanischen Buchhandels gebeten. Da ich die gewünschte Auskunft nicht erhielt, so wiederholte ich meine Fragen, und bekam darauf umgehend den Brief vom 21. Novbr., welchen ich der interessanten Mittheilungen halber auch veröffentliche.

„Es hat mir durchaus an Zeit gefehlt, mit auswärtigen deutschen Autoren und Journalisten, ja sogar mit anderen hiesigen mich in Verbindung zu setzen, um ihre schriftliche Erklärung des Einverständnisses mit meinen Ansichten -- dessen ich schon seit langer Zeit sicher bin — zu erbitten. Sonst könnte ich noch eine weitere Anzahl Briefe mit wohlbekannten Namen abdrucken.

E. Steiger.

New York, 1866, Novbr. 23."

Der Anfang meiner Schrift lautet, wie folgt:

„Im Bewußtsein meiner unbestrittenen Berechtigung, hier in Ame-

rika theilweise meine Aufmerksamkeit einer gewissen Thätigkeit zu widmen, dem Nachdrucken deutscher Bücher, habe ich meine „Zeitschriften-Liste", eine Anzahl Circuläre und meine "Trade List," -- alle eigentlich nur zur Verbreitung unter meinen Geschäftsfreunden in Nordamerika bestimmt — in größerer Anzahl auch an die bedeutenderen Verleger Deutschlands versandt, um denselben auf diese Weise die kleine Liste der von mir veranstalteten Nachdrücke zu unterbreiten.

„Wie dieß nun, in einem unerwartet großen Maße, eine Anzahl vortheilhafter Offerten vonseiten einsichtsvoller Verleger zur Folge gehabt hat, welche auf diese Weise die Art und den Umfang meiner gesammten Thätigkeit kennen gelernt, so bedaure ich doch, zu gleicher Zeit bemerken zu müssen, daß eingetroffen ist, was ich hatte kommen sehen: daß andere, deren Namen ich verschweigen will, auf diese oder jene Weise absprechend und mißbilligend sich ausgedrückt, oder wol gar mir speciell und direct wegen meines Nachdruckens Vorwürfe gemacht.

„Diese Herren haben sich auf recht unbedachte Weise in mehr als einer Beziehung eine Blöße gegeben.

„Sie handeln ohne Ueberlegung, denn sie ereifern sich gegen den Nachdruck deutscher Bücher ausländischer Autoren in Amerika, wohl wissend, daß derselbe dort erlaubt ist. Sie meinen also ihre Freunde und Nachbarn in Deutschland damit, die ehrenwerthesten Verleger, die geachtetsten Mitglieder des Börsen-Vereins, die — ich will nicht die Firmen nennen, welche Jedermann selbst in den Catalogen finden kann, falls er ja, trotz steten Verkehrs mit denselben, noch nicht daran gedacht hat — ganz analog verfahren, indem sie ohne Unterschied Bücher deutscher oder ausländischer — auch amerikanischer — Autoren in der Weise und so lange, um ihres pecuniären Vortheils willen, nachdrucken, als ihnen die Gesetze ihres Landes dieß nicht verbieten, so lange, als auch sie dazu das Recht haben. Und sie thun es, ohne daß irgend Jemand in Deutschland es wagte, oder im Auslande sich so weit vergäße, ihnen zur Beeinträchtigung von Ehre und Ruf das Prädicat „Nachdrucker" zu geben.

„Angenommen aber, daß solche Art Unhöflichkeit jenen Herren, welche über den Nachdruck in Amerika schmähend sich ergehen, fremd ist, so stellen sie sich das Zeugniß einer Unwissenheit aus, die Buchhändlern sehr schlecht steht.

„Sich darüber eines Richtigen zu belehren, wird ihnen bei gutem Willen nicht schwer fallen.

„Aber das werden sie vermuthlich nicht in den Werken erwähnt finden, welche sie zu Rathe ziehen können: daß der Nachdruck von Büchern ausländischer Autoren in der Union nicht nur nicht verboten, sondern sogar durch einen Schutzzoll begünstigt ist.

„Geistesproducte sollten hierzulande füglich zollfrei eingeführt werden; durch Die, welche zum Theil auf ausländische Literatur angewiesen sind, ist auch seit Jahrzehnten genug geschehen, um die Abschaffung des Zolles zu erreichen.

„Aber vergebens!

„Der Zoll beträgt z. Z. 25 % in Gold nicht nur auf den Netto-Preis der Bücher, Zeitschriften, Karten 2c., sondern auch auf einen Theil der dazu kommenden Spesen.

„Auf die Vorstellung und Petition einiger wenigen amerikanischen Firmen, welche sich mit Nachdruck beschäftigen, ging in der letzten Session des Congresses im Repräsentanten-Hause mit einer großen Majorität auch der Paragraph des neuen Schutzzoll-Tarifs durch, welcher neue Bücher 2c. neben dem bisherigen Zolle von 25 % ad valorem noch mit einem weiteren specifischen von 25 Cents Gold ℔ Pfund belegt.

„Das hätte dem Import billiger und schwer wiegender Drucksachen beinahe wie ein wirksames Einfuhrverbot entgegengestanden; darauf war's auch abgesehen. Und obwol, beiläufig erwähnt, ich zu der Zahl Derjenigen gehöre, welche als Importer eine Gegen-Petition an den Congreß unterzeichneten (die wirkungslos geblieben), so mußte ich doch von Anfang an mir sagen, daß vom amerikanischen Standpunkte aus die Maßregel sich recht wohl vertheidigen ließ, um so mehr, als zu der Zeit ein besonders triftiger Anlaß dazu vorlag.

„Wie ich schon erwähnt habe, ging die Bill im Repräsentanten-Hause mit großer Majorität durch und kam an den Senat. Diese Körperschaft aber verschob, z. Th. der vorgerückten Jahreszeit (Ende Juli d. J.) wegen, die Verhandlung darüber bis zur nächsten Session, im December d. J.

„So kamen die importirenden Buchhändler beinahe mit der Furcht allein davon, denn nur die kleine Modification des Tarifs, daß auch auf einen Theil der erwachsenden Spesen 25 % Zoll bezahlt werden muß, ist seither in Kraft getreten.

„Der Ausfall der in den letzten Monaten gehaltenen Wahlen deutet darauf hin, daß die radicale Partei, welche in den letzten Wintern im Congresse das Uebergewicht hatte, fortan noch stärker sein wird, dieselbe

Partei, welche die Erhöhung des Zolles beschloß „zur Förderung der einheimischen Industrie“ — und zwar zu derselben Zeit, als den Verlegern die hohen und unbequemen Steuern auf Bücher (5 %) erlassen wurden, weil die Regierung viel mehr Geld einnahm, als sie brauchte.

„Wie könnten die gesetzgebenden Volksvertreter deutlicher ihre Absicht ausgedrückt haben, daß der einheimischen Production von Büchern aller Vorschub geleistet, alle Ermunterung, aller Schutz vonseiten der Regierung zu Theil werden soll?

„Wird den Nachdruckern in Deutschland gleiche Begünstigung gewährt?

„Davon habe ich bis jetzt noch Nichts gehört.

„Ich erinnere mich, daß vor einer Reihe von Jahren, zu der Zeit, da der Einfuhrzoll auf Bücher 2c. 8 % vom Werthe betrug, solche Bücher, von denen in den Vereinigten Staaten Nachdrücke entweder schon veranstaltet worden waren, oder eben erst veranstaltet wurden, wenn ferner noch in der Original-Ausgabe importirt, mit dem doppelten Zolle zu belegen waren. Und ob nun auch diese sehr deutlich sprechende Clausel, weil fortan überflüssig, weggefallen ist, als während des Krieges der Zoll auf Bücher erst auf 30 % erhöht und dann auf 25 % gesetzt wurde, wie er jetzt noch steht, so ändert doch das an dem unzweideutigen Motive, an der Absicht der Volksvertreter in Bezug auf den Nachdruck in der Union nicht das Geringste.

„Wer will bestreiten, daß dieß mindestens ebenso viel werth ist und Beachtung verdient, wie interessirter Leute, einiger amerikanischen (nicht deutsch-amerikanischen) Journalisten Artikel in der Presse, durch die dem Publicum die Ansicht beigebracht werden soll, daß internationale Verlags-Verträge von der äußersten Wichtigkeit für das ganze Land, und allgemein gewünscht seien?

„Unsere Gesetzgeber sind nicht so kurzsichtig, darnach zu handeln. Die Zeit dazu ist noch nicht gekommen.

„So viel sollte genügen, um die unbedachten Schmähungen in Deutschland zum Schweigen zu bringen. Und doch gibt es neben dem Vorerwähnten, worauf mir bisher noch nicht mit Erfolg widersprochen worden ist, noch andere Punkte, welche bei einem Vergleiche des Nachdrucks in Nordamerika mit dem in Europa, resp. Deutschland ins Auge zu fassen sind.

„Die Union ist ein junges Land, mit Verhältnissen so verschieden von denen in Europa, daß sich auf dieselben hier nicht anwenden läßt, was dort ein Satz der Erfahrung ist.

„Die Einwanderer kamen zumeist hierher, um zu arbeiten, und bei Entbehrungen und Widerwärtigkeiten, mit denen die Mehrzahl derselben zu kämpfen hatte, wurde natürlich die Bildung vernachlässigt. Daß der Schulunterricht sehr mangelhaft war, wird wol Jeder gern glauben, sowie auch, daß deutsche Schulen überdieß selten waren.

„Unter solchen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, daß die Kinder der meisten deutschen Einwanderer, welche bis vor ca. 30 Jahren nach Amerika kamen, ohne deutschen Unterricht aufwuchsen, zum Theil Anlaß zur Verspottung boten, gebührendermaßen verachtet wurden — und noch werden.

„Die Kinder anderer deutscher Einwanderer besuchten dagegen amerikanische Schulen, wo die deutsche Sprache nicht berücksichtigt wurde. Dazu kam, daß sie auch im Umgange mit Anderen außerhalb der Familie sich zumeist auf Englischsprechende angewiesen sahen.

„Ist es zu verwundern, daß solche Jugend nicht nur die deutsche Sprache verlernte, sondern auch das deutsche Wesen aufgab und überdieß später auf die ungebildeten Deutschen mit Verachtung herabsah, sie beschimpfte und weniger rücksichtsvoll behandelte, als die Amerikaner es thaten?

„So ist ein sehr großer Theil der deutschen Einwanderung jener frühen Zeit dem deutschen Elemente in der Union verloren gegangen.

„Erst im Laufe der letzten 30 Jahre ist das anders geworden, aber auch von Jahr zu Jahr so mit Macht, daß wahre Freude jeden Deutschen erfüllt, der die früheren Verhältnisse mit den jetzigen vergleicht.

Zu dem erfreulichen Aufschwunge haben indeß nicht blos deutsche Schulen beigetragen, deren es jetzt schon viele vortreffliche gibt, nein, einen bescheidenen Theil daran hat auch der deutsche Buchhandel in Nordamerika.

„Die Bemühungen der Männer, welche seit 1830 die deutsche Bevölkerung der Union mit deutschen Büchern versorgt, sollte man, darf man nicht gering achten. Wo Deutsche waren, die zu lesen ein Bedürfniß fühlten, da taugten beinahe alle Bücher gleich gut. Wo Bibel, Gesangbuch und etwa ein Gebetbuch nicht mehr genügten, da boten die wenigen deutschen Buchhändler auch deutsche Kalender und Volksbücher an, außer der noch viel wichtigeren Classe der Schulbücher. Ein jedes deutsche Buch, welcher Art es auch sein mochte, bot dem Leser eine Uebung im Deutschen und machte es für ihn unnöthig, dagegen zu englischen zu greifen, resp. in gleichem Verhältnisse die englische Sprache zu lernen, wie er die deutsche verlernte.

„Dem Bedürfnisse und der damaligen Richtung des Geschmacks im Publicum, die begreiflicherweise nicht die geläutertste war, mußte Rechnung getragen werden.

„Von ungefähr 1830 an verlegten nacheinander mehrere Buchhändler in Philadelphia: Ritter, Mentz, Kiderlen u. A. eine mäßige Anzahl deutscher Bücher, zumeist religiöser Tendenz. Im Jahre 1834 begann Radde in New York seine buchhändlerische Thätigkeit. Er wollte etwas Besseres bieten, als bisher dagewesen, und unternahm daher die Herausgabe des „Museum deutscher Classiker", welches in 24 Lieferungen, @ 25 Cents, Goethe's „Faust" und Ausgewähltes aus Schiller, Tieck, Zschokke, Körner, Jean Paul, Weisflog u. A. enthielt.

„Wie aber war das Resultat?

„Lächerlich schlecht! Das Unternehmen war eine verfehlte Speculation, verfrüht, dem Geschmacke und dem Bildungsgrade des Publicums vorgegriffen.

„Die wenigen deutschen Bücherkäufer wiesen diese „Classiker" mit Verachtung zurück, wollten dagegen „andere Sorten" haben, „schöne Geschichten" und allenfalls Andachtsbücher. Solche bekamen sie natürlich nun auch in Menge. „Schinderhannes", „Rinaldo", „der bairische Hiesel" und dergleichen mehr wurden geboten; die „zogen", wurden in großen Auflagen verbreitet und gehen heutigen Tages noch sehr stark nach gewissen Gegenden hin. Dann brachte Radde: Dolmetscher, Schulbücher, Gesangbücher und verschiedene Romane.

„Thomas in Philadelphia begann im Jahre 1841 mit einer Liedersammlung, und seither ununterbrochen thätig hat er sich um den Fortschritt des Deutschthums in Amerika große Verdienste erworben.

„In den Vierziger Jahren regte sich's, importirende Buchhändler zogen die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf sich.

„In den Fünfziger Jahren wurde der Nachdruck von Goethe, Schiller, Lessing, Hauff, Zschokke, Körner und anderen Classikern veranstaltet; — was aber noch viel wichtiger, war der Umstand, daß diese Ausgaben in billigen Lieferungen recht energisch über das ganze Land verbreitet wurden. Dann kam Humboldt's „Kosmos" an die Reihe. Und wenn auch diese Werke zu nicht geringem Theile an Leute kamen, die sich arg getäuscht fanden, weil sie dieselben nicht verstanden, genug, Viele lernten sie nach und nach verstehen. Die Deutschen, welchen bisher etwas Derartiges kaum vorgekommen, wurden nun inne, welche Schätze die deutsche Literatur bot, und zum Theil aus Bedürfniß, zum Theil der Mode halber wurden deutsche Bücher gekauft.

„Das war ein wichtiger Zeitpunkt in der Culturgeschichte der Deutschen in Amerika.

„Zu der Zeit auch sah sich die Cotta'sche Buchhandlung veranlaßt, zur Wahrung ihres Interesses in Amerika aufzutreten. Der einzig richtige Weg war der von ihr eingeschlagene: die Concurrenz. Ihre Original-Ausgaben von Goethe, Schiller, Lessing und „Kosmos" waren so billig, wie der Nachdruck, sodaß sie um deßwillen mit Vortheil nach Deutschland zurückexpedirt wurden.

„Die Gesammtausgabe von Heine's Werken machte Epoche, das Unternehmen war ein äußerst glückliches. Es ist jedenfalls der Wahrheit ziemlich nahe gekommen, wenn man sagt, daß davon so viele Tausend verkauft und so viele Hundert Exemplare nach Europa exportirt wurden, als bisher einzelne von den Original-Ausgaben der verschiedenen Werke, die nicht uniform, nicht vollständig, nicht schön, dagegen aber sehr theuer, nach Nordamerika importirt worden waren.

„Auf Heine's Werke folgten die von Börne in einer ähnlichen Ausgabe, und eine Menge anderer Bücher aller Art, welche bei recht energischem Vertriebe durch die Buchhändler im Lande, durch Zeitungs-Agenten und Träger, Subscribenten-Sammler u. s. w. einen sehr großen Absatz fanden.

„So ist es denn gekommen daß die Zahl der amerikanischen Ausgaben der beliebtesten Werke in verschiedenen Fächern der deutschen Literatur gar nicht unbedeutend ist; ich selbst hatte eine viel zu geringe Idee davon, bis ich vor zwei Jahren meinen Catalog deutscher, in Amerika erschienener Bücher zusammenstellte; und doch gibt es noch eine große Anzahl solcher, deren Existenz mir erst später bekannt geworden, resp. die in den letzten zwei Jahren erschienen sind.

„Welch besseren Beweises für die gehobene Bildung der deutschen Bevölkerung in Amerika bedarf es, als der Erwähnung der Thatsache, daß die goldene Zeit für den Absatz von Ritter-, Räuber- und andern solchen Geschichten, von Büchern, die für das „dumme, abergläubische Volk" bestimmt sind, vorüber ist?

„Ich wiederhole es: diese Literatur, wie wenig auch geeignet, die Bildung zu fördern, war s. Z. sehr wichtig, denn durch dieselbe — in Ermangelung besserer — blieben die unteren Classen des Volkes mindestens der deutschen Sprache erhalten. Allein jetzt hat sich's wesentlich geändert.

Als durch die Nachdruck-Ausgaben von Goethe, Schiller, Lessing, Hauff, Zschokke, Heine, Börne u. A. die Lust zum Lesen unter den Deutschen im ganzen Lande geweckt worden war, da stellte sich auch die Nachfrage nach anderen Büchern ein. und von der Zeit an hat der Import deutscher Bücher für das große Publicum Dimensionen angenommen, von denen er sonst noch sehr weit entfernt wäre; sicher würde er, unter anderen Umständen, nicht halb so groß sein, wie er jetzt ist.

„Die periodische Presse blieb auch nicht zurück, sie kam in eine Stellung, welche achtunggebietend wurde. Nebenbei bemerke ich, was vermuthlich auch in Europa nicht ganz unbekannt ist, daß die besseren politischen und belletristischen deutschen Blätter in einer Auflage erscheinen, deren Stärke von ähnlichen Journalen in Deutschland auch nicht annähernd erreicht wird.

„Wer Gelegenheit zum Beobachten gehabt hat, dem ist sicher nicht entgangen, wie gering im Allgemeinen der Bücherbedarf derjenigen Deutschen ist, welche hier reich geworden sind, wie gerade diese am Preise Anstoß nehmen, während die Mittelclasse, wie für Theater und ähnliche Genüsse, so auch für Bücher gern Geld ausgibt.

„Wenn zwischen den Vereinigten Staaten und den europäischen Ländern internationale Verlagsverträge bestanden hätten, und keine andere Wahl geblieben wäre, als die Bücher für die große Menge des Volks entweder in den theuren Original-Ausgaben zu kaufen — oder sie zu entbehren: wie müßte es jetzt um den Fortschritt aussehen, wie weit würden Wissenschaft, Kunst und Bildung zurück sein.

„Glücklicherweise war das nicht der Fall, und dem Umstande ist es zuzuschreiben, daß man Grund hat, sich über die wunderbar schnelle Entwickelung des deutschen Elements nach der Richtung hin zu freuen. Der Antheil, den die Literatur an der Bildung und an der Erziehung des Volkes zur Freiheit hat, ist überall bemerkbar, in einer Republik aber am meisten."

. . . .

„Man denke sich auch einmal, was die Verleger in Deutschland sagen würden, wenn die ungeschützten ausländischen Autoren, seien es Russen oder Portugiesen, Italiener oder Amerikaner, Spanier oder Polen, über den Nachdruck ihrer Bücher sich beklagen wollten! Wie sind früher, d. h. vor Abschluß der Verträge mit England und Frankreich, die armen Engländer und Franzosen abgefertigt worden!

„Es mögen auch die fremden Verleger sich die Idee aus dem Sinne schlagen, daß mit dem erhofften Abschlusse internationaler Verträge zum Schutze des Verlagsrechts zwischen den Vereinigten Staaten und den verschiedenen europäischen Ländern — vorderhand ist mindestens an einen mit Deutschland noch gar nicht zu denken — sich unter allen Umständen für ihre Artikel ein großes Absatzfeld eröffne — das wäre ein Irrthum. Dabei ist sehr Vieles zu berücksichtigen. Jedenfalls aber erhielte solch ein internationaler Vertrag einen praktischen Werth erst dadurch, daß durch recht weite Verbreitung billiger Nachdrücke guter deutscher Bücher vorher ein Bedürfniß nach anderen hervorgerufen worden ist; und dann werden billige Original-Ausgaben guter Bücher aus Deutschland auch in Nordamerika einen Markt finden.

„Schon vor 5 Jahren habe ich meine Ansicht mit folgenden Worten ausgedrückt:

„„Der deutsche Buchhändler hat in Nordamerika eine wichtige Mission zu erfüllen. Nur Der hat einen rechten Begriff von seiner Aufgabe, welcher die politischen, socialen und anderen Verhältnisse des Landes in ihrer Eigenthümlichkeit genau berücksichtigt. Seine Mission erfüllt ein deutscher Buchhändler aber nicht, noch fördert er auch sein Interesse nach Kräften, indem er in einer großen Stadt ein kostspieliges Platzgeschäft hält und wartet, bis die Leute kommen, um ihm seine importirten theuern Bücher abzukaufen. Die Zahl solcher Kunden ist gering. Denn wie sehr klein ist das Verhältniß der Bücherkäufer zu der Gesammtzahl der Deutschen in der Union, wie ganz unähnlich ist es dem Verhältnisse, das in Bezug auf die Amerikaner gilt, — wie viel mehr sorgen die hiesigen Deutschen im Allgemeinen nur für das Materielle, als die Amerikaner! Wie trüb und zugleich lächerlich ist die häufige Erscheinung, daß Eingewanderte ihre deutsche Herkunft zu verleugnen sich bemühen, noch ehe sie im Stande sind, sich sicher im Englischen auszudrücken! —

„„Die Existenz dieser Thatsachen zeichnet dem Buchhändler, welcher einen höhern Zweck verfolgt, als den Gelderwerb, seinen Weg sehr deutlich vor. Auf die große Masse muß er einwirken, darf nicht warten, bis sie zu ihm kommt, sondern muß sie aufsuchen, durch Anbieten schöner und doch billiger Ausgaben guter Bücher Lust und Geschmack erwecken, und nicht nur bei Deutschen, sondern auch bei Amerikanern. Denn auch diese werden nach und nach — bei rechter Beachtung ihres eigenthümlichen Geschmacks vonseiten der Buchhändler — zuerst die

Schönheit der deutschen Sprache, dann aber auch die Schätze der deutschen Literatur anerkennen. Und Hand in Hand damit wird die Anerkennung deutscher Kunst und deutscher Sitte gehen! Eine schöne, eine lockende Aussicht, fürwahr!"

„Ich freue mich jetzt, sagen zu können, daß meine Ansichten nicht unrichtig waren; meine darauf fußenden Erwartungen sind in Erfüllung gegangen. Ich freue mich auch, in der Lage zu sein, daß ich auf das Ziel, welches ich mir gesteckt, ungehemmt zugehen kann. Das Experimentiren liegt hinter mir. Glücklich bin ich, mir sagen zu dürfen, daß mein Streben unerwarteten Erfolg gehabt hat, und daß die begreiflicherweise bedeutenden Unterhaltungskosten meines Geschäfts, welches trotz meiner vorsichtigen Führung so gewachsen ist, aus den Erträgnissen der verschiedenen Zweige desselben völlig gedeckt werden.

„Ohne Sorgen, nein, mit freudiger Zuversicht kann und will ich weiter arbeiten.

„Als Amerikaner werde ich für das Gemeinwohl des Landes, speciell aber im Interesse des geistigen Fortschritts der deutschen Bevölkerung in Nordamerika die weiteste Verbreitung guter deutscher Literatur mir angelegen sein lassen, in Original-Ausgaben, wenn es geht, und in Nachdrücken, sofern die Kurzsichtigkeit der Verleger zur Veranstaltung solcher nöthigt.

„Ich selbst werde nach Kräften auch als Nachdrucker thätig bleiben, ja, besondere Thätigkeit entwickeln nach Maßgabe des vergrößerten Schutzes gegen ausländische Concurrenz, den der erwartete Schutzzoll-Tarif mir und meinen nachdruckenden Collegen bieten wird. Ich werde das thun, belobt von meinen Mitbürgern und unbekümmert um Das, was man außerhalb der Union dazu sagt, denn nur die amerikanischen Gesetze sind für mich maßgebend. Ich wiederhole, daß nach der Meinung aller Einsichtsvollen der Nachdruck in Nordamerika um seiner Folgen willen etwas Löbliches und Verdienstliches, vom nationalökonomischen Standpunkte aus betrachtet eine Nothwendigkeit ist.

„Das Vorstehende empfehle ich allen bei der Frage Betheiligten zur Beachtung. Es würde mir lieb sein, ruhig geschriebene und auf Thatsachen fußende kurze Entgegnungen zu sehen und bitte ich um deren Einsendung.

E. Steiger.

New York, 1866, Novbr. 19."

Brief des Herrn Hermann Raster.

„New York, 20. November 1866.

Geehrter Herr Steiger,

„Indem ich Ihnen für die freundliche Mittheilung des Manuskripts Ihrer Bemerkungen über den Nachdruck deutscher Bücher in Amerika danke, drängt es mich, in Bezug auf einige darin berührte Punkte die Ansichten auszusprechen, die sich für mich aus einer fast zwanzigjährigen Beobachtung des deutsch-amerikanischen Lebens ergeben haben.

„Sie haben in erschöpfender Weise die Rechtsfrage im engern Sinne behandelt. Sie weisen sehr richtig nach, daß deutsche Buchhändler und Schriftsteller ebenso wenig Rechtsgrund haben, sich über den Nachdruck ihrer Verlagswerke in Amerika, wie amerikanische, sich über den Nachdruck ihrer Werke in Deutschland zu beschweren. Wenn also von deutscher Seite, wie es vorgekommen ist, hiesige Verleger von Nachdrucken mit rohen Schimpfwörtern gebrandmarkt, als „Diebe", „Räuber", „infame Spitzbuben", „Piraten" u. dgl. bezeichnet werden, so ist es vollkommen in der Ordnung, daß sie sich in allerderbster Sprache solche Ungebühr verbitten. Um so mehr ist es das, als von amerikanischer Seite deutschen Nachdruckern stets mit der größten Artigkeit begegnet worden ist.

„. . . . Vor zehn oder zwölf Jahren hatte ich Veranlassung, in Bezug auf die damals bei Katz in Dessau erscheinenden Nachdrucke der Werke amerikanischer Schriftsteller mit den Herren Wm. C. Bryant, Henry W. Longfellow, Donald G. Mitchell (Ik Marvel), W. H. Prescott u. A. in persönlichen Verkehr zu treten. Nach denjenigen Maßstäben, welche deutsche Schmäher des amerikanischen Nachdrucks anlegen, war eigentlich die durch mich übermittelte Zumuthung des Herrn Katz ein Insult gegen jene Herren. Denn von irgend einem Honorar war gar keine Rede; wohl aber ward mit naiver Unbefangenheit den zu „bestehlenden" Schriftstellern das Ansinnen gestellt, empfehlende Vorreden für die Nachdrucke zu schreiben. Nun, und was war die Antwort? Empörten sich etwa jene Herren über den deutschen „Piraten"? Nicht im Traume fiel ihnen das, oder etwas Aehnliches ein. Sie nahmen ohne Ausnahme die Mittheilung mit der allerherzlichsten und aufrichtigsten Freude auf; der ehrwürdige Bryant schrieb sofort die gewünschte Introduction; wenn ich nicht irre, auch Herr Longfellow. Herr Prescott sprach in der liebenswürdigsten Weise sein Bedauern darüber aus, daß er schon Herrn Tauchnitz seine „Autorisation" ertheilt habe,

deren es ja übrigens, wie er hinzufügte, gar nicht bedürfe, da jeder Verleger in Deutschland "welcome to all the products of American literature" sei. Alle Schriftsteller, an die ich mich zu wenden hatte, ohne irgend eine Ausnahme, wünschten dem Unternehmen den besten Erfolg. Das Honorar, welches Herr Bryant erhielt, bestand aus zwei ungebundenen (!) Exemplaren des Nachdrucks seiner Gedichte! Ich muß gestehen, daß ich es nicht vermochte, ihm diese glänzende Anerkennung persönlich zu überreichen, und es vorzog, sie ihm durch die Post zuzusenden.

„Wenn ich diese Dinge erwähne, geschieht es nur, um zu zeigen, wie sich wahrhaft anständige Leute in Bezug auf die Nachdrucksfrage benehmen. Der amerikanische Schriftsteller weiß, daß sein hiesiges Verlagsrecht für Deutschland so wenig gilt, wie hier ertheilte Erfindungspatente, die ja auch in Deutschland zu Hunderten „gestohlen" werden — um den beliebten Kraftausdruck deutscher Eiferer wieder anzuwenden —; und da er das weiß, fällt es ihm nicht im entferntesten ein, zu heulen, zu greinen, zu zetern und zu schmähen bei dem Gedanken an den Verlust des Honorars oder Gewinnes, den er hätte haben können, wenn die positiven Rechtsverhältnisse andere gewesen wären, als sie sind. Im Gegentheil, er freut sich aufrichtig und uneigennützig der Ehre und Anerkennung, welche seinen Geisteserzeugnissen in einem fremden Lande zu Theil wird.

„Doch das hat mich eigentlich von dem Punkte abgebracht, den zu besprechen ich mir vorgenommen hatte. Was ich sagen wollte, ist dies, daß es meiner Meinung nach nicht genügt, das legale Recht zum Nachdruck in Amerika zu wahren, sondern daß die moralische Berechtigung dazu ganz besondere Hervorhebung verdient.

„Daß kein legaler Grund zur Beschwerde besteht, wissen die deutschen Eiferer wohl, denn andernfalls würden sie schwerlich zu Schimpfwörtern greifen, um ihr vermeintliches Recht zu wahren. In dem Gebrauch dieser Waffe liegt eigentlich schon ein hinlänglich deutliches Eingeständniß der Schwäche des Rechtsanspruches. Was man deutscherseits im Sinne hat, ist ein gewisses ideales moralisches Recht deutscher und eine ihm entsprechende moralische Verpflichtung amerikanischer Verleger. Man meint, wenn auch das Gesetz den Nachdruck gestatte, solle die Ehre ihn verbieten — den amerikanischen Buchhändlern nämlich, aber keineswegs deutschen; den Herren Thomas, oder Steiger, oder Urbino, aber keineswegs den Herren —, —, —, — und wie die Firmen alle heißen.

„Nun ließe sich darauf sehr einfach mit der Frage antworten: Welchen Bruchtheil des den Schriftstellern gezahlten Honorars habt ihr Herren Verleger in Deutschland mit Rücksicht auf einen erwarteten Absatz nach Amerika gezahlt? Ein Viertel, ein Achtel? Ein Sechszehntel? Nicht doch, keinen Heller! Und wenn ihr euer Calcül der Kosten und des möglichen Gewinnes von in Verlag genommenen Büchern aufstellt, zu welchem Betrage setzt ihr dabei den Absatz nach Amerika in Rechnung? Zu gar keinem. Ist es also ein wirklicher Verlust, ein Ausfall in euren Berechnungen, den ihr erleidet, wenn das Buch hier nachgedruckt wird? Nein, sondern nur eine Nichterfüllung von Hoffnungen, die erst durch die Thatsache des Nachdrucks erweckt worden sind. Erst nachdem und weil das Buch hier nachgedruckt wird, fällt euch Herren ein, daß eigentlich ihr selbst den Gewinn davon hättet haben können und sollen; und plötzlich erscheint ihr euch als unglückliche Opfer buchhändlerischen Straßenraubes, die abwechselnd ihren Verlust bejammern und den Räuber schmähen. Eine geschäftige Phantasie vergrößert euch jenen vermeintlichen Verlust ums Zehn-, ums Zwanzigfache. Sie wissen, Herr Steiger, welch ein „elend, erbärmlich Leben“ hier früher der Nachdrucker guter deutscher Werke hatte; auf welche, einem deutschen Verleger kaum begreiflich zu machende, demüthigende Weise, durch Fußreisende, Colporteure, Agenten u. s. w. einem völlig böotischen Publikum die Geisteswerke unserer großen deutschen Dichter sozusagen aufgezwungen werden mußten, und wie sehr, sehr gering schließlich der Gewinn davon war. Aber in Deutschland scheinen noch sehr unklare und phantastische Vorstellungen in Bezug auf Amerika zu bestehen. Man hat läuten hören, aber nicht anschlagen. Man hat von Amerikanern gehört, die zu ihrem Vergnügen den Kaufpreis einiger deutscher Zaunkönigthümer verschenken; von Romanschriftstellern und von Verfassern von Schulbüchern, die Hunderttausende von Thalern Honorar erhalten; von Büchern, deren mehr als eine Million Exemplare verkauft worden sind, und aus diesen verschiedenen Thatsachen bildet sich dann eine gewisse vage Idee von enormen Gewinnen, welche hier auf dem Wege des Verlagsbuchhandels zu erreichen seien. Das Absurde daran ist, daß diese Ideen auch auf den Vertrieb deutscher Bücher übertragen werden. In dieser Beziehung scheint es entsetzlich wirr und kraus in deutschen Köpfen auszusehen. Ist mir doch ein Fall bekannt, wo ein deutscher Novellist fünften oder sechsten Ranges dem Herausgeber eines hiesigen belletristischen Journals das Ansinnen stellte, ihm 250 Dollars in Gold für die

Erlaubniß (!) zum Abdruck einer von ihm für ein kleines sächsisches Kreisblatt geschriebenen und darin „vor einiger Zeit erschienenen" Novelle zu bezahlen. Herr des Himmels! Wahrscheinlich hat dieser Mann sich eingebildet, daß der hiesige Verleger durch sein Geistesprodukt zum Millionär werden könne. Manchmal möchte man glauben, daß in gewissen Köpfen in Deutschland die Idee umginge, die deutsche Bevölkerung in Amerika bestehe aus lauter „Goldonkels".

„Ach, wir wissen's hier besser, daß dem nicht so ist. Die Ver. Staaten als Absatzmarkt für in englischer Sprache erscheinende Werke sind ein Land von 20 Millionen, — als Absatzmarkt für deutsche Werke von kaum 2 Millionen Einwohnern! Aber auch das drückt noch nicht das Verhältniß zwischen den pecuniären Aussichten englischen und deutschen Verlags aus. Denn jene 20 Millionen umschließen fast die gesammte Geld- und Geistesaristokratie des Landes; diese 2 Millionen gehören zu mindestens drei Vierteln denjenigen Gesellschaftsklassen an, für welche in Deutschland selbst überhaupt gar keine Literatur (außer dem Kalender und dem Kreisblättchen) existirt; in denen erst hier ein Lesebedürfniß geschaffen werden mußte und zwar so mühsam, so allmählich, daß noch heute Hunderttausende von Deutschen in Amerika lieber einen Dollar für Bier, als zehn Cents für ein Buch ausgeben. Im Durchschnitt ist der literarische Bedarf der Deutschen in Amerika — verhältnißmäßig — gewiß noch nicht ein Viertel, wahrscheinlich aber noch nicht ein Achtel so groß, als der der Anglo-Amerikaner.

„Das Verhältniß ist ungefähr so, wie in Preußen das der Polen zu den Deutschen. Welche goldenen Berge glaubt man wohl, daß ein preußischer Verleger gewinnen würde, wenn er zu Nutz und Frommen der ein Zehntel der Seelenzahl, aber kaum ein Fünfzigstel des Culturinhalts Preußens bildenden Polen polnische Bücher nachdruckte? Wie viel würden dadurch Verleger und Schriftsteller in Polen verlieren? Und wie große Honorare würde er aus seinem enormen Gewinne zu zahlen ehrenhalber verpflichtet sein?

„Noch einmal, durch den amerikanischen Nachdruck deutscher Bücher erleiden die Verleger in Deutschland nicht einen wirklichen Schaden, sondern nur den Verlust erträumter Gewinne. Wenn sie darüber jammern, erinnern sie mich an die Fabel von dem Hunde, der im Wasser das Spiegelbild des Fleisches sieht, das er im Maule hat, und gierig danach schnappt. Es ist ein Phantasma, ein Schatten.

„Denn, wie Sie sehr richtig angeführt haben, die Vorstellung, daß

für so viele Exemplare eines Buchs, als hier im Nachdruck verkauft werden, der Verleger der Originalausgabe hätte Absatz finden können, ist grundfalsch. Jedermann, der mit den Verhältnissen des hiesigen Buchhandels vertraut ist, weiß das. Von je tausend Deutschen, die den Thomas'schen Nachdruck des Humboldt'schen „Kosmos" gekauft haben, würden nicht zehn die Originalausgabe gekauft haben. Dasselbe gilt von den Nachdrucken Zschokke's, Hauff's, Spindler's, Horn's u. Anderer. Sie wissen, warum dies so ist. Sie wissen, daß es so ist, weil die Nachdrucke sozusagen von Haus zu Haus herumgetragen, den Leuten durch Agenten und Colporteure aufgedrängt worden sind und zwar Leuten, von welchen es unter hundert kaum einem Einzigen eingefallen sein würde, um dieses, oder irgend eines Buches willen, nach einer Buchhandlung zu gehen; endlich weil die Bücher in Lieferungen erschienen sind, deren geringer Preis als Verlockung für Tausende diente, welche nun und nimmermehr die ganzen 3 oder 5 Dollars auf einem Brette bezahlt haben würden. Und Sie wissen auch — und Verleger in Deutschland könnten und sollten es wenigstens ebenfalls wissen — daß ein solcher Vertrieb für deutsche Originalwerke platterdings unmöglich ist, es sei denn, daß hiesigen Buchhändlern plein pouvoir über die Art der Herausgabe und des Vertriebs gegeben wird.

„Wenn also der Nachdruck deutscher Bücher hier überhaupt einen Gewinn ergiebt (und davon kann erst seit höchstens zehn Jahren die Rede sein), so ist das kein Gewinn auf Kosten der Verleger des Originals. Nicht diese verlieren, was der amerikanische Nachdrucker gewinnt, sondern der Letztere erntet von einem Felde, welches für die Erstern völlig unbestellbar, wenn nicht unerreichbar ist.

„Und hier bin ich erst bei dem Hauptpunkte angelangt, den ich recht scharf hervorgehoben sehen möchte. Ich spreche es nicht als einen plötzlichen Einfall, sondern als das Ergebniß jahrzehntelanger Beobachtung aller einschlagenden Verhältnisse und als völlig gereifte Ueberzeugung aus (die, beiläufig gesagt, von allen intelligenten Deutsch-Amerikanern getheilt wird), daß der amerikanische Nachdruck deutscher Bücher ein positives Verdienst um die Wahrung, Förderung und Verbreitung deutscher Geistesbildung ist, ein Verdienst, welches ich für meinen Theil kaum hoch genug anschlagen kann und gegen welches eine etwaige „moralische" Beeinträchtigung deutscher Verlagsrechte (denn von einer legalen kann gar keine Rede sein) gar nicht in Vergleichung zu setzen ist.

„Deutschland — leider muß es gesagt sein — hat die Millionen seiner

ins Ausland verstoßenen Söhne niemals viel besser behandelt, als die Stiefmutter das Aschenbrödel im Märchen, oder — wie Griechenland seine Colonien. Als eventuell zu beerbender „reicher Onkel in Amerika", doch kaum als irgend etwas Anderes hat der einzelne Ausgewanderte für seine in Deutschland wohnenden Verwandten Existenz; als „deutsches Element", mit dessen (aufs Abenteuerlichste überschätztem) „Einfluß" man sich dick thun kann, die Gesammtmasse der Auswanderung; als „reicher Amerikaner", der „etwas Ordentliches drauf gehen läßt" und hohe Trinkgelder zahlt, der mit einem Herzen voll inniger Sehnsucht sein Geburtsland besuchende Deutsch-Amerikaner. Mit tiefem Schmerz haben es Tausende von deutschen Amerikanern, die im Jahre der Sing-, Zech-, Turn-, Schieß- und anderen Verbrüderungsfeste nach Deutschland reisten, empfunden, daß die innige Herzlichkeit und Liebe, womit sie ihr „altes Vaterland" begrüßten, keinen entsprechenden Wiederklang fand. Nichts, gar Nichts giebt Deutschland seinen Söhnen im Auslande, was das Herz und Gemüth derselben in stetem innigen Verbande mit ihm halten kann, als — was es ihnen nicht zu nehmen vermag: die Sprache und den Antheil an den Schöpfungen deutschen Geistes. Hätte es nur eine Spur von Herzenszuneigung zu dem neuen Deutschland in Amerika, so würde es wenigstens jene Gaben willig und mit Freuden spenden und sich Glück wünschen zu jedem Fußbreit Boden, der, wahrlich oft genug mit Noth und Mühe, dem deutschen Geiste erobert wird, statt in scheelsüchtiger Habgier feilschend und calculirend nachzurechnen, wie viele „Groschens" es daran hätte verdienen können. So wenigstens denkt England, so Frankreich, so Amerika, so jede Nation, die eben diesen Namen verdient.

„Der deutsche Nachdruck in Amerika schafft einen Markt für die Erzeugnisse deutschen Geistes, wo vorher keiner existirte und ohne den Nachdruck nie einer entstanden sein würde. Von den deutschen Einwanderern in Amerika sind neun Zehntel Solche, für welche die Namen Goethe, Humboldt, Liebig, Hegel, Fichte, Rauch, Schinkel, Kaulbach, Lessing und hundert andere so wenig existiren, wie der des Verfassers der Sakuntala. Generationen von ihnen hätten in Deutschland kommen und gehen können, ohne jemals Käufer anderer Bücher, als des Kalenders zu werden. Hier gerathen sie in den Strudel des Lebens der geistig regsamsten und empfänglichsten Nation aller Zeiten; — es bildet sich ihnen zunächst wie äußerlich das Verlangen an, Bücher oder Zeitungen zu besitzen, — wenn auch nicht zu lesen. An dieses kaum erst halb ent-

wickelte Bedürfniß knüpft der Nachdruck an. Es sind zunächst Leute, denen wenig daran liegt, was in den Büchern steht, die sie kaufen. Am liebsten ist ihnen „Rinaldo Rinaldini", „Die schöne Melusine", Kotzebue's „Verzweiflung". Doch da bietet ihnen ein Colporteur Schiller's Werke an, — billig, in Heften, „kostet nicht mehr als drei Glas Bier das Heft." — „Schiller? Wer ist Schiller? — Ach ja: „ „Joseph, Joseph, auf entfernte Meilen!" " Weißt Du, Frau, das rührende Gedicht von der geköpften Kindsmörderin. Na, das wollen wir nehmen." — Und so wird langsam, langsam und mühsam, wie man einen Urwald rodet, hier ein Stück, dort ein Stück Boden für deutsche Literatur gewonnen. Die gekauften Bücher werden dann auch wohl gelesen, — bei weitem nicht alle, doch viele. Das Lesebedürfniß wächst, es entsteht Nachfrage nach „neuen Büchern", — aber „so schwer dürfen sie nicht sein." Wohl, da sind Zschokke's, da sind Hauff's Erzählungen, da sind Auerbach's Dorfgeschichten! Und so geht es weiter.

„Der deutsche Nachdruck in Amerika ist das Mittel gewesen, wodurch Hunderttausenden von Söhnen Deutschlands im Auslande die Liebe zur Muttersprache erhalten worden ist, wodurch sie, für die der Name „Deutschland" nur das Symbol unerträglicher Plackereien, Quälereien, Nöthe und Drangsale gewesen war, erst mit dem einzigen Werthvollen, was Deutschland seinen Söhnen mitgeben kann, der deutschen Geisteswelt, bekannt und für sie gewonnen worden sind. Und das ist es, weshalb ich dem deutschen Nachdruck ein so hohes Verdienst zuschreibe.

„Als einem Mittel, wohlverstanden! Mehr soll er, mehr will er aber auch nicht sein. Er ist ein Mittel, das sich durch seinen angemessenen Gebrauch selbst überflüssig macht, wie das Gängelband dem Kinde, nachdem es gehen gelernt hat. Schon jetzt sind wir dem Zeitpunkte sehr nahe, wo der deutsch-amerikanische Buchhandel den nächsten Schritt über den Nachdruck hinaus thun kann, den zum Abdruck von Probebogen in Deutschland erscheinender Originalwerke gegen angemessene (nicht gegen eine nach blödsinnigen Ueberschätzungen zu bemessende) Entschädigung. Die ersten Versuche damit werden wahrscheinlich keinen Gewinn, sondern Verlust bringen: — thut nichts, neue Versuche werden gelingen. Nachdem dann das Feld wieder eine Zeit lang in der bezeichneten Weise bestellt worden ist, wird auch der letzte Schritt gethan werden, der zum eigentlichen Original-Verlag führt; sei es nun in der Weise, daß amerikanische Firmen direkt von deutschen Schriftstellern Manuskripte zum Verlag in Amerika kaufen, oder daß sie für Abschriften des Manuskripts

ihnen ein solches Honorar zahlen, welches mit dem Umfange ihres Absatzmarkts (d. h. 2—3 Millionen Deutsche) in ähnlichem, doch wahrscheinlich in günstigerem Verhältnisse steht, als das in Deutschland nach dem Umfange des dortigen Marktes bemessene. Aber Alles zu rechter Zeit.

„Genau dies ist auch die Genesis des anglo-amerikanischen Buchhandels gewesen. Auf der Basis des Nachdrucks englischer Werke ist allmählich eine anglo-amerikanische selbständige Literatur erwachsen, die sich an Form, wie an Inhalt und namentlich auch an Umfang jeder zeitgenössischen Nationalliteratur ebenbürtig zur Seite stellen kann.

„Und um denn zuletzt auch noch den nach ihren verlorenen Groschen suchenden und jammernden deutschen Vertheidigern des Nachdrucks in Deutschland und Verunglimpfern des Nachdrucks in Amerika ein tröstendes Wort zu sagen, sei ihnen hiermit prophezeit, daß gerade wegen des Nachdrucks und dank demselben Amerika noch vor Ablauf des 19. Jahrhunderts der beste ausländische Absatzmarkt für in Deutschland erschienene Originalwerke werden wird, den es jemals gegeben hat. Sie, Herr Steiger, gehören mit zu Denjenigen, die diesen Markt schaffen helfen, und wenn Sie selbst es nicht glauben, will ich Ihnen doch kühnlich prophezeien, daß Sie noch die Zeit erleben werden, wo Verleger in Deutschland von guten Romanen außer den 1000 oder 1500 Exemplaren, welche sie für ebenso viele Leihbibliotheken abziehen, eine mindestens ebenso große Zahl für den amerikanischen Markt werden drucken lassen können, der ohne den angefeindeten Nachdruck niemals entstanden sein würde.* Denn was wir, die Verfechter der deutschen Cultur in Amerika, noch einmal zu erreichen hoffen, ist, daß das literarische Bedürfniß der hiesigen Deutschen, das noch vor 30 Jahren gleich Null war, und seitdem erst vermittelst des Nachdrucks aus den rohesten Anfängen hat entwickelt werden müssen, in nicht allzuferner Zeit zu demselben Umfange, wie das der Anglo-Amerikaner anwachse. Wenn das der Fall wäre, so würde das dann auf 3 Millionen angewachsene deutsch-amerikanische Publikum von guten Büchern vollauf so viel consumiren, wie das aus 40 Millionen Köpfen bestehende deutsche. Denn in Deutschland kommt ja auf zehn Leser eines Buchs ein Käufer; hier kommen auf zwei Leser vielleicht drei Käufer. Und nachdem erst der Markt geregelt wäre, würde es amerikanischen Buchhändlern gar nicht mehr

---

* Diese Vision Rasler's hat sich aus den S. 40 u. a. O. angegebenen Ursachen nicht erfüllt.

einfallen, Bücher nachzudrucken, die deutsche Verleger alsdann hoffentlich vernünftig genug sein würden, unter den für sie unumgänglichen Formen und Bedingungen zu debitiren.

„Ueber den Absatz von Heine's Werken sprechen Sie in einer viel zu allgemein gehaltenen Weise. Sie hätten die Thatsache anführen sollen, daß schon vor zwei Jahren 18,000 Exemplare verkauft worden waren, incl. 1500 nach Europa. Und doch hat seitdem der Absatz nicht nachgelassen, verspricht vielmehr auf viele Jahre hinaus ein starker zu bleiben, wie Sie selbst in Ihrem Wirkungskreise bemerken.

„Sie hätten auch angeben sollen, wie viel Sie von Ihren billigen Romanen, Jugendschriften, Schulbüchern und anderen Artikeln Ihres Nachdruck-Verlags absetzen; wie stark der Verkauf der Urbino'schen, De Vries'schen, Thomas'schen und anderen Nachdrucke ist — während von den Originalausgaben nun und nimmermehr ein einigermaßen namhafter Absatz hätte erzielt werden können. „Zahlen beweisen!"

„Solche Angaben werden den deutschen Verlegern von Interesse sein und ihnen die Augen öffnen; vielleicht kommen sie dann auch auf andere, vernünftige Gedanken, und hören, zu ihrer Ehre, mit dem Schimpfen auf.

„Sie sagten mir, wenn ich nicht irre, bereits im September, daß Sie nach kaum achtmonatlicher Wirksamkeit schon 3000 Exemplare der „Gartenlaube" aus Leipzig bezögen, welche zum größten Theile an ganz neu gewonnene Abnehmer, die früher nie davon gehört, gingen, an Leute in allen Theilen der Vereinigten Staaten. Sie bemerkten dabei, daß dies nicht ausschließlich ein Resultat Ihrer Thätigkeit sei, sondern auch eine Folge der wachsenden Verbreitung der Gerhard'schen „Gartenlaube" und anderer deutsch-amerikanischen Journale.

„Sie theilten mir auch mit, wie Sie für Ihren Verlag ergiebige Absatzfelder fanden und auch in anderer Weise Ihr Wirken belohnt sahen, weil jetzt eine Leselust über die Deutschen in Amerika gekommen ist.

„Ich habe allerdings Gelegenheit gehabt, von Anfang an zu beobachten, mit welch seltener Energie Sie z. B. den Vertrieb der Wochen-Ausgabe der „Weser-Zeitung" in die Hand nahmen und dadurch einen von uns Allen unerwarteten Absatz erzielten; habe Sie immer rastlos thätig gesehen und mit Theilnahme Ihnen die erzielten Erfolge gegönnt, Erfolge, die recht deutlich an der wunderbaren Vergrößerung Ihres Geschäfts für einen Jeden wahrnehmbar sind, selbst wenn er

nicht Gelegenheit hat, Ihr zahlreiches Personal in voller Thätigkeit zu sehen.

„Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß dies der hingebenden und Sie charakterisirenden Liebe zum Buchhandel und den kaufmännischen Eigenschaften zuzuschreiben ist, welche das direkte Gegentheil von der Langsamkeit, Kurzsichtigkeit und Knauserei etlicher deutscher Verleger sind.

„Aber trotz alledem hätten Sie die vorerwähnten Resultate nicht erreichen können, wenn nicht durch andere Leute vor Ihnen Bahn gebrochen worden wäre.

„Wenn Sie nun, lieber Herr Steiger, die vorstehenden Bemerkungen in irgend einer Form verwenden zu können glauben, so steht Ihnen das völlig frei. Und nur die eine Bemerkung will ich noch hinzufügen, daß, wenn auch ferner von irgend einer meiner eigenen Arbeiten, oder von denen meiner zahlreichen literarischen Freunde in Amerika irgend Etwas einem Verleger in Deutschland zur weiteren Vervielfältigung geeignet erscheinen sollte, er es getrost „nachdrucken" möge, ohne befürchten zu müssen, daß er von uns als „Dieb", oder „Pirat" bezeichnet werde und ohne auch nur so viel „Honorar" dafür zu zahlen, als Herr Wm. C. Bryant für den von ihm autorisirten und introducirten deutschen Nachdruck seiner Gedichte erhalten hat.

Ganz ergebenst der Ihrige

Hermann Raster."

Brief des Herrn Friedrich Kapp.

„Lieber Herr Steiger!

„Es ist mir unmöglich, Ihrem und Freund Raster's Aufsätzen über den Nachdruck deutscher Bücher in Amerika noch etwas Wesentliches hinzuzufügen. Sie haben die rechtliche Seite der Frage in einer vielleicht etwas zu breiten, aber jedenfalls für das größere Publikum verständlichen Weise behandelt. Die allgemeinen und internationalen Beziehungen sind aber von Raster mit so viel Sachkenntniß, bitterer Wahrheit und photographischer Treue erörtert worden, daß ich seine den Gegenstand erschöpfende Auseinandersetzung nur anerkennend und billigend unterschreiben kann.

„Ich habe mich vielleicht länger, als Sie Beide mit dieser Nachdrucksfrage beschäftigt und beschäftigen müssen. Es ist nämlich kaum

ein Jahr vergangen, in welchem ich nicht von dem einen oder andern deutschen Verleger oder Schriftsteller um ein amtliches Gutachten zum Schutze seiner vermeintlichen Rechte angegangen worden wäre. Meine Antwort war natürlich stets dieselbe: daß sie keine Rechte hätten, jedoch durch Veranstaltung noch billigerer und schönerer Ausgaben dem Nachdruck die Spitze bieten könnten.

„Um aber meinen Standpunkt auch öffentlich klar zu stellen und namentlich den Nachweis zu führen, daß ich schon zu einer Zeit, wo Sie die Controverse noch nicht so tapfer aufgenommen hatten, auf Ihrer und, wie ich denke, auf aller Deutschamerikaner Seite in dieser Angelegenheit stand, erlaube ich mir hier ein paar Sätze aus einem Aufsatz einzuschalten, den ich 1860 für die von Ludwig Walesrode herausgegebenen „Demokratischen Studien" (Hamburg, Otto Meißner, 1861) schrieb.

„„Wenn die achtundvierziger Einwanderung" — sagte ich dort — „sich dem Amerikanerthum gegenüber dadurch zur Geltung und zu Ansehen gebracht hat, daß sie ihrer Vergangenheit treu blieb und ihre höhere humane Bildung nicht muthwillig von sich warf, sondern ihre neue, praktische Thätigkeit veredelnd und läuternd durchdringen ließ, so konnte sie natürlich ihre Hauptkräfte nur aus der Pflege und Hochhaltung der geistigen Schätze der Heimath schöpfen. Sind die deutschen Niederlassungen in den Ver. Staaten auch keine süditalisch-griechischen Colonien, welche ihren Homer besser kannten, als die Stammesgenossen in der Heimath, so hat die deutsche Literatur hier doch eine heimische Stätte gefunden und die geistigen Beziehungen zum Vaterlande wach erhalten. Es ist indessen nicht sowohl die Einfuhr deutscher Bücher, welche erst in den letzten Jahren eine regelmäßige geworden, als vielmehr der Nachdruck, welcher in Zeitungs- und Buchform den hiesigen Deutschen das geistige Leben der Heimath vermittelt.

„„Diese Nachdrucksfrage läßt sich durchaus nicht vom rein gesetzlichen Standpunkte aus entscheiden. Die deutschen Gesetze gelten hier einfach nicht. Es ist aber eine mehr als naive Erwartung, daß eine Bevölkerung, die von der Heimath ausgestoßen ist, noch jenseits des Oceans Gesetze beobachten soll, welche den Bildungsinteressen der Ausgewanderten hemmend in den Weg treten. Sich hier dem Monopole der deutschen Buchhändler unterwerfen, hieße die Mittel der geistigen Fortbildung und Entwickelung muthwillig von sich schleudern."

„Ob Amerika gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts den besten ausländischen Absatzmarkt für die in Deutschland erscheinenden Bücher

bilden wird, ist eine Frage, welche ich nicht so unbedingt bejahen möchte, wie Freund Raster, da mir ihre Beantwortung den beständigen Zufluß neuer Elemente aus der Heimath und einen wenn auch bescheidenen Wechselverkehr mit derselben vorauszusetzen scheint; allein auch ich zweifle nicht daran, daß Sie noch für Jahrzehnte ein reiches Feld der Bethätigung vor sich haben, und wünsche im Interesse der literarisch schaffenden und genießenden Deutschen auf beiden Seiten „des großen Baches" Ihren Bestrebungen aufrichtig glücklichen Erfolg.

Ihr

Friedrich Kapp.

New York, 22. November 1866."

Brief des Herrn F. W. Thomas.

„Philadelphia, Novbr. 21, 1866.

Herrn E. Steiger, New York.

Geehrter Herr!

„In Folgendem gebe ich Ihnen einige kurze Notizen in Betreff des deutschen Buchhandels 2c. in Amerika. Ich war der Meinung, Sie beabsichtigten eine Broschüre über den Verlag deutscher Werke, Zeitungen 2c. herauszugeben; deshalb nahm ich Rücksprache mit den Herren Kiderlen und Mentz, den ältesten hier lebenden Buchhändlern. Letzterer ist ganz Amerikaner; sein Vater aber war deutsch und verlegte hauptsächlich nur Gebetbücher, auch einige Schulbücher, ein englisch-deutsches Wörterbuch u. dgl., und zwar in den Jahren 1830—1840 ungefähr. Kiderlen & Stolmeyer hatten eine Buchhandlung hierselbst in den Jahren 1836—1840.

„Wesselhoeft gab die „Alte und Neue Welt" heraus, von 1835—1842; er besaß auch eine Buchhandlung, welche er von Kiderlen & Stolmeyer gekauft hatte. Bücher hat Wesselhoeft nicht verlegt.

„Vor Wesselhoeft war 1830—1835 Ritter thätig. Derselbe befaßte sich hauptsächlich mit dem Verkaufe importirter katholischer Gebetbücher.

„Wollenweber fing im Jahre 1836 an, eine Zeitung zu drucken unter dem Titel: „Der Freisinnige".

„Burkhart & Rottenstein gaben im Jahre 1838 den „Philadelphia Demokrat" heraus, welcher indeß im Herbste 1839 zu erscheinen aufhörte, und da im Frühjahre desselben Jahres auch „Der Freisinnige" zu Grabe getragen worden, so existirte in Philadelphia keine (deutsche) tägliche Zeitung mehr (die „Alte und Neue Welt" war eine wöchentliche).

„Da machte sich gegen Ende des Jahres 1839 eine deutsche Gesellschaft auf und gründete den jetzigen „Philadelphia Demokrat", welcher dann im Jahre 1840 an Wollenweber und später an Hoffmann & Morwitz überging.

„So viel von den andern Buchhändlern und Zeitungs-Herausgebern.

„Ich selbst fing meine Laufbahn als Verleger, Drucker und Zeitungs-Herausgeber im Jahre 1841 an, wo ich mich mit meinem Freunde Worch (jetzt Vormann in der „N. Y. Staats-Zeitung") associirte. Unsere erste Unternehmung war: „Auswahl beliebter Arien, arrangirt für Pianoforte-Begleitung (mit deutschem und englischem Text)". Das war ein mühevolles und schwieriges Unternehmen für uns Beide, die wir gar keine andern Mittel besaßen, als unsere gesunden Fäuste und den guten Willen, etwas Gediegeneres zu liefern, als „Schinderhannes", „das 6. und 7. Buch Moses" ꝛc. Mein Freund Worch trat aus dem kleinen Geschäfte aus, da es ihm zu mühsam war und er nicht die Ausdauer dafür besaß. Am 6. Juli 1842 gab ich die erste Nummer einer kleinen täglichen Zeitung heraus, welche bis 12. Januar 1843 erschien. Ihr Titel war: „Allgemeiner Anzeiger der Deutschen". Ich fand nicht hinreichende Unterstützung und ließ dieselbe eingehen, begann aber wieder am 11. März 1843 die Herausgabe einer neuen Zeitung unter dem Namen „Minerva". Dieselbe erschien bis zum 13. Juli 1844. In den Jahren 1845 und 1846 gab ich eine „Volks-Bibliothek der deutschen Classiker" heraus.

„Sodann publicirte ich 1847 „Thomas Paine's Theologische Werke", welche ich auf Subscription herausgab und von Hrn. Georg Dietz (jetzt in der „N. Y. Staats-Zeitung") übersetzen ließ. Ich nahm das Copyright auf dieses Werk, dasselbe wurde mir aber 1848 in Deutschland nachgedruckt und sogar zu Tausenden von Exemplaren nach New York importirt. Da fingen deutsche Buchhändler in Deutschland zuerst den Nachdruck amerikanisch-deutscher Verlagswerke an.

1848, den 27. Mai, begann ich die Herausgabe der „Freien Presse"; in demselben Jahre auch die von „Thomas Paine's Politische Werke" nebst einer neuen Stereotyp-Ausgabe der „Theologischen Werke", zusammen in 3 Bänden. Die „Politischen Werke" ließ ich von Prediger Ginal, Dr. Committee und dem Schullehrer Krug übersetzen.

„1853 ließ ich durch Hrn. Strodtmann (jetzt in Hamburg) H. Beecher Stowe's „Onkel Tom's Hütte" übersetzen, publicirte das Werk in der

„Freien Presse" und machte 1000 Extra-Abzüge in wöchentlichen Lieferungen. Während die letzte Lieferung im Druck war, wurde ich vor die Schranken der Ver. Staaten Supreme Court gefordert, um — als Nachdrucker zu büßen. Nachdem die Verhandlungen einen ganzen Tag gedauert und vier Advocaten sich herumgestritten hatten, wurde ich beschieden, nach Verlauf einer Woche wiederzukommen, und da gab der Oberrichter sein Gutachten dahin ab, „daß Uebersetzung kein Nachdruck sei", und ich, der kleine, arme deutsche Drucker, ging siegreich hervor. Der obige Spruch wurde auch später in allen derartigen Fällen aufrecht erhalten.

„1853 begann ich Zschokke's Novellen, dann die Werke von Goethe, Schiller, Lessing 2c. zu drucken.

„Daß ich viele Sorgen, Mühen und Aergernisse hatte bei meinem Streben, gute und gediegene Literatur-Erzeugnisse dem deutschen Volke in Amerika vorzuführen, können Sie sich leicht vorstellen; um so mehr freue ich mich aber, daß ich einer von Denen war, die es nicht bei „Till Eulenspiegel", „Die schöne Genofeva", „Hundsfattler" 2c. bewenden ließen, sondern sich bemühten, dem Volke gediegenere Sachen zu bieten.

Ihr ergebener

F. W. Thomas."

Soviel aus meiner Ende November 1866 herausgegebenen ersten Broschüre. Selbstverständlich zeigten sich im Laufe der nächsten Zeit weitere Gesichtspunkte, welche z. Th. in den anderen zwei Schriftchen zur Sprache gekommen sind.

Nachdem ich im Januar 1869 mein Geschäft von 17 u. 19 North William Street in das bei weitem größere Local 22 u. 24 Frankfort Street verlegt hatte, und eine schöne, große Zukunft vor mir sah, war es wol verzeihlich, daß ich meinen Gefühlen einmal freien Lauf ließ und ein Festmahl im „Liederkranze" veranstaltete. Bei demselben beehrte mich eine große Gesellschaft durch Einfluß, Bildung, geschäftliche und öffentliche Stellung ausgezeichneter Deutschen, Vertreter des Kaufmanns- und Advocatenstandes, der gelehrten Welt, der Presse und Schule mit ihrer Gegenwart, und jener Abend wird mir immer in angenehmer Erinnerung bleiben.

Auf früheren Seiten des gegenwärtigen Büchleins sind schon so viele Aeußerungen Anderer über mich abgedruckt, daß ich füglich davon absehen könnte, deren Zahl zu vermehren. Und dennoch will ich, sintemalen ich mich derselben nicht zu schämen brauche, als eine neue Variation hier die Worte wiederholen, welche der Vorsitzer bei diesem Festmahle, Herr Friedrich Kapp, sprach, nachdem die Tafel aufgehoben war. Er sagte:

„Meine Herren! Sie haben vorhin aus dem Munde unseres Wirthes erfahren, welche erfreuliche Veranlassung uns heut Abend hier vereinigt hat. Wir Alle, welche wir der Einladung unseres Freundes Steiger zur Feier des Umzuges in ein größeres Local gefolgt sind, freuen uns mit ihm dieses Tages und zugleich seines außerordentlichen Erfolges als Buchhändler, in seinem eigenen Interesse sowol, als in dem Interesse des Deutschthums in den Ver. Staaten überhaupt. Von allen Berufen, welche wir hierzulande vertreten finden, ist unstreitig derjenige des deutschen Buchhändlers einer der wichtigsten und für die Beziehungen beider Welttheile einflußreichsten, denn der Buchhändler bildet im Auslande den Vermittler des geistigen Lebens unseres Volkes; er importirt mit seinen Ballen zugleich ein Stück, und sogar das beste Stück nationalen Lebens aus der Heimath in die Fremde; er weckt Bedürfnisse, welche die Bildung seiner Landsleute fördern, deren geistigen Blick erweitern; kurz, er hebt nicht allein den Kulturzustand eines bestimmten Landes, sondern dient überhaupt dem Fortschritt der Menschheit. Bei den langjährigen und intimeren Beziehungen, in denen ich zu unserem Freunde gestanden und noch zu stehen das Vergnügen habe, kann ich ihm mit gutem Gewissen das Zeugniß geben, daß er diese ideale Seite seines Berufes stets als Leitstern vor Augen gehabt, daß er sich Männer wie Friedrich Perthes als seine Vorbilder gewählt und ihnen nachgestrebt hat. Nicht, als wenn er mit dem unwahren und marktschreierischen Rufe unter seine Landsleute und Concurrenten getreten wäre: „Seht, ich arbeite nur für die Ehre des deutschen Namens, ich opfere mich für die Menschheit auf, darum kommt und unterstützt mich in meinem uneigennützigen Streben." Im Gegentheil: Steiger wußte als guter Geschäftsmann von Anfang an, daß man erst Boden unter den Füßen und die Mittel in der Tasche haben muß, um seine Ideen verwirklichen zu können; er hat nie übereilt einen zweiten Schritt vor dem ersten gethan, ehe er ganz fest stand, vielmehr stets alle seine Kräfte auf einen einzigen Punkt concentrirt; er hat seinem Geschäft

stets ganz und ausschließlich gehört und nur dieser seiner Umsicht und Einsicht hat er es zu danken, daß ein vor wenig Jahren kaum für möglich gehaltener Erfolg sein Streben gekrönt, und daß sein Geschäft von kleinem bescheidenen Anfange einen von ihm selbst nicht geahnten Aufschwung genommen hat.

„Eine größere und der Gesammtheit zugute kommende That aber, für welche alle Deutsch-Amerikaner unserem Freunde Dank schuldig sind, ist sein mannhaftes Auftreten für den Nachdruck deutscher Bücher in Amerika. Gegenüber einer Anzahl polternder, aber einflußreicher deutscher Verleger und Autoren, die, auf beschränktem deutsch-legalen und localem Standpunkt stehend, ihre Gegner kurzweg Piraten, Diebe und Räuber schimpften, hat unser Freund das unbedingte Recht der Deutsch-Amerikaner auf Reproducirung der deutschen Geisteswerke kräftig betont, er hat die Frage vom höheren Gesichtspunkte der geistigen Fortbildung unserer hiesigen Landsleute beleuchtet und den Nachdruck als eines der unentbehrlichsten Mittel zur Erhaltung und Befestigung deutschen Wesens hervorgehoben. Er hat zugleich den Beweis geliefert, daß jeder neue Nachdruck neue literarische Bedürfnisse weckt, neue Nachfrage erzeugt, und daß er in letzter Instanz, indem er neue Kunden schafft, ebensogut den deutschen Verlegern, als den hiesigen Deutschen zugute kommt. Steiger hat, so zu sagen, den Stier bei den Hörnern gepackt und ist mit seinen Ansichten durchgedrungen; auf Grund seiner Vorschläge machen ihm jetzt die größten Verleger Deutschlands die umfassendsten und vortheilhaftesten Anträge.

„Wir nun, die wir lange schon seiner Ansicht waren, wollen ihm und uns wünschen, daß er noch Jahrzehnte lang in voller Kraft und Gesundheit seinem Berufe leben und dem deutschen Buchhandel immer neue Gebiete erobern möge. Und in diesem Sinne bitte ich Sie, meine Herren, Ihre Gläser zu füllen und mit mir in den Toast einzustimmen: „Unser Freund Steiger und der deutsche Buchhandel in Amerika, sie leben hoch!"

Auf diese Ansprache, welche mich wohl hätte aus dem Concept bringen können, wenn ich mich nicht gehütet, vorher viel Wein zu trinken, antwortete ich — lt. Aufzeichnung eines Berichterstatters bezw. meinen eigenen Notizen — Folgendes:

„Es wäre unbescheiden von mir, wenn ich das, was der Herr Vorsitzer über mich zu sagen so freundlich gewesen ist, ohne Widerrede gelten lassen wollte. Jedenfalls möchte ich das mir persönlich gemachte

Compliment, als nicht in seinem ganzen Umfange verdient, ablehnen. Und überdieß haben gewisse glückliche Umstände mir bis hierher geholfen, d. h. weiter, als ich selbst erwartet hatte.

„Es ist darauf hingedeutet worden, daß ich bisher erfolgreich gewirkt habe, und nicht unpassend wäre es, in einem engeren Kreise zu sagen, wie das so gekommen. Allein jetzt muß ich mich darauf beschränken, die Umstände kurz zu erwähnen, welche für mich von besonderer Wichtigkeit gewesen sind. Entschuldigen Sie mich dabei einestheils, daß ich von mir selbst spreche, und anderntheils, daß ich einige Namen nenne.

„Das Erste ist, daß ich während meines elfjährigen Aufenthaltes im Westermann'schen Hause die bestmögliche buchhändlerische Schule gehabt habe. Die Liebe für meinen Beruf ist darum stetig gewachsen. Nebenbei habe ich aber auch von anderen Geschäftsleuten gelernt und meine Beobachtung eines rationellen Geschäftsbetriebes für mich benutzt. Ein zweiter Umstand ist, daß sowol nachdruckende Verleger, als auch importirende Buchhändler während einer Reihe von Jahren vorher ein Bedürfniß für deutsche Literatur hervorgerufen hatten — ich habe hin und wieder aus diesem Grunde leichtere Arbeit gehabt. Als dritter Umstand ist zu nennen, daß ich meine Thätigkeit begann gerade in der Zeit, als sich die Segnungen des Friedens im ganzen Lande fühlbar machten. Und endlich haben die Herren von der Presse und andere Freunde, die auf mein Interesse bedacht waren, mir wesentliche Dienste geleistet, wofür ich ihnen meinen Dank ausdrücke.

„Wenn ich nun über den Zweck unseres Festes sprechen will, so komme ich unwillkürlich auf die Presse und den Buchhandel. Denn der Zustand, die Entwicklung beider gilt in Europa als Gradmesser für die allgemeine Bildung eines Volkes.

„Dieß auf Amerika anwendend kommen wir zu einem günstigen Resultate.

„Was das Zeitungswesen im Allgemeinen betrifft, so ist die Union trotz ihrer Jugend allen andern Ländern voraus. Die Statistik zeigt uns Folgendes:

„In Frankreich kommt auf je 22,500 Einwohner eine Zeitung, in England auf 16,500, in Preußen auf 25,700, in Oesterreich auf 104,000, in den Vereinigten Staaten aber auf kaum 7000 Einwohner eine. Und dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die Blätter in Amerika der höheren Herstellungskosten wegen eine viel größere Auflage haben müssen,

um bestehen zu können, als in anderen Ländern. Nicht minder günstig sind die Aussichten für die Zukunft, wenn man berücksichtigt, daß z. B. in den 40 Jahren vor 1866 die Zahl der Zeitungen in Amerika sich um 370 % gesteigert hat, in Frankreich 234, in England 252, in Oesterreich 356 und in Preußen um 143 %.

„Gehen wir noch mehr aufs Einzelne ein, und sehen wir, welchen Antheil die deutsche Presse in Amerika hat, so finden wir, daß das Wachsthum derselben noch günstigere Verhältnisse darbietet, trotz des Umstandes, daß ein großer Theil der Deutschen fast ausschließlich englische Blätter liest. Wie gering war die Zahl der deutschen Zeitungen in Amerika vor 20 Jahren, verglichen mit den mehr als 280, welche jetzt z. Th. in mehreren Ausgaben erscheinen. Fast ein jeder Staat in der Union ist in der Liste derselben vertreten. Dazu kommt auch noch, daß sich die Circulation der älteren Blätter in sehr bedeutendem Grade gehoben hat. Es sind kaum 20 Jahre her, seitdem der Eigenthümer einer deutschen Zeitung, die damals schon 15 Jahre bestand, als das Ziel seiner Wünsche 2000 Abnehmer nannte, d. h. er war noch weit entfernt davon, und jetzt erscheint dieselbe in drei Ausgaben in einer Gesammt-Auflage von beinahe 140,000 Exemplaren.

„Aber all Dieses genügt noch nicht, um Ihnen die jetzige Bedeutung der deutschen Zeitungen in Amerika ins rechte Licht zu stellen, es muß zu dem Zwecke betont werden, wie werthvoll dieselben nach und nach geworden sind, wie sie — theilweise wenigstens — den besten an die Seite zu stellen sind, welche in Deutschland erscheinen. Wer will den großen Einfluß verkennen, welchen die deutsche Presse seit einigen Jahren auf die Gestaltung der politischen Zustände Amerika's ausübt, hier im Osten, — und im Westen vielleicht noch mehr.

„Was ich von der deutschen Presse gesagt, gilt auch vom deutschen Buchhandel in Amerika, nur in höherem Grade. Um die Skizze auszuführen, muß ich einen Unterschied machen zwischen nachdruckenden Verlegern und importirenden Buchhändlern. Die ersten Buchhändler waren die Herren Kiderlen, Ritter und Wesselhöft, sämmtlich in Philadelphia, und die Herren Ludwig und Radde in New York; sie waren z. Th. von 1828 an thätig. Später wurden die Buchhandlungen von Garrigue in New York und Weik in Philadelphia gegründet, deren Nachfolger an beiden Orten Herr Christern war.

„Neben diesen entstanden auch die Firmen Westermann Brothers, jetzt B. Westermann & Co., und Vereinsbuchhandlung (Helmich, Schmidt

& Sittenfeld), jetzt L. W. Schmidt in New York. Das sind die Pioniere, die Bahnbrecher des deutschen Buchhandels in Amerika, die mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Jetzt gibt es ungefähr 40 Buchhandlungen, welche direct importiren. In noch besserem Verhältnisse, als die Zahl der Importer ist der Umfang ihrer Importation gewachsen, und während vermuthlich in der frühesten Zeit alle Monate einmal eine Sendung aus Deutschland kam, ist jetzt ein anständiger Theil der Ladung eines jeden Bremer Dampfers für den Buchhandel bestimmt. Die Aussichten für die Zukunft sind sehr ermuthigend. In allen Städten mit einer größeren Zahl deutscher Einwohner sind in den letzten Jahren deutsche Buchhandlungen in kleinem Maßstabe entstanden, und immerfort melden sich Leute mit der Absicht, an diesem oder jenem Orte sich zu etabliren. Der gesammte Import von Deutschland mag jetzt auf ungefähr $250,000 kommen, und wenn er zunimmt, wie in den letzten Jahren, so wird er in weniger als 10 Jahren einen Umfang von $1,000,000 erreichen.

„Was nun die ersten deutschen Verleger in Nordamerika, in diesem Jahrhunderte, betrifft, so sind diese die Herren Ludwig, Radde und Thomas. Sie arbeiteten unter großen Schwierigkeiten; es war ein ziemlich undankbares Geschäft. Um anzuführen, wie die Verhältnisse früher waren, erlaube ich mir, aus der Broschüre über den Nachdruck in Nord-Amerika, welche ich vor zwei Jahren herausgab, ein paar Seiten Ihnen mitzutheilen. Ich habe dort für die deutschländischen Schriftsteller und Verleger in Betreff des Nachdrucks u. A. Folgendes gesagt:"

. . . .

Diese meine lange Rede pro domo schloß ich mit folgenden Worten:

„Nun, meine Herren, diejenigen von Ihnen, welche nicht zur Presse oder zum Buchhandel gehören, kennen jedenfalls die Bezeichnung „Nachdrucker" in der Bedeutung eines Schimpfwortes; ich glaube aber, fortan werden Sie anders darüber denken.

„Es wäre sehr gut gewesen, wenn noch Viele neben den Herren Radde und Thomas gewirkt hätten, die Entwickelung und Förderung des Geisteslebens unter unseren Landsleuten in der Union wäre sicher um ein Bedeutendes weiter gekommen und allgemeiner geworden. Der Nachdruck ist eines der wichtigsten und unentbehrlichsten Mittel zur Erhaltung und Befestigung des deutschen Wesens in Amerika geworden. Nach und nach tritt er immer mehr in den Hintergrund, wie das ganz natürlich ist, denn er wird entbehrlich. Original-amerikanische Bücher

treten an seine Stelle, zu gleicher Zeit aber auch eine Menge von Deutschland importirter, welche von einsichtigen Verlegern billig für den amerikanischen Markt abgegeben werden. Die Schulbücher sind schon zum allergrößten Theile von amerikanischen Autoren verfaßt oder bearbeitet, und das Verhältniß wird jedes Jahr besser werden. Eines der erfreulichsten Zeichen ist es, daß nicht nur immer mehr deutsche Schulen entstehen, sondern auch, daß die deutsche Sprache als Unterrichtsgegenstand fort und fort mehr Eingang in den amerikanischen Schulen findet.

„So sehen wir also, wenn auch nur in Anfängen, Presse und Buchhandel im Vereine mit deutscher Industrie, Kunst und Wissenschaft einen Triumph erringen, der nicht weniger ehrenvoll ist, als der Sieg der Waffen oder der Diplomatie — unser Triumph ist aber fester gewurzelt und die Folgen werden darum auch länger dauern."

In Beantwortung eines Toastes auf „Die deutsche Presse und ihre Vertreter" sagte Herr Anton Eickhoff, der Chef-Redacteur des „New Yorker Journal", u. A. Folgendes:

„Die Geschichte der deutschen Presse in Amerika hat denselben Verlauf wie die Geschichte der deutschen Einwanderung. Als im vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts die deutsche Einwanderung nur eine vereinzelte war, oder die Gründung kleiner Ansiedelungen bezweckte, konnte von einer deutschen Presse natürlich keine Rede sein, wenn auch ein paar Versuche zur Errichtung deutscher Blättchen gemacht wurden. Von einiger Bedeutung wurde die deutsche Presse erst, als im Anfang der dreißiger Jahre das Scheitern revolutionärer Bewegungen in Deutschland eine stärkere Einwanderung und mit derselben viele geistige Kräfte nach Amerika führte. Manche der Blätter, welche jener Periode ihre Entstehung verdanken, sind wieder untergegangen, manche junge geistige Kraft, die dem Drange nach Freiheit oder Abenteuern, oder dem Wunsche, die Neue Welt zu sehen, folgte und über den Ocean kam, hat in Amerika ihr Capua gefunden. Ich habe auf meinen Wanderungen in den ersten Jahren meines Aufenthaltes in Amerika diese geistig verkümmerten Landsleute angetroffen als Trapper an den Grenzen der Civilisation, als Holzsäger in den Fichtenwäldern des hohen Nordens, als Plantagenaufseher am Red River des Südens; sie hatten an ihrer Zukunft verzweifelt, glaubten mit der menschlichen Gesellschaft ihre Rechnung abgeschlossen zu haben und sehnten sich nicht in die Grenzen derselben zurück. Der Mangel des Gedeihens deutscher Journale zu jener Zeit war nicht einem Mangel an geistigen Kräften zuzuschreiben

— die Zahl der Leser, der Bevölkerung war zu klein. Erst als nach den revolutionären Bewegungen von '48 und '49 und in Folge der zu jener Zeit aufgekommenen Seedampfschiffe die Einwanderung eine massenhafte wurde, fingen auch die Verhältnisse der deutschen Presse an, sich günstiger zu gestalten. Heute ist die Presse im Allgemeinen „in guten Verhältnissen"; diejenigen Blätter aus der Periode der dreißiger Jahre, welche ich Geschäftsblätter nennen möchte, haben sich erhalten und erfreuen sich heute eines außerordentlichen materiellen Gedeihens. Der Charakter unserer heutigen Journale ist in Folge der Zeitverhältnisse ein wesentlich anderer als damals. Telegraphische Depeschen und die Bedürfnisse des täglichen Verkehrs sind an die Stelle geistiger und principieller Erörterungen getreten. Aber da wir heute Ursache haben, uns des Gedeihens der deutschen Presse und des in Wechselwirkung zu ihr stehenden deutschen Buchhandels zu freuen, laßt uns die ersten Zeichen aufkeimenden deutschen Geistes in Gestalt deutsch-amerikanischer Journale nicht vergessen und nicht unterschätzen. Die „Schnellpost" von Eichthal, „Die Alte und die Neue Welt" von Wesselhöft, der „Pittsburger Adler" von Schmidt, der „Anzeiger des Westens" von Weber, das „Westland" von Wislicenus und Engelmann waren Blätter, die keine deutsch-amerikanische Zeitschrift der Gegenwart an geistigem Gehalt erreicht. Wenngleich wir der Zeitströmung uns nicht entziehen können und die Journale liefern müssen, wie die Verhältnisse und Bedürfnisse der Gegenwart sie fordern, so laßt uns wenigstens die Hoffnung nicht aufgeben, daß die ideale Auffassung von einer deutsch-amerikanischen Presse, wie sie sein sollte, uns nicht ganz abhanden kommen möge."

Den nächsten Toast: „Deutschland unser Vaterland" ausbringend, sagte der Vorsitzende u. A.:

„Wir haben das Vergnügen, Herrn Dr. Johannes Rösing, den General-Consul des Norddeutschen Bundes in unserer Mitte zu sehen. Herr Dr. Rösing ist jetzt der Vertreter Norddeutschlands, hoffen wir, daß er bald das ganze ungetheilte Deutschland hier vertreten möge."

Herr Dr. Rösing erhob sich darauf und sagte, es mache ihm große Freude, Zeuge eines Triumphes zu sein, den deutsche Intelligenz, deutsche Energie, deutsches Talent errungen haben. Solche Triumphe in allen Zweigen des Handels, Verkehrs und öffentlichen Lebens seien es gewesen, die den Deutschen die Achtung der Amerikaner erzwungen, und jeder der Männer, die dem deutschen Namen auf fremdem Boden neue Ehrentafeln errichtet, sei der Anerkennung und Hochachtung aller edel-

denkenden Deutschen gewiß. „Ich habe", fuhr der Redner fort, „in unserem Freunde Steiger einen Mann kennen und schätzen gelernt, der sich durch große Vorzüge auszeichnet. Unermüdliche Thätigkeit, Umsicht, Aufmerksamkeit und Intelligenz, strenge Rechtlichkeit und — wenn wir von dem heutigen Abend absehen wollen — Sparsamkeit sind die Eigenschaften, durch welche Herr Steiger sich einen so hervorragenden Platz in der deutschen Geschäftswelt errungen hat. Solcher Männer bedarf es, um die Bande, die uns an das Vaterland knüpfen, zu befestigen; solche Männer sind die Veranlassung geworden, daß die Vereinigten Staaten auf Deutschland als auf einen Bundesgenossen für vorkommende Fälle blicken. Die Vereinigten Staaten von Amerika und die Vereinigten Staaten von Deutschland werden dereinst den Ton in der Politik der Welt angeben."

Auf den nächsten Trinkspruch: „Die Pioniere des deutschen Buchhandels" zu antworten ersuchte der Vorsitzer Herrn William Radde mit dem Bemerken, derselbe sei einer der ersten Pioniere des deutschen Buchhandels gewesen, welchem die schwere Aufgabe zugefallen, den Boden für eine spätere Zeit urbar zu machen. Er habe mit „Schinderhannes" angefangen und sei als Vertreter der Cotta'schen Buchhandlung bis zu Goethe, Schiller, Lessing und Humboldt vorgedrungen.

Herr Radde antwortete darauf, indem er erzählte, welche bittere Erfahrungen er vor dreißig Jahren im Anfang seiner buchhändlerischen Thätigkeit in Amerika gemacht. Er gab in seinem „Museum deutscher Classiker" Goethe's „Faust" und andere Meisterwerke deutscher Dichter heraus, machte aber so schlechte Geschäfte, daß er genöthigt war, fast die ganze Auflage als Makulatur, zu 2 Cts. ℔ Pfund, zu verkaufen. Von allen Seiten kamen Anfragen an ihn, warum er denn nicht die „Classiker, d. h. Rinaldo Rinaldini, Schinderhannes, die schöne Genofeva &c." herausgebe. Er machte sich diesen Wink zu Nutze, that den Leuten den Gefallen und fuhr sehr gut dabei.

Hierauf sprachen noch die Herren F. W. Christern, Dr. H. von Holst und Charles Goepp. Der greise Herr Thomas, der von Philadelphia hergekommen war, erwähnte in seiner Rede ungefähr dieselben Thatsachen, welche er in seinem Briefe vom 21. November 1866 (S. 85) aufgeführt hatte. Vergnügt saß er neben Herrn Radde, dessen „classische" Volksbücher er s. Z. als schlechte Literatur angesehen hatte, daher er Besseres nachgedruckt: Goethe, Schiller, Lessing, „Kosmos", Auerbach's „Dorfgeschichten" u. s. w. Darauf hatte die Cotta'sche Buchhandlung

Trumpf ausgespielt, indem sie — ausschließlich für Amerika — die schönen Octav-Ausgaben von Goethe in 6, Schiller und Lessing in je 2 Bänden hergestellt, zu dem sehr billigen Preise von nur $1.00 retail ℔ Band, später auch „Kosmos" und „Dorfgeschichten" entsprechend billig. Radde war der Vertreter der Cotta'schen Buchhandlung und hat Thomas sehr geschadet, indem er die viel schöneren Cotta'schen Ausgaben auf den Markt brachte und energisch vertrieb. Ein großer Theil der Exemplare wurde — entgegen der Absicht Cotta's — an Buchhändler nach Deutschland gesandt, da sich für dieselben, trotz der Exportspesen, die Preise viel niedriger stellten, als die der anderen Cotta'schen Ausgaben derselben Bücher. — Dies so nebenbei bemerkt.

Herr Albert Klamroth sprach in seiner glücklichen Weise über das deutsche Culturleben, die Zukunft des deutschen Wesens in Amerika, und ihm folgten noch mehrere andere Redner, alle in solchem Sinne, daß ein jeder der Anwesenden das Gefühl haben durfte, der deutsche Buchhändler in Amerika sei doch nicht so ganz ohne Einfluß.

Wie schon gesagt, dieses Fest hat eine sehr angenehme Erinnerung in mir zurückgelassen. Trotzdem aber habe ich seit jener Zeit kein Festmahl wieder veranstaltet. Das Geschäft wuchs mir über den Kopf und selbstverständlich machte ich, aus Mangel an Erfahrung, manche Fehlgriffe. Ein paar Jahre ging's, Alles in Allem, verhältnißmäßig zufriedenstellend. Dann jedoch kamen Sorgen in Hülle und Fülle, wie z. Th. anderorts erwähnt. Ich habe davon aber Anderen nichts oder nur wenig mitgetheilt, denn ich hätte dadurch meine Lage nicht gebessert, vielmehr mir nur mehr Trubel zugezogen. Das Bewußtsein, meine Pflicht gethan und nach Maßgabe meiner Kräfte nichts versäumt zu haben, sowie die Unterstützung von zwei oder drei wahren Freunden half mir über Verhältnisse hinweg, welche bei mehr als einer Gelegenheit vielen anderen Leuten den Muth benommen hätten. Sie würden das Geschäft aufgegeben haben. Nicht ich. Bei meiner regelmäßigen Lebensweise blieb ich gesund, und behielt den Kopf oben, hoffte auf bessere Zeiten — und nicht vergebens. Fast zu kühn erschien mir allerdings der Wunsch, welcher von Zeit zu Zeit in mir aufstieg, daß mir noch fünf Jahre vergönnt sein möchten, damit während derselben die Kinder größer würden und ich, gleichzeitig, das Geschäft ausbauen und entwickeln könne. Und dieser stille Wunsch wurde mir erfüllt, ja, es

kamen dazu noch 5 Jahre, und dann weitere 5, und nochmals 5 und dankerfüllt stehe ich jetzt im Jahre 1899, bin seit mehr als 35 Jahren Besitzer der unter meinem Namen bekannten und geachteten Firma; seit 12 Jahren ist eines meiner Kinder nach dem anderen in das Geschäft eingetreten und steht mir zur Seite, nimmt mir nicht bloß einen Theil meiner Last ab, sondern thut noch mehr.

Daß ich aber jemals meine Erinnernngen aus den Jahren 1866 bis 1869 hervorsuchen und, theilweise wenigstens, Anderen mittheilen würde — daran habe ich bis zum 14. Februar 1898, meinem Jubiläumstage, nicht zu denken gewagt. Diese Geschichten, welche ich z. Th. selbst vergessen hatte, erschienen mir interessant; erklärlich ist es daher, daß ich glaubte, auch Andere möchte Dies oder Jenes daraus interessiren. Es macht mir darum Vergnügen, dieses Büchlein zusammenzustellen, ohne mich vor den absprechenden Urtheilen über dasselbe zu fürchten, welchen es hier und da begegnen wird.

Im März 1869 brachten deutsche Zeitungen folgende Mittheilung:

„Von dem Verein „Berliner Presse" ist eine von Berthold Auerbach entworfene Adresse an den künftigen Präsidenten der Ver. Staaten von Nordamerika, General Grant, gerichtet, worin derselbe aufgefordert wird, dem Congreß ein Gesetz vorzulegen, durch welches auch dort dem geistigen Eigenthum anderer Länder Schutz gewährt wird, wie solches in Europa der Fall ist. Mehrere auswärtige Schriftstellervereine haben sich diesem Schritte angeschlossen und ist die Adresse bereits abgegangen."

Daraufhin äußerte sich die „New Yorker Staats-Zeitung" am 21. März 1869 wie folgt:

„Die Berliner Schriftsteller und Grant.

„Aus den telegraphischen Berichten haben unsere Leser ersehen, daß der „Berliner Schriftsteller-Verein" Schritte gethan, um seine unsterblichen Werke vor Nachdruck in den Ver. Staaten zu schützen. Es wird drüben geglaubt, daß Amerika, obwol noch ein junges und halbwildes Land, doch reich genug sei, um freigebiger als es bisher geschehen, zum Unterhalt der europäischen Literaten beitragen zu können. Diese Forderung hat Vieles für sich und würde jedenfalls diesseits des Oceans respektvolle Beachtung finden, wenn ihre jenseitigen Vertreter nicht selbst bemüht schienen, die Sache ins Lächerliche zu ziehen. Man muß wissen, um was es sich handelt, um Sinn und Zweck der folgenden Adresse er-

rathen zu können, die wirklich, wie versichert wird, bei Präsident Grant eingelaufen sein soll:

„„Herr Präsident! Auf Grund der Solidarität aller zeitgenössischen Cultur begrüßt die gesammte gebildete Welt als einen Festtag den 4. März 1869, an welchem Sie die Präsidentenstelle der Vereinigten Staaten Nordamerikas einnehmen. Der Sieg der Humanität ist der Stolz unseres Jahrhunderts. Die Vertreter des öffentlichen Wortes in Deutschland wenden sich an Sie mit dem Wunsche und der Zuversicht, daß Ihnen, dem ruhmvollen Manne, eine neue Ruhmesthat beschieden sei, indem Sie dem hohen Congreß in Washington ein Gesetz zum Schutze des geistigen Eigenthums für die Hervorbringung aller Länder vorlegen. Das Vaterland Benjamin Franklin's wird nicht länger anstehen, der Arbeit des Geistes ihr Recht zuzuerkennen. In diesem Jahre feiert die gesammte gebildete Welt den hundertjährigen Geburtstag Alexander v. Humboldt's, der die Weltwissenschaft feststellte und dessen Forschergeist in der alten wie in der neuen Welt seine Heimath gefunden. Ein hochragendes Denkmal, dauernder als Erz, wäre zum Humboldt's-Jubiläum die Sicherung der Geistesarbeit in der ganzen gebildeten Welt. Im Geiste des Friedens und der treuen Arbeit, im Geiste der Menschheits-Verbrüderung begrüßen wir Sie."

„Vielen Lesern wird sich sofort die Frage aufdrängen: schämen denn diese Leute im Grunde ihres Herzens sich ihres Gesuches, daß sie dasselbe hinter so unverständlichen und fabelhaften Redensarten verstecken?

„Wir müssen gestehen, daß wir nach wiederholter aufmerksamer Durchlesung der Adresse uns durchaus nicht zu der Annahme entschließen können, dieselbe sei ernsthaft gemeint. Vielmehr wagen wir die Hypothese, daß sie von einem der Spaßvogel-Gelehrten des Berliner „Kladderadatsch" herrührt, der als leitendes Mitglied des Schriftsteller-Vereins sich auf Kosten seiner Collegen einen malitiösen Scherz erlaubt hat. Nur ein Witzbold von Fach und Beruf konnte kunstvoll solche hohle und pomphafte Phrasen aneinander reihen, um einen unwiderstehlich komischen Eindruck zu erzielen. Bloßer Zufall oder reine Einfalt konnte Derartiges unmöglich zu Stande bringen. Vermuthlich ist das wunderliche Aktenstück während eines fidelen Kneipabends (bei Wagner oder Schubert in der Charlottenstraße) entstanden, ist im Nebel genehmigt und unterzeichnet und am nächsten Morgen in die Welt gesendet worden, ohne daß die Betheiligten, mit Ausnahme des dirigirenden Schalksnarren, eine Ahnung davon hatten, was sie begangen.

„Schon der Umstand ist verdächtig, daß Präsident Grant als Erlöser und Wohlthäter angerufen wird, während doch die Vertreter der größeren Berliner Tagesblätter („National-Zeitung", „Norddeutsche Allgemeine" ꝛc.) hoffentlich genug Kenntniß amerikanischer Zustände besitzen, um zu wissen, daß Gesetzesvorlagen zu machen nicht zu den Geschäften eines Präsidenten der Ver. Staaten gehört. Und nun gar der wahrhaft pyramidale Wortschwulst, in welchen diese sonderbare Zumuthung gekleidet ist.

„Zuerst die "captatio benevolentiae"; „die gesammte gebildete Welt" steht auf dem Kopf vor Freuden, weil der vierte März gekommen — dieser Festtag für die „Solidarität der zeitgenössischen Cultur", „der Sieg der Humanität" — Amerika, welches eben seine Negersklaven befreit, sollte nicht so inhuman sein, die Berliner Schriftsteller verdursten zu lassen. Der „ruhmvolle Mann" soll noch ruhmvoller werden, und zwar auf die nobelste Weise durch Diktiren eines Gesetzes, welches — wie der Verfasser der Adresse ganz gut hätte sagen können — zum Schutze der Geistes-Produkte deutscher Schriftsteller dienen soll. Das sagt er aber nicht, der raffinirte Bösewicht; sondern statt von hervorgebrachten Novellen, Gedichten ꝛc. spricht er von „hervorgebrachten" Ländern — wenigstens klingt es so — um jeden Leser zum Lachen zu zwingen. Vom „Vaterland Benjamin Franklin's" — hier greift die zeitgenössische Cultur etwas weit in die Vergangenheit zurück — ist nur ein kleiner Sprung zur „festgestellten Weltwissenschaft" Humboldt's, dessen Werke zu studiren und zu übersetzen bekanntlich nicht zu den Privatvergnügungen Grant's gehört. Sogar der edle Horaz wird geplündert, um für Grant ein Denkmal dauernder als Erz zu errichten (exegi monumentum aere perennius) für den Fall, daß er die „Geistesarbeit in der gesammten gebildeten Welt" — „sichert"! Die Geister des Friedens, der Menschheitsverbrüderung ꝛc. machen den Schluß. Wahrlich, es kann nur der übermüthige Geist des „Kladderadatsch" sein, der durch die Zeilen dieser Kraft- und Pracht-Adresse weht!

„Wenn obige Hypothese unrichtig ist, so wären wir geneigt, wenigstens einen anderen „mildernden Umstand" gelten zu lassen. Die Berliner Herren Schriftsteller haben in ihrem zeitgenössischen Cultur-Dünkel vielleicht geglaubt, daß für die „amerikanischen Hinterwäldler" irgend welche Zusammenstellung hochtönender Phrasen — ob Sinn oder Unsinn — gut genug sei, und daß nichts leichter, als den uncultivirten Halb-Barbaren dieses Landes durch einen möglichst bombastischen Gallima-

thias zu imponiren. Das wäre eine Erklärung, die sich auch noch allenfalls ertragen ließe. Doch der Gedanke, daß die Adresse wirklich ernsthaft gemeint und von den vereinigten Literatur-Größen Berlin's bei nüchternem Verstande unterschrieben sei, ist zu horribel, als daß wir dabei länger verweilen möchten."

In Müller's von der Werra Leipziger Correspondenz an das „Cincinnati Volksblatt" sagte derselbe u. A. das Folgende:

... „Unerhört ist es, daß das geistige Eigenthum, unsere literarischen Erzeugnisse, das wir der Neuen Welt gratis entgegentragen, mit 25 % Zollgebühren belegt wird. Ich komme hierbei sogleich auch auf eine wichtige Frage zu sprechen, auf diejenige, die von deutschen Großjournalen, wie z. B. die „Gartenlaube", wiederholt ventilirt wurde, sie betrifft den amerikanischen Nachdruck unserer literarischen Produkte. Eine schriftstellerische Partei in Berlin, an deren Spitze Berthold Auerbach steht, hat eine Adresse, die an den neuen Unions-Präsidenten gerichtet ist, zu Stande gebracht, welche dahin geht, der Präsident möge darauf hinwirken, daß das geistige Eigenthum der deutschen Schriftsteller jenseits des Oceans respectirt werde, d. h. der Nachdruck soll honorirt werden, noch mehr, es soll überhaupt nur derjenige Verleger das Recht haben, gegen Zahlung des Honorars nachzudrucken, welchem der Autor dies erlaubt. Das ist alles recht gut und schön, aber der größere Theil der deutschen Schriftsteller denkt anders, er will für Amerika in dieser Beziehung kein Nachdrucksgesetz, denn ihm steht die Propaganda für das deutsche Element in Amerika und anderen überseeischen Ländern viel höher, als die mittelst Nachdrucksgesetz herausgepreßten Silberlinge. Was diesseits honorirt, soll drüben frei passiren zu Gunsten und zu Ehren des sich ausbreitenden Germanismus. Das ist der Grundsatz derjenigen deutschen Schriftsteller, denen der Patriotismus als reiner Schild zur Seite steht, und der ihnen nicht um eitlen Mammon feil ist. Deßhalb wünschen und hoffen wir, daß die Berliner Adresse im Weißen Hause zu Washington ad acta gelegt werde und unbeantwortet bleibe, denn diese Herren an der Spree (ich deute damit ausdrücklich an, daß auch in Berlin nur ein Theil der Schriftsteller mit der Adresse einverstanden ist) haben weder eine Vollmacht von der deutschen Schriftstellerwelt, noch besitzen sie ein Recht, ihre Anschauungen derselben aufzudrän-

gen und dieselbe zu einer geldgierigen Horde zu stempeln. An der deutschen Gesammtpresse Amerika's ist es nun, diese neue Ausführung möglichst zu verbreiten und Protest gegen Auerbach und Genossen in Berlin zu erheben."

Infolge der Auerbach'schen Adresse wurde damals (März 1869) die Nachdrucksfrage von der deutsch-amerikanischen sowie auch der anglo-amerikanischen Presse lebhaft discutirt, natürlich allerseits in einer den Berliner Schriftstellern nicht günstigen Weise.

Man erinnerte sich auch der Erfahrungen, welche in liberaler Weise zahlende amerikanische Verleger mit englischen Autoren gemacht hatten, und Mancherlei kam an die Oeffentlichkeit. Charles Dickens wurde in unliebsamer Weise erwähnt. Im J. 1867 hatte er einem Bostoner Hause, Ticknor & Fields, indem er den Empfang einer Rimesse von £200 bestätigte, geschrieben, daß er vorher nur aus zwei Quellen in Amerika einen unbedeutenden (!) Nutzen gezogen, „ein Haus habe die Aushängebogen seiner letzten drei Romane ("A Tale of two Cities"—"Great Expectations" und "Our Mutual Friend") gekauft, und ein anderes 100 Abdrücke der Illustrationen zu "Pickwick." Und in einem Athem sich selbst widersprechend, schloß er den Brief mit der Erklärung, daß seine ganze schriftstellerische Thätigkeit für ihn in Bezug auf Amerika ganz und gar Nichts genützt und eingebracht habe, außer was die Ausgaben seiner Bücher anlange, welche unter ihrer (T. & F.'s) Firma erschienen seien. ("In America the occupation of my life for thirty years is, unless it bears your imprint, utterly worthless and profitless to me.")

Da erschien es denn nöthig, der Vergeßlichkeit dieses großen Mannes ein wenig nachzuhelfen. Es stellte sich heraus, daß ihm Harper & Brothers für die Aushängebogen der obenerwähnten drei Romane £3250 bezahlt, und vorher schon für die von "Bleak House" und "Little Dorritt" auch £650. Andere Nachdrucker hatten ihm für ähnliche Vortheile, ohne dadurch einen Schutz vor Concurrenz zu erwerben, beträchtliche Summen vergütet; von einem New Yorker, Robert Bonner, hatte er für eine kleine Erzählung, welche durch drei Nummern seines Blattes, "The N. Y. Ledger," ging, $5000 erhalten 2c.

Daß Dickens dieß so beleidigend ignorirte, hat ihm viele Feinde gemacht und, wie angedeutet, eine Abneigung gegen ausländische Autoren im Allgemeinen hervorgerufen.

Um nur ein Beispiel anzuführen, erwähne ich hier, daß Charles A. Dana in seiner Zeitung "The New York Sun" darauf hinwies, daß es noch nicht an der Zeit sei, Verträge wegen gegenseitigen Schutzes des Verlagsrechts mit einer Nation abzuschließen, welche dieselbe Sprache redet, nämlich mit den Engländern; wie viel entfernter sei die Aussicht auf den Abschluß eines ähnlichen Vertrags mit Deutschland.

Ich will aus meiner im April 1869 herausgegebenen Broschüre: „Buchhandel, Presse und Nachdruck in Nord-Amerika" noch Einiges abdrucken, und zwar Folgendes:

„Als eine Probe von Neuigkeitsmacherei soll hier noch eine Notiz aus dem „Berliner Fremdenblatt" Platz finden:

„„Der jüngste Roman Auerbach's: „Das Landhaus am Rhein", welcher für den Preis von 12,000 Thalern Eigenthum der „Presse" in Wien geworden, wird von einer größeren New-Yorker deutschen Zeitung abgedruckt. Der Verfasser und der Eigenthümer sahen sich dadurch in ihren Besitzrechten geschädigt. Klagen ließ sich nicht, weil es an einem Gesetz über den Nachdruck fehlt. Jetzt ist es durch gütliche Vorstellungen gelungen, den Eigenthümer jenes amerikanischen Blattes zu bewegen, an den Verfasser noch 5000 Dollars zu zahlen und dadurch sich den ungehinderten Abdruck jenes Werkes zu erkaufen."

„Der kluge Journalist hat Etwas halb gehört, und für Das, was er nicht verstanden, eigene Erfindung substituirt, ohne zu bedenken, was für handgreiflichen Unsinn er niederschreibt.

„Aehnliche wahrheitswidrige Notizen sind auch in andern deutschen Blättern zu finden. Für den denkenden Leser ist eine Berichtigung kaum nöthig. Ich will aber doch bemerken, daß dem im obigen Artikel gemeinten Verleger im Spätsommer 1868 die Aushängebogen von „Das Landhaus am Rhein" angeboten wurden. Er erbot sich in liberaler Weise, $500.00 dafür zu zahlen, und zahlte diese Summe.

„Mit dem Empfang von Manuscript, bezw. Nummern der Wiener „Presse" trat aber infolge mißverstandener Instruction wegen Zusendung eine für ihn sehr unangenehme Störung ein, die indeß bald gehoben wurde.

„Der Autor ist in dieser Angelegenheit vollständig zufriedengestellt, und die Cotta'sche Buchhandlung hat auch keinen Grund, unzufrieden zu sein, wie aus der nachfolgenden Anzeige ersichtlich:

„Wir zeigen hiermit an, daß

Auerbach, „Das Landhaus am Rhein"

sofort nach Abdruck in der „New Yorker Staats-Zeitung" in 6 Bänden erscheinen wird und zwar nach einer sorgfältigen neuen Durcharbeitung des Verfassers.

Der Preis dieses Werkes, welches alle früheren Dichtungen Auerbach's bei weitem übertrifft, ist äußerst niedrig gestellt, nämlich auf

$3.00 Currency.

Alle amerikanischen Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

Stuttgart, im April 1869.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

„Wozu also jenes sinnlose Geschwätz in diesem Falle? Es dient in sehr willkommener Weise als Maßstab bei Beurtheilung unzähliger Erfindungen derselben Sorte. Jedermann sieht ein, daß es für den Herausgeber der „N. Y. Staats-Zeitung" eigentlich unnöthig war, die $500.00 zu zahlen, der Abdruck aus der „Presse", welcher ja einem Jeden freisteht, hätte das überflüssig gemacht. Daß nicht auch eine andere Zeitung in Amerika den Roman abgedruckt, hat in Höflichkeitsrücksichten gegen den New Yorker Verleger seinen Grund, vielleicht auch in noch etwas Anderem, aber keinesfalls in der Anerkennung von Rechten, welche der Autor übertragen hätte, denn als ein ausländischer Schriftsteller hat Auerbach in Amerika keine Rechte vor dem Gesetze.

„Vorher war Auerbach's „Auf der Höhe" in einer hiesigen Wochenschrift, sowie — aus derselben abgedruckt — in einer Anzahl Zeitungen im Lande erschienen. Ein deutsch-amerikanischer Verleger kündigte an, daß er diesen Roman auch in Buchform herausbringen werde, unterließ dies aber, als die Nachricht von der Veranstaltung einer billigeren Ausgabe für Amerika aus Deutschland eintraf.

„Außer dem Verleger der „N. Y. Staats-Zeitung" waren auch einige andere deutschländischen Schriftstellern gegenüber sehr liberal; theilweise machten sie aber unangenehme Erfahrungen und wurden infolgedessen vorsichtig.

„Zu betonen ist, daß die verhältnißmäßig großen Summen, welche ausländische Autoren — Engländer, Deutsche u. A. — für ihre in Amerika nachgedruckten Bücher erhielten bezw. noch erhalten, keineswegs Honorare im gewöhnlichen Sinne repräsentiren. Es sind nicht Resultate

der Anerkennung des sogenannten „geistigen Eigenthums", sondern lediglich Beweise der (zuweilen falsch angebrachten) Generosität, und Zeugnisse für den weitsehenden Unternehmungsgeist amerikanischer Verleger.

„Daß es unter Letzteren welche gibt, die z. B. den deutschen Autoren, deren Bücher sie — natürlich auf eigene Kosten — übersetzen lassen, als Geschenk 10 % von dem Brutto-Preise aller verkauften Exemplare übermachen, ist Thatsache. Es gibt dagegen andere Verleger, die das nicht thun, und doch nicht weniger rechtlich und geschäftsmäßig handeln. Es darf ihnen keinerlei Vorwurf deßwegen gemacht werden, daß sie nicht unnöthigerweise Geld nach einer gewissen Seite hin ausgeben.

„Den sie umgebenden Verhältnissen Rechnung tragend, bewilligen auch deutsch-amerikanische Verleger hohe Honorare; ich bin gewohnt, für Originalarbeiten anständig zu bezahlen und befinde mich sehr wohl bei dieser Politik. Aber für Etwas, das gleich mir jeder Andere abdrucken darf, auch nur einen Dollar auszugeben, sehe ich für mich keinen Grund, und würde daher unter gewöhnlichen Umständen nnd ohne Hintergedanken das nie thun.

„Bekanntlich darf jedes amerikanische Buch, event. auch ohne die Genehmigung des Autors und Verlegers, in eine andere Sprache übersetzt werden, und diese Uebersetzung genießt Schutz als selbständiges Originalwerk. So kann denn auch jedes ausländische Buch ohne Bewilligung des fremden Autors und Verlegers hier übersetzt werden, und zwar so vielfach, als es Verleger gibt, die das Risico übernehmen wollen. Eine jede der verschiedenen Uebersetzungen wird als Originalarbeit geschützt.

„Nun aber ein anderer Punkt.

„Welchem amerikanischen Verleger wäre es eingefallen, die Romane von Auerbach, Mühlbach, Spielhagen ꝛc. übersetzen zu lassen, wenn nicht vorher ihre Bücher, in der Originalsprache nachgedruckt, billig übers Land verbreitet, oder in den Feuilletons einer Anzahl Zeitungen veröffentlicht worden wären?

„Man sagt, daß es eine große Menge besserer Bücher gibt, die übersetzt zu werden viel eher verdienten, aber bisher haben nur die Importer etliche theure Exemplare derselben angeboten und das große Publikum weiß nichts davon.

„Auch ohne Petitionen und Adressen, selbst wenn am rechten Orte eingereicht, und ohne weiteres Zuthun vonseiten deutscher Schriftsteller

werden sich die Verhältnisse mit der Zeit von selbst bedeutend ändern.

„Amerikanische Verleger importiren von England eine Menge Bücher in kleinen Auflagen so billig, daß ein Nachdruck daneben nicht aufkommen kann — die englischen Verleger sind mit einem mäßigen Aufschlage auf Druck und Papier zufrieden, rechnen aber — ganz richtig — Satz und Honorar nicht. In gleicher Weise fangen auch deutsche Verleger an (z. B. an mich) zu liefern, und wenn's auch langsam geht, der endliche Erfolg bleibt nicht aus. Wenn von einem gewissen Buche in englischer Sprache 1000 Exemplare in Amerika verkauft werden können, so sind von einem ähnlichen deutschen aber kaum 20 anzubringen. Diese Ziffern geben annähernd an, wie sich der Zahl nach die deutschen Bücherkäufer zu den amerikanischen verhalten."

Nachdem ich nun auch das Vorstehende wiedergegeben, kann ich mir lebhaft vorstellen, wie mehr als Einer dieses Buch beiseite wirft und sagt:

„Genug, Amerikaner, halt ein mit Deiner Vertheidigung und Glorification des Nachdrucks in Amerika; ich habe schon zuviel davon gehört. Drucke Du, meinetwegen, so viele Bücher nach, wie Dir beliebt; ich habe nichts dagegen."

„Ich danke für gütige Erlaubniß," würde ich darauf erwiedern, „aber ich behalte lieber mein Geld, statt es auf Herstellung von Nachdrucken zu verwenden. Die Zeiten und Umstände haben sich wesentlich geändert."

Und, in der That, so wie Munro's Söhne keine weiteren Exemplare von den Platten ihrer „Deutschen Library" abziehen lassen, so sind auch die Platten für die Werke von Goethe, Schiller, Hauff, Zschokke, Körner und anderen Classikern, von Humboldt's „Kosmos", von Bibeln, Romanen u. s. w. werthlos geworden und in die Schmelze gegangen. Nur eine Sorte Nachdrucke wird noch fort und fort, und zwar zu verhältnißmäßig hohem Preise hergestellt, wie auch in England, nämlich kleine deutsche Novellen und Lustspiele, mit englischen Noten versehen, zum Studium in den höheren Lehranstalten. Solcher Ausgaben haben einige amerikanische Schulbuchverleger Hunderte auf den Markt gebracht und hören damit noch nicht auf. Jetzt empfiehlt sogar die Facultät der Yale Universität, zu solchem Zwecke Bücher wie Sudermann's „Frau Sorge", mit englischen Noten versehen, herauszugeben.

Und Niemand wehrt den Verlegern solcher Ausgaben.

„Ja," wird so Mancher fragen, „haben denn die amerikanischen Gerichte niemals Klagen wegen Nachdrucks zu entscheiden gehabt, d. h. Klagen von z. B. deutschen Schriftstellern und Verlegern gegen amerikanische Piraten?"

Wie lebhaft ich mich auch seit länger als 30 Jahren für diese Angelegenheit interessirt, so habe ich doch noch nicht von einer einzigen solchen Klage gehört, und selbstverständlich noch weniger von einer Verurtheilung eines amerikanischen Nachdruckers. Natürlich bin ich indeß gern bereit, mich eines Besseren belehren zu lassen und bitte um gefällige Mittheilung, falls ich nicht genügend unterrichtet bin.

Dagegen weiß ich aber, wie etliche Amerikaner es gewissen hervorragenden deutschen Verlegern „heiß gemacht" haben. Der fortgesetzten Plündereien vonseiten englischer und auch deutscher Verleger müde, zeigten im August 1887 einige amerikanische Verleger den ausländischen Nachdruckern und Nachbildnern die Zähne. Diese ließen es nicht zum Prozeß kommen, sondern bezahlten prompt die verlangten Sühnegelder. So wurde ich von mehreren deutschen Verlegern illustrirter Zeitschriften ersucht, an hiesige Verleger beträchtliche Summen auszuzahlen; am 19. September 1887 hatte ich z. B. infolge eines Cablegrams für eine deutsche Firma eine Zahlung von $250.00 zu leisten als Sühnegeld dafür, daß ein kleiner Holzschnitt copirt und abgedruckt worden war. Falls dieser deutsche Verleger sowie auch die anderen nicht prompt die verlangte Zahlung geleistet hätten, so wäre die weitere Verbreitung ihrer Zeitschriften in Amerika beanstandet worden.

Ein Verleger hatte in seiner Zeitschrift ein hübsches Bild gebracht. Deßwegen zur Rede gestellt, d. h. indem man ihm das amerikanische Original vorgehalten, hatte er angegeben, daß sein Bild dem in einer Londoner Zeitschrift erschienenen nachgebildet sei. Das half ihm aber nichts; es wurde gezeigt, daß der Londoner Verleger das New Yorker Original copirt hatte, und zwar so, daß die rechte mit der linken Seite vertauscht worden war. Der betr. Verleger mußte eine schwere Summe bezahlen, und hat sich infolgedessen gemerkt, daß es nicht genügt, wenn er directen Nachdruck und Nachbildung amerikanischer Originale vermeidet; nein, er muß sich auch vergewissern, daß die Manuscripte und Handzeichnungen, welche ihm als Originalarbeiten gebracht werden, nicht etwa aus amerikanischen Büchern oder Zeitschriften copirt sind — mit anderen Worten: er darf nur mit Schriftstellern und Künstlern arbeiten, auf welche er sich vollständig verlassen kann.

Diese Vorgänge sind natürlich meinerseits nicht „an die große Glocke gehängt" worden, und die Leser dieser Blätter werden noch nie davon gehört haben.

In ihrem eigenen Interesse, d. h. um nicht als Verbreiter von Nachdruck gefaßt und bestraft zu werden, erließen die hiesigen Importer deutscher Zeitschriften eine Warnung an alle deutschen Verleger, und seither ist meines Wissens keine Veranlassung zum Einschreiten gegen ausländische Nachdrucker vorgekommen. Denn seit jener Zeit, und noch mehr seit Veröffentlichung des Gesetzes vom 3. März 1891 sind die ausländischen Verleger sehr vorsichtig geworden, sie drucken Amerikanisches ab, oder bringen eine Uebersetzung, erst nachdem sie die Berechtigung dazu ausdrücklich erworben haben; nicht selten sieht man auch in deutschländischen illustrirten Zeitschriften Illustrationen mit dem Vermerk "Copyright, 1898, by Harper & Brothers" u. s. w.

Nachdem die Angelegenheit des amerikanischen Nachdrucks europäischer Bücher soweit dargestellt worden, ist nun die Frage leicht zu beantworten:

„Wer ist während der letzten 50 Jahre der schuldige Theil gewesen — der europäische Verleger, welcher bestraft worden ist, oder der vielgeschmähte amerikanische Nachdrucker, der nie bestraft worden, da er ja kein Gesetz übertreten hat?"

Darauf allein kommt es an.

Die früher so lauten Proteste deutscher Verleger und Schriftsteller, speciell der Berliner, welchen Berth. Auerbach mittelst seiner Adresse an General Grant zu so gründlicher Blamage verholfen, sind nahezu verstummt.

In meiner 1891 erschienenen Ausgabe von „Das Urheberrechtsgesetz der Vereinigten Staaten in seiner jetzigen Fassung" bemerkt Paul Goepel (der hiesige Rechtsanwalt des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler) Folgendes:

„Im Jahre 1837 wurde der erste Entwurf zu einem internationalen Gesetze zum Schutze des Urheberrechts von Henry Clay dem Congresse vorgelegt, doch waren mehr als fünfzig Jahre nöthig, um den Widerstand des amerikanischen Volkes gegen die Anerkennung eines solchen internationalen Rechtes zu brechen. Obwohl das am 3. März 1891 an-

genommene Gesetz bei weitem nicht allen berechtigten principiellen Anforderungen betreffs des Schutzes des geistigen Eigenthums an Druckschriften und Kunstwerken genügt, und im Grunde genommen nur durch die Vereinigung verschiedener Sonderinteressen durchgesetzt wurde, so muß es dennoch mit großer Genugthuung begrüßt werden, weil es die erste Anerkennung des internationalen Urheberrechts in der Gesetzgebung der Union ist und als Ausgangspunkt für eine spätere fortschrittlichere Gesetzgebung dienen kann.

„Eigentlich ist es zu verwundern, daß ein Land wie Amerika, welches einem Gebiete des geistigen Eigenthums, nämlich dem der Erfindungen, einen so kräftigen internationalen Schutz angedeihen ließ, in Bezug auf den Schutz des geistigen Eigenthums an Schrift- und Kunstwerken sich so wenig entgegenkommend gezeigt hat.

„Indeß ist dies leicht aus den praktischen Bedürfnissen des verhältnißmäßig jungen Landes zu erklären. Während einerseits der möglichst liberale Schutz, den es durch Erfindungspatente gewährte, die Industrie einer hohen Entwickelung entgegenführte, wollte es die geistigen Erzeugnisse der Alten Welt auf möglichst billige Weise allen seinen Einwohnern zugänglich machen. Auf der Ungeneigtheit, diese Annehmlichkeiten zu schmälern, beruhte hauptsächlich der zähe Widerstand, den alle Vorlagen zur Abänderung der bestehenden Gesetze seitens der Volksvertretung fanden, so daß weder die Bestrebungen der bedeutendsten und einsichtigsten Männer, noch die Bemühungen der Presse im Stande waren, diesen Widerstand zu brechen.

„Schließlich lag es auf der Hand, daß alle principiellen Bestrebungen, auch wenn sie noch so berechtigt wären, nicht zum Ziele führen würden, wenn nicht der kräftige Hebel der Sonderinteressen mit angesetzt würde, um erfolgreich eine Bresche in veraltete Anschauungen zu schießen.

„Und so kam es. Die amerikanischen Schriftsteller waren die Ersten, die sich zu gemeinsamem Wirken vereinigten und die "American Authors' Copyright League" ins Leben riefen. Sie wünschten die Gegenseitigkeit des Urheberschutzes, und das war, wie sie wohl erkannten, nur dadurch zu erreichen, daß sie in erster Reihe den Schriftstellern des Auslandes Schutz für ihre Werke in Amerika zu verschaffen suchten. Ihnen schlossen sich die prominenten amerikanischen Buchverleger an, die eine internationale Regelung dieses Schutzes schon längst angestrebt hatten; sie stellten aber die Bedingung, daß die unter Schutz gestellten Werke auch in Amerika hergestellt werden sollten. Sie gründeten deshalb die

"American Publishers' Copyright League," welcher sich dann die Vereinigungen der Schriftsetzer (Typographical Unions) und der Druckereibesitzer (Typothetæ) sowie die Vereinigung der Amerikanischen Bibliotheken anschlossen — die Schriftsetzer und Druckereiinhaber mit dem ausgesprochenen Verlangen einer solchen Fassung des Gesetzes, daß die unter Schutz gestellten Werke auswärtiger Verfasser hier gesetzt und gedruckt werden sollten, während die Vertreter der Bibliotheken mehr von dem Wunsche beseelt waren, zur Regelung dieser Frage auf breiterer Basis hinzuwirken. Diese fünf Vereinigungen, deren Sonderinteressen in manchen wichtigen Punkten auseinander gingen, reichten sich dennoch die Hände zu gemeinsamem Wirken und bildeten einen Gesammtausschuß (Joint Conference Committee), welcher den von ihnen gutgeheißenen Gesetzentwurf beim Congresse einbrachte und durch die Presse dafür sorgte, daß der nöthige Druck auf die Vertreter des Volkes in Washington ausgeübt wurde. Wider alles Erwarten ging das Gesetz verhältnißmäßig leichter im Unterhause des Congresses durch, als im Senate, wo es mit Anhängseln belastet wurde, welche im offenen Widerspruche mit dem Geiste desselben standen und welche erst nach zweimaligen vergeblichen Vermittlungs-Conferenzen zwischen Unterhaus und Senat beseitigt wurden, sodaß der revidirte Gesetzesentwurf noch in den letzten Stunden der Sitzung des LI. Congresses, knapp vor dem Schlusse derselben, durchgebracht werden und durch die Sanction des Präsidenten Gesetzeskraft erhalten konnte.

„Das wesentliche Neue des am 3. März 1891 angenommenen Urheberrechtsgesetzes liegt hauptsächlich darin, daß die frühere Beschränkung des Urheberrechts auf Bürger oder Einwohner der Vereinigten Staaten aufgehoben, und die Erlangung desselben den Bürgern aller Länder möglich gemacht worden ist, vorausgesetzt, daß die betreffenden Staaten den Bürgern der Vereinigten Staaten denselben Schutz gewähren. Die Erlangung des Urheberschutzes ist jedoch an einige, theilweise drückende, Bedingungen geknüpft, welche dessen Nachsuchung in manchen Fällen erschweren oder verhindern. Diese sind im Abschnitte 4956 enthalten, welcher vorschreibt, daß zur Erlangung des Urheberschutzes der Titel des Buches oder Werkes oder eine Beschreibung des Kunstwerkes vor oder spätestens am Tage der Veröffentlichung im In- oder Auslande in der Geschäftsstelle des Congreß-Bibliothekars eingetragen, sowie daß ferner nicht später als am Tage der Veröffentlichung zwei Exemplare des eingetragenen Werkes oder eine Photographie des Kunstwerkes beim

Congreß-Bibliothekar eingereicht werden sollen, unter der Bedingung jedoch, daß in Betreff eines Buches, einer Photographie, eines Farbendruckes, und einer Lithographie die vorschriftsgemäß eingereichten zwei Exemplare von in den Vereinigten Staaten gesetzten Typen gedruckt, oder von Negativen, Platten, oder Steinen, die hierzulande hergestellt sind, erzeugt werden sollen. Dieser Abschnitt des Gesetzes verlangt also, neben der Erfüllung der zur Erlangung des Urheberrechts nöthigen Formalitäten, die Herstellung dieser vier Gattungen von Werken in den Vereinigten Staaten, wogegen für die anderen Gegenstände des Urheberrechts, als da sind: Land- und Seekarten, Pläne, dramatische und musikalische Werke, Stiche, Holzschnitte, Gemälde, Zeichnungen, sowie Modelle und Entwürfe für Werke der bildenden Kunst, die Herstellung im Inlande nicht zur Bedingung gemacht ist. Während bei den mechanisch reproducirten Werken die Herstellung in den Vereinigten Staaten als absolute Bedingung aufgestellt ist, sind die übrigen Classen, welche zumeist das Eigenthumsrecht an Werken der Kunst betreffen, solche, welche vom Eigenthümer des Urheberrechts ausschließlich eingeführt werden dürfen, ohne aber hierzulande hergestellt werden zu müssen. In solchen Fällen, in welchen die Herstellung des Buches, der Photographie, des Farbendruckes oder der Lithographie im Gebiete der Union nicht möglich ist, kann der Schutz nicht erlangt werden und bleibt eben nichts anderes übrig, als diese Gegenstände wie bisher ungeschützt zu lassen und einzuführen. Die Einstellung dieser Bedingung in das Gesetz ist direct dem Einflusse der Verleger, Schriftsetzer und Druckereibesitzer einerseits, sowie dem Einflusse der Vertreter der mechanisch vervielfältigenden Gewerbe andererseits zuzuschreiben, weil Letztere auch an den den Ersteren gewährten Vergünstigungen theilnehmen wollten, und deswegen diese Einschränkung in ihrem Interesse noch in letzter Stunde durchsetzten.

„Je zwei Exemplare der im Auslande gedruckten Ausgabe eines Buches, von welchem in Amerika eine urheberrechtlich geschützte Ausgabe erscheint, darf Jedermann importiren, vorausgesetzt, daß er diese 2 Exemplare für seinen Privatgebrauch, aber nicht zum Verkaufe importirt. Ebenso wird die Importation von solchen Zeitschriften nicht beanstandet, welche Artikel enthalten, die hierzulande urheberrechtlich geschützt sind, sofern die Veröffentlichung derselben in diesen Zeitschriften mit der Bewilligung des Urhebers geschieht.

„Als Gebühr wird von Inländern $1.00, von Ausländern $1.50 erhoben, welcher Betrag zu einer beglaubigten Abschrift der Eintragungs-

Urkunde berechtigt. Der Titel des Werkes oder die Beschreibung des Kunstwerkes kann zu irgend einer Zeit vor dem Tage der Veröffentlichung eingetragen werden, doch muß das Urheberrecht durch Einreichung zweier Exemplare des Werkes oder einer Photographie des Kunstwerkes am Tage der Veröffentlichung im In- oder Auslande vervollständigt werden. Wenn dies versäumt wird, so verfällt der Rechtsanspruch, und die Herstellung des betreffenden Werkes steht Jedermann frei. Durch die vom Congreß-Bibliothekar zu veröffentlichende Liste aller eingetragenen Urheberrechte kann die Eintragung oder Nichteintragung eines Werkes jederzeit mit Leichtigkeit controlirt werden. Alle urheberrechtlich geschützten Werke müssen genau den Vorschriften des Abschnittes 4962 des Gesetzes gemäß bezeichnet werden und zwar empfiehlt sich in den meisten Fällen die Benutzung der kürzeren vorgeschriebenen Formel, wie z. B. Copyright, 1891, by G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung (d. h. die Firma muß so genannt werden, wie sie im Auslande lautet).

„Damit die den Urheberschutz vervollständigende Einreichung der Exemplare bezw. der Photographie hier und in Europa gleichzeitig erfolge, muß der betreffende Tag dem amerikanischen Vertreter des ausländischen Eigenthümers entweder brieflich oder durch Depesche mitgetheilt werden, sodaß Ersterer pünktlich am festgesetzten Tage die Exemplare bezw. die Photographie beim Congreß-Bibliothekar einreichen, oder, an denselben adressirt, bei einer Postanstalt innerhalb der Vereinigten Staaten gegen Bescheinignng aufgeben kann."

Die vom Börsenverein der Deutschen Buchhändler in Leipzig veröffentlichte Ausgabe von „Das Urheberrechtsgesetz" bestätigt Goepel's Bemerkungen und sagt weiter:

„Der Reichstag ertheilte dem Uebereinkommen in der Sitzung vom 14. März 1892 (vergl. Stenogr. Bericht des Reichstags, Session 1890–1892, S. 4702) seine Zustimmung. Darauf wurde es ratificirt und die Auswechselung der Ratificationsurkunden fand am 15. April 1892 in Washington statt, an welchem Tage auch die Proclamation des Präsidenten der Vereinigten Staaten erging. Die Publication des Uebereinkommens erfolgte in der am 20. April 1892 ausgegebenen Nr. 23 des Reichsgesetzblattes von 1892, S. 473 ff. Das Uebereinkommen ist nach Artikel 3 des Vertrages mit dem Ablauf von drei Wochen von dem Tage des Austausches der Ratificationsurkunden ab, also am 7. Mai 1892, in Kraft.

getreten und bleibt in Wirksamkeit bis zum Ablauf von drei Monaten nach erfolgter Kündigung seitens eines der vertragschließenden Theile. Es findet nur auf die zur Zeit seines Inkrafttretens noch nicht veröffentlichten Werke Anwendung.

„Nach dem Uebereinkommen vom 15. Januar 1892 genießen die Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika im Deutschen Reich den Schutz des Urheberrechts bezüglich der Werke der Litteratur und Kunst sowie den Schutz der Photographien gegen unbefugte Nachbildung auf derselben Grundlage, wie solcher den Reichsangehörigen zusteht, während andererseits die Copyright Act vom 3. März 1891 auf die Reichsangehörigen Anwendung findet. Der amerikanische Autor hat also reichsgesetzlich denselben Rechtsschutz wie der Reichsangehörige. In so weit sind § 61 des Reichsgesetzes vom 11. Mai 1870, § 20 des Reichsgesetzes vom 9. Januar 1876 und § 9 des Reichsgesetzes vom 10. Januar 1876 im Wege authentischer Interpretation abgeändert worden. Der deutsche Autor genießt in den Vereinigten Staaten den vollen Schutz der Copyright Act. Allein er ist ungleich ungünstiger gestellt als der Amerikaner in Deutschland. Zunächst insofern, als die Copyright Act den Schutz erschienener Werke durchgängig an die Bedingung ihrer amtlichen Eintragung in ein Register knüpft. Sodann infolge der wirthschaftlichen Tendenzen des amerikanischen Gesetzes. Die Copyright Act ist nämlich nicht bloß ein Gesetz zum Schutze des Urheberrechts, sie dient auch ganz wesentlich den Interessen der amerikanischen Verleger, Schriftsetzer, Druckereibesitzer und Inhaber der mit mechanischen Reproductionen im weiteren Sinne befaßten Etablissements, insofern sie gewisse Erzeugnisse der geistigen Arbeit nicht schon als solche, sondern, wenigstens so weit es sich um ihre Vervielfältigung handelt, nur dann schützt, wenn das zu ihrer Vervielfältigung erforderliche technische Verfahren in den Vereinigten Staaten erfolgt ist (über diese "manufacturing-clause" vergl. Stenogr. Bericht des Reichstags, Session 1890 1892, S. 4634). Während dem amerikanischen Autor der Schutz der deutschen Autorgesetze der Regel nach schon dann zusteht, wenn sein Geisteswerk überhaupt existent geworden ist, kann der deutsche Autor für gewisse Producte (Bücher, Photographien, Farbendrucke und Lithographien) sein Urheberrecht in Amerika überhaupt nur dann geltend machen, wenn er sie in den Vereinigten Staaten hat vervielfältigen lassen."

Solche Aeußerungen von maßgebender Seite hat Mancher entweder nie gesehen, oder aber bequemerweise vergessen. Nur so ist es zu erklären, daß ein Mann, der gern als Autorität in Sachen des Urheberrechts gelten möchte, in seiner 1899 in Berlin erschienenen Broschüre sich Folgendes leistet:

.... „Wohin das Gegenseitigkeitsprinzip übrigens führt, das sehen wir an unserem Litterarvertrage mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Diese haben ein Copyright, das den Schutz von Geisteswerken nur insoweit kennt, als sie in den Vereinigten Staaten selbst hergestellt und zuerst veröffentlicht sind. Diesen nichtssagenden Schutz, der nur unter der Bedingung von Werth für uns wäre, daß wir unsere Vervielfältigungen, Nachbildungen u. s. w. in den Vereinigten Staaten herstellen lassen, gewährt der biedere Yankee großmüthig den Nationen, die den Amerikanern die Wohlthat der Urheberrechtsgesetze zu Theil werden lassen. Wir schützen nach unserem Vertrag die Herren Amerikaner bedingungslos, da unser Gesetz keinerlei Bedingungen (von § 6 abgesehen) kennt, während wir in Amerika nur unter Bedingungen Schutz erlangen können, die zu erfüllen wir außer Stande sind. Lediglich unsere Musikalien haben durch den Vertrag einen Vortheil, da der smarte Amerikaner noch nicht darauf gekommen ist, Noten als Bücher oder als Lithographien oder Kupfer zu behandeln. Die eine Lücke seines Copyright aber schmerzt den Yankee sehr. .

„Statt solch schmählichen Vertrag einzugehen, ist es doch wahrlich würdiger, einfach zu erklären, daß wir jeglichen Diebstahl geistigen Eigenthums verurtheilen und es den Vereinigten Staaten-Amerikanern überlassen, ob sie eine anständige oder eine Diebsnation sein wollen. Aber durch einen Staatsvertrag solche entwürdigende Bedingungen noch förmlich anzuerkennen, das hat wahrlich alles eher, als einen erzieherischen Einfluß auf die amerikanischen Diebe."

Habeat sibi! Glaubt dieser Mann etwa, durch solche Aeußerungen die amerikanischen Schriftsetzer, Buchdrucker u. s. w., sowie den ganzen Congreß beeinflussen zu können? — Weit gefehlt.

Hin und wieder kommt noch etwas Heiteres vor; so z. B. wurde mir das Recht, das Buch des Professors Schenk zu übersetzen, von sogar zwei Seiten angeboten. Einer verlangte 45,000 Gulden, der Andere $30,000. Ich meldete Beiden, daß sie sich in meiner Intelligenz ge-

täuscht und ich ihnen nicht einen Cent für ihr vermeintliches „Recht" geben, ich das Buch überhaupt nicht drucken wolle. Mein Publicum hat sich mit weniger als 10 Exemplaren der deutschen Ausgabe begnügt; es war kein Gereiß darum.

Hier will ich nun auch Etwas über Friedrich Kapp's Buch „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika. I. Band. Die Deutschen im Staate New York" sagen. Dasselbe war einer meiner ersten Verlagsartikel und fand sehr guten Absatz. Infolge der Vorankündigung wurde eine autorisirte Ausgabe des Buches in Leipzig veranstaltet, wie aus der folgenden Notiz in der meinigen ersichtlich:

> „Gleichzeitig mit dem amerikanischen Originale erscheint eine für die außeramerikanischen Länder autorisirte Ausgabe dieses Buches bei Quandt & Händel in Leipzig.
>
> Friedrich Kapp. E. Steiger.
>
> New York, October 1867."

Es war wohl zu entschuldigen, daß ich nicht blos Absatz in Amerika, sondern auch Anerkennung in Deutschland suchte.

Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha hatte vorher schon ein Exemplar von Karl Rühl's „Californien", das ich Anfang 1867 veröffentlichte, entgegengenommen und mir schreiben lassen, daß „dieses Buch das beste seiner Art sei, das ihm vorgekommen". Ich bat daher um die Erlaubniß, ihm auch Kapp's Buch schicken zu dürfen, erhielt dieselbe und schickte das Buch. Darauf erhielt ich nach Verlauf von fünf Monaten folgendes Schreiben:

> Geh.-Cabinet
> Sr. Hoheit des Herzogs
> von
> S. Coburg-Gotha.
>
> „Coburg, Juni 11. 68.
>
> Hochgeehrter Herr,
>
> In Höchstem Auftrage theile ich Ihnen mit, daß Se. Hoheit der Herzog das Werk, das Sie ihm zu übersenden die Freundlichkeit hatten, als einen Gruß von jenseit des Oceans mit Freude entgegengenommen und dann mit Genuß und stets wachsender Theilnahme gelesen hat.
>
> Es ist mehr als ein schönes und anziehendes, es ist ein gutes und patriotisches Buch, diese Geschichte der deutschen Einwande-

rung in Amerika, und jeder Deutsche muß dem Verfasser zu warmem Danke verpflichtet sein. Er vereinigt aufs glücklichste Kenntniß und Urtheil, einsichtiges Studium und praktischen Blick, die Befähigung, den Stoff zu durchdringen, und die Gabe, ihn zu gestalten; er besitzt gleichermaßen offenen Mannesmuth und billig abwägende Unbefangenheit, bei energischem Haß gegen Verrottetes und Schlechtes, Verständniß und warme Theilnahme für wackeres Streben; dazu ein Herz, das frisch und ungebeugt an der alten Heimath hängt und die Schicksale seiner Stammesgenossen mit Liebe in der Vergangenheit wie in der Gegenwart begleitet.

Se. Hoheit der Herzog ersucht Sie, dem geehrten Herrn Verfasser den Ausdruck seiner aufrichtigen Anerkennung übermitteln zu wollen; Ihnen selbst aber bin ich beauftragt, für die liebenswürdige Zusendung des trefflichen Werkes den verbindlichsten Dank Sr. Hoheit auszusprechen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. Tempeltey,

Kabinetsrath."

George Bancroft, der Geschichtsschreiber, war damals Gesandter der Vereinigten Staaten in Berlin. Derselbe hatte von 1818 bis 1821 in Göttingen bezw. Berlin studirt, und sich eine große Vorliebe für deutsche Wissenschaft und deutsches Wesen bewahrt. Unter solchen Umständen war er in den Berliner Kreisen persona gratissima, zum Vortheile der Union. Er war ein Freund von Kapp und hatte auch häufig mit mir zu thun gehabt, während ich bei Westermann & Co. war. Daher übernahm er es gern, auf diplomatischem Wege einige Exemplare der „Geschichte der deutschen Einwanderung" zu befördern, wie aus Nachfolgendem ersichtlich:

"Berlin, 21. Feb. '68.

Dear Mr. Kapp,

Bismarck accepted the gift of your volume in the very handsomest manner. So did the Grand Duke of Baden. The letter from the King of Saxony's Minister came. What shall I do with the copy meant for him? Let Steiger inform me.

I shall succeed in a treaty on naturalization. I came to a result with which you will be more than content.

Ever yours,

Geo. Bancroft.

I send you copy of Bismarck's note and also Türkheim's original, also copies of corr. with Saxon Minister."

"Berlin, 5 Février 1868.

Monsieur,

J'ai reçu avec un vif intérêt l'exemplaire de l'ouvrage intitulé "Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika von Kapp" que vous avez bien voulu m'offrir au nom de l'editeur par votre aimable lettre du 30 Janvier et je n'ai pas manqué de faire exprimer au sujet de cet envoi à M. E. Steiger à New York toute ma reconnaissance par le Consul Général du Roi en cette ville.

Veuillez agréer à cette occasion, Monsieur, l'assurance de ma très-haute consideration.

v. Bismarck.

à Monsieur G. Bancroft
&c. &c. &c.

2263

"Berlin, January 23, 1868.

Sir,

Mr. E. Steiger, bookseller in New York, in whose shop is published an original edition of "Kapp's Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika," solicited through the medium of the Legation of the United States of America the permission to present to His Majesty the King of Saxony a copy of this work.

His Majesty, although being very sensible of Mr. Steiger's kindness, yet declines to accept his offer.

I am commissioned to apply to your Excellency's good offices to inform hereof Mr. Steiger

I am with due respect

Your
most obedient
v. Könneritz.

His Excellency
Mr. Bancroft
Env. Ext. & Min. Plen. of the
United States of America.

"American Legation,
Berlin, January 25, 1868.

Sir,

Your letter of the 23d (inst.) is received by mail. The King of Saxony has not been solicited through the medium of this Legation to accept any offer from any one. An admirable work on the emigration from Germany to America has been published

at New York and I can readily understand that the young publisher, a Saxon by birth, should have thought that the King of Saxony, whose reputation is high in America, would take an interest in a subject so important to the relations of the two hemispheres.

I have the honor to remain, sir,

Very respectfully Yours,

His Excellency, Geo. Bancroft.
Baron von Koenneritz,
&c. &c. &c.

Die dritte Auflage der „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika. Erster Band: Geschichte der Deutschen im Staate New York bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts" kündigte ich mit folgenden Worten an:

„Die „Geschichte der deutschen Einwanderung" von Friedrich Kapp hat einen so ungetheilten Beifall in der Alten wie in der Neuen Welt bei Männern gefunden, die auf dem Gebiete der Politik, der Kirche, des gesellschaftlichen Lebens u. s. w. die verschiedensten Ansichten hegen, daß es nunmehr geradezu geboten scheint, diese billige Ausgabe des Buches zu veranstalten, damit es auch in die Hände der weniger Bemittelten, der großen Masse des Volkes, gelangen kann. In gewissem Sinne wird das Buch erst dadurch seine eigentliche Bestimmung erfüllen. Es ist in Wahrheit ein Volksbuch, obgleich es auf den tiefsten Studien beruht und eine Fülle tiefer Gedanken in sich birgt, die dem Geschichtsforscher wie dem praktischen Politiker reichen Stoff zum ernstesten Denken geben. Es ist so schlicht und einfach geschrieben, daß der Mann aus dem Volke es vollkommen verstehen kann; und dabei fließt die Erzählung so leicht dahin und ist durchweg so fesselnd, daß sich die Familien des Farmers und des Handwerkers lieber mit ihm, als mit irgend einer Dorfgeschichte oder Novelle an den langen Winterabenden die Zeit vertreiben werden. Der besten Dorfgeschichte, der besten Novelle fehlt der unwiderstehliche Zauber, den Kapp's Buch von der ersten bis zur letzten Zeile hat: der Zauber der Wahrheit. Das Wort des großen englischen Dichters: „das Leben ist wunderbarer, als die Schöpfungen der Phantasie", das schwebt uns stets vor Augen, wenn wir die tragische Geschichte Leisler's, die endlosen Wanderzüge Conrad Weiser's, des deutschen Ulysses, und

seines Sohnes lesen, der in der That im Lager und im Felde ein Ulysses ist. Der Heldentod Herkheimer's; der Gang Leisler's, des kühnen Vorkämpfers der Volkssache, zur Hinrichtung; die weiten staatsmännischen Pläne Peter Minnewit's; das entschiedene Auftreten Zenger's für die kolonialen Rechte, Alles erregt das lebendigste Interesse und — läßt eine tiefe Lehre zurück. Die Lehren der Geschichte sind oft nicht angenehm zu hören, aber sie sind immer heilsam, weil sie wahr sind. So ist denn auch Kapp's Buch keineswegs eitel Honigseim, den wir von anderen Seiten her nur allzuhäufig vorgesetzt erhalten. Wir müssen manche herbe Wahrheiten hinnehmen; aber sie verletzen uns nicht, theils, weil wir sie eben als wahr anerkennen müssen, und theils, weil wir aus dem Ganzen doch den lebendigen Eindruck empfangen, daß diese kühnen Pioniere, welche die schmachvolle Zerfahrenheit Deutschlands und die erbärmliche Tyrannei seiner Duodezfürsten in die Wildnisse der Neuen Welt verschlug, dem deutschen Namen Ehre gemacht haben und sich dreist den besten Pionieren angelsächsischer Abstammung an die Seite stellen dürfen. Das ernste historische Bild, welches Kapp vor unseren Augen aufrollt, ist reich an Belehrung und fordert uns zu ernster Selbstprüfung auf; zugleich aber erhöhen die rühmlichen Beispiele, welche uns die deutschen Pfadfinder gegeben, unser Selbstbewußtsein und feuern uns zu energischem Nacheifern an. Das ist es, was dem Buche sein drittes charakteristisches Merkmal verleiht, was es zu einem wahrhaft patriotischen Werke macht."

Friedrich Kapp ging am 30. April 1870 nach Deutschland zurück. Zuerst ließ er sich in Frankfurt a. M. nieder, von wo er später nach Berlin übersiedelte und als Mitglied des Reichstags, sowie schriftstellerisch fort und fort, bis zu seinem am 27. Oct. 1884 erfolgten Tode sehr thätig war.

Dr. Hermann von Holst, später Professor der Geschichte an der Universität von Chicago und Verfasser werthvoller Bücher über die Verfassung der Vereinigten Staaten, widmete ihm am 1. Mai 1870 folgenden Nachruf:

„Nach zwanzig hier in rüstigem und erfolgreichem Streben zugebrachten Jahren verließ gestern Friedrich Kapp die Gestade Ame-

rika's, um der alten Heimath, aus welcher ihn die rachsüchtige Reaction einst vertrieb, wieder zuzueilen.

„Am 8. April 1850 landete er in New York; unbekannt, im Kampfe ums Dasein auf die eigene Kraft allein angewiesen, trat er in eine Umgebung, in welcher die Nationalität, der er angehörte, eine geringe und von vielen Seiten nur feindselige Beachtung fand. Seine streitbare Natur indeß stürzte sich mit Lust in den Kampf mit diesen widrigen Elementen, seine Kraft stählte sich darin, und Schritt für Schritt eroberte er nicht nur für sich, sondern auch für seine Landsleute, die sich gleich ihm eine neue Heimath auf diesem Continent zu gründen suchten, das häufig heiß bestrittene Terrain. Dieser Kampf war auf den verschiedensten Gebieten zu führen; in der Politik, im gesellschaftlichen und im geschäftlichen Leben war dem deutschen Namen Bahn zu brechen und die gebührende Geltung zu verschaffen; überall stand Friedrich Kapp in den ersten Reihen, und wie hoch seine Kampfgenossen, unter denen so manche bedeutende Kraft an seiner Seite stand, ihn schätzten, das trat bei Gelegenheit der ihm bereiteten Abschiedsfeste auf das Glänzendste zu Tage. An dieser Stelle jedoch, in dieser den Interessen der Literatur gewidmeten Zeitschrift, ziemt es uns, des scheidenden Landsmanns vorzugsweise als eines deutsch-amerikanischen Gelehrten zu gedenken, und als eines Pioniers deutsch-amerikanischer Literatur, die ihm einige ihrer werthvollsten Erzeugnisse verdankt.

„Der Ruf des Schriftstellers und Geschichtsforschers Kapp erstreckt sich nicht nur über die weiten Gebiete der Union, sondern hat auch schon lange vor ihm den Ocean überschritten und ist ihm wie ein Herold voraufgezogen, um seinem Namen eine Stätte in der Achtung und Liebe seiner Nation zu bereiten. Seinen historischen Forschungen gab er dieselbe Richtung, den Leistungen seiner Feder dieselbe Tendenz, wie seinen Bestrebungen im öffentlichen Leben: sie galten sämmtlich der Hebung des Deutschthums in Amerika. Die Biographien der Generale Steuben und Kalb, der deutschen Helden des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, sind nicht nur geschrieben, um das Gedächtniß dieser Braven zu ehren und fortzupflanzen, sondern vornehmlich, um die Deutschen in diesem Lande an sich selbst emporzurichten und sie daran zu erinnern, daß sie sich keineswegs nur als eine geduldete, aus Barmherzigkeit aufgenommene Bevölkerung zu betrachten hätten, sondern daß sie einen gegründeten Anspruch an dies Asyl der Freiheit besäßen,

welches deutsche Männer in hervorragender Weise bereiten halfen. Die „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika" dagegen, von welcher der erste Band, ein Muster gründlicher Quellenforschung, vorliegt, zeigt die zwar stille, aber nicht minder fruchtbare Mitwirkung der fleißigen deutschen Ansiedler zur Legung der Fundamente und zum Emporwachsen der großen Republik im Ganzen sowohl wie derjenigen Staaten, denen ihre Arbeit zunächst zu Gute kam. Die „Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten" und der „Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika" sind zwei Bücher, welche ihren Gegenstand gründlich behandeln.

„Diese Werke nebst einer Menge von Beiträgen zu der periodischen Literatur dieses Landes und Deutschlands erzielten die Wirkungen, welche ihr Verfasser im Auge gehabt, in hohem Maaße. Sie stärkten das Selbstbewußtsein der amerikanischen Deutschen, sie gaben den im alten Vaterlande zurückgebliebenen Stammesgenossen einen besseren Begriff von der Thätigkeit und Wirksamkeit ihrer ausgewanderten Brüder für die Größe des deutschen Namens, und sie zwangen endlich die eingeborenen Amerikaner, denen sie theils durch Uebersetzungen, theils durch Kritiken und Revuen bekannt wurden, ihre deutschen Mitbürger mit anderen Augen zu betrachten und deren Werth für das gemeinsame Land richtiger zu schätzen als früher.

„So ungetheilten Beifall indeß Friedrich Kapp's Werke selbst fanden, so vielen und starken Widerspruch erfuhren seine Vorreden zur „Geschichte der deutschen Einwanderung" auch vonseiten seiner nächsten Freunde und Gesinnungsgenossen. Ebenso wie er in der Rede, welche er bei dem am 22. April ihm zu Ehren veranstalteten Abschiedsmahle hielt, mit jener Aeußerung, daß er nur mit dem Kopfe in Amerika geweilt, sich selbst Unrecht that, da nur das wärmste Herz ihn zu solchen Anstrengungen für das Gemeinwohl und das der Deutschen insbesondere treiben konnte, so stellte er auch in seinen Vorreden Sätze auf, die sein eigenes Wirken und vor allen Dingen seine eigene Persönlichkeit glänzend widerlegten. In die Zukunft der Deutschen in Amerika, für die er selbst in der Vergangenheit die sichersten Bürgschaften aufzufinden gewußt hatte, schaute er nur mit trübem Blicke, und das Beste, was er ihnen in Aussicht zu stellen vermochte, war ein Aufgehen in das Amerikanerthum. Aber, um die Worte eines Abschiedsartikels in einem

hiesigen Wochenblatte zu gebrauchen, „seinen Irrthum können wir ihm nicht zum Vorwurf machen, weil er selbst ihn entkräftet; als deutscher Mann verließ Herr Kapp im Jahre 1850 die Heimath, und als Kern-deutscher kehrt er jetzt in sie zurück." Zwanzig Jahre in Amerika haben seinem Deutschthum nichts anhaben können, während dasselbe in seinen Ausstrahlungen unmittelbar und mittelbar um- und neubildend auf das Amerikanerthum gewirkt hat.

„Im schönsten Mannesalter—erst 46 Jahre alt—kehrt Friedrich Kapp nach Deutschland zurück, um den Rest seines Lebens dort zuzubringen. Seine Gattin, eine Tochter des preußischen Generals von Engel, folgte ihm in das Exil; gern kehrt auch sie in ihr Vaterland zurück; 6 Kinder — fünf Töchter und ein Sohn — verlassen das Land, in dem sie geboren sind, und wandern nach Deutschland aus. An Kapp werden wir wahrscheinlich nicht die Erfahrung machen, wie an so vielen andern hierzulande wohlhabend gewordenen Deutschen, die nach kurzem Aufenthalte in dem Lande ihrer Geburt wieder in das Adoptiv-Vaterland Amerika zurückkehren, weil sie sich in die ungewohnt gewordenen Verhältnisse der alten Heimath nicht mehr zu schicken wissen. Vollkommen unabhängig, auf der Höhe seiner Kraftentwickelung, wird er bald in Deutschland ein Feld für geschäftliche und politische Thätigkeit finden, wie es seinem rastlosen Geiste zusagt, und auch dort, wie er hier gethan, ähnlich jenen Feldherren und Staatsmännern des Alterthums, gleichsam unter dem Klang der Waffen und dem Lärm des Forums freie Augenblicke zu finden wissen, um in dem reichen Material, welches Jahrhunderte hindurch dort in Bibliotheken und Archiven gesammelt wurde, und dessen Mangel er hier oft schmerzlich empfand, nach Herzenslust zu forschen, und von Zeit zu Zeit die Früchte dieser Arbeit in gediegener Form dem Publikum zweier Welten darzubieten.

„Die letzte Arbeit, mit welcher er in diesem Lande an die Oeffentlichkeit getreten: "Immigration and the Commissioners of Emigration of the State of New York", ist ein von ihm als einem der Commissioners verfaßter, zunächst für die Legislatur des Staats bestimmter Bericht, welcher, wie seine übrigen Werke, von dem Fleiße und dem gründlichen Quellenstudium des Verfassers Zeugniß ablegt. Nach Entwickelung der Gesetze, welche die Emigration beeinflussen, und der Gründe, weßhalb sie sich namentlich den Vereinigten Staaten zuwendet, beschreibt er die

Seereise, die Hospitäler für Einwanderer, die Prellereien, denen dieselben durch "Runner", Wirthe und auf der Reise ins Inland ausgesetzt sind, die Thätigkeit der Auswanderungs-Commission von New York zur Abhülfe dieser Uebelstände; berechnet den Werth der Einwanderung für unser Land, ihren Einfluß auf die Bevölkerung und auf den Reichthum der Nation und erledigt genau verschiedene andere auf die Einwanderung bezügliche Fragen. Wir glauben sagen zu dürfen, daß dieses Buch bei den Amerikanern viele irrige Ansichten beseitigt und einer richtigen Würdigung der Einwanderungsverhältnisse Platz gemacht hat.

„Als einen der zahlreichen Artikel, mit welchen die Presse des Landes Kapp's Scheiden begleitete, bringen wir hier aus der letzten Nummer des „Belletristischen Journals" das Folgende zum Abdrucke:

„„Herr Friedrich Kapp steht im Begriff, uns zu verlassen. Nach zwanzigjährigem, im Anfang gezwungenem, dann freiwilligem Exil kehrt er in das Vaterland zurück. Nachdem er zwanzig Jahre lang zwischen uns gewirkt, tritt er aus den Reihen der Kampfgenossen. Wahrlich, es thut uns leid, ihn scheiden zu sehen. Er hat viel mit uns durchlebt, und theure Erinnerungen knüpfen sich an einen alten Kameraden. Es bleibt uns noch gar viel zu thun übrig, so viel, daß wir nur ungern eine tüchtige Kraft vermissen. In die Zeit seines Hierseins fielen Ereignisse, welche ihren Schatten noch auf kommende Jahrtausende werfen werden. In den 20 Jahren hat die Republik sich aus der tiefsten Erniedrigung zur höchsten Glorie emporgeschwungen. Eine Welt ist in Flammen aufgegangen, eine neue, bessere aus der Asche erstanden. Ob eine Republik jemals zur Ruhe kommt, ist fraglich; aber jedenfalls hat die unsrige in dieser Zeit keine ruhige Stunde gekannt. Blicken wir auf Anno 50 zurück, so schauen wir ein Bild, welches uns jetzt völlig fremd vorkommt. Tausendmal verwirrten sich die Begriffe dermaßen, daß es fast unmöglich war, den Faden festzuhalten. Die Geister platzten in wildem Kampf auf einander. Der Bürger kämpfte gegen den Bürger, und, vielleicht am allerheftigsten, der Deutsche wider den Deutschen. Ei, was wir da Alles erlebt haben, und wie wunderlich es uns jetzt vorkommt! Erbitterter wurde nicht in England der Krieg der beiden Rosen, in Skandinavien der Krieg der drei Kronen geführt, als in New York und in den Vereinigten Staaten, so weit sie damals schon existirten, der Krieg zwischen den Grauen und den Grünen. Was da Alles entstanden ist! Nach Westen ging des Reiches Stern! Ei, so

schaut doch nur westwärts; bedenkt, was es dort vor zwanzig Jahren gab, und was es dort jetzt gibt! Da tauchen sie empor, aus der Tiefe der Wildniß, nicht wie Gespenster, die das Tagesgrauen fürchten, sondern wie leben-glühende Kinder der Zeit, die eine Ewigkeit vor sich sehen — da tauchen sie empor, ein Staat nach dem andern. Und wie viele von allen diesen Staaten würden wohl jetzt vorhanden sein, ohne die Deutschen, die seit jenen zwanzig Jahren herübergekommen? Ei, wie die Scene sich verwandelt hat! Damals betrachtete es der Deutsche fast als einen Schimpf, daß er eben ein Deutscher war! Und jetzt? Wahrlich, er schämt sich nicht mehr, er läßt hoch in den Lüften flattern das Banner des edlen Volkes, dem er entstammt und für immer angehört! Wie viel Schlechtes ist zu Grunde gegangen und wie viel Edles hat sich entwickelt! Und zählen wir die Opfer, welche dies Alles unter den Deutschen forderte — mit Wehmuth blicken wir auf lange, lange Reihen von Gräbern. Unter dem frischesten Hügel ruht Rudolph Dulon. Wessen Gebeine wird der nächste decken?

„„Herr Kapp sehnt sich zurück. Das verdenken wir ihm nicht. Er meint, zwanzig Jahre in Amerika, das sei für einen guten Deutschen gerade genug. Auch darin mag er Recht haben. Es zieht ihn fort. Stößt aber das Schiff vom Strande, da wird all' das Große und Herrliche, das Frohe und Traurige, welches er hier erlebt und das er hinter sich läßt, vor seinem Geiste auftauchen, und verweilt sein Blick auf dem letzten Streifen Landes, da müßte er kein Mann sein, wenn nicht seine Augen sich trübten.

„„Kapp hat seine zwanzig Jahre gut angewendet. Amerika dankt ihm für Das, was er geleistet, und wir drücken ihm die Hand, wie ein Kämpfer für dieselbe heilige Sache sie dem andern drückt. Auch wir danken ihm für gute und treue Kameradschaft. Möge er das Vaterland von seinen Söhnen in Amerika grüßen. Möge er drüben zeugen für das deutsche Herz und den deutschen Geist in Amerika. Möge es ihm gelingen, das, was er in der Fremde gelernt, für das Vaterland zu verwerthen. Man weiß, worin wir, und die Mehrzahl der Genossen mit uns, von Herrn Kapp abweichen. Indem er aus dem Kreis der Brüder, mit denen er so viel erlebt, scheidet, wird vielleicht eine Stimme in ihm sagen, daß er sich in dem einen Punkt geirrt. Das Abschiedswort, welches wir ihm nachrufen, der Gruß, den wir ihm auftragen, lautet: Wir sind und bleiben Deutsche!""

Ein Jahr früher, im Mai 1869, kündigte ich an:

„Als Fortsetzung zu Friedr. Kapp's „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika. I. Band. Die Deutschen im Staate New York" wird aus der Feder des Autors der II. Band:

„Geschichte der Deutschen in Pennsylvanien und Maryland, Virginieu, Nord-Carolina, Georgia, etc.

hervorgehen.

„Ich wünsche nun außerdem zu verlegen eine

„Geschichte der Deutschen in Texas;

„Geschichte der Deutschen in Missouri und den anderen Trans-Mississippi-Staaten;

„Geschichte der Deutschen in Ohio, Indiana, Illinois, Michigan und Wisconsin,

und sehe Anträgen competenter Männer entgegen, welche Lust haben, irgend eine dieser Arbeiten zu übernehmen."

Diese Ankündigung ist nicht so ausgeführt worden, wie ich's damals im Sinne hatte, denn Kapp ging nach Deutschland zurück und, entfernt von den Bibliotheken, in welchen er das Material zu suchen hatte, konnte er natürlich die „Geschichte der Deutschen in Pennsylvanien" nicht schreiben. Später gewann ich aber Dr. Oswald Seidensticker dafür, der eine sehr schätzbare Arbeit geliefert hat.

Für die anderen drei Bücher habe ich damals keine Bearbeiter gefunden. Im Jahre 1882 aber ist der betr. Stoff — allerdings nur kurz — behandelt worden in Anton Eickhoff's Buche „In der Neuen Heimath. Geschichtliche Mittheilungen über die deutschen Einwanderer in allen Theilen der Union."

Dieses werthvolle Werk erschien zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Deutschen Gesellschaft der Stadt New York, im October 1884, und wird wohl auf immer die einzige allumfassende Geschichte der Deutschen in Nordamerika bleiben.

Im Mai 1869 kündigte ich ebenfalls an:

„An die deutschen Redacteure in Amerika.

„In meinem Plane liegt es, Bausteine zur Geschichte der deutschen Presse und des deutschen Buchhandels in Nord-Amerika zu sammeln und später zu veröffentlichen.

„Ich meine es müsse der Mühe werth sein, zu verzeichnen, unter welch' ungünstigen Verhältnissen, mit wie großen Schwierigkeiten kämpfend Diejenigen wirkten, welche in früherer Zeit sich mit der Herausgabe deutscher Blätter, und mit dem Vertriebe deutscher Bücher beschäftigten. Das darauf Bezügliche existirt zumeist nur im Gedächtnisse älterer Collegen, und ist sonst nicht verzeichnet. Es müßte durch Todesfälle immer mehr verloren gehen, wenn nicht die hierdurch angeregten Aufzeichnungen jetzt gemacht würden.

„Jedermann ist freundlichst eingeladen, seine hierauf bezüglichen Erinnerungen niederzuschreiben und mir zuzusenden."

Es ist leider Nichts darauf erfolgt. Das mag seinen Grund darin gehabt haben, daß Diejenigen, welche schon längere Zeit redactionell beschäftigt und dadurch „Bausteine" zu liefern befähigt waren, keine Zeit für Extra-Arbeiten übrig hatten.

Am 1. Mai 1870 veröffentlichte ich folgendes

„Preisausschreiben.

„Ich setze einen Preis von

Achthundert Dollars

aus für die beste, objectiv gehaltene

Historische Skizze des selbstständigen geistigen Lebens der Deutschen in Nord-Amerika, speciell behandelnd die deutsch-amerikanische Presse und deren Einfluß auf die Gestaltung der Verhältnisse in der Union.

„Diese Arbeit ist zunächst zur Veröffentlichung in meinem „Literarischen Monatsbericht" bestimmt, und sollte ungefähr 50 Seiten desselben füllen. Doch behalte ich mir vor, dieselbe auch anderweitig zu verwenden, namentlich aber, sie später erweitert und überarbeitet in Buchform herauszugeben.

„Termin zur Ablieferung: 1. Mai 1871.

„Einsendung in gewöhnlicher Weise: pseudonym — den wahren Namen des Verfassers in verschlossenem Couvert enthaltend, welches erst geöffnet wird, nachdem die Auswahl getroffen ist.

„Für die Preisrichter — deren Namen zwei Monate vor der Eröffnung der Manuscripte bekannt gemacht werden sollen — bedinge ich

das Recht aus, daß sie von den Arbeiten, welche den Preis nicht erhalten, solches Material, durch welches die mit dem Preis gekrönte Schrift ergänzt werden kann, unter Angabe der Quelle und gegen Entschädigung von $10.00 ℔ Seite benutzen, um im Einverständnisse mit dem Verfasser der Preisschrift dieselbe so vollständig und abgerundet als möglich zu machen.

„Alle Honorarbeträge werden sogleich nach dem Abdrucke im „Monatsbericht" ausbezahlt.

„Die deutsch-amerikanische (fast ausschließlich periodische) Literatur ist an und für sich noch unbedeutend, gewinnt aber an Wichtigkeit, wenn man ihre schnelle Entwickelung und ihren raschen Aufschwung ins Auge faßt. Zieht man überdies ihren heutigen Zustand und die erfreulichen Resultate ihrer Thätigkeit in Betracht, vergegenwärtigt man sich die Anerkennung, welche neuerdings, sowohl, im öffentlichen Leben, den deutsch-amerikanischen Bürgern, als auch, in der öffentlichen Erziehung, der deutschen Sprache und Pädagogik zu Theil wird, so läßt sich nicht verkennen, daß es an der Zeit ist, einen Rückblick auf die jetzt beendete Periode der Anfänge zu werfen.

„Natürlich kann die gewünschte Arbeit nicht in umfassender und erschöpfender Weise die Entstehung und das Wachsthum der deutsch-amerikanischen Presse behandeln, wie auch nicht alle Resultate ihres Wirkens und alle Manifestationen der geistigen Thätigkeit der Deutschen hierzulande verzeichnen. Sie kann nicht alle ihre Kunst- und Culturbestrebungen, nicht alle die Anstalten, Vereine und Personen. welche mit Erfolg in dieser Richtung gewirkt haben, uns vorführen. Allein sie soll und muß alle wichtigeren Momente zu einem Bilde vereinigen, dem es in der Anlage an Vollständigkeit nicht wesentlich gebricht, wenn es auch in der Ausführung mehr oder weniger skizzenhaft erscheint.

„Es dürfte zu empfehlen sein, daß mehrere literarische Kräfte sich zur Lösung dieser Aufgabe vereinigten, damit so alle Theile des Landes und alle Perioden seiner Geschichte seit dem ersten Auftreten der Deutschen die bestmögliche Berücksichtigung fänden.

„Die Schrift wird ein schlichter Denkstein sein, gesetzt der erfreulichen geistigen Entwickelung desjenigen Theiles der deutschen Nation, welcher nach Nord-Amerika ausgewandert ist, und der seiner Majorität nach noch nicht einmal auf der mittleren, sondern auf der unteren Stufe allgemeiner Bildung stand.

„Alle nun, welche sich berufen fühlen, diese Arbeit zu unternehmen, lade ich zur Betheiligung an der hiermit ausgeschriebenen Concurrenz ein. Als Verleger erlaube ich mir, auf dieselbe als auf einen interessanten und unzweifelhaft sehr dankbaren Stoff literarischer Thätigkeit hinzuweisen. Hoffentlich wird die Aufgabe so glänzend gelöst, daß ich mich veranlaßt sehe, diesem ersten Preisausschreiben andere folgen zu lassen.

„Meine Lieblingsidee ist es, später eine Geschichte der deutsch-amerikanischen Literatur und anderer Resultate und Manifestationen des selbstständigen geistigen Lebens der Deutschen in Nord-Amerika herausgeben zu lassen und zu verlegen.

„Das ist jedoch ein großes Unternehmen, welches viele Vorstudien, vor Allem aber ein fleißiges Sammeln des Materials nöthig macht. Und solches Material möchte ich gern durch mein Preisausschreiben zu Tage fördern."

Auch hierauf ist Nichts erfolgt — die Materialien waren zu schwer zu sammeln; das Honorar galt als liberal genug.

Einer aber faßte meinen Plan auf, um denselben, wenn auch in anderer Weise, jahrelang zu bearbeiten, je nachdem seine freie Zeit ihm erlaubte. Das war Gustav Körner, der im J. 1835 eingewandert, Advokat geworden, von 1852—56 Vice-Gouverneur des Staates Illinois gewesen, und seither im öffentlichen Leben thätig geblieben war. Er veröffentlichte — auf eigene Rechnung — im December 1879 sein Buch „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1818—1848", welches er „Seinem Freunde Friedrich Kapp" widmete. Das sind kurze biographische Mittheilungen über mehrere hundert deutsche Einwanderer, welche schon vor der großen Auswanderung im J. 1848 nach Amerika gekommen waren und es zu hervorragender Stellung oder Bedeutung gebracht hatten. Erwähnt sind im Ganzen ungefähr 2500 Namen — Deutsche und Amerikaner — von denen mehr als 300 mir im Westermann'schen oder auch noch im eigenen Geschäft als Kunden vorgekommen sind.

Es ist überaus anziehend für mich, durch Körner's Buch an diese Namen erinnert zu werden, deren heutige Träger natürlich Amerikaner sind, bezw. zumeist wohl nicht mehr Deutsch verstehen.

Wie gern hätte ich ähnliche biographische Mittheilungen über die bekannteren Deutschen veröffentlicht, welche 1848 und später eingewandert sind. Ich habe mehrmals Anträge gestellt. Aber Niemand wollte sich der Aufgabe unterziehen, die betr. Notizen zu sammeln. Andererseits hat sich aber seither gezeigt, daß die zwei Generationen seit 1848 verschieden von den früheren sind, d. h. sie haben weniger Sinn für ihre Vorgeschichte, als die früheren Einwanderer. Ihre deutschen Familiennamen sind mehr oder weniger amerikanisirt und unkenntlich gemacht. Sie schon sind Beweis dafür, daß Kapp's prophetischer Blick richtig schaute, als derselbe sah, als Bestes, was er den Deutschen in Amerika in Aussicht zu stellen vermochte — ein Aufgehen des Deutschthums in das Amerikanerthum.

Der in dem „Preisausschreiben" erwähnte „Monatsbericht" war „Steiger's Literarischer Monatsbericht", der vom Mai 1869 bis April 1871 erschienen und in 10,000 bis zu 13,000, zuletzt sogar 19,000 Exemplaren gratis verbreitet worden ist.

Der Redacteur war der obengenannte Dr. Hermann von Holst, welcher für diese Zeitschrift sehr interessante Artikel lieferte.

Mir persönlich fiel aber doch noch soviel Arbeit zu, daß ich mich, wenn auch ungern, genöthigt sah, mit dem Schlusse des Zweiten Bandes das Erscheinen einzustellen.

Was ich, als Verleger, damit beabsichtigte, ist aus Folgendem ersichtlich:

„Bei Ausgabe der ersten Nummer meines „Literarischen Monatsberichts" stehe ich nicht an, zu erklären, daß derselbe zunächst den Bedürfnissen und Interessen meines Geschäfts dienen soll. Die systematisch geordnete Zusammenstellung der wichtigeren neuen Erscheinungen der deutschen Literatur, Anzeigen, Prospecte, etc. werden hoffentlich dazu beitragen, mir nicht nur meine bisherigen Freunde zu erhalten, sondern auch neue Verbindungen zuzuführen.

„Durch Notizen, Mittheilungen und entsprechende größere Artikel beabsichtige ich, diese Zeitschrift so viel als möglich interessant und werthvoll für Literaturfreunde und das gebildete Publikum im Allgemeinen zu machen.

Abgesehen von den geschäftlichen Zwecken soll der „Literarische Monatsbericht" mir aber auch zur Ausführung einer seit Jahren gehegten Lieblingsidee dienen: er soll, indem er besondere Rücksicht auf die Deutschen in Amerika nimmt, der Anfang einer speciell literarischen Zeitschrift und ein Organ für das geistige Leben der Deutsch-Amerikaner werden, insbesondere ein Sammelplatz für alle Mittheilungen in Bezug auf die literarische Thätigkeit meiner über ganz Nord-Amerika zerstreuten Landsleute.

„Wie ich nun, auf die Ankündigung hin, zu bemerken schon Gelegenheit gehabt habe, daß diese Idee Anklang findet, so hege ich auch die Ueberzeugung, daß man mich in meinem Streben, umfassende Nachrichten zu bringen, gern unterstützen wird.

„Bei dem Gedanken, dem deutschen Elemente einen Dienst erweisen zu können, bringe ich durch dieses Unternehmen mit Freuden ein nicht geringes Opfer, in der Hoffnung, daß sich aus allen Theilen des Landes recht viele Mitarbeiter melden, welche gleich gern darauf hinwirken wollen, daß die edleren, die beachtenswerthen Bestrebungen der Deutschen in Amerika zur rechten Geltung kommen. Das wird zu erreichen nicht schwer sein, wenn man das Wichtigere sorgfältig zusammenstellt.

„Vielleicht haben wir Alle dann die Freude zu sehen, daß die Wirklichkeit unsere Ansicht über das geistige Leben und Streben der Deutsch-Amerikaner noch übertrifft.

„Speciell bitte ich nun um kurze Mittheilungen über Schriftsteller, Presse und Buchhandel, Schulen und andere Lehranstalten, Vereine zur Förderung der Bildung, Bibliotheken und Lesevereine, Vorleser, etc. — unter den Deutschen in Amerika, und werde für Zusendung sehr dankbar sein.

„Ich verweise auf das nachstehende Programm, sowie auch auf meine in dieser und den späteren Nummern erscheinenden Anzeigen, und halte mein Unternehmen der freundlichen Beachtung des Publikums empfohlen mit dem Ersuchen, es nachsichtig zu beurtheilen, denn „aller Anfang ist schwer".

Der Verleger:

1869. Mai. E. Steiger."

Der Redacteur, Dr. von Holst, sagte zur Einführung:

„Was wir wollen.

„Fr. Kapp sagt in einem in den „Demokratischen Studien" (Hamburg, Otto Meißner, 1861) veröffentlichten Aufsatz: „Wenn die achtund-



vierziger Einwanderung sich dem Amerikanerthum gegenüber dadurch zur Geltung und zu Ansehen gebracht hat, daß sie ihrer Vergangenheit treu blieb und ihre höhere humane Bildung nicht muthwillig von sich warf, sondern ihre neue, praktische Thätigkeit veredelnd und läuternd durchdringen ließ, so konnte sie natürlich ihre Hauptkräfte nur aus der Pflege und Hochhaltung der geistigen Schätze der Heimath schöpfen. Sind die deutschen Niederlassungen in den Ver. Staaten auch keine süd-italisch-griechischen Colonien, welche ihren Homer besser kannten, als die Stammesgenossen in der Heimath, so hat die deutsche Literatur hier doch eine heimische Stätte gefunden und die geistigen Beziehungen zum Vaterlande wach erhalten. Es ist indessen nicht sowohl die Einfuhr deutscher Bücher, welche erst in den letzten Jahren eine regelmäßige geworden, als vielmehr der Nachdruck, welcher in Zeitungs- und Buchform den hiesigen Deutschen das geistige Leben der Heimath vermittelt."

„Wir unterschreiben jedes Wort dieser Sätze. Allein fast ein Jahrzehnt ist vergangen, seit sie geschrieben wurden, und in der Zeit haben sich die Verhältnisse in einer Weise entwickelt, die uns treibt, aus den beiden Grundgedanken Kapp's weitere Folgerungen zu ziehen, die wir den Deutschen Amerika's, und namentlich den Literaten unter denselben, zur ernsten Nachachtung empfehlen möchten. Es sind in diesem Zeitraume allein in New York 557,074 neue deutsche Einwanderer gelandet, und in ihm ist der gigantische Bürgerkrieg ausgefochten worden, in dem sich die Deutschen die höchsten Verdienste um das Land erworben haben. Der Geist deutscher Sittlichkeit und Treue, und deutsche Tapferkeit haben Missouri, den Schlüssel des Westens, der Union gerettet, und auf unzähligen Schlachtfeldern ist deutsches und amerikanisches Blut in einen Strom zusammengeflossen, so daß in dem ganzen ungeheueren Gebiete der Union auch nicht ein Quadratzoll Landes ist, auf den die Deutsch-Amerikaner nicht genau den gleichen Anspruch hätten, wie die Amerikaner von Geburt. Beide Momente, dieses Blutopfer wie die starke Zunahme der deutschen Bevölkerung, haben nicht wenig dazu beigetragen, die „Geltung" und das „Ansehen" der Deutschen zu erhöhen. Um dieses Ansehen aber auch zu erhalten und zu der Höhe zu bringen, auf der es stehen sollte, ist es heute noch so nöthig, wie je früher, der Vergangenheit treu zu bleiben und das gesammte Leben von höherer humaner Bildung durchdringen zu lassen. Allein, wenn die dazu nöthigen Kräfte auch noch immer hauptsächlich aus den geistigen Schätzen

der Heimath geschöpft werden müssen, so genügen diese Schätze doch nicht mehr, wie reich sie auch an sich sein mögen. Ein Bedürfniß nach anderer, eigenartiger Nahrung ist entstanden, das von Jahr zu Jahr wächst, und weder durch die Einfuhr deutscher Bücher, noch durch Nachdruck befriedigt werden kann. Eine zarte Pflanze, die zu plötzlich ihren natürlichen Bedingungen enthoben wird, krankt und stirbt wohl gar ab; aber ein verpflanzter Baum, der einmal den Wechsel überstanden, wächst auch andererseits nach und nach so sehr in die neuen Bedingungen hinein, daß man nicht ungestraft versuchen darf, ihn mit peinlichster Genauigkeit gerade so zu behandeln, wie er es in seiner ursprünglichen Heimath verlangt hätte. Daß die Menschen in dieser Beziehung den Pflanzen gleichen, dafür bietet vielleicht die Colonisationsgeschichte keiner Nation ein so schlagendes Beispiel dar, wie gerade die der Deutschen. Bei den deutschen Colonisten in Rußland, Italien, Frankreich, Algier u. s. w. hat das Kranken nur zu oft einen solchen Grad erreicht, daß man, um der nationalen Ehre willen, sehnlichst das vollständige Absterben wünscht. Und Amerika liefert den besten Beweis, daß sich nicht nur der Körper acclimatisirt, sondern auch Geist und Charakter tiefgreifende Wandelungen erfahren, wenn man die neue Welt für sich und seine Kinder zur bleibenden Heimath erkoren.

„Der Deutsche Amerika's und der Deutsche in Deutschland sind nicht dasselbe, und darum verlangen sie auch nach verschiedener Nahrung. Nur dann kann die Literatur in dem Maaße das Volk fördern nnd sein Leben und Streben läutern, wie die Literatur eines lebenskräftigen Volkes es soll und vermag, wenn sie den thatsächlichen Wandelungen des Volkes Rechnung trägt; und das kann in dem vorliegenden Falle nur dann geschehen, wenn wir nicht allein auf die geistigen Schätze der alten Heimath angewiesen sind, sondern auch eine deutsch-amerikanische Literatur schaffen.

„Wir leben nicht der Illusion, daß (Deutsch-) Amerika je in dieser Hinsicht Deutschland ebenbürtig an die Seite treten kann, denn wir halten ein Deutschland in Amerika für einen Traum, geträumt beim hellen Sonnenlicht und mit offenen Augen. Die Deutschen, wie alle die anderen Einwanderer anderer Nationalität, werden und müssen einst in der nord-amerikanischen Nation aufgehen. Noch aber existirt eine solche Nation nicht, ja man kann kaum sagen, daß ihre Bildung schon begonnen, und schwerlich dürfte dieselbe vor zwei Jahrhunderten vollendet

sein. Erst wenn das ganze Territorium besetzt und der Zuzug von außen kaum mehr merklich ist, erst dann wird der eigentliche Proceß beginnen und sich ungestört entwickeln können. In diesem großartigen Proceß der Bildung einer wahrhaften Weltnation aber scheint uns die Aufgabe der Deutschen zu sein, das idealistische Element zu bilden, das den sonst übermächtigen realistischen Elementen die Wage hält. Und diese Mission kann allein dann erfüllt werden, wenn das geistige Leben der gegenwärtigen wie der zukünftigen Deutsch-Amerikaner in solche Bahnen gelenkt wird, daß der ursprüngliche deutsche Idealismus nicht schroff und abstoßend dem amerikanischen Realismus gegenübersteht, sondern tauglich wird, diesen in versöhnender Weise zu durchdringen. Und hierzu wiederum ist eine gediegene deutsch-amerikanische Literatur eines des wesentlichsten, in der That ein unentbehrliches Mittel. Dieselbe kann nicht durch den spontanen Willensakt Einzelner oder durch ein kategorisches Gebot ins Leben gerufen werden, sondern sie ist vielmehr selbst eine der allmälich heranreifenden Früchte der stillen und langsamen Einwirkungen der amerikanischen politischen, socialen und ökonomischen Verhältnisse auf die Deutsch-Amerikaner. Sobald sie aber einmal existirt, muß sie auch ihrerseits einen fördernden und namentlich einen läuternden Einfluß auf diesen Transformationsproceß ausüben.

„Und wer wollte leugnen, daß sich heute bereits mancher starke und gesunde Keim einer solchen Literatur finden läßt? Wir sind nicht mehr dazu verdammt, nur „von Nachdruck in Zeitungs- und Buchform" zu leben; wir haben jetzt schon so manche Zeitung, deren Redaction ebensoviel, oder gar mehr mit der Feder arbeitet, als mit der Scheere, und manche tüchtige Broschüre, ja selbst schon manches tüchtige Buch ist aus der Feder von Deutsch-Amerikanern hervorgegangen und von amerikanischen Pressen gedruckt worden. Der Nachdruck hat den wilden Urwaldsboden so weit gerodet und gelockert, daß überall eine selbständige Culturvegetation emporzusprießen beginnt. Deren Wachsthum nach Möglichkeit zu fördern und auszubreiten, das ist jetzt schon fast eine ebenso dringliche Aufgabe geworden, als frische Samen aus der alten Heimath herüberzubringen.

„Wer nach Kräften versucht, das Seinige zur Lösung dieser Aufgabe beizutragen, der sollte daher willige Unterstützung von den deutschen Literaten und Journalisten Amerika's, wie von allen Deutsch-Amerikanern im Allgemeinen erfahren. Deswegen erwarten wir,

unsern „Literarischen Monatsbericht" freundlich aufgenommen zu sehen und hoffen nicht vergebens um einschlägige Beiträge zu bitten, denn wir sind der festen Ueberzeugung, im Dienste dieses hohen Interesses des gesammten deutschen Elementes von Amerika zu arbeiten. Es ist ein Sporn die Hände frisch an die Arbeit zu legen, wenn man sich auf Schritt und Tritt davon überzeugen kann, wie viele tüchtige Kräfte mit Einem an dem großen Werke schaffen. Und diesen Nachweis allmonatlich zu geben, das ist die Aufgabe, die wir uns gestellt haben.

„Wir wollen versuchen, so viel es die Verhältnisse irgend erlauben, auf allen Gebieten den Bethätigungen des geistigen Lebens zu folgen; denn was immer da hineingehört, muß, direct oder indirect, einen größeren oder geringeren Einfluß auf die Erzeugung und Entwickelung einer deutsch-amerikanischen Literatur haben. Kunst, Wissenschaft, Schulwesen, Vereinsleben, soweit es sich die Pflege geistiger Interessen angelegen sein läßt, Erfindungen und Entdeckungen u. s. w. sollen in den Kreis unserer Besprechungen gezogen werden. Doch bringen es die Verhältnisse mit sich, daß eine Zeitschrift, wie die unsrige, die sich nur mit Anstrengung im Laufe der Jahre ihre Bahn wird brechen können, in diesen Beziehungen wesentlich von der Unterstützung durch auswärtige Kräfte abhängen muß, soweit nicht Leben und Weben der Deutschen in New York selbst in Frage kommt. Wir selbst wollen vorzüglich die literarischen Erzeugnisse der Deutschen Amerika's und deutscher Schriftsteller über Amerika besprechen. Und zwar werden wir uns nicht auf eine bloße Anzeige und eine Inhaltsangabe beschränken, sondern eine Kritik geben, die, je nach der Bedeutung der Schrift, kürzer oder eingehender sein wird. Das Interesse der Sache wird uns dabei natürlich gebieten, unsere Ansicht stets vollkommen unverblümt auszusprechen. Doch werden uns auch dieses Gebiet betreffende Mittheilungen stets sehr willkommen sein, damit unser kritischer Anzeiger so vollständig als möglich sei.

„Unser Programm umspannt mithin ein so weites Feld, daß sicher Jeder, der sich nicht mit Leib und Seele dem Dollar verkauft hat und noch irgend einen Antheil an geistigen Dingen nimmt, Manches darin finden wird, was ihm von Interesse ist. Wir müssen in der That gewärtig sein, von der einen und andern Seite her den Vorwurf zu hören, daß wir mehr versprechen, als wir im Stande sein können zu leisten. Um diesen Tadel nicht den Schein der Berechtigung gewinnen zu lassen,

wollen wir gleich jetzt bemerken, daß wir bei Ausarbeitung unseres Programmes im Auge behalten haben, daß wir in Amerika sind, d. h. wir sind weder so vermessen noch so verblendet, zu wähnen, daß wir von Hause aus das ganze Feld mit gleicher Energie und Gründlichkeit bearbeiten könnten; aber wir hoffen, daß wir, von bescheidenen Anfängen ausgehend, in nicht allzu ferner Zeit dahin kommen werden. Wer sich dessen erinnert, daß vor noch nicht vierzig Jahren „Rinaldo Rinaldini" und „Schinderhannes" die einzigen „Klassiker" waren, die mit Vortheil nachgedruckt werden konnten, der wird uns um dieser Hoffnung willen nicht Phantasten schelten."

In der ersten Nummer veröffentlichte ich auch Folgendes:

„An die deutschen Schriftsteller in Amerika.

„Wie früher schon, so sind mir auch neuerdings, in Folge der Ankündigung meines „Monatsberichts" in den Zeitungen, größere belletristische Arbeiten, sowie auch andere Artikel zum Verlage angeboten worden.

„Vorderhand bin ich, was meine verlegerische Thätigkeit anlangt, soweit engagirt, daß ich von solchen Anerbietungen in der nächsten Zeit keinen Gebrauch machen kann. Aber trotzdem ersuche ich Alle, welche werthvollere literarische Productionen zum Drucke vorbereiten, mir davon Anzeige zu machen.

„Ich nehme — natürlich die strengste Discretion bewahrend — in meinen Listen Notiz davon, um bei Gelegenheit darauf zurückzukommen, oder auch, um den Autor vielleicht für eine andere Arbeit zu gewinnen, welche in sein Fach schlägt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn alle literarischen Kräfte unter den Deutschen in Amerika Einem bekannt sind, und ihm eintretenden Falls zur Verfügung stehen, er im Stande ist, Werke von großer Bedeutung ins Leben zu rufen, die es wohl verdienen, den importirten Büchern an die Seite gestellt zu werden.

„Die Organisation des deutschen Verlagsbuchhandels hierzulande war bisher sehr mangelhaft, und auch jetzt ist sie noch weit entfernt von dem zufriedenstellenden Zustande, von der Stufe, auf welcher sie in Deutschland steht.

„Es ist nicht zu verwundern, daß in den Leipziger und anderen Catalogen deutscher Bücher die Namen deutsch-amerikanischer Schriftsteller verhältnißmäßig selten vorkommen, denn in Amerika gab es früher nur wenige Verleger, welche den Muth hatten, ein deutsches Originalwerk zu verlegen, und fast ohne Ausnahme fehlten diesen die Verbindungen mit Deutschland. Darum mußten ihre Artikel auf das Absatzfeld in Amerika beschränkt bleiben.

„Von den Autoren, welchen es darum zu thun war, mit ihren Büchern vor ein größeres Publikum zu treten, sind nur wenige so glücklich gewesen, in Deutschland einen Verleger zu finden, wie z. B. Friedrich Kapp, Talvj (Frau Professor Robinson) u. A., deren Bücher bei Cotta, Brockhaus, Reimer, Duncker u. a. Verlegern erschienen sind. Und auch diese Wenigen haben nur theilweise einen pecuniären Nutzen aus ihren Geistesproducten gezogen.

„Dagegen ist eine unzählige Menge von Manuscripten nach Deutschland geschickt worden, welche nicht im Druck erschienen sind. Von diesen ruht eine große Anzahl noch in den Pulten der deutschen Verleger.

„Eine nicht minder große Menge Arbeiten ist aber gar nicht über den Ocean gekommen, wie werthvoll sie auch sind; die Verfasser derselben kannten keinen Verleger in Deutschland, und hofften endlich einen in Amerika zu finden — was leider nicht eintraf, und ihre Bücher sind daher ungedruckt geblieben.

„Einige haben ihre Arbeiten auf eigene Rechnung herstellen, im ‚Selbstverlage' erscheinen lassen. Natürlich war in solchem Falle die Verbreitung des betr. Buches eine sehr beschränkte, kam selten über den Freundeskreis hinaus, und der Verfasser machte schlechte Geschäfte damit.

„Die eben angeführten Verhältnisse ändern sich nach und nach, und zwar in demselben Grade, in welchem einerseits sich immer mehr Leute mit dem Vertriebe deutscher Bücher und Zeitschriften beschäftigen, und anderntheils überhaupt die deutsche Literatur mehr Anklang findet, unter Deutschen wie auch unter den Amerikanern.

„Wohl wahr, es gehört, um mit einem Buche ein gutes Geschäft zu machen, nicht bloß dazu, daß es wirklich werthvoll ist, in guter Ausstattung und zu mäßigem Preise erscheint; nein, der Verleger muß auch so ausgedehnte Verbindungen mit den Wiederverkäufern im Lande, und solche Mittel zur Bekanntmachung haben, daß das Buch eine weite Verbreitung finden kann.

„Es ist eine allbekannte Thatsache, die immer wahr bleiben wird, daß der Autor und der Verleger in ihren Ansichten über die Absetzbarkeit eines Buches sehr weit auseinander gehen. Der Erstere ist vollständig überzeugt, daß der unternehmende Verleger mit dem betr. Buche ein Vermögen verdienen kann; der Letztere denkt aber, er wird viel Mühe haben, um nur auf seine Kosten zu kommen, sein ‚verlegtes' Geld zurückzuerhalten. Bei solcher Meinungsverschiedenheit bleibt so manches Buch alleiniges ‚Eigenthum' des Verfassers, d. h. das Resultat seiner geistigen Thätigkeit wird nicht gedruckt, wird also der Benutzung des Publicums vorenthalten.

„Ich bin, wie schon erwähnt, für die nächsten Monate mit Verlagsunternehmungen, welche mir ganz sicher und vortheilhaft scheinen, engagirt, und habe mich entschlossen, größere Summen auf die Erweiterung meines Lagers importirter Bücher zu verwenden. Es ist kaum wahrscheinlich, daß ich außerdem noch den Verlag von anderen Büchern übernehme, welche zwar sichern Gewinn erwarten lassen, aber doch nicht in solchem Grade und so schnell, wie ich ihn aus meinem vergrößerten Sortiments-Lager zu erzielen gewiß bin.

„Welcher Autor also ein Buch geschrieben hat, von dessen Gangbarkeit er so vollständig überzeugt ist, daß er das zur Herstellung desselben nöthige Capital aus eigenen Mitteln aufwenden will, um event. auch den Theil des Gewinns für sich zu behalten, welchen für solchen ‚Verlag' sonst der Verleger beanspruchen würde, dem erbiete ich mich, commissionsweise den Vertrieb seines Buches zu besorgen.

„Ihm würde demnach der Vortheil meiner ausgedehnten Verbindungen und meiner Mittel zur Bekanntmachung zugute kommen. Der große Umfang und die Vielseitigkeit meines Geschäfts sind wesentliche Punkte. Es ist unschwer einzusehen, was ich jeden Tag zu bemerken Gelegenheit habe, daß gewisse Bücher etc. bei mir bestellt werden, nur weil man zufällig andere von mir bezieht, denen sie, ohne Vermehrung der Frachtkosten, beigepackt werden können.

„Ebenso wahr ist, daß je größer und vollständiger z. B. mein Schulbücher-Verlag geworden ist, desto besser sich jeder einzelne Artikel desselben verkauft hat.

„Aehnlich ist's mit der unaufhörlich wachsenden Zahl meiner Verbindungen im Lande, weil ich im Stande bin, ihnen von meinem Lager weg — und nicht erst auf Bestellung von Europa — die größte

Auswahl in ihrem Wirkungskreise gangbarer Bücher, Lieferungswerke, Zeitschriften etc. zu liefern; weil ich mich bemühe, den Wiederverkäufern Alles zu besorgen, was sie brauchen, so daß sie außer mir kaum eine andere Bezugsquelle in New York nöthig haben; weil auch Mancherlei ausschließlich von mir zu beziehen ist — darum geben Die, welche das wissen, mir den Vorzug.

„Dieser Umstand ist für den Autor nicht gering anzuschlagen.

„Dazu kommt, daß meine Verbindungen mit dem deutschen Buchhandel mir auch den Markt in allen Ländern sichern, wo überhaupt deutsche Buchhändler thätig sind. Rühl's „Californien" ist nach Smyrna verkauft worden und nach Stockholm, so gut wie nach Leipzig und Heidelberg.

„Mit Kapp's „Geschichte der deutschen Einwanderung" war's anders. Noch ehe ich anfing, das Buch zu stereotypiren, bot eine Leipziger Firma dem Verfasser und mir eine Entschädigung dafür, daß ich derselben Abzüge der Stereotyp-Platten einsandte, wie solche bei mir fertig wurden. Dadurch wurde ermöglicht, daß die Leipziger Ausgabe fast ebenso schnell auf den deutschen Markt kam, wie ich mit meiner Original-Ausgabe fertig wurde.

„Dieses Arrangement ist meines Wissens das erste seiner Art in Bezug auf ein amerikanisches Originalwerk in deutscher Sprache. Unserem Uebereinkommen gemäß wird die Leipziger Ausgabe nur in den außeramerikanischen Ländern verkauft, die meinige dagegen ausschließlich in Amerika. Das hat natürlich nicht gehindert, daß Frei-Exemplare meiner Original-Ausgabe an hochgestellte Persönlichkeiten in Deutschland verschenkt wurden, was schmeichelhafte Anerkennungen und tiefeingehende Beurtheilungen hervorgerufen hat.

„Ich bin event. auch bereit, für des Autors Rechnung die Herstellung seines Buches zu übernehmen. Die in den letzten 3 Jahren entstandenen Artikel meines Verlags — ca. 60 — dürften als Probe der Ausstattung gelten, die ich gewöhnlich liefere. Da ich aber fortwährend neues Material anschaffe, so darf ich auch schönere Leistungen zusagen.

„Ich beschränke mich auf die Herstellung von Büchern, welche von Stereotyp- oder Electrotyp-Platten gedruckt werden; solche, die das Risico der Ausgabe für die Platten nicht werth sind, drucke ich nicht.

„Wie von Büchern, so bin ich bereit, auch von deutsch-amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften den Commissions-Verlag, resp. den Allein-

Debit zu übernehmen; meine seit 1852 bestehende Deutsche Zeitungs-Agentur ermöglicht mir, einer neuen Erscheinung die größte Verbreitung zu verschaffen.

„Ich sehe Anträgen entgegen."

Meine Aeußerungen fanden reichlichen Anklang und Beifall von nah und fern. In den „Annalen für Typographie" (Leipzig, 1869, No. 3, 24. Juli) sagte der Herausgeber, Carl B. Lorck:

„Deutsche Literatur als amerikanischer Import- und Export-Artikel.

„Der Buchhändler und Buchdrucker Steiger in New York, ein Mann von unermüdlicher Thätigkeit, hat einen „Literarischen Monatsbericht" für deutsche Literatur begonnen, der, wie er selbst sagt, zunächst seinen geschäftlichen Interessen dienen, jedoch zugleich der Grundstein für ein amerikanisches Centralorgan des geistigen Lebens der Deutschen werden soll, und nicht blos für die importirte, sondern auch für die neue deutsch-amerikanische Literatur; denn das deutsche Element muß immer das idealistische bilden, das dem sonst übermächtigen realistischen amerikanischen die Waage hält, aber es darf nicht der ursprüngliche schroffe deutsche, sondern es muß ein durch den amerikanischen Realismus gemäßigter deutsch-amerikanischer Idealismus sein. So ist ungefähr die Ansicht des Herrn Steiger; möge es nur nicht mit dieser Verdünnung des Idealismus gehen, wie mit dem getauften Wein, daß sie die guten Eigenschaften des Weines verliert, ohne die des klaren Wassers dafür zu bekommen. Herr Steiger bittet, ihn nicht für einen solchen Phantasten zu halten, daß er glauben könne, die neue Literatur werde sich mit der alten, importirten messen können; er wisse wohl, daß er nicht in Deutschland, sondern in Amerika sei; man möge aber auch bei den schwachen Anfängen der deutsch-amerikanischen Literatur nicht vergessen, daß es eine Zeit gab, wo Rinaldo Rinaldini und Schinderhannes die einzigen „Classiker" waren, die mit Vortheil nachgedruckt werden konnten.

„Herr Steiger erbietet sich zugleich, deutsche Bücher, namentlich Schulbücher, für amerikanische Verleger übersetzen, drucken, corrigiren, selbst binden zu lassen, und umgekehrt amerikanisch-deutsche Artikel für den Export nach Europa herzustellen. Für seine Verlags-Wirksamkeit beschränkt er sich auf die Herstellung von Büchern, welche von Stereotyp-

oder Electrotyp-Platten gedruckt werden, „solche, die das Risico der Ausgabe für die Platten nicht werth sind, drucke ich nicht.“ Wir, die wir erst in zweiter Linie Philanthropen, in erster Buchdrucker sind, wollen hoffen, daß diese destructiven Stereotypie-Tendenzen des Herrn Steiger, die die Zahl der Buchdruckereien in Europa bedeutend verringern würden, bei deutschen Verlegern keinen Anklang finden.

„Herrn Steiger wollen wir aber zu seiner Wirksamkeit alles Glück wünschen. Daß sein literarischer Monatsbericht, den Jeder, der ihn verlangt, gratis erhält, zur Verbreitung der deutschen Literatur vieles beitragen wird, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. No. 1 desselben enthält nicht weniger als 68 eng gedruckte zweispaltige Seiten. Bei Beurtheilung der Art und Weise dürfen wir Herrn Steiger's Worte, daß Amerika nicht Europa ist und eine andere Behandluug verlangt, nicht vergessen. Zum Schluß können wir uns das Vergnügen nicht versagen, ein Facsimile von Herrn Steiger's Marke und Wahrspruch zu geben:

„Die Feder ist mächtiger, als das Schwert.“

Darauf erlaubte ich mir zu bemerken:

„Wir halten es kaum für nöthig, in Erwiderung auf eine Bemerkung in vorstehendem Aufsatze zu betonen, daß für die hier zu Lande nöthige billige Herstellung von Büchern Stereotypie und Electrotypie unerläßlich sind; in den Platten eines Buches und der dadurch gebotenen Möglichkeit, eine große Auflage binnen 8 Tagen, und selbst in noch kürzerer Zeit drucken und binden zu lassen, liegt fast ganz und gar der Werth des Buches.

„Ohne Stereotyp-Platten würde in Amerika z. B. das Verlagsrecht für ein Schulbuch wenig Werth haben, denn, müßte man bei jeder neuen Auflage das Buch erst neu setzen lassen, so würden die Herstellungskosten, durch den Satz, welcher doppelt so theuer ist als in Europa, den Verleger zwingen, den Preis des Buches auf eine solche Höhe zu stellen, daß es sehr schwer sein würde, ein derartiges Buch in den Schulen einzuführen; das Verlagsrecht hätte also in diesem Falle wenig Werth.

„Wie erwähnt, sind hier in Amerika die Kosten des Satzes (composition) doppelt so hoch als in Europa, das Stereotypiren ungefähr ebenso theuer wie drüben, das Electrotypiren aber hier billiger als dort. Der Druck (presswork) und die Satinage sind eigentlich Nebensache. Neuerdings werden der größeren Billigkeit wegen viele Stereotyp-Platten in Deutschland hergestellt.

„Bei dem Umstande, daß das Geschäfts-Capital ungefähr 12 % ℔ annum werth ist, wäre es Thorheit, Auflagen zu drucken, welche für mehrere Jahre reichen. Der rationelle Verleger richtet es so ein, daß seine Bücher so viel als möglich gleiches Format haben, damit er dem entsprechend auch ein und dieselbe Sorte Papier dafür verwenden kann, und zwar eine Sorte, welche allgemein gangbar und in den Papierhandlungen der Stadt jederzeit zu haben ist, wenn der Verleger nicht vorzieht, für eigene Rechnung stets einen Vorrath von diesem Papiere in der Druckerei lagern zu lassen.*)

„In den Platten gangbarer Bücher liegt also ein ganz bedeutender Werth und findet das nicht blos Anwendung auf Schulbücher, sondern überhaupt auf die ganze amerikanische Bücherproduction. Nehmen wir statt vieler nur ein Beispiel heraus.

„Vor mehr als 10 Jahren erschienen hier zuerst Heinrich Heine's Werke; ihres billigen Preises wegen fanden sie beim Publicum rasch eine günstige Aufnahme, eine Auflage folgte der andern, so daß jetzt davon wohl schon mehr als 30,000 Exemplare verkauft worden sind. Betrachtet man nun dieses Resultat, so darf man auch mit ziemlicher Zuversicht erwarten, daß ein günstiges den neueren Steiger'schen noch mehr populären Verlagsunternehmungen (Kapp, Haus-Bibliothek, Jugend-Bibliothek, Reuter, Bibliothek der Mundarten, und was später folgen soll), welche sämmtlich von Stereotyp- und Electrotyp-Platten gedruckt werden, nicht fehlen wird.

„Hierdurch ist die amerikanische Bücher-Production theilweise charakterisirt und wir glauben, man wird anderswo fortan ähnlich verfahren."

---

*) Wir wollen hier erwähnen, daß auch der „Monatsbericht" von Platten gedruckt wird, einestheils, weil die Kosten der Stereotypie kaum in Betracht kommen gegenüber der Bequemlichkeit für den Redacteur und den Verleger (welcher auch einen Theil seiner freien Zeit dafür opfern muß), den Stoff nach und nach herbeizuschaffen, anderntheils aber, weil im Inseratentheile der Zeitschrift Stereotyp-Platten zum Abdrucke kommen, welche anderweit schon benutzt worden sind. Und während nun die Setzer für ein Heft 3 bis 4 Wochen lang — mit Unterbrechungen — zu thun haben, wird in 2 Tagen die ganze Auflage gedruckt und satinirt.

In derselben Nummer ist aus Trübner's American and Oriental Record — August, 1869 — Nic. Trübner's ausführliche Besprechung meines Vorgehens abgedruckt. Trübner war mit meinen Anschauungen über Nachdruck u. s. w. ganz einverstanden, was bei dem hohen Ansehen, das derselbe nicht nur in England, sondern überall genoß, viel zu bedeuten hatte.

In den zwei Jahrgängen meines „Monatsberichts" finde ich auch noch manches Andere, was — zur Charakteristik damaliger Verhältnisse u. s. w. — vielleicht den Wiederabdruck werth sein mag; so z. B. das Nachfolgende:

„Das Verhältniß zwischen Verleger und Bücherkäufer, wie ein Leipziger Verleger es im Jahre 1825 auslegte.

„Auf der Rückseite des Titels von: ‚Neues deutsch-lateinisches Handwörterbuch von F. K. Kraft und A. Forbiger', Leipzig, 1826, steht Folgendes:

„Offener Contract

mit allen, welche dies Werk auf irgend eine Art erlangen.

„Obgleich der höchst billige Preis, sowie der hierbei, wie bei dem größern Werke, wieder zu hoffende allerhöchste Schutz der K. K. Oestreichischen Regierung und ein gnädigst zugesichertes K. Würtembergisches Privilegium den Autor und mich vor Nachdruck schützen werden, so mache ich doch noch ausdrücklich nachstehende Bedingungen, unter denen einzig und allein ich dies Werk, zu eignem Gebrauch oder zu weiterer Abtretung, überlassen kann und in welche Jeder durch Erwerbung des Buchs, auf irgend eine Weise, direct oder indirect, stillschweigend und *de facto* einwilligt:

„1. Der Erwerb jedes Abdrucks dieses Werks macht den Erwerber nur zum Eigenthümer dieses einzelnen Exemplars, nicht aber seines Inhalts, des Textes (conf. Bad. Landrecht § 577, und andere Gesetzgebungen). Nur den beschränkten, keineswegs aber des Verfassers und meine Verlags-Rechte beeinträchtigenden Gebrauch kann und will ich einräumen und abtreten; da ich, bei Berücksichtigung fortschreitender Verbesserung, selbst das Verlagsrecht nur bedingungsweise und mit fortdauernder Nutznießung des Verfassers besitze.

„2. Wer dies Werk nachdruckt oder nachdrucken läßt, mit oder ohne Namen des Verfassers, oder unter einem andern Namen, pure oder als Herausgeber, ohne Aenderungen oder mit welchen, wenn sie nicht mehr als den 6ten Theil des Umfangs, mehr oder weniger betragen, bezahlt mir bei jeder Auflage sogleich baar 3000 Rthlr. sächs. als Conventional-Strafe und Entschädigung.

„3. Schriftsteller und Verleger, welche einen Auszug aus diesem Werk machen oder machen lassen, oder es zu einem größern Werke zu Grunde legen, in beiden Fällen mit oder ohne Erwähnung des ursprünglichen Verfassers, zahlen mir in solidum und für jede Auflage 2000 Rthlr. sächs. als Conventional-Strafe und Entschädigung.

„Ich behalte mir noch vor, in Staaten, in welchem der Nachdruck nicht geduldet wird, den Schutz der Gesetze zur Wegnahme aller vorzufindenden Exemplare und Entschädigung anzurufen.

Leipzig, den 15. November 1823. Ernst Klein.

„N. S. Ueberhaupt lasse ich meine sämmtlichen Verlagswerke nur unter der Bedingung ab, daß für jede Nachdrucksauflage mir 1000 Rthlr. pro Thaler meines Ladenspreises als Conventional-Strafe und Entschädigung gezahlt wird.

„Desgleichen werde ich, wie ich 1822 bei dem Nachdruck der 2ten Auflage von Kraft's Handbuch der Geschichte von Altgriechenland gethan, für die betreffenden Lande jedesmal den Preis des Originals geringer als den des Nachdrucks stellen."

Hieraus ist zu ersehen, daß die J. G. Cotta'sche Buchhandlung, welche den Thomas'schen Nachdruck von Schiller, Goethe, Lessing, „Kosmos" u.s.w., durch Lieferung billigerer und schönerer Original-Ausgaben erfolgreich bekämpfte und dadurch auch dem Nachdrucken weiterer Artikel ihres Verlags vorbeugte, in solchem Vorgehen nicht die erste Verlegerfirma war, denn schon mehr als 40 Jahre früher hatte der Leipziger Verleger Ernst Klein dasselbe gethan — und wer weiß, wie viele Andere ihm vorangegangen.

Statt nun ähnlich zu verfahren, haben unzählige Verleger von 1850 bis 1900 vorgezogen, verkehrterweise nichts Anderes zu thun, als über den Nachdruck in Amerika, bezw. die amerikanischen Gesetze zu klagen, in mehr oder weniger unwürdiger Weise.

Unglaublich, aber wahr: im Februar 1900 bietet mir ein hochangesehener Leipziger Verleger die Matrizen eines für ihn im Drucke

befindlichen Buches und das Verlagsrecht für eine deutsch-amerikanische Ausgabe desselben an und erbittet mein Gebot dafür ℔ Telegraph. Während die anderen hiesigen Firmen, denen er das gleiche Anerbieten auch gemacht, peinlich berührt, dasselbe ad acta gelegt haben werden, bin ich so rücksichtsvoll gewesen, ihm zu schreiben, daß er (cf. „Des Urheberrechtsgesetz") nicht in der Lage sei, mir oder irgend einem Amerikaner das betr. Recht käuflich oder sonstwie rechtsgültig abzutreten.

Ueberraschend, daß ein Mann, der im Rathe sitzt, das klare Gesetz ignorirt, dagegen aber über den Nachdruck in Nordamerika — klagt.

Ebenso will ich hier den Inhalt der nächsten zwei Seiten des „Monatsberichts" für November, 1869 abdrucken:

„Das unbeschränkte Recht des Amerikaners, Bücher ausländischer Autoren zu übersetzen.

„Im November-Hefte von "Putnam's Magazine" wird folgender Fall mitgetheilt, welcher von dem derzeitigen Zustande des internationalen Verkehrs zwischen Verlegern und Schriftstellern ein Bild gibt.

„Eine Dame, Frau W., welche die Entdeckung macht, daß ein deutscher Roman von einer gewissen E. M. gut ist, übersetzt denselben und laßt ihn in der großen Verlagshandlung von L. erscheinen. In Folge des bedeutenden Erfolges, den dieses Buch hat, erscheinen zwei weitere Romane von derselben Autorin, durch dieselbe Dame, Frau W., übersetzt und von demselben Verleger ausgegeben. Inzwischen theilt die deutsche Verfasserin, an die man sich bis dahin noch nicht gewendet hatte, einem andern Verleger, P., und zwar auf indirekte Weise, mit, daß sie ein neues Buch schreibe; sie gibt den Titel an und erbittet sich ein Angebot für die „Aushängebogen" und die Berechtigung, eine Uebersetzung in Amerika zu veranstalten. Man einigt sich über die Summe und der Betrag wird von P. an die Verfasserin eingesandt. Etwas spät empfängt P. als „Aushängebogen" einen Abzug der Zeitschrift, worin das Original erscheint, und seine Uebersetzung ist, auf Grund schriftlicher Autorisation der Verfasserin, beinahe vollendet, als — L. ganz höflich auftritt, und den Markt für sich und Frau W. in Anspruch nimmt, weil sie ja zuerst die Bedeutung der E. M. erkannt und deren Ruf in diesem Welttheile begründet hätten. P. gibt zu, daß dieser Anspruch Etwas, wenn auch nicht Alles für sich habe, und da er (P.) seine freundschaftlichen Beziehungen zu L. nicht darunter

leiden lassen will, so erbietet er sich, an L. sowohl die „Aushängebogen", als auch die oben erwähnte schriftliche Autorisation einfach gegen Rückerstattung der an die Verfasserin gezahlten Summe auszuhändigen, also Nichts für die Uebersetzung des Werkes in Anschlag zu bringen. Dies wird von L. angenommen unter der Bedingung, daß keine andere Ausgabe innerhalb einer gehörigen (reasonable) Zeit erscheine. Aber, ach! nur wenige Tage sind verflossen, als der große H. ohne irgend eine vorherige Notiz oder Bevollmächtigung das Buch zu einem Dritttheil des Preises der L.'schen Ausgabe druckt. L. rächt sich hierfür durch eine noch billigere Ausgabe, als die des H. — Nun aber hat P. unter diesen Umständen (bei der leidigen Concurrenz, die allen Gewinn verschlingt) seine „Aushängebogen" und das dafür bezahlte Geld aufgegeben, und es ist die Frage, ob er allein den Verlust zu tragen habe.

„Dies ist ein Beispiel von den Unbilligkeiten und Widerwärtigkeiten, die mit dem Abdruck europäischer Bücher unter dem jetzigen Zustande des Gesetzes verknüpft sind. Da mag es gute und genügende Gründe geben, warum die aus dem Genie eines Autors erwachsenden Vortheile auf alle Zeit dem ersten ausländischen Entdecker gehören sollten, sogar unter Ausschluß aller weiteren Berechtigung des Verfassers selbst, mit einem Uebersetzer oder zweiten Verleger in Verbindung zu treten, — aber, wenn ein Dritter kommt und alle Rechte ignorirt und mit Füßen tritt: nur das Recht der Stärke anerkennt, was soll man dazu sagen?

„Das in Rede stehende Buch ist die „Reichsgräfin Gisela", von Eugenie John, die unter dem Namen ‚E. Marlitt' schreibt.

„Wir müssen zum Schlusse hier bemerken, daß das erste Anerbieten, welches von Seiten der Verfasserin oder in ihrem Interesse dem P. gemacht wurde, sich bis zum November 1868 zurückdatirt; — das Buch und dessen Titel wurde von ihm im December annoncirt — das Geld wurde im Januar d. J. nach Deutschland geschickt, d. h. sechs Monate vor dem schließlichen Erscheinen. —

„Soweit die Darstellung des Verlegers Putnam, auf welche uns einige Bemerkungen erlaubt sein mögen.

„Der vorstehend erzählte Fall beweist zunächst nichts weiter, als daß es sehr thöricht ist, für irgend eine Entschädigung von einem ausländischen Autor das „Recht" zur Veranstaltung einer Uebersetzung seines Buches in Amerika zu erwerben. Wenn mit solcher Zahlung

eine Reclame beabsichtigt wird, daß z. B. die noble (?) Handlungsweise des betreffenden Verlegers in allen Zeitungen ausposaunt werden soll, so ist das allenfalls zweckmäßig; wer aber glaubt ein „Recht" zu erwerben, beweist nur, daß er, zu seinem Nachtheile und zu seiner Beschämung, das Gesetz nicht kennt, demgemäß er und jeder Andere, der unter den Gesetzen der Vereinigten Staaten steht, schon vollständig berechtigt ist, alle Bücher aller ausländischen Autoren zu übersetzen oder nachzudrucken. (Vergl. „Steiger's Literar. Monatsbericht", I. 2. S. 19, 20.) Mit einer Entschädigung an den Autor sollte man nichts weiter erwerben wollen, als den Vortheil, einen Nachdruck oder eine Uebersetzung früher herausbringen zu können, als ein Concurrent — falls zu dem Zwecke eine Abschrift des Manuscripts, 5 — 10 Wochen vor der Veröffentlichung der Original-Ausgabe in Deutschland, an den amerikanischen Verleger geschickt wird. Ein geringerer Vorsprung ist wenig oder nichts werth, und am allerwenigsten genügt die Einsendung von „Aushängebogen" 1 oder 2 Wochen vor der allgemeinen Ausgabe im Auslande. Die Autorisation des ausländischen Verfassers gilt aber bei den derzeitigen Gesetzverhältnissen unter allen Umständen vor dem Gesetze nichts.

„Vermuthlich wird Niemand in Amerika fernerhin so unklug auf diese Weise vergebens sein gutes Geld ausgeben. Wann aber werden Schriftsteller und Verleger in Europa — und auch in Amerika — endlich sich mit dem unschwer zu verstehenden amerikanischen Gesetze über Verlagsrecht vertraut machen, statt unklug zu handeln und dann sich aufgebracht zu geberden über Verleger, welche das thun, wozu sie berechtigt sind, oder zu lamentiren über ein Gesetz, welches doch sehr weise ist?

„Es ist ganz außer Frage, daß der Congreß in seiner nächsten Sitzung im Interesse hiesiger und ausländischer Autoren und Verleger wiederholt angegangen werden wird, zu einem internationalen Vertrage mit den europäischen Staaten einleitende Schritte zu thun. Die Herren Volksvertreter in Washington werden sich aber wohl hüten, legislative Schritte einzuleiten, die den Interessen der allergrößten Mehrzahl ihrer Constituenten geradezu entgegenstehen.

„Es müssen naturgemäß noch viele Jahre vergehen, ehe die Verhältnisse sich derartig gestalten können, daß bei solch' einem Vertrage

mit England der Nachtheil für das amerikanische Volk durch den Vortheil für die amerikanischen Autoren ausgeglichen wird.

„Und wenn dieser Zeitpunkt endlich herbeigekommen ist, — glaubt man, daß dann sogleich auch ähnliche Verträge mit Frankreich und Deutschland auf die Tagesordnung kommen? — Noch lange nicht! Wer will vergessen, daß der Amerikaner nicht in dem Rufe steht, sich vom Ausländer übervortheilen zu lassen?

„Und was endlich ist die Nutzanwendung für deutsche Autoren und Verleger? — „Amerika kann ein sehr guter Markt für sie werden, wenn sie sich nur in die Verhältnisse schicken, wie sie einmal sind."

Vergl. S. D. Law. Copyright and Patent Laws of the United States, 1790 to 1868. With Notes of judicial Decisions thereunder, and Forms and Indexes. New York, 1867.
und Auszüge daraus in „Steiger's Literarischer Monatsbericht", I. 1., 2. & 3. Heft.
Ferner: E. Steiger. Der Nachdruck in Nord-Amerika. — Mein Wirken als deutscher Buchhändler. 1866.
" E. Steiger. Mittheilungen über den Vertrieb deutscher Bücher und Zeitschriften in den Vereinigten Staaten. New York. 1868.
Deutscher Buchhandel und Presse, und der Nachdruck deutscher Bücher in Nord-Amerika. New York. 1869."

„Ein Capitel über die deutsche Presse in Nord-Amerika in unseren Tagen"

wäre vielleicht auch nicht ohne Interesse — ist aber zu lang. Ich will den Schluß abdrucken, und damit zugleich Stylproben geben:

.... „Eine große Zahl unserer ersten Geiger in der Journalistik scheinen mit der Prädestination gestraft zu sein, immer nur auf der Wehe-Saite zu spielen, sich gegenseitig vom Fallen des Kindes an bis zu den dunkeln Stunden im Leben, die jeder Sterbliche hat, ein Sündenregister vorzuhalten, das gerade nicht geeignet, die Achtung vor den Journalisten zu erhöhen. Wir haben Geheimräthe und geistige Bismarcks unter den Journalisten, die gleichwohl wie Eskimos jeden Tag „im Thran" leben und sich am liebsten gegenseitig bis auf den letzten Büschel Haare auffressen möchten — alles im Namen des Volkes und für Freiheit, Gleichheit und — Brüderlichkeit.

"Ecce homo!

„Geigen wir deßhalb, als secundäre Fidler, die einfachen, zum Herzen dringenden Volkslieder, die mitunter auch einem blasirten Weltreformer gefallen können; wirken wir, auch in kleinen Kreisen, für

vernünftigen Fortschritt und fragen wir uns bei aller Jünglingsschwärmerei für Freiheit und Menschenrechte jeden Morgen im Sanctum: „Verehrungswürdiger Volkstribun, edler Kämpfer um Wahrheit und Licht — kannst du diesen Tag auch deine Schulden bezahlen?" — Das ist die beste Polemik." („Nebraska Staats-Zeitung.")

„Keine bessere Gelegenheit für den „Deutschen in Ohio" zu abonniren, können unsere deutschen Landsleute jetzt finden, als wenn sie nach Canton kommen und ihren Tax bezahlen. — Hoffentlich wird Jeder noch ein Schärflein übrig behalten, um eine gute deutsche demokratische Zeitung im Gange und dem Drucker Leib und Seele zusammen zu halten. — Wir nehmen auch Speck zum Sauerkraut und andere Lebensmittel von Solchen, denen die Greenbacks zu kurz gewachsen sind. — Kommt, deutsche Freunde, und besucht uns!

Ihr Freunde, kommt jetzt ungenirt,
Zu uns hierher und abonnirt
Auf den „Deutschen in Ohio".
Es schadet keinem nicht ein Haar,
Nur bringe Jeder zwei Dollar."

(„Der Deutsche in Ohio".)

„Es geht doch nichts über gutmüthige Seelen. Gestern Morgen machte zuerst ein Fäßchen von Löschers Brauerei sein Erscheinen in der Office. Herr Leonh. Schiffmann war der Menschenfreund, der es sandte. Möge sein guter Stern nie untergehen. Herr Butcher Ernst, der dachte, der Mensch lebt nicht allein vom Trinken, überraschte das Druckerei-Personal mit verschiedenen Specimens seiner unübertrefflichen Wurstfabrikation und von Zinn & Ihring's Bäckerei zierte ein delikates Roggenbrod den Lunchtisch. Dank den freundlichen Gebern!

Wo solche Kräfte bildend walten,
Da mag sich Gutes wohl gestalten."

(„Wisc. Telegraph".)

„Kartoffeln.

Wir nehmen gute Kartoffeln, zu 50 Cts. den Bushel, als Bezahlung für den „Herold" an. Die Redaction."

(„Nord Jowa Herold".)

„Holz! Es wird kalt, und wir brauchen Holz. Gutes, hartes Holz nehmen wir als Bezahlung für die Zeitung an." („Wisc. Telegraph".)

„Wer die im Westen und Süden, oder in den Landstädtchen von Pennsylvanien und Ohio erscheinenden Blätter kennt, weiß, daß solche Anzeigen und Ansprachen an die „Unterschreiber" sehr häufig kommen, hin und wieder in noch viel klassischerem Style.

„Die angeführten Proben genügen aber zu der Betrachtung, daß das Herausgeben und Verlegen deutscher Zeitungen in Amerika nicht unbedingt und auf dem geradesten Wege zu großem Reichthum führt.

„Es ist ein weiterer sehr beachtenswerther Umstand, daß etliche Blätter so gut redigirt sind, und auch durch ihr äußeres Erscheinen sich so vortheilhaft vor anderen recht einträglichen auszeichnen, daß man die Thatsache nicht ahnt: Verleger und Expedient, Herausgeber und Redacteur, Setzer, Drucker und Austräger — alle diese verantwortlichen Posten versieht ein einziger Mann.

„Ein solches Beispiel bietet u. a. die im allerfernsten Westen des Landes, in Portland, Oregon, erscheinende „Deutsche Zeitung". Sie ist eine der am saubersten aussehenden und geschickt redigirten Blätter.

„Solche unverdrossene Pioniere deutscher Bildung, wie Freund Landenberger einer ist, verdienen unsere ganze Anerkennung!

„Wünschen wir ihnen auch den größtmöglichen materiellen Erfolg."

Anderswo steht Folgendes:

„Der erste Scharfrichter der Ver. Staaten ist wohl unser Freund Löb vom „Morgenstern" in Doylestown, Penn. Es vergeht keine Woche, wo er nicht einige Inculpaten hängt. Allerdings sind es meist schwere Verbrecher, — solche, die ihr Abonnements-Geld nicht bezahlt haben. Was die Sache aber noch schlimmer macht, ist, daß Löb eine förmliche Wollust beim Ausüben seines Geschäfts entfaltet. Nicht allein bestraft er die Verbrecher, er verhöhnt sie auch noch. So schreibt er in einer seiner letzten Nummern:

„Hiermit zappelt und zittert am schwarzen Galgen der noble John Sender, welcher seit Jahren sich den „Morgenstern" nach Milton, Ja., schicken ließ, ohne dafür zu zahlen. Für John selbst lohnt's natürlich nicht, einen Strick zu verwenden, aber sein Fell, gut gegerbt und über eine Trommel gespannt, mit welcher man Jeff. Davis zum Galgen pfeift, ist vielleicht nicht ganz zu verachten. Der Lederbalg ist daher feil;

aus seinem Erlös wird der „Morgenstern" bezahlt. Löb's Aussicht, das Seinige zu erhalten, ist daher gewiß arg gut."

Unter der Ueberschrift „Wie man in Deutschland über literarische Zustände in Amerika urtheilt" besprach ich ein Gewebe irriger Angaben, welche ein Dr. Karl Ruß in Berlin über die deutsche Presse in Amerika verbreitet hatte, und sagte zum Schluß:

..... „Ferner heißt es:

„ „Der größte Theil der vorstehend hervorgehobenen und auch noch viele andere Blätter sind bereits so gut situirt, daß das oben über die kleineren Gesagte auf sie keinen Bezug haben kann. Sie sind sämmtlich vollkommen im Stande, den Wiederabdruck deutscher Arbeiten zu bezahlen, ja sie sind zweifellos viel besser daran, als unsere einheimischen Lokalblätter, welche mit Kaution, Steuer, Stempel und zahllosen Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben. Ich darf daher mit den bereits früher ausgesprochenen Worten auch hier schließen:

„Die Gesammtheit der deutsch-amerikanischen Blätter ist hinsichtlich ihres belletristischen Gehalts und damit ihres literarischen Werthes, ihres bildenden und veredelnden Einflusses durchaus dem Zufall überlassen. Mit großer Aufmerksamkeit habe ich neben den Veteranen unter denselben die allerjüngsten Neulinge geprüft: irgend ein Fortschritt, irgend eine Erhebung ergab sich nicht; die alte Leier zeigte stets das, was der Zufall nach längerer oder kürzerer Zeit aus deutschen Zeitschriften dem Redacteur zugeführt. Die deutsch-amerikanische Zeitungs-Presse würde aber mit geringer Mühe und kaum in Betracht fallenden Opfern etwas Vorzügliches zu leisten vermögen und zum wirklichen reichen Segen für ihre Leser werden, wenn sie mit den Schriftstellern des alten Vaterlandes sich in directe ehrenhafte Verbindung setzen wollte so, wie dies als rühmliches Beispiel das „New Yorker Belletristische Journal" bereits gethan hat. Sollte dies auch nur zum kleinsten Theile und bei den hervorragendsten deutschen Schriftstellern in Erfüllung gehen, so wäre es eine Errungenschaft, welche zweifellos jene Erfolge zeigen würde, selbst wenn die Schriftsteller auch nur ganz geringe Erträge daraus erzielen könnten. Hoffen wir, daß es allmählich sich anbahne."

„Das sind Ruß'sche Ansichten. Es wird nicht nöthig sein, an dieser Stelle darauf zu erwiedern.

„Unsere Leser sehen also, wie weit Herr Ruß berufen ist, über den Nachdruck in Nord-Amerika zu schreiben. Wir nehmen aber die Gelegenheit wahr, darauf hinzuweisen, daß die deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche sich mit der Hoffnung tragen, einmal direct mit amerikanischen Zeitungsverlegern à la Lexow, Ottendorfer u. A. in Verbindung zu kommen, resp. von ihnen materielle Extra-Anerkennungen ihres Talentes zu empfangen, allen Ernstes sich sehr freuen sollten, wenn ihre bis dahin geschriebenen Bücher recht vielfach in Amerika nachgedruckt würden. Denn wer wird andernfalls, d. h. wenn sie unbekannt bleiben, auf den Gedanken verfallen, daß es der Mühe werth sei, wegen der Aushängebogen einer neuen Arbeit ein Arrangement mit ihnen zu treffen?

„Seltsamer Weise ladet Herr Ruß selbst, in directem Widerspruche mit seinen sonstigen Aeußerungen, die hiesigen Verleger ein, seine Sachen nachzudrucken. Doch will uns bedünken, daß ihm diese Ehre und Freude in ausgedehntem Grade nicht zu Theil werden wird.

„Aus dem Westen schrieb vor Kurzem der Redacteur eines der größten Blätter: „Mittlerweile macht Ihr Herren Buchhändler uns und unseren literarischen Beiblättern das Leben recht sauer, denn von den deutschen belletristischen Zeitschriften können wir jetzt zum Abdrucken nur die hier weniger verbreiteten gebrauchen."

„Jeder denkende Leser kann sich sagen, was das zu bedeuten hat.

„Und aus Deutschland schrieb vor wenigen Tagen einer der beliebtesten Schriftsteller, dessen Romane auch in Amerika viel gelesen werden, an den Verleger des „Monatsberichts": . . . „je mehr die Leute von mir lesen, um so lieber soll's mir sein, und je mehr sie nachdrucken, um so zufriedener soll es mich machen."

„Wir wollen zum Schlusse darauf hinweisen, daß der jetzt dem Congresse vorliegende Entwurf der Aenderung des Zolltarifs eigenthümlicher Weise vorschlägt:

„ „Auf alle Bücher in fremden oder todten Sprachen, wovon keine Ausgaben in den Vereinigten Staaten gedruckt werden, soll ein Zoll von 5 Cents ℔ Pfund erhoben werden", d. h. mit andern Worten: alle Bücher in nichtenglischer Sprache können hier nicht so billig hergestellt werden, daß wir das Ausland, die Productions-Quelle, entbehren könn-

ten. Darum lassen wir sie zu dem billigeren Satze von 5 Cents Zoll auf das Pfund zu. Sobald aber ein amerikanischer Verleger eine Ausgabe, d. i. einen Nachdruck veranstaltet, und die Original-Ausgabe entbehrt werden kann, soll erstere auch auf Kosten der letzteren geschützt werden, d. h. durch einen Einfuhrzoll von 25 Cents ℔ Pfund.

„So wird der deutsch-amerikanische Buchhandel großgezogen, und in demselben Grade, wie er erstarkt, sieht er sich auch im Stande, die hiesigen literarischen Kräfte zu verwenden — und gebührend zu honoriren. Es findet sich Alles von selbst.

„Den 16. März 1870.

Aus der Nummer vom Mai, 1870:

„Das Wachsthum des Bücher- und Zeitungsvertriebes in den Vereinigten Staaten.

„In Bezug auf diese erfreuliche Erscheinung wollen wir hier zwei Fälle anführen:

„1. H. H. Bancroft & Co., Buchhändler in San Francisco.

. . . .

„2. Sinclair Tousey, Präsident der "American News Company."

„Der Zeitschriften-Handel spielt jetzt in der Geschäftswelt der Vereinigten Staaten eine sehr bedeutende Rolle, zu welcher er sich erst in den letzten zehn Jahren aufgeschwungen. Er hat seine Hauptsitze in den drei Städten New York, Boston und Chicago, und breitet sich von diesen wie ein Netzwerk über das ganze Land aus. Vor zehn Jahren waren die Verleger periodischer Schriften noch gezwungen, überall, wo ein Markt für ihre Journale war, eigene Agenten zu halten, mit denen sie direct zu verkehren und die sie mitunter über die kleinsten Einzelnheiten des Geschäftes zu instruiren hatten.

„Jetzt aber treten die großen News Companies der drei genannten Städte als Vermittler zwischen den Verleger und seinen Abnehmer ein, und entheben Beide der Last und Verdrießlichkeit, welche das alte System unvermeidlich mit sich brachte. Dadurch, daß sie die ganze Auflage den Verlegern aus der Hand nehmen, befreien sie ihn von der mühevollen Nothwendigkeit, mit den Tausenden seiner Kunden direct geschäftlich zu verkehren. Er verkehrt nur mit den News Companies, und diese bedienen jeden Buch- und Zeitungsladen, sei er groß oder klein, in der

ganzen Union. Aber auch der locale Buchhändler gewinnt dadurch, insofern als er seine Waare zu dem Verlagspreise erhält, und durch eine einzige Bestellung jetzt Das erlangen kann, wozu früher Dutzende von Bestellungen erforderlich waren. Unter dem alten System mußte er seine Waaren direct von jedem einzelnen Verleger kaufen, was eine bedeutende Correspondenz erforderte. Jetzt bewirkt ein einfacher Brief an eine unserer großen News Companies die Zusendung jeder beliebigen im Lande erscheinenden Zeitschrift. Beiden Theilen ist eine große Last abgenommen und ein bedeutender Aufwand erspart. Die Provision, welche die News Companies für ihre Vermittlung berechnen, haben die Verleger allein zu tragen, doch kommt sie gegen die Auslagen, denen diese unter dem alten System ausgesetzt waren, kaum in Betracht.

„Um diese Aenderung in der gebräuchlichen Geschäftsweise hervorzubringen und den Bücher- und Zeitschriften-Handel zu diesem Grade der Vollkommenheit auszubilden, waren Jahre geduldigen Schaffens und ein bemerkenswerther Grad von Intelligenz und Geschäftstalent erforderlich, und zu diesem großen Resultate hat Niemand mehr beigetragen, als der Mann, dessen Namen wir an die Spitze dieser Skizze gestellt haben. Er hat auch von unten, als Newsboy, angefangen und ist stufenweise vorwärts gekommen.

„Das Geschäft der "American News Company" in New York, welcher er als Präsident vorsteht, ist so herangewachsen, daß ihr jährlicher Umsatz mit dem ihrer Zweiggeschäfte jetzt 8 Millionen Dollars beträgt.

„Es ist bekannt, daß Erfolge, die den obenerwähnten ähnlich sind, hierzulande nicht vereinzelt dastehen, und es gibt auch manche deutsche Firmen unter denen, welche in kurzer Zeit ein großes Geschäft aufgebaut haben, wie z. B. Steinway & Sons, Poppenhusen & König, u.A.

„Sie sind die Vorbilder, denen nachzustreben für Jedermann eine Freude und eine Ehre ist."

In der letzten Nummer des „Monatsberichts" (April 1871) war ich genöthigt, unter der Ueberschrift „Des Buchhändlers Stellung und Pflichten, besonders der Kirche gegenüber" mich gegen Angriffe einiger kirchlichen Blätter zu vertheidigen, die mir als unverzeihlich vorwarfen, daß ich nicht nur die „Gartenlaube", sondern sogar Büchner's „Kraft und Stoff" verbreite.

Der Schluß meines Artikels lautet:

„... Aus Allem scheint mit Sicherheit hervorzugehen, daß, selbst den Standpunkt eines „christlichen Buchhändlers" angenommen, sich Manches dafür anführen läßt, wenn wir ihm trotz seiner Eigenschaft als Mitglied einer Kirche den Vertrieb „materialistischer" Werke gestatten. Nun ist aber dies gar nicht einmal unser Standpunkt gewesen. Christliche, unchristliche, atheistische, religiöse, irreligiöse Buchhändler gibt es für uns nicht; wir kennen nur Buchhändler, die über den Parteien stehend, der ganzen wissenschaftlichen Welt, jedem Gebildeten die Materialien zur Erweiterung seiner Kenntnisse an die Hand geben; für sie gibt es nur zwei Schranken, die eine, die ihnen der Staat setzt, der die Veröffentlichung und Verbreitung gewisser Bücher criminell bestraft, — die andere, die sie sich selbst setzen, wenn sie von ihrer Höhe herabsteigen und gegen ein klingendes Aequivalent in die Dienste einer Partei treten. Daß das Gesetz nicht übertreten werde, das möge der „V..." der Polizei und den Gerichten der Vereinigten Staaten überlassen, die in dieser Beziehung den Buchhändlern mit Recht auf den Dienst passen. Gegen den zweiten Verdacht der Unselbstständigkeit spricht die eigene Erklärung des „V..." über das Projekt zur Gründung eines Blattes so klar und bestimmt, daß Steiger ihm dafür zu speciellem Danke verpflichtet ist.

„Indem wir es unternehmen, diese Angelegenheit nicht als eine persönliche, sondern lediglich mit Rücksicht auf das Princip der Selbstständigkeit des Buchhändlers zu behandeln, müssen wir es tief bedauern, daß einige Voreilige und Unbedachte der Sache, welche sie zu fördern nicht nur vorgeben, sondern auch berufen sind, empfindlich schaden.

„Jedermann sieht ein, daß keiner von ihnen das Recht hat, die Verbreitung irgend eines Buches zu untersagen und, wie sich selbst, auch seine Glaubensgenossen als Solche hinzustellen, welche die Wahrheit zu scheuen hätten.

„Können sie in ihrer Weisheit und Macht Naturgesetze umstoßen? Oder wollen sie die Verbreitung unantastbarer Wahrheiten wehren? Dabei haben sie in ihrem Eifer ganz übersehen, das sie durch ihr Vorgehen ihre Leser auf ein Buch aufmerksam machen, welches sonst unbeachtet geblieben wäre — also gerade das Gegentheil ihrer Absicht erreichen.

„Die Herren sollten widerlegen, was nach ihrer Ansicht falsch ist, denn Bildung und Kenntnisse zu verbreiten ist auch ihre Pflicht.

Unverantwortlich und höchst tadelnswerth ist es, daß sie durch Mißbrauch der Feder sich lächerlich machen und ihren Beruf in ein falsches Licht stellen.

„Wenn man aber bedenkt, daß Anklagen gegen einen Buchhändler erhoben werden, weil er ein Buch verbreitet, welches gewissen Leuten schädlich scheint, ohne Rücksicht darauf, daß derselbe Buchhändler nicht nur gleichzeitig (nämlich in dem betr. Buche selbst), die Gegenschriften anbietet, sondern sogar schon seit Monaten, ja seit Jahren angezeigt und verbreitet hat, so muß ein solches Verfahren vollends unbegreiflich erscheinen.

„Um aber die Sache zu einem praktischen Schlusse zu bringen, fordern wir die mehrerwähnten Ankläger auf, folgende Fragen, zu denen lediglich sie selbst Veranlassung gegeben, in einer für den Buchhändler benutzbaren, bestimmten Weise zu beantworten:

1) Woran erkennt man ein gutes Buch, welches zu verbreiten erlaubt ist? und
2) Woran ist ein schlechtes, schädliches Buch zu erkennen, das man nicht verbreiten darf?

„Ueberflüssig erscheint die vollständig berechtigte Aufforderung an die Herren Censoren, für den Gebrauch und die Nachachtung der Buchhändler (nicht bloß gewisser Bücherhändler) einen Catalog solcher literarischen Erscheinungen herauszugeben, welche erlaubt (oder verboten) sind — wir bezweifeln, von Anderem abgesehen, ihre Befähigung dazu.

„V...", „L..." und „P..." werden nun nicht anstehen, ihren Lesern und auch uns die nöthige Erklärung geradeaus zu geben; — wenn es zu lange dauert, werden wir uns erlauben, daran zu erinnern.

„Obwohl uns für gewöhnlich die Zeit und die Lust zum Polemisiren fehlt, so werden wir doch in diesem Falle, wo es sich um eine Sache von so tiefgehender Bedeutung handelt, eine Ausnahme machen. Wir halten uns hierzu um so mehr verpflichtet, als wir von jeher die hohe und ehrenvolle Mission des Buchhandels ganz besonders darin erkannt haben, daß er gleichsam als Träger der Wissenschaften der Menschheit ihre schönsten und werthvollsten Schätze erhalte und sie Jedem nutzbar und zugänglich mache.

„Natürlich bleiben wir, bis wir eines Besseren belehrt werden, unserer Ansicht treu, daß ein Buchhändler die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit seines Wirkens wahren kann, ohne seine persönlichen

Gefühle in kirchlichen Sachen irgendwie zu beschränken. Wir sollten glauben, daß die protestantische Kirche sich vor den Forschungen der Wissenschaft nicht zu fürchten brauche!"

Vielfach kündigte ich an:

„Ich wünsche zu verlegen:

Eine Zusammenstellung wissenschaftlicher Forschungen zur Widerlegung der Lehren des Materialismus,

mit besonderer Berücksichtigung der in Dr. L. Büchner's „Kraft und Stoff" niedergelegten;

ferner:

Ueber die Stellung und Pflichten der Geistlichkeit — der katholischen wie protestantischen — gegenüber den Fortschritten der Wissenschaft, insbesondere der Philosophie und Naturwissenschaften,

und ähnliche Schriften, die großen Fragen der Zeit:

Das Verhältniß der Wissenschaft zur Kirche, und
Darwin's Theorie

betreffend.

Bedingungen sind: Gründlichkeit bei größtmöglicher Kürze und interessanter, einem gebildeten Publicum verständlicher Darstellung; endlich, daß die Arbeit in Amerika entstehe.

Diejenigen, welche eines dieser Themata für meinen Verlag zu bearbeiten geneigt sind, belieben sich vorher an mich zu wenden."

Auf dieses Ausschreiben hat sich aber Niemand gemeldet. Ich konnte Interessenten nur Friedrich Münch's Broschüre „Die sinnliche und die geistige Lebensansicht, oder Materialismus und Dualismus beleuchtet vom Standpunkte der heutigen Wissenschaft" anbieten, sowie

Ludwig Weis. „Anti-Materialismus. Vorträge aus dem Gebiete der Philosophie mit Hauptrücksicht auf deren Verächter."

Aug. Nath. Böhner. „Naturforschung und Culturleben in ihren neuesten Ergebnissen, Zeugniß der Thatsachen über Christenthum und Materialismus, Geist und Stoff." und desselben Verfassers

„Kosmos. Bibel der Natur. Das Anziehendste aus dem Gesammtgebiete zur Veranschaulichung der Majestät des Ewigen in seinen Werken. Für Gebildete aller Bekenntnisse".

sowie etliche andere Broschüren dieser Tendenz.

Es fehlte nicht an Personen und Zeitschriften, welche meine Partei nahmen und die Consequenzen darstellten, die aus der Ausführung der Anschauungen meiner Angreifer erwachsen müßten, u. s. w. Mir lag aber nicht an, einen Streit fortzusetzen, in welchem unausbleiblicherweise meinen Gegnern noch viele unangenehme Wahrheiten gesagt worden wären. Das wollte ich vermeiden und schwieg darum, trotz meiner schon ausgesprochenen Absicht, weiter zu polemisiren.

In der Nummer vom Juni 1869 steht:

„Gustav Freytag, heißt es, soll nach Amerika kommen wollen, um sich Stoff zu neuen Arbeiten zu sammeln. Sollte dem so sein, so wünschen wir nur, daß er sich lange genug hier aufhält, um ein irgend begründetes Urtheil über Land und Leute zu gewinnen. Sonst bliebe er besser daheim; denn mit Phantasiestücken über Amerika ist die Welt schon überreich von „durchreisenden Künstlern" aller Art bedacht worden."

In der Nummer vom Juli 1869 heißt es:

„Ludwig Büchner, der weltberühmte Verfasser von „Kraft und Stoff", soll beabsichtigen, die Ver. Staaten zu besuchen, um öffentliche Vorträge zu halten. Die Nachricht wird allen Denen besonders willkommen sein, die mit Bedauern die Unterhandlungen mit Carl Vogt sich in Folge seiner zu hohen Ansprüche zerschlagen sahen."
sowie auch:

„Herr Dr. Wilhelm Jordan in Frankfurt a. M., der berühmte Rhapsode und Verfasser der hochgepriesenen „Nibelungen", beabsichtigt, nach Amerika zu kommen, um Vorlesungen über jenes Epos zu halten. Herr Jordan hat in ca. 60 Städten Deutschlands sein Nibelungenepos mit dem größten Erfolge vorgetragen; über sein Werk herrscht in der Kritik nur Eine Stimme, nämlich die, daß es die großartigste Dichtung der Neuzeit sei."

Eine Kleinigkeit, die im „Monatsbericht" nicht gedruckt zu lesen ist, will ich hiermit nachträglich noch erwähnen. Ich weiß nicht, auf welche Weise Frau Clara Mundt (Louise Mühlbach) von meiner bescheidenen Existenz Kenntniß erhalten hatte; kurz, eines schönen Tages erhielt ich einen Brief von ihr, in welchem sie erwähnte, wie fürstlich sie seitens

des Khedive in Cairo empfangen und bewirthet worden sei. Nun wünsche sie auch eine Einladung von den Deutschen in Nord-Amerika, bezw. von mir zu erhalten. — Ich mußte ihr antworten, daß ich diesen Wunsch zu erfüllen leider nicht in der Lage sei.

In der Nummer vom Januar 1870 heißt es:

„Von dem im Verlag von Friedrich Gerhard hier erscheinenden Deutsch-amerikanischen Conversations-Lexikon ist am 1. Februar der erste Band vollständig geworden, und seitdem auch, am 15. Februar, die 11. Lieferung (Band II, Lieferung 1) erschienen.

„Mit jedem neuen Hefte ist das Werk gediegener und werthvoller geworden, und auch die Ausstattung läßt jetzt nichts zu wünschen übrig.

„Der (man möchte sagen: unerwartet) große Erfolg des Unternehmens ist auf der einen Seite dem Verleger und seinen Freunden wohl zu gönnen; auf der andern ist er aber ein sehr erfreulicher Beweis für das Interesse, nicht blos an solchen encyclopädischen Werken, sondern an der deutschen Literatur überhaupt, welches unter den Deutschen im ganzen Lande erwacht ist, und unaufhaltsam sich weiter verbreitet.

„Das ist eine Thatsache, deren Wichtigkeit in ihren verschiedenen Beziehungen kaum hoch genug angeschlagen werden kann.

„Und ob nun der neue Zolltarif in Bezug auf Bücher und Zeitschriften durchgeht, wie vorgeschlagen, oder nicht: deutsch-amerikanische Verleger und Buchhändler, und auch die Importer deutscher Literatur — sie alle werden große Thätigkeit zu entfalten reichliche Veranlassung haben.

„Trotz der großen Vorzüge des Gerhard'schen Lexikons ist das Vorurtheil bei Vielen zu groß, als daß sie nicht vorzögen, ein Werk von anerkanntem Werthe und vieljährigem Rufe, wie die Encyclopädien von Brockhaus, Pierer und Meyer zu nehmen, Werke, die überdies auch in ihren neuesten Auflagen theils gleich vollständig, theils aber (Pierer, 5. Aufl.) der Vollendung näher sind, als das Gerhard'sche.

„So wird dieses eine Nachfrage nach obengenannten importirten Werken hervorrufen, und dagegen wird die Thätigkeit der Händler für Brockhaus, Pierer, Meyer u. A. auch Gerhard zugute kommen.

„Das Resultat ist eben, daß Hunderte, ja Tausende sich fortan veranlaßt sehen, irgend ein solches Werk sich anzuschaffen — unter andern Umständen wäre es ihnen nicht eingefallen.



„Die Deutschen in Amerika sind bisher mit deutscher Literatur noch lange nicht übersättigt, ja noch nicht einmal genügend damit versehen worden. Die Thätigkeit der Verleger, Importer, Buchhändler, Colporteure und Zeitungsträger wird einen großen Absatz erreichen, und rückwirkend wird wieder unter dem Publicum ein immer größerer Bedarf entstehen, den zu befriedigen man nicht zögern wird.

„Der deutsch-amerikanische Buchhandel ist jetzt im Stadium einer erfreulicher Entwickelung begriffen, und wird voraussichtlich in wenigen Jahren, gleich anderen Erwerbszweigen, eine allgemeine Beachtung errungen haben."

An anderer Stelle kündigte ich an:

„Als Prämie offerire ich den Abnehmern von Keil's Leipziger „Gartenlaube" mit dem letzten Hefte des Jahrgangs 1870 den prachtvollen Stahlstich „Die Alpe (Heimkehr von der Alm)." Prämienbild des Münchener Kunst-Vereins. Größe, ohne Papierrand: 20" hoch und 25½" breit; ein Blatt, welches im Buchhandel mehr als $5.00 kosten würde, gegen die geringe Nachzahlung von nur 50 Cents.

„Diese Prämie gefällt überall in großem Maße, und zwar umsomehr, als der Gegenstand eine sehr willkommene Abwechslung gegen die gewöhnlichen Prämienbilder ist.

„Für diejenigen Abnehmer der „Gartenlaube" aber, welche vorziehen, statt dieses Bildes ein werthvolles Literaturerzeugniß zu erhalten, biete ich ein weltberühmtes Werk, das Kleinere Brockhaus'sche Konversations-Lexikon für den Handgebrauch. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Neue Ausgabe. 4 Bände, zusammen 3322 zweispaltige Octavseiten (Preis: 10 Dollars), als Prämie gegen Nachzahlung von nur 4 Dollars, franco New York.

„Die ersten drei Bände können zum Preise von je 1 Dollar sogleich oder in beliebigen Terminen bezogen werden, der letzte (4.) Band wird aber erst mit dem Schlußhefte der „Gartenlaube" für 1870 — also im Januar 1871 — ausgegeben.

„Es gibt wohl kein Werk, welches für den Deutschen in Amerika zu einer Prämie sich besser eignete, als das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon, welches in seiner Art vorzüglich ist.

„Um dasselbe auf die Höhe der Zeit zu bringen, sodaß es jedem andern Nachschlagebuch zur Seite gestellt werden kann, dienen ein im nächsten Jahre (1871) bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinender

Supplement-Band, welcher die wichtigsten Nachträge auf allen Gebieten bringt, und ebenso ein die ausschließlich amerikanischen Verhältnisse behandelnder Amerikanischer Ergänzungs-Band, welcher in meinem Verlage hier erscheint, sobald die Ergebnisse des bevorstehenden Census veröffentlicht sind. Früher können begreiflicherweise verläßliche Angaben nicht gemacht werden.

„Diese beiden Bände sollen den Abnehmern meiner Prämien-Ausgabe des Kleineren Brockhaus'schen Conversations-Lexikons zusammen nur zwei Dollars kosten — für Andere bedeutend mehr."

Für den vorhergehenden Jahrgang 1869 der „Gartenlaube" lieferte ich ein anderes Blatt, wie aus folgender Anzeige ersichtlich:

„Die Abnehmer des ganzen Jahrgangs der von mir bezogenen Ausgabe der „Gartenlaube" erhalten am Schlusse des Jahres gegen Nachzahlung von nur 50 Cents als Prämie den prachtvollen Stahlstich „Don Quixote unter den Hirten." Nach dem Gemälde von A. Schroedter in Stahl gestochen von Jazet.

„Dieses schöne Bild ist ohne Papierrand 23 Zoll breit und 18¼ Zoll hoch. Es stellt den Moment dar, in welchem Don Quixote, am Fuße eines Baumes in Gesellschaft der Ziegenhirten sitzend, dem von der Fidel begleiteten Gesange des Schäfers Antonio lauscht. Er hat seine Rüstung gelockert, die Waffen abgelegt und sich es bequem gemacht. Auf den bei der Lagerstatt ausgebreiteten Schaffellen liegen noch die Reste des einfachen Mahles; im Hintergrunde ruht Sancho Pansa, schläfrig vom genossenen Weine, in der Nähe eines jungen Hirtenmädchens aus; mehrere Hirtengestalten theils bei dem Kochkessel an der Seite des Baumstammes beschäftigt, theils dem Liede lauschend, theils den Ritter betrachtend, der wohlgefällig an der Spitze seines Zwickelbartes dreht, sind die anderen Figuren der Gruppe, welche eins der unterhaltendsten Kapitel aus dem Leben des Edlen von La Mancha versinnlicht. Im Hintergrunde rechts lagert die von dem Hunde bewachte Heerde.

„Zur Empfehlung des Bildes genügt die Bemerkung, daß es vom Kölnischen Kunst-Vereine herausgegeben, und bisher nur an die Mitglieder desselben als Vereinsblatt geliefert worden ist. Es sind noch keine Exemplare davon in den Handel gekommen und also auch nicht zu irgend einem Preise angeboten worden, aber das Blatt ist minde-

stens ebenso werthvoll, wie andere, welche für fünf Dollars verkauft werden.

„Dieser Stahlstich wird seiner Ausführung und seines Gegenstandes wegen von Allen, welche Gelegenheit gehabt haben, ihn mit ähnlichen Prämienbildern zu vergleichen, diesen vorgezogen, er hat wirklichen Kunstwerth.

„Denjenigen Abnehmern, welche den Preis des Jahrgangs der „Gartenlaube" in gelben Heften vorausbezahlen, kann das Prämienblatt gegen Nachzahlung von 50 Cents sogleich geliefert werden.

„Ausdrücklich wird aber bemerkt, daß Niemand zur Abnahme desselben verpflichtet ist."

Das war eine Neuerung, dadurch hervorgerufen, daß eines Vormittags mehrere mittheilsame Colporteure in mein Local kamen mit Ausdrücken wie: „Zickel macht den Steiger todt mit der „Gartenlaube"; er gibt eine Prämie." Dabei zeigten sie den betr. Prospect.

Herr S. Zickel war damals im Vertriebe importirter deutscher Zeitschriften mein einziger Concurrent, oder vielmehr, durch mein directes Importiren, vom Januar 1866 an, war ich sein Concurrent geworden. Er hatte - mehrere Jahre früher anfangend -- den Absatz von „Gartenlaube", „Illustrirte Welt", „Ueber Land und Meer" und anderen Zeitschriften dadurch zu einer hohen Ziffer gebracht, daß er die betr. Verleger veranlaßte, heftweise zu liefern, und so konnte auch er diese Zeitschriften heftweise berechnen, wie es mit amerikanischen Zeitschriften und Zeitungen der Fall war, statt die Kunden bezw. die Colporteure, zum Abonniren d. h. Vorausbezahlen, zu zwingen. Die Buchhändler und Colporteure in fast allen Städten, welche Zickel's „Novellenschatz" und „Familienblätter" absetzten, verkauften auch die Hefte der „Gartenlaube", „Illustrirte Welt" u. s. w. Unter solchen Umständen mochte Herr Zickel im J. 1869 wohl schon 20,000 „Gartenlaube" absetzen, die für ihn besonders in graue Umschläge geheftet wurden.

Neben seiner großen Thätigkeit war es aber doch auch mir gelungen, einen Absatz von mehr als 10,000 „Gartenlaube" — und anderen Zeitschriften im Verhältniß — zu erzielen.

Zwischen uns Beiden bestand eine rührige und wachsame Concurrenz, dabei aber galt „leben und leben lassen". Ueberraschungen waren in diesem Wettstreite natürlich erlaubt, und der Andere mußte in der Lage sein, sich nicht überbieten zu lassen.

Da kam also Herrn Zickel's Ueberraschung mit dem „Prämien-Stahlstiche" und an mir war es, meinen Abnehmern der gelben Hefte nicht weniger zu bieten, als er offerirte.

Prompt fiel mir ein, daß Herr Hugo Wesendonck, der mit den Künstlerkreisen Cöln's Beziehungen hatte, mir vor einiger Zeit eine Stahlplatte offerirt, die der Kölnische Kunstverein in Amerika veräußern wollte. Zum Glück für mich in diesem Falle — wie in unzähligen anderen — war ich nicht abwesend, sondern am Platze, und konnte sogleich die nöthigen Schritte thun. Ich ging also hinunter nach der Office der Germania-Lebensversicherungs-Gesellschaft, traf Herrn Wesendonck, sah den Abzug der Platte, hörte den Preis, acceptirte denselben und der Handel war fertig. Am selben Nachmittage konnte ich meinen Prospect schreiben, aufsetzen und drucken lassen, und versenden. Ich bot nun ebensoviel wie Herr Zickel.

Für den Jahrgang 1871 der „Gartenlaube" offerirte ich den Stahlstich „Romeo und Julie" als Prämie gegen Nachzahlung von $0.50, sowie gratis Büchner's „Kraft und Stoff", broschirt, oder gebunden gegen Nachzahlung von $0.30 für den Einband.

Das kam nämlich so:

Der Nord-Amerikanische Turnerbund stand damals auf dem Höhepunkte seiner Entwickelung und tüchtige Männer saßen im Vororte, welcher z. Z. seinen Sitz in New York hatte. Derselbe sorgte nicht blos für die körperliche Ausbildung seiner Mitglieder (wol 60—80,000), sondern auch für deren geistige Entwickelung. In unzähligen Städten des Landes unterhielt der betr. Turnverein eine eigene — deutsche — Schule. In diesen wurde die Serie der „Turnerschulbücher" gebraucht, welche bei mir erschien und für die der Vorort das Honorar an die Autoren bezahlte, wogegen ich auf meine Kosten die technische Herstellung übernahm.

Auch Vorleser engagirte der Vorort, die von einer Stadt zur andern reisten, Leute, wie Fr. Schünemann-Pott, Dr. Oscar Guttmann u. A. Um einen ungewöhnlichen Erfolg zu erzielen, wollte der Vorort berühmte Männer aus Europa kommen lassen. Längere Zeit dauerten die Unterhandlungen mit Carl Vogt. Dieselben führten aber zu keinem Resultate, weil Vogt nicht von seiner Forderung abging: $20,000 für je 6 Vorträge in 7 Städten, also beinahe $500 für jeden. Das war mehr, als der Vorort bewilligen konnte, daher der Plan sich zerschlug.

Nun wandte man sich an Dr. Ludwig Büchner, der weniger anspruchsvoll war, im J. 1872 auch kam und in verschiedenen Städten Vorträge hielt.

Der Vorort war sich darüber klar, daß dem Vorleser vorgearbeitet werden müsse, wenn er Erfolg haben solle. War es doch entschuldbar, daß von den Mitgliedern der Turnvereine, besonders im Lande, die Mehrzahl nicht wußte, wer Dr. Büchner war, bezw. was er gelehrt und geschrieben.

Unter solchen Umständen kam eines Tages Herr Henry Merz, der Erste Sprecher, zu mir und sagte: „Herr Steiger, Sie müssen uns helfen, daß Dr. Büchner Erfolg hat. Was könnten Sie thun?"

„Nun," erwiderte ich, „ich will Ihnen was sagen; ich will „Kraft und Stoff" nachdrucken, und meinen 10,000 Abnehmern der „Gartenlaube" gratis anbieten."

„Ei, das wäre eine gute Idee. Ja, thun Sie das."

Und ich that's, hatte aber Unannehmlichkeiten davon, wenn auch nicht ernster Art. Zunächst, wie schon auf S. 152 erwähnt, die Mißbilligung einiger kirchlichen Blätter, dann aber auch die Ausdrücke des Unwillens, welche Dr. Büchner in Deutschland veröffentlichte. Die Mitglieder des Vororts waren darüber aufgebracht und Herr Merz kam, um sein Bedauern darüber auszudrücken, während ich ja an dergleichen schon gewöhnt war.

Als dann im nächsten Jahre Dr. Büchner ankam, wurde ihm vonseiten des Vororts auseinandergesetzt, daß es nicht zweckmäßig gewesen sei, mich zu beleidigen u. s. w. und daß es sein eigenes und des Turnerbundes Interesse erheische, daß Differenzen zwischen ihm und mir beseitigt würden. Daß man so zu ihm sprach, war dem Dr. Büchner begreiflicherweise unangenehm, — aber er mußte es anhören.

Ein paar Tage später sah ich Herrn Merz von der Ladenthüre her auf meine Office zukommen in Begleitung eines Herrn, der dem „Kraft und Stoff" vorgehefteten Portrait nach Dr. Büchner sein konnte.

„Herr Steiger", sagte Herr Merz, als er mit seinem Begleiter eingetreten war, „hier habe ich die Ehre, Ihnen Herrn Dr. Ludwig Büchner vorzustellen. Nun lasse ich Sie allein. Good bye" und ging.

Die Situation war eine eigenthümliche; nach seiner Anschauung war der „Bestohlene" genöthigt worden, zu dem „Diebe seines Eigenthums" zu gehen und denselben um Verzeihung wegen seiner Aeußerungen zu bitten.

Ich sagte ihm: „Herr Doctor, es hat ein kleines Mißverständniß zwischen uns bestanden, das jetzt wol beseitigt ist. Ich hoffe, Sie werden großen Erfolg haben."

Und damit war die Sache abgemacht.

Das erinnert mich auch an das verdutzte Gesicht, das Paul Lindau machte, als Freund Hauselt mich ihm bei einem Villard-Feste im Jahre 1884 vorstellte mit den Worten: „Herr Doctor, das ist Herr Ernst Steiger, von dem Sie ja wol schon gehört haben." Und ob er von mir gehört. Er hatte ja in seinen „Harmlosen Briefen eines deutschen Kleinstädters" meiner als Nachdrucker erwähnt.

Um nicht langweilig zu werden, muß ich davon absehen, noch mehr aus dem „Monatsberichte" abzudrucken, als ich schon gethan. Aus dem Abgedruckten ist m. E. ungefähr zu ersehen, wie damals die literarischen Verhältnisse unter den Deutschen in Nord-Amerika lagen — andererseits aber, was meine Anschauungen, Absichten und Pläne waren in der damaligen Zeit der Hochfluth des deutschen Einflusses, der Bethätigung des deutschen Geisteslebens.

Ei, wie erschien doch Alles so schön und vielversprechend! — und

Ach, wie ist leider doch Alles ganz anders geworden!

Es wäre so schön gewesen! — Aber es hat nicht sollen sein. Darum hörte die Einwanderung der besseren Classen aus Deutschland auf; darum amerikanisirten sich die Deutschen in Amerika; darum gestalteten sich die Verhältnisse so, wie Kapp vorausgesehen — statt daß Raster's Visionen sich erfüllten.

Ich bin aber doch froh und dankbar dafür, daß es mir vergönnt gewesen ist, jene Glanzperiode des Deutschthums in Amerika mit zu durchleben.

Wenn ich mir die Frage stelle: „Würde ich voraussichtlich heute „besser ab" sein, d. h. hätte ich größeren finanziellen Erfolg erzielt, wenn das Deutschthum in der Union nicht zurückgegangen wäre?" -- so glaube ich das verneinen zu müssen. Es würden sicherlich, bei genügendem Absatze deutscher Bücher, so viele deutsche Buchhandlungen entstanden sein, daß infolge solcher Concurrenz unausbleiblicherweise die Existenzfähigkeit fast aller aufgehört hätte. Dieser Calamität sind wir entgangen; — die übriggebliebenen, heute noch bestehenden deutschen Buchhandlungen genügen dem Bedürfnisse vollständig.

Wenn man diese Sache vom anderen Ende aus ansieht, so ergibt sich, daß die Zahl und Bedeutung deutscher Buchhandlungen einer der Maßstäbe des deutschen Geisteslebens ist. Nach diesem Maßstabe ist dasselbe in den letzten 30 Jahren in Nord-Amerika fast überall stark bergab gegangen. Von den seßhaften und den „fliegenden" Buchhändlern, welche damals über die ganze Union deutsche Bücher und Zeitschriften in großen Massen verbreiteten, existirt heute kaum noch der vierte Theil. Allerdings wird jetzt mindestens ebensoviel gelesen wie damals — aber auch die Mehrzahl der Deutschen liest Englisches. Darum sind auch innerhalb der letzten 10 Jahre mindestens 300 deutsch-amerikanische Zeitungen eingegangen und von den noch bestehenden führt eine große Zahl eine nur kümmerliche Existenz.

Wie also anderswo schon angedeutet, habe ich in den ersten Jahren meiner Selbständigkeit mit großer Schaffensfreudigkeit viel geleistet, d. h. verhältnißmäßig viel; die Verhältnisse und Umstände begünstigten mich und der Erfolg war sichtbar. Manche Leute wurden aufmerksam auf meine Thätigkeit, selbst Europäer. So erinnere ich mich, daß der Kunstverleger Gustav W. Seitz aus Wandsbeck nach längerem Beobachten im J. 1871 mein flinkes Arbeiten und mein Organisationstalent lobte mit der Bemerkung, daß ich auch in irgend einer anderen Lebensstellung Erfolg haben würde. Er schloß mit den Worten: „Und wenn Sie Militär geworden, so würden Sie jetzt General sein." Meiner schwachen Seite im persönlichen Auftreten mir vollständig bewußt, dachte ich bei mir: „höchstens Hauptmann oder Major — aber Buchhändler ist besser."

Denn schon damals, oder vielmehr bereits während meiner Lehrzeit stimmte ich mit Jenem überein, der gesagt hat: „Die Buchhändler und die Kunsthändler sind die Edelleute des Kaufmannsstandes." Hatte doch auch schon der Alte Fritz einem Buchhändler, der sich einen Titel erbat, entgegnet: „Buchhändler ist ein schöner Titel; was will Er mehr?" Oder wie Ernst von Wildenbruch sich in unserer Zeit ausgedrückt hat: „Wer dem Buche dient, der dient dem Geiste; wer dem Geiste dient, der dient der Welt" — so war auch ich von Lust und Liebe zu meinem Berufe beseelt. Und so ist's geblieben bis in mein Alter, bis jetzt.

Auf Grund meiner Beobachtung des Wirkens und Einflusses her-

vorragender deutscher Buchhändler und Verleger hatte ich eine ideale Anschauung davon. Ich hoffte ähnliche Resultate erzielen zu können. Als ein hehres Ziel erschien es mir, für die unzähligen literarischen Kräfte unter den deutschen Eingewanderten in Amerika — es waren wahrlich die Schlechtesten nicht, welche Deutschland im J. 1848 verlassen hatten — einen Sammelpunkt zu schaffen, ihre Schriften in geschmackvoller Ausstattung zu verlegen und energisch in der neuen Heimath zu verbreiten.

Von anderen eigenen literarischen Arbeiten abgesehen, hatte ich 1863 für S. R. Urbino in Boston Goethe's „Faust" mit englischen Noten versehen und Platten davon in meiner eigenen Druckerei hergestellt. Dann kamen andere Bücher; 1867 verlegte ich Karl Rühl's „Californien" in einer Ausstattung, wie bis dahin nicht viele deutsche Bücher in Amerika gedruckt worden waren, und erzielte auch beträchtlichen Absatz.

Diese Ausstattung und mein Vertrieb gefielen Friedrich Kapp dermaßen, daß er mir den Verlag seiner „Geschichte der deutschen Einwanderung" antrug, welche Proposition ich stehenden Fußes annahm. Liberalität im Honoriren war die Basis, auf welcher diese Bücher entstanden, so wie auch eine kleine Auswahl Gedichte von mehr als 20 Deutsch-Amerikanern unter dem Titel „Heimathsgrüße" zusammengestellt wurde, der bald nachher eine größere Sammlung, „Dornrosen" betitelt, folgte. All dieser Erstlingsunternehmungen werde ich mein Leben lang mich gern erinnern.

Daneben vergrößerte sich mein Schulbücherverlag, sowie auch mein Sortimentslager importirter Bücher. Allerdings überschätzte ich mein Publicum theilweise, viele blieben unverkauft, weil zu wissenschaftlich — aber es war mir zuwider, Sensationsromane oder sonstige Schundliteratur zu führen, ungeachtet der Nachfrage, und ungeachtet des größeren Profites daran.

Ich will nicht leugnen, daß ich im Stillen den Wunsch hegte, durch mein ruhiges Wirken einer von Denen zu werden, welche dem deutschen Namen in Nord-Amerika Ehre machten. Wer weiß, ob nicht infolgedessen die Auszeichnungen, erst aus Berlin und dann aus Wien, gekommen sind.

Selbstverständlich hoffte ich auch, durch meine Thätigkeit ein Vermögen zu erwerben, welches mir und meiner Familie eine sorgenfreie Zukunft sichern sollte. Aber das Streben nach Geldmacherei hat in mir nie die Oberhand gewinnen können.

Die eben erwähnten Anschauungen sind mir geblieben. Meine hiesigen Freunde sind in ihren verschiedenen Berufszweigen fast alle wohlhabender geworden, als ich bin, und zwar mit weniger Mühe. Aber ich beneide sie nicht. Andererseits bin ich davor sicher, daß auch nur ein Einziger mir in meiner ganzen Thätigkeit Concurrenz mache, weil ihnen die dazu nöthige unausgesetzte Aufmerksamkeit nicht conveniren könnte.

"Eternal watchfulness is the price of liberty" heißt in meiner Anwendung: „Nur infolge unausgesetzter persönlicher Sorgfalt kann ein Geschäft wie das meinige bestehen und gedeihen.— Vernachlässigung bedeutet Rück- bezw. Untergang." Unzählige Beispiele bestätigen das Letztere.

Aber schon zu jener Zeit, d. h. zu Anfang der 70er Jahre, gab's auch Leute, die keine gute Meinung von mir bezw. meinen geschäftlichen Eigenschaften und Fähigkeiten hatten. Als ein Beispiel will ich Folgendes anführen:

Eines Morgens gegen 9 Uhr kommt ein Herr O. W. Richter, überreicht mir seine Karte und sagt: „Herr Steiger, ich will meine Buchhandlung einrichten und mir ein Lager der besten und gangbarsten deutschen Bücher bei Ihnen aussuchen."

„Schön, Herr Richter, das können wir besorgen," sagte ich, und rief einen Sortiments-Clerk, den ich beauftragte, Herrn Richter bei der Auswahl den besten Rath zu geben und die billigsten Preise zu berechnen.

Daß ich ihn einem Clerk übergab, und wieder an das Besorgen der Morgenpost ging, war R. nicht recht und er machte mir ein Gesicht.

Ich will hier einschalten, was ich später erfuhr, nämlich daß R. ein ehemaliger preußischer Officier war — schneidig. Er war im Westen bis nach St. Paul gekommen und hatte die Tochter eines wohlhabenden Mannes geheirathet. Damit er ein Geschäft betreiben könne, was ihn und seine Familie erhalte, hatte der Schwiegervater ihm $3,000 gegeben. Richter hatte sich überlegt und war zu der Meinung gekommen, daß es am wohlanständigsten für ihn wäre, eine deutsche Buchhandlung in St. Paul zu errichten — obwol er gar nichts vom Buchhandel verstand. Um die für solche Buchhandlung nöthigen Bücher einzukaufen, kam er nach New York bezw. zur größten deutschen Buchhandlung, zu mir.

Gegen 11 Uhr kam Richter wieder bei mir in der Office vor, und sagte: „Herr Steiger, ich bin fertig; kommen Sie jetzt, ein Glas Wein mit mir zu trinken."

„Danke Ihnen, Herr Richter, aber es ist gegen mein Princip, während der Geschäftszeit Etwas zu trinken."

Da nahm Richter eine ernste Miene an und sagte:

„Herr Steiger, wenn Sie 'mal hinaus nach dem Westen kommen, da können Sie noch 'was lernen. Da bedient der Principal selbst seine Kunden, und wenn er zu einem Glase Wein eingeladen wird, so erachtet er das als eine Ehre. Merken Sie sich das."

„Ja, ich bedaure sehr, aber es ist gegen mein Princip."

Und Richter ging grollend ab.

Ich erzählte diesen Vorfall dem Freunde Hauselt, der sich darüber freute und die Geschichte in Umlauf brachte. Manche Leute haben mir ihr volles Einverständniß ausgedrückt, und Keiner hat gewagt, mir ins Gesicht zu sagen: „Sie sind ein Narr." Aber im Stillen hat das doch wol so Mancher gedacht.

Es gibt ja Leute, welche nicht blos des Abends lange am Biertische sitzen, sondern auch schon am Nachmittage. So ein Mann bildet sich ein, daß er nur beim Glase Geschäfte machen könne. Er denkt, daß er dadurch den Anderen zu einem Kaufe u. s. w. zu überreden im Stande sei, ohne für möglich zu halten, daß der Andere ihn übertölpelt, wie es doch gar oft der Fall ist. Und wenn dabei blos Bier getrunken würde — aber Schnaps ist dann so häufig das Getränk, dessen Geruch allein vielen Leuten zuwider ist. Als Deutscher möchte ich auch für „persönliche Freiheit" stimmen, wenn nur der Schnaps ausgeschlossen wäre. Ich will nicht unternehmen abzuschätzen, wie das Verhältniß der Zahl und des Umfangs derjenigen Geschäfts-Transactionen, die ohne irgend welche Trinkerei abgemacht werden, sich zu denen stellt, welche von obligatem Trinken begleitet sind. Die Kaufleute, mit denen ich verkehre, und die theilweise enorme Geschäfte machen, thun das fast ausnahmslos, ohne dem Schanktisch nahe zu kommen; diejenigen aber, welche in vereinzelten Fällen doch mit zur Bar gehen müssen, nehmen etwas Wein, oder Bier, oder Soda, oder eine Cigarre, während der Andere seinen Whiskey hinuntergießt. Daß aber die wenigsten Kaufleute für den Schnapsgeruch eine Vorliebe haben, die allermeisten vielmehr Trinker soviel als möglich meiden, ist selbstverständlich.

Bei solchen Anschauungen habe auch ich Kneipereien und Trinker und „Lebemänner" gemieden und bin andererseits von solchen auch nicht gesucht worden, umsoweniger, als ich von keinerlei Abenteuern sprechen oder „schöne Geschichten" erzählen konnte. Das war und ist mir gerade recht, und meinem Wohlbefinden zuträglich.

Um auf besagten Richter zurückzukommen, so brauche ich wol kaum zu erwähnen, daß er zwar meine erste Rechnung bezahlt, dann aber nicht lange mehr als deutscher Buchhändler in St. Paul existirt hat. Die $3,000 reichten natürlich nicht weit, und die verlassene junge Frau mußte um Wiederaufnahme ins väterliche Haus bitten.

Ungefähr 5 Jahre später sehe ich eines Tags jenen Ex-Buchhändler in mein Local treten und gerade auf die Office herkommen, wo ich an meinem Pulte stand.

„Sie kennen mich wol nicht mehr, Herr Steiger?"

„Oh, doch, Herr Richter, wie geht es Ihnen?"

„Ach, Herr Steiger, mir geht's recht schlecht" u. s. w.

Ich hatte ein damals seltenes Geldstück in der Tasche, einen Silber-Dollar; den holte ich heraus und abgewandten Gesichts hielt ich ihn R. hin — ohne daran zu denken, daß derselbe darüber beleidigt sein könne. Aber, nein — R. nahm den Dollar, sagte ein leises „Danke" und verschwand.

Und nun das dritte Bild.

Weitere 5 oder 6 Jahre später sehe ich eines Morgens im neuen Locale, in 25 Park Place, einen Mann am Ladentische stehen. Als ich vorbeigehe, redet mich derselbe an: „Sie kennen mich wol nicht mehr, Herr Steiger? — Ich bin Richter, früher in St. Paul. Jetzt bin ich Lehrer des Deutschen an einer Abendschule, und habe eben ein halbes Dutzend von Ahn's Rudiments gekauft, um Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen."

Er hatte mir also den Silber-Dollar nicht übelgenommen.

Ende November 1895 kam eines Nachmittags gegen 5 Uhr noch ein Herr, überreichte mir seine Karte und sagte, er wünschte ein Lager deutscher Bücher einzukaufen und bat um meinen Rath bei der Auswahl. Ihm dabei zu helfen, war mir zu dieser späten Stunde, da die verschiedenen Clerks ihre Arbeiten auf mein Pult brachten, rein unmöglich. Ich sagte ihm also: „Herr Meyer, ich möchte Ihnen nur Sachen empfeh-

len, die Sie ganz sicher absetzen können. Ich kenne aber Ihr Publicum nicht so wie Sie es kennen. Darum schlage ich Ihnen vor, heute Abend im Hotel meine Cataloge durchzusehen und darin anzustreichen, was Ihnen absetzbar erscheint. Nachdem Sie das gethan haben, können wir morgen früh die Auswahl in Ihrem Interesse treffen." Das schien ihm einzuleuchten; er nahm meine Cataloge und ging mit der Bemerkung, er werde morgen früh vorsprechen.

Er kam aber nicht wieder. Nach 8 Tagen schrieb ich an ihn, und bekam die Antwort, daß er an jenem Nachmittage von mir aus nach einer anderen Buchhandlung gegangen sei; dort habe man ihn sogleich bedient und sehr freundlich aufgenommen (d. h. ins Wirthshaus geführt).

Nun, man hat ihm dort auch eine Anzahl „Ladenhüter" aufgehängt, die er bei mir nicht bekommen hätte. Etwas länger hat's mit ihm gedauert, als mit jenem Richter, aber jetzt ist er auch „alle" geworden, und die Gläubiger haben das Nachsehen.

Ich meine, es ruht kein Segen auf den Wirthshausgeschäften.

Ich habe mehrere Gehülfen gehabt, deren Ansichten vom Trinken während der Geschäftszeit nicht mit den meinigen harmonirten. Ich duldete darin aber keine Differenz mit mir und Trennung war die Folge, wie tüchtige Kräfte sie auch sein mochten. Die Betreffenden, sowie eine große Anzahl der „lustigen Freunde", die ich früher in den Vereinen kannte, sind entweder gestorben, verhältnißmäßig jung, und theilweise in recht traurigen Verhältnissen und mit Hinterlassung einer unglücklichen Familie, oder aber sie führen ein bedauerliches Dasein, siechen todkrank dahin.

Ob sie wol ihre „lustigen Freunde" von ehemals in segnendem Angedenken halten?

Wie schon angedeutet, entfaltete sich in den sechziger Jahren, gleich nach dem Bürgerkriege, das deutsche Element in den Vereinigten Staaten in überraschender Weise, bis solche Entwickelung in den Jahren 1870-72 ungefähr ihren Höhepunkt erreichte. In entsprechendem Grade wurden deutsche Schulen gegründet: Privatschulen, Kirchenschulen, Turnvereinsschulen u. s. w. Dabei kam auch in Betracht, daß die zwei politischen Parteien, die Demokraten sowol wie auch die Republikaner — obwol Letztere ziemlich ungern — auf die Wünsche der deutschen Stimmgeber Rücksicht zu nehmen genöthigt waren. Wo demnach die Deutschen

sich zusammenthaten und von den machthabenden Leitern der Partei verlangten, daß in den öffentlichen Schulen Unterricht im Deutschen gegeben werde, wurde das in den meisten Fällen bewilligt, nicht selten auf Kosten des Französischen oder eines anderen Lehrgegenstandes, der dafür aufgegeben werden mußte.

Da es nur wenig andere deutsch-amerikanische Schulbücher gab, so fanden die in meinem Verlage erschienenen Lesebücher von H. Reffelt u. s. w. einen großen Absatz und brachten viel Geld ein. Selbstverständlich erkannte ich die große Zukunft, welche der Verlag von Schulbüchern bot, und pflegte diesen Zweig meiner Thätigkeit mit Vorliebe. Schon im J. 1864, als ich noch im Westermann'schen Hause arbeitete, schloß der Vorort des Nord-Amerikanischen Turnerbundes mit mir einen Vertrag betr. Uebernahme des Verlags ihrer Schulbücher. Da den freisinnigen Turnern die Reffelt'schen Lesebücher für die Schulen ihrer unzähligen Vereine in allen Theilen der Ver. Staaten nicht convenirten, so ließen sie auf ihre Kosten von Dr. A. Douai, W. Grauert nnd J. Deghuée eine Serie Lesebücher, einen Leitfaden der Geschichte und einen der Geographie schreiben, die ich auf meine Kosten herstellte, von Electrotypplatten gedruckt.

Zu diesen deutschen Lesebüchern kam auch — aber ganz auf meine Kosten — eine Serie englischer. Dr. A. Douai, ein 1848er Flüchtling und Pädagog, machte mir plausibel, daß diese englischen Lesebücher nicht blos in allen Turnerschulen, sondern auch anderweit großen Absatz finden müßten, und daraufhin traf ich ein Abkommen mit ihm. Als ich aber sein Manuscript durchsah, fand ich zu meiner unangenehmen Ueberraschung, daß sein Englisch nicht idiomatisch gut war. Mit Mühe und Noth erlangte ich von dem eingebildeten Manne die Erlaubniß, das von ihm Geschriebene von competenten Autoritäten revidiren bezw. verbessern zu lassen. Dafür bezahlte ich zwar ungefähr $800, aber die Bücher waren und blieben unbrauchbar und die Unfähigkeit Douai's hat mir einen Schaden von nahezu $5,000 zugefügt.

An anderen Büchern dagegen wurde schönes Geld verdient, daher ich den Dr. Peter Henn permanent für mich beschäftigte, um die verschiedenen Bändchen von Ahn-Henn's German Series, Ahn-Henn's French Series und Ahn-Henn's Latin Series zu schreiben. Dieselben haben allerdings nur zum kleinen Theile die Kosten gedeckt, weil in der folgenden Zeit der großen Concurrenz der amerikanischen Schulbuchverleger die von geborenen Amerikanern herausgegebenen Bücher vorgezogen wurden.

Denn selbst wenn solche Bücher nicht besser oder gar weniger gut waren, als die Henn'schen, so gab man ihnen doch den Vorzug, weil die Verfasser bei ihren persönlichen Freunden und Studiengenossen, welche Deutsch oder Französisch, bezw. Lateinisch lehrten, Einfluß hatten. Noch mehr aber erhielten sie den Vorzug infolge des Umstandes, daß die amerikanischen Verleger dieser Bücher durch die Hunderte von Agenten und Reisenden, welche unausgesetzt die Schulmänner besuchten bezw. drangsalirten, ihre Verlagsartikel zur Einführung brachten und andere verdrängten.

Nach einigen vielversprechenden Experimenten habe auch ich zwei Jahre lang vier solcher Reisenden draußen gehabt. Nachdem ich aber ungefähr $40,000 damit zugesetzt, sah ich, daß ich gegen die immer wachsende Macht der amerikanischen Schulbuchverleger nicht ankommen konnte, und gab im J. 1879 den Kampf auf.

Nirgends waren wol die Concessionen, welche seitens der amerikanischen Politiker und Behörden dem deutschen Elemente gemacht wurden, größer, als in der Stadt New York. Davon habe auch ich profitirt, insofern als meine Bücher in den öffentlichen Schulen eingeführt wurden. Politische Versammlungen habe ich zu besuchen nicht nöthig gehabt, dagegen aber die der deutschen Schulvereine. Ich galt, beiläufig bemerkt, damals für so angesehen, daß ich eines der 23 Mitglieder der Grand Jury war, vor welcher im Winter 1870–71 in 53 Sitzungen die Anklagen gegen W. M. Tweed und seine Mitschwindler zur Voruntersuchung kamen.

Am Normal College of the City of New York, dem Lehrerinnen-Seminare, wurde ein Lehrer, C. A. Schlegel, als Professor des Deutschen und Französischen angestellt. Der deutsche Schul-Commissär, welcher ihn in diese Stellung gebracht, Magnus Groß, gab darauf mir den Wink, mich „hinter den Professor zu machen", d. h. mit demselben einen Vertrag betr. den Verlag der Schulbücher abzuschließen, die er jedenfalls schreiben würde. Die Annahme war plausibel, daß die jungen Damen, welche im Normal College zu Lehrerinnen ausgebildet wurden und von ihm Deutsch und Französisch nach seinen Büchern lernten, später, als Lehrerinnen, diese Sprachen auch nach diesen seinen Büchern lehren würden, d. h. daß man auf einen ungeheuren Absatz derselben rechnen dürfe.

Mit sehr sanguinischen Hoffnungen habe ich daher s. Z. begonnen, mein Geld auf die Herstellung seiner Bücher zu verwenden; sie haben

mich ungefähr $4,000 gekostet. Ich selbst unterhielt keine große Meinung von dem Professor, nachdem ich gesehen, daß er nur andere Bücher und nicht einmal sehr geschickt benutzte. Es überraschte mich auch gar nicht, daß der Absatz unbedeutend blieb. Ich war auch von des Professors Unfehlbarkeit nicht überzeugt, wagte aber noch nicht, mich gegen ihn aufzulehnen, zu „kicken."

Er hielt sich für einen „großen Mann"; mit seinem blonden, germanischen Aeußern hielt er sich auch für einen schönen Mann, bewundert von seinen Schülerinnen. Er hielt sich auch für den „ersten Deutschen in Amerika".

„Wieso?"

„Nun: die Vereinigten Staaten sind das erste Land in Amerika; New York ist die erste Stadt in den Vereinigten Staaten; das Normal College ist die höchste Bildungsanstalt in New York, und ich bin der Professor des Deutschen an diesem College — ergo bin ich der erste Deutsche in Amerika."

Wenn nun auch diese Kette von Angaben nicht ganz genau war, so ließ er sich doch nicht davon abbringen; jedenfalls hatte ich aber keine Lust, mich seiner Eitelkeit wegen mit ihm zu entzweien.

Da brachte er mir eines Tags das Manuscript bezw. die Ausschnitte aus anderen Büchern für ein neues Buch, als druckfertig. Ich sah dasselbe des Abends zu Hause durch, und fand ein Lesestück, das mir nicht ganz unanstößig vorkam. Bei seinem nächsten Besuche sagte ich das dem Herrn Professor, und ersuchte ihn, das betr. Stück auszulassen, bezw. durch ein anderes zu ersetzen. Darauf wurde er aufgebracht und entgegnete:

„Wie wagen Sie, mir Das zu sagen! Ich, der Autor, habe allein darüber zu bestimmen. Uebrigens: dem Reinen ist Alles rein."

„Ja, bedaure, ich werde aber kein Buch mit solchem Inhalte drucken."

„Gut, da geben Sie mein Manuscript her; ich lasse es anderswo drucken."

Der Professor erhielt seine Ausschnitte und unsere Freundschaft war zu Ende. Wir haben 8 Jahre lang einander gemieden. Er ging nun stracks zum Collegen L. W. Schmidt, um diesem den Verlag des Buches anzubieten. Der war aber nicht so situirt, daß er sein Geld hätte auf dieses Buch verwenden können, und so ist's ungedruckt geblieben — auch kein Schade.

Nachgerade hatte der Professor aber eingesehen, daß seine deutschen sowol, wie auch seine französischen Bücher, auf die ich mein schweres Geld verwandt hatte, selbst im Normal College unbrauchbar waren. Er schrieb daher andere, die brauchbar sein sollten. L. W. Schmidt, der einzige College, der — außer mir — in Betracht kam, hatte aber kein Geld für die Herstellung der betr. Bücher übrig, und so mußte denn Schlegel „in den sauren Apfel beißen", d. h. er mußte aus seiner Tasche die Herstellungskosten tragen, was bei seiner Sparsamkeit doppelt hart war.

Schmidt verstand nichts von der technischen Herstellung der Bücher; er übernahm das Manuscript eines jeden Buches und schickte dasselbe so, wie er es erhalten, ohne Weiteres zum Drucker. Dieser bezw. sein Setzer, nahm keinen Anstand, soviel „Speck zu machen", als irgend möglich war, daher der Satz der betr. Bücher unschön aussieht; Papier, Druck und Einband waren auch schlechter, als bei meinen Büchern; Schmidt hatte nur auf Billigkeit gesehen.

Thatsache ist, beiläufig bemerkt, daß sowol Dr. Henn, als auch jeder andere meiner Autoren, meinem Wunsche entsprechend, immer darauf Rücksicht genommen, daß der Satz meiner Bücher gefällig aussah. So z. B. daß bei den Sprachbüchern u. s. w. die Seiten, soweit angängig, glatt abschließen, bezw. daß ein neues Stück eine Seite beginnt, sofern sich dies dadurch erreichen läßt, daß an den in Betracht kommenden Lese- oder Uebungsstücken Wörter oder sogar ganze Zeilen weggelassen — oder aber zugefügt werden. Auch bei der Auswahl der Schriftsorten habe ich immer darauf gesehen, daß der Satz harmonisch, übersichtlich, zweckentsprechend, bezw. schön ist — d. h. verhältnißmäßig; denn ich gebe gern zu: Andere können's noch besser; ich bin nicht gelernter Typograph.

Das und die Correctheit meiner Bücher hat auch anderen Leuten gefallen, und dieselben zu mir geführt. Und wie sauer es auch dem Prof. Schlegel ankam: nach achtjährigem Grollen nahm er einmal die Gelegenheit wahr, wieder mit mir anzubinden. Er stand auch nicht an, zu sagen: „Herr Steiger, ich habe damals ein Versehen gemacht. Ich bin mit Schmidt schlecht gefahren; meine Bücher sehen miserabel aus, und haben mich doch viel Geld gekostet" u. s. w. Daß dieses Geständniß nicht leeres Reden war, bewies er später dadurch, daß er noch zwei kleine Bücher bei mir auf seine Kosten herstellen ließ, welche, beiläufig bemerkt, auch ungangbar wurden, sobald er seine Stellung am Normal College aufgegeben hatte.

Ein Anderer, dem die Sorgfalt, mit welcher meine Schulbücher, meine Cataloge u. s. w. hergestellt wurden, gefiel, war Henry Kiddle, seit ungefähr 20 Jahren der Superintendent der öffentlichen Schulen der Stadt New York, damals eine der höchsten Autoritäten im Schulwesen in Amerika. Professor Alex. J. Schem, einer seiner Hülfs-Schulsuperintendenten, hatte ihm im September 1874 vorgeschlagen, daß sie zusammen eine Cyclopædia of Education herausgäben und zwar in meinem Verlage. Kiddle war damit ohne viel Besinnen einverstanden. Ich war mir auch vollständig klar darüber, daß dieses Buch einen großen und dauernden Absatz haben müsse und besann mich nicht lange. Und daß ich darin nicht falsch geurtheilt hatte, bewies mir die Thatsache, daß kaum eine Stunde nach Unterzeichnung des Contractes einer der erfahrensten amerikanischen Verleger zu Kiddle kam und ihm vortheilhaftere Bedingungen anbot — aber es war eben zu spät.

Die Cyclopædia wurde Ende 1876 fertig gestellt und zum Preise von $5.00 bis $10.00 (je nach dem Einbande) auf den Markt gebracht. Eine eigens dafür organisirte Vertriebs-Abtheilung meines Geschäfts mit einer Menge Subscriptions-Agenten in allen Theilen des Landes wartete darauf. Die Bestellungen kamen in großer Zahl herein, obwol nur von verhältnißmäßig wenigen Plätzen. Immerhin ließ sich annehmen, daß daran ein schönes Vermögen verdient werden würde, wenn der Absatz auch an den anderen Plätzen sich ähnlich gestaltete.

Das wäre aber zu schön gewesen, drum hat's nicht sollen sein! Es kam der finanzielle Krach im J. 1877, und sah ich den Absatz dieses Buches in ganz kurzer Zeit lahm gelegt, nachdem der dritte Abdruck davon erschienen war. Uebereinstimmend meldeten mehrere Agenten, daß die Lehrerinnen wol noch $10.00 für einen Hut auszugeben geneigt wären, aber nicht $1.00 für ein Buch übrig hätten. Zwei Fortsetzungen: Yearbook of Education for 1878 und 1879 sowie ein Educational Directory und ein Auszug aus der Cyclopædia (ein Dictionary of Education and Instruction) waren nicht im Stande, den Absatz zu beleben, umsoweniger, als im J. 1878 Kiddle sich öffentlich als Anhänger und Verfechter des Spiritualismus erklärt hatte, und als Superintendent der New Yorker Schulen resignirte.

Statt der erhofften großen und dauernden Profite haben diese 5 Bücher mit den betr. Vertriebskosten mir ungefähr $30,000 Verlust verursacht.

Die große, umfassende Arbeit, welche der Vertrieb der Cyclopædia of Education mit den zahlreichen Agenten und Subscribenten-Sammlern erheischte, ferner die Arbeit mit den 4 Reisenden, welche meine Schulbücher zu introduciren versuchten, erledigte von 1876 bis 1880 ein treuer und intelligenter Gehülfe, Elbridge Streeter Brooks, welcher sich seit jener Zeit, d. h. nachdem er bei mir ausgetreten, als Autor mit ungefähr 40 Büchern, Operetten u. s. w. einen guten Namen gemacht hat.

Wie auf S. 157 angegeben, hatte Friedrich Gerhard in New York im September 1869 die Ausgabe seines „Deutsch-Amerikanischen Conversations-Lexikons" begonnen, welches unter der Redaction seines Schwiegersohnes, des schon genannten Prof. Schem, in 80 halbmonatlichen Lieferungen @ 25 Cents, d. h. 8 Bänden @ $2.50, erscheinen sollte.

Schon vor Vollendung des I. Bandes war Gerhard's finanzieller Athem ausgegangen, und eine Verlagsgesellschaft wurde nun gegründet, die auch noch ungefähr $30,000 zusetzte, weil der erwartete große Absatz ausblieb. Dies war eigentlich auch nicht zu verwundern, denn das Werk war, um in Allem den niedrigsten Herstellungspreis zu erzielen, unschön ausgestattet. Zum Satze wurde alte, abgenutzte Schrift verwandt, und selbst bei der größten Mühe wäre es unmöglich gewesen, davon gute Platten herzustellen. Von mangelhaften Platten kann aber kein Drucker gute Abdrücke liefern, noch weniger aber, wenn obendrein das Papier miserabel — wie es der Fall war. Dazu kam, daß das Lexikon $20,00 kosten sollte; es war aber unschwer abzusehen, daß dieser Preis überschritten werden würde, da ja viele Artikel unverhältnißmäßig breit behandelt worden waren.

Wenn nun auch Gerhard's Weise der Ausführung verfehlt war, so erschien mir doch der Gedanke, daß die Deutschen in Amerika solch ein Werk brauchten und kaufen würden, berechtigt. Darum zeigte ich im September 1871 an, daß „Steiger's Deutsch-Amerikanisches Conversations-Lexikon" in e i n e m Bande erscheinen werde, ein billiges Buch für das große Publicum, mit entsprechender Berücksichtigung alles Dessen, was Amerikaner, besonders aber Deutsch-Amerikaner betraf.

Anfang December 1871 lud Prof. Schem mich zu einer Conferenz nach seinem Hause in West Hoboken. Der Zweck derselben war, mir zu sagen, daß das Gerhard'sche Conversations-Lexikon demnächst in den

Besitz seines Freundes John H. Bonn übergehen werde, der gewillt und auch im Stande sei, alle für die Vollendung des Werkes (das damals am Ende des V. Bandes den Buchstaben K noch nicht erreicht hatte) nöthigen Mittel aufzuwenden. Weiter fragte er mich, ob ich gewillt sei, den Commissions-Verlag des Lexikons zu übernehmen. Wie überraschend das auch für mich war, und obwol der Mängel in Redaction und Herstellung nicht uneingedenk, so erklärte ich mich doch dazu bereit. Denn ich sah die Möglichkeit, kostenlos eine neue Kundschaft zu erwerben, woraus im Laufe der Zeit andere directe oder indirecte Vortheile resultiren konnten. Nicht unerwähnt ließ ich, daß die ersten Bände verschiedene redactionelle Fehler, deren ich rechtzeitig gedachte, enthielten, sowie auch, daß die Platten mangelhaft waren, und corrigirt werden müßten. Prof. Schem zögerte nicht, mir zu sagen, daß Herr Bonn das „natürlich" thun würde, und fügte hinzu, er erwarte, daß ich unter solchen Umständen von der Herausgabe des von mir angekündigten einbändigen Lexikons abstehen werde. Das sagte ich ihm zu.

Bald darauf wurde ein Contract gezeichnet, den ich selbst aufgesetzt hatte, unklugerweise — oder auch glücklicherweise — ohne Hülfe eines Advocaten. Ich sage „glücklicherweise", weil, wenn ich einen Advocaten consultirt hätte, Bonn dasselbe gethan haben würde und dann der Contract vermuthlich weniger günstig für mich ausgefallen wäre. Ein anderes Glück für mich war, daß ich z. Z. der Einzige in New York war, der sich für die Uebernahme des Vertriebs eignete. Der andere College, welcher vermuthlich sich bemüht haben würde, den Commissions-Verlag zu erlangen, event. durch Offeriren günstigerer Bedingungen, war in Europa, und so fiel mir dieses Geschäft, wie noch so manches andere, ohne Concurrenz zu — weil ich immer am Platze war.

Am 1. Januar 1872 übernahm ich den Vertrieb des Lexikons. Bonn ließ etliche Correcturen in den Platten des I. Bandes machen, hörte aber damit auf, als er die Rechnung dafür bezahlt hatte, mit anderen Worten, der Inhalt des I. Bandes blieb voller Unrichtigkeiten, abgesehen von technischen Mängeln. Selbstverständlich ließ sich damit keine Agitation zur Gewinnung neuer Abnehmer beginnen, die Zahl der Abnehmer, keine 4,500, mehrte sich nicht. Meine schriftlichen Vorstellungen hatten keinen Erfolg. Nach der am 1. Juli 1874 erfolgten Vollendung des Werkes (in 11 Bänden, statt in 8, wie s. Z. angezeigt) hätte ich nun Jahr für Jahr 1000 Exemplare als Minimum abnehmen bezw. bezahlen

sollen. Das war aber unmöglich und ich weigerte mich dessen unter Hinweis auf Bonn's Unterlassen, die Correcturen der Platten zu besorgen, abgesehen von anderen Clauseln im Contracte, welche mich von meiner Verpflichtung absolvirten.

Bonn's amerikanischer Advocat, J. P. Bushe, schien die Aussichtslosigkeit des Falles zu begreifen; er schrieb mir daher einen Brief und schlug vor, ich möchte die Angelegenheit mit seinem Clienten in freundschaftlicher Weise ordnen. Ich ließ diesen Brief unbeantwortet und Bushe that auch nichts mehr. Nach einem Jahre starb er und Bonn übergab die Angelegenheit dem deutschen Advocaten Edward Salomon. Ueberraschenderweise nahm dieser die Sache auf und brachte sie im April 1880 vor die Supreme Court in New York, wo so viele Sachen anhängig waren, daß man die Verhandlung des Processes nicht vor Anfang d. J. 1881 erwarten durfte.

Bonn, der in West Hoboken, N. J., wohnte und ein dort sehr einflußreicher Mann war, mochte vonseiten seines Anwalts darüber belehrt worden sein, daß er wenig Aussicht auf günstigen Erfolg habe. Dagegen glaubte er, besser zu fahren, wenn der Proceß in der Supreme Court in Trenton, N. J., verhandelt würde. Dort waren er und sein Advocat gut bekannt und rechneten sie vermuthlich auf günstige Entscheidungen. Andererseits würden durch die Entfernung mir und meinen Zeugen viel mehr Trubel und Kosten verursacht werden, als bei der Verhandlung in New York.

Um diesen Wechsel des Gerichtsstandes zu erreichen, war es nöthig, daß die Klageschrift mir zugestellt werde, wenn ich mich einmal in New Jersey befände. Nun hatte aber dieser Nachbarstaat damals gar keine besondere Anziehungskraft für mich, kurz, ich ging nicht hinüber. Das wurde für Bonn unangenehm. Da zeigte sich ihm eine versprechende Aussicht. Am 28., 29. und 30. Juli 1880 wurde in Newark die Jahresversammlung des Deutsch-Amerikanischen Lehrervereins gehalten. Anzunehmen war, daß Steiger die Lehrer und Lehrerinnen, welche theilweise seine Kunden und von weit her gekommen, sehen und begrüßen würde.

In solcher Hoffnung ließ Bonn ein Summons gegen mich ausfertigen und übergab solches einem V. St. Hülfs-Marschall in Jersey City, damit derselbe es mir zustelle, wenn ich auf dem Wege nach Newark über die Ferry käme. Da dieser Hülfs-Marschall mich nicht persönlich kannte, so wurden ihm zwei Leute beigegeben, die mich kannten und mich ihm

zeigen sollten. Diese Drei haben Mittwoch, den 28., und auch Donnerstag, den 29. Juli, vergeblich auf mich gewartet. Muß für sie recht langweilig gewesen sein.

Als ich auch Freitag, den 30. Juli, bis Mittag nicht in Newark sichtbar gewesen, schickte Jemand an mich ein Telegramm mit dem Ersuchen, diesen Nachmittag nach dem Hauptquartier der deutsch-amerikanischen Lehrer, 842 Broad Str., zu kommen. Unterzeichnet war dieses Telegramm von W. J. Eckoff, dem Vorsitzer der Convention, den ich allerdings kaum kannte. Ich erhielt es gegen 1 Uhr, und obwol ich schwer abkommen konnte, so fuhr ich doch um ½3 Uhr hinüber nach Newark. Vergebens suchte und fragte ich im Hauptquartier nach Herrn Eckoff — er war nicht da; man glaubte vielmehr, er sei schon abgereist.

Während ich in einer vorderen Ecke des Saales stehe, um die Versammlung nach Herrn Eckoff zu überblicken, kommt ein Mann zu mir und fragt:

„Sind Sie Herr Steiger?"

„Ja."

„Da ist ein Papier für Sie."

Es war ein Summons in der Klage **John H. Bonn** *vs.* **Ernst Steiger** auf $100,000 Schadenersatz. Mit diesem Papiere fahre ich nach New York zurück und am nächsten Morgen erklärt mir mein Anwalt, Senator Jacob A. Groß, was für eine böse Geschichte es für mich wäre, wenn der Gerichtsstand nach Trenton verlegt würde. „Aber", sagte er weiter, „da Sie auf solche Weise nach Newark gelockt worden sind, so wird die Zustellung des Summons vermuthlich für ungültig erklärt werden."

Senator Groß empfahl mich einem guten Anwalt, J. H. Stone, der in der betr. Verhandlung vor einem Commissioner zu Tage förderte, daß jenes Telegramm gar nicht von Eckoff ausgegangen, sondern daß sein Name darauf gefälscht worden. Der Marschall gab an, wie er und seine Begleiter, erhaltener Instruction zufolge, am 28. und 29. Juli vergebens an der Ferry in Jersey City auf mich gewartet hatten, am 30. Juli gegen Mittag aber nach Newark citirt worden seien, wo einer seiner Begleiter mich ihm im Saale gezeigt habe.

Bonn machte keinen Versuch, zu beweisen, daß er weder direct noch indirect mit der Sache zu thun gehabt, und Richter Nixon entschied auf Grund des Berichtes des Commissioner, vor dem diese Angelegenheit verhandelt wurde, daß die Zustellung des Summons ungültig sei.

Und nun figurirt diese Sache: Ernst Steiger *vs.* John H. Bonn unter den gerichtlichen Entscheidungen als Präcedenz-Fall. Immerhin habe ich beträchtliche Kosten hierfür gehabt und mir sechs Wochen lang schwere Sorgen gemacht — gerade zu einer Zeit, wo mir Mancherlei schief ging und mein Bruder nach Europa zurückgekehrt war, so daß ich mich heute noch wundere, wie ich Alles habe ertragen können.

Die 12 Monate vorher anhängig gemachte Klage: John H. Bonn *vs.* Ernst Steiger kam in der N. Y. Supreme Court am 13.—20. April 1881 an 6 Tagen zur Verhandlung. Von wesentlichem Nutzen war mir, daß ich alle Notizen in Bezug auf Contract, Uebernahme u. s. w. produciren konnte, und daß auch sonst mein Gedächtniß, durch mein Tagebuch aufgefrischt, mir zur Seite stand. Der Richter H. C. Van Vorst erklärte, als ihm auf seinen Wunsch die ersten Bände des „Conversations-Lexikons" gezeigt wurden, er verstehe auch etwas von Büchern, und müsse sagen, daß man Bücher, die so aussähen, nicht verkaufen könne.

Wie vorauszusehen war, wurde Bonn mit seiner Klage kostenpflichtig abgewiesen. Er appellirte hierauf an den General Term of the Supreme Court, hatte aber keinen besseren Erfolg.

Der Prozeß dauerte noch weiter — gegen meinen Wunsch, aber ich mußte mich meinem Anwalt fügen. Es hat mich ungefähr $5,000 gekostet, und zu meinem Wohlbefinden wahrlich nicht beigetragen, meine Arbeitskraft nicht vermehrt und zwar, wie schon angedeutet, gerade in den Jahren, als auch andere Unannehmlichkeiten, Verluste und Bedrängnisse mir sehr zusetzten. Wenn nicht meine treuen Freunde Carl Hauselt und Friedrich Schack sowie Andere mir beigestanden hätten, würde ich krank geworden bezw. untergegangen sein.

Und dabei kann ich noch von großem Glücke sprechen, daß ich, wie schon gesagt, im December 1871, bei Abfassung des Contractes, keinen Concurrenten hatte; ich würde sonst wahrscheinlich in andere Bedingungen auch eingewilligt haben, die sich um so nachtheiliger für mich erwiesen hätten. Ein anderer Glücksumstand war auch, daß der Proceß nicht in Trenton verhandelt wurde, wo ich voraussichtlich im Nachtheile gewesen wäre.

Die Capitalisten, welche von „goldenen Bergen" geträumt, haben an diesem „Deutsch-Amerikanischen Conversations-Lexikon" mehr als $80,000 verloren und zwar einestheils, weil der Redacteur den angekündigten Umfang nicht einhielt, sondern 11 Bände statt der 8 füllte — es hätten überhaupt nur 2 oder 3 Bände sein sollen — anderntheils aber,

weil von vornherein, der Ersparniß halber, die technische Herstellung wie nicht minder die Redaction vernachlässigt worden war, und endlich, weil sich die finanziellen Verhältnisse der Vereinigten Staaten durch stetiges Besserwerden des Papiergeld-Courses vor der Wiederaufnahme der Baarzahlungen so änderten, daß der Preis der Hefte (25 Cents) verglichen mit denen von Brockhaus und Meyer (damals 15 Cents) viel zu hoch war.

Wie nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges in Deutschland viele „Gründungen" entstanden, so wurde zu ungefähr derselben Zeit auch in Amerika die Tendenz der Combination, Centralisation bezw. "Trusts" fühlbar. Darunter hatte auch ich zu leiden. In den Jahren von 1871 bis ungefähr 1885 sah ich mich fortwährend in meiner geschäftlichen Existenz bedroht und darf mich jetzt wohl wundern, daß es mir, einem alleinstehenden und verhältnißmäßig unbedeutenden Eingewanderten, gelungen ist, gegenüber der starken und aggressiven Concurrenz erfahrener und energischer Amerikaner meine Selbständigkeit zu wahren, während andere, große Firmen absorbirt worden oder untergegangen sind. In vielen Fällen haben bekanntlich die Inhaber jener erdrückten Firmen ihr Vermögen verloren, sind arm gestorben.

Ich verweise auf Das, was auf S. 151 u. 152 über die American News Company gesagt ist und ergänze dasselbe durch Nachfolgendes:

Eines der größten Zeitungsversandtgeschäfte in New York, welches den auswärtigen Händlern sowie auch den hiesigen Trägern alle Zeitschriften, Zeitungen sowie auch Bücher und Anderes lieferte und dadurch deren directen Verkehr mit Anderen, d. h. Verlegern, Händlern, Fabrikanten u. s. w. überflüssig machte, war das von Roß, Jones & Tousey. Sie hatten neben dem Gebäude des New York Herald ein niedriges kleines Haus in Nassau Street, zwischen Fulton und Ann Street, inne, wo jetzt das Bennett Building steht. Ihre Nachbarn waren Hamilton, Johnson & Farrelly und Dexter & Brother. Alle diese Männer hatten von unten, d. h. als Newsboys angefangen und waren unermüdlich thätig, bei Nacht und bei Tage. Aus der Firma Roß, Jones & Tousey trat Roß und später auch Jones aus und kam das Geschäft an Sinclair Tousey und seinen Sohn John E. Tousey, mit denen sich George und Henry Dexter (Dexter & Brother) vereinigten, statt in der scharfen Concurrenz fortzufahren. Ihnen schlossen sich Hamilton, Johnson & Far-

relly an und so entstand eine Combination der drei größten Geschäfte ihrer Art, welche fortan, d. h. von 1864 an, unter dem Namen American News Company in den 5 großen Gebäuden 113—121 Nassau Street fortgeführt wurde.

Die erstaunliche Energie, mit welcher Roß, Jones & Tousey das von Robert Bonner herausgegebene Wochenblatt Ledger über die ganze Union verbreiteten, sodaß dadurch nach und nach dessen Auflage auf 500,000 gebracht wurde, anerkannte Bonner dadurch, daß er der Firma den Alleinvertrieb des Ledger übertrug, daher alle Concurrenten von ihnen kaufen mußten. In ähnlicher Weise sicherten sie und ihre Verbündeten sich den Alleinvertrieb anderer wichtiger Zeitschriften, welche, gleich dem Ledger, jedem großen und kleinen Zeitungslieferanten, -verkäufer und -träger unentbehrlich waren. Unter diesen Umständen war die American News Company in der Lage, auf die anderen Zeitungsversandtgeschäfte eine solche Pression auszuüben, daß dieselben sich genöthigt sahen, ihre Geschäfte entweder mit der American News Company zu verschmelzen oder zu einem Zweige derselben zu machen. Solcher Zweiggeschäfte gibt es in New York ungefähr 6 und in anderen großen Städten des Landes mehr als 30.

Bei der großen Auflage mancher Zeitschriften, wie z. B. Ledger, nahm der Druck 2 oder auch 3 Tage in Anspruch. Die zuerst fertig gestellten Tausende und Zehntausende von Exemplaren wurden an die Zweiggeschäfte der News Company in Chicago, St. Louis, Boston u. s. w. geschickt, damit in diesen Städten, durch die dortige News Company, die betr. Zeitschrift ungefähr ebenso zeitig ausgegeben werden könne, wie hier in New York. Diejenigen Zeitungshändler, welche an solchen Orten nicht von der dortigen News Company, sondern fort und fort von ihrem bisherigen Lieferanten in New York bezogen, erhielten den Ledger u. s. w. naturgemäß 1, 2 oder 3 Tage später, als Andere am Platze, und nach und nach verloren sie auf diese Weise ihre Kunden. Es blieb ihnen daher keine Wahl, als auch von der betr. News Company zu beziehen.

Das erklärt den großen Umfang, in welchem der Zeitschriftenhandel in Nordamerika direct oder indirect von der American News Company controllirt wird. Als tüchtige Geschäftsleute haben die Leiter derselben pflichtgemäß Alles wahrgenommen, was zu ihrem Vortheile sein konnte, und hat natürlich Niemand das Recht, ihnen das zu verargen.

Auch die Verleger von Zeitschriften mußten bezw. müssen mit der

American News Company ein Abkommen treffen, damit ihre neue Erscheinung den Händlern im ganzen Lande „als Probe" zugeschickt werde und dadurch dem Publicum unter die Augen komme, wie es sonst nicht möglich wäre. Der Verleger muß gewöhnlich die ersten 2, 3 oder auch 4 Nummern in verhältnißmäßig sehr großer Zahl gratis liefern, wogegen dieselben seitens der News Company den Händlern aber berechnet werden, was allein schon einen schönen Profit gibt. Auf die weiteren Nummern erhält die News Company einen Rabatt von ungefähr 8–15 %, wogegen ihre Expeditionskosten sowie Risico unbedeutend sind. Ob nun der Verleger auf seine Kosten kommt oder nicht — das ändert nichts an der Thatsache, daß die News Company den vereinbarten Profit an jedem Exemplare hat, das durch ihre Hände geht.

Solange nun eine Zeitschrift neu ist, bezw. der Verleger selbst dafür sorgt, daß die Nachfrage wach gehalten wird, „geht" dieselbe. Dann aber erscheint eine neue, mit der die gewöhnliche Manipulation seitens der News Company gemacht wird (d. h. jedem Kunden werden Exemplare, berechnet, zugeschickt, welche derselbe zurücksenden darf, falls er sie nicht absetzt), dann wieder eine — und so fort. Und in gleichem Verhältnisse kommt die zuerst empfohlene in den Hintergrund, wird von den nachher erscheinenden verdrängt. Die News Co. führt lediglich die erhaltenen Bestellungen aus und hat davon ihren Nutzen; wenn aber, wie gesagt, der Verleger nicht selbst für Nachfrage sorgt, so geht der Absatz zurück, auch der durch die News Companies, und endlich geht die Zeitschrift ein.

Wer zählt z. B. die deutsch-amerikanischen Zeitschriften alle („Puck", „Leslie's Illustrirte Zeitung" u. s. w.), die einst in vielen Tausenden durch die News Co. verbreitet wurden, jetzt aber nicht mehr existiren? Und was ist nach und nach aus der einst 500,000 Exemplare starken Auflage des Ledger geworden? Früher warteten die Leser mit Ungeduld auf das Erscheinen der nächsten Nummer, nach und nach entstand Gleichgültigkeit. Ebenso ist's mit unzähligen anderen Zeitschriften ergangen; daß sie durch die Am. News Co. vertrieben wurden, sicherte nicht ihr Fortbestehen, bewahrte sie nicht vor dem Untergehen. Inzwischen hat das Lesebedürfniß des amerikanischen Publicums nicht nachgelassen, andere Zeitschriften sind an Stelle der untergegangenen entstanden und die Am. News Co. macht jetzt umfangreichere Geschäfte, als je zuvor.

Eine erfolgreiche Concurrenz für die Am. News Co. ist undenkbar. Vor vielen Jahren wurde einmal eine solche etablirt, aber die mit der Am. News Co. unzufriedenen Verleger und Händler waren nicht imstande, die United States News Co. am Leben zu erhalten, welche darum nach wenigen Wochen wieder aufhören mußte.

Wie schon vorhin gesagt, halte ich dafür, daß Geschäftsleute Alles wahrnehmen sollen, was zu ihrem Vortheile ist. Ich bin daher auch nicht geneigt, als unrecht zu verurtheilen, daß z. B. zwei gleichartige Geschäfte zusammengelegt werden, um einen großen Theil der Betriebskosten beider zu sparen, gleichzeitig aber womöglich den Profit bezw. den Umfang des Geschäfts beider Firmen zu vergrößern. Dieselbe Anschauung gilt natürlich auch, wenn 10 oder noch mehr gleichartige Geschäfte zusammengelegt werden; es läßt sich nicht gut eine Grenze ziehen, von wo aus, bezw. in welcher Größe eine Combination unerlaubt sein soll. Unter Umständen werden trotzdem die Unabhängigen, welche nicht von dem Trust absorbirt worden sind, nach wie vor bestehen, und unter Umständen wird auch ein Trust untergehen — wie das zahlreiche Beispiele beweisen.

Nachdem die Am. News Co. das Geschäft mit den amerikanischen Zeitschriften vollständig und fest unter ihre Controlle bekommen hatte, war es natürlich, daß sie auch darauf ausging, die Lieferung der englischen sich zu sichern. Willmer & Rogers importirten damals den größten Theil solcher Zeitschriften, in New York. Statt sich einer Concurrenz seitens der Am. News Co. auszusetzen, zogen sie, als die Proposition an sie trat, vor, ihr Importgeschäft zu einem Zweige der Am. News Co. machen zu lassen, welcher als Willmer & Rogers News Company in 31 u. 33 Beekman Street fortgeführt wurde.

Als diese Ummwandlung vor sich gegangen, blieben noch die importirten deutschen, französischen und anderen europäischen Zeitschriften übrig, deren Vertrieb naturgemäß die Am. News Co. auch zu controlliren wünschte. Die deutschen Zeitschriften wurden damals zum größeren Theile von Herrn Zickel, zum kleineren aber von mir importirt, abgesehen von geringeren Quantitäten durch andere Buchhändler.

Ich weiß nun nicht, ob und in welcher Weise die Am. News Co. Herrn Zickel Vorschläge behufs Consolidation oder Ausverkaufs gemacht hat. Das aber ersehe ich aus meinen Notizen, daß ich im Februar 1871 eines Tags ersucht wurde, um 12 Uhr beim Schatzmeister der Am. News



Co. in 119 Nassau Street vorzusprechen. Dort angekommen, wurde ich eingeladen, mit den 7 oder 8 Directoren der Company ihr Mittagessen zu theilen, das, wie regelmäßig, der Zeitersparniß halber in einem Zimmer über der Buchhalterei servirt wurde. Nachdem dasselbe vorüber, unterbreiteten zwei der zurückbleibenden Directoren mir ihren Vorschlag, daß ich ihnen die Zeitschriften-Abtheilung meines Geschäfts gegen eine noch zu bestimmende Entschädigung abtrete. Dieselbe sollte – ähnlich der Willmer & Rogers News Co. für britische Zeitschriften — als E. Steiger News Co. fortgeführt werden; meinen Bruder wollten sie zum Geschäftsführer bestellen und mir überdies das Recht geben, von den 13 Directoren 6 zu erwählen. Diese letzte Proposition war ein sehr deutlicher Wink, daß ich von allem Anfange an überstimmt werden und mich sehr bald „auf dem Trockenen" sehen würde. Darum sagte ich, ich wolle mir den Vorschlag überlegen. Da ich nichts von mir hören ließ, so wurde ich zweimal um Antwort gemahnt und mir am 5. Mai 1871 in einem Briefe des Schatzmeisters erklärt, daß sie mir im Weigerungsfalle ohne Rücksicht auf Kosten Concurrenz mit deutschen Zeitschriften machen würden. Obwol ich diese Drohung nicht unterschätzte, so schien es mir doch besser, meine Selbständigkeit zu wahren und lehnte ich am 14. Mai den Vorschlag ab, auf die Folgen gefaßt.

Zu dieser Zeit war einer meiner früheren Gehülfen, dem meine stricte Geschäftsordnung nicht gepaßt hatte, ohne Stelle und wurde von der Am. News Co. engagirt, um als Geschäftsführer eine deutsche Abtheilung für sie einzurichten. Dieselbe gestaltete sich als ein Theil der Willmers & Rogers News Co., deren Namen später in International News Co. umgeändert wurde.

Was ich, der ich von früh bis abends im Geschäfte anwesend sein mußte, nicht zu thun in der Lage war, nämlich mit den hiesigen Verlegern, Händlern und Colporteuren persönlich zu verkehren, sowie auch die Händler im Lande zu besuchen und freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen, dazu hatte der Geschäftsführer der News Co. Zeit und auch besondere Lust. In kurzer Zeit bemerkte ich, daß sehr viele meiner bisherigen Kunden abbestellten, und fortan von der International News Co. bezogen. Und auf verschiedene Weise, und ohne Rücksicht auf die Kosten wuchs deren Absatz; es war ja eine verhältnißmäßig leichte Sache, Herrn Zickel und mir die deutschen Kunden abspenstig zu machen, welche wir mit viel Mühe und Kosten herangezogen hatten.

Ein Hinderniß zeigte sich allerdings bei vielen Kunden des Herrn Zickel. Derselbe verlegte zwei Zeitschriften: „Novellenschatz" und „Familienblätter", die in großer Auflage verbreitet wurden, beim Publicum beliebt und dem Händler unentbehrlich waren. Wenn nun ein solcher Herrn Zickel nicht bezahlte, so erhielt er keine weiteren Hefte und diese probate Maßregel brachte den schuldigen Betrag bald herbei. Auch mir gegenüber bestand die Verabredung, daß ich diese beiden Zeitschriften nicht an Händler oder Träger liefere, von denen anzunehmen war, daß sie Herrn Zickel Geld schuldig seien.

Nun trat die International News Co. auf mit der Ankündigung, daß sie „irgend welche" Zeitschriften liefere. Diese Ankündigung umfaßte selbstverständlich auch „Novellenschatz" und „Familienblätter". Damit aber hatte der Geschäftsführer sich verrechnet, denn Herr Zickel, um die Controlle über seine Kunden nicht aus der Hand zu geben, weigerte sich, seine zwei Zeitschriften der International News Co. zu liefern.

Unter diesen unangenehmen Umständen stellte der Geschäftsführer den Directoren der Am. News Co. vor, daß Herrn Zickel leicht Concurrenz gemacht werden könne, und vermuthlich mit der Hoffnung, damit nach und nach sowol Zickel wie auch Steiger ganz zu beseitigen, und dadurch später die zunächst aufzuwendenden großen Summen reichlich wieder hereinzubringen, gestatteten die Directoren die Herausgabe zweier Concurrenz-Zeitschriften unter den Titeln „Novellenkranz" und „Familienschatz". In ungewöhnlich kostspieliger Weise, z. B. mit Wagen, welche mit Musik durch die Straßen fuhren, durch Vertheilung einer Unzahl von Probeheften und Prospecten wurde versucht, diese Zeitschriften beim Publicum einzuführen.

Die Herren der Am. News Co. hatten wol viele Male schon ebenso viele Probehefte und Prospecte verbreitet, aber stets auf Kosten anderer Verleger. Jetzt indeß mußten sie für ähnliche Manipulation auf eigene Kosten unerwartet große Rechnungen bezahlen. Und das Geldzusetzen dauerte fort; beide Zeitschriften deckten die Herstellungskosten nicht und gingen endlich ein, ohne Herrn Zickel wesentlich geschadet zu haben. Vielen Händlern und Trägern war das Vorgehen, gegen Zickel's „Novellenschatz" einen „Novellenkranz", und gegen seine „Familienblätter" einen „Familienschatz" auszuspielen, doch gar zu unsympathisch gewesen. Die Directoren der Am. News Co. bedauerten aber ihre großen Opfer.

So vergingen mehrere Jahre. Es stellte sich heraus, daß eine nicht



Besitz seines Freundes John H. Bonn übergehen werde, der gewillt und auch im Stande sei, alle für die Vollendung des Werkes (das damals am Ende des V. Bandes den Buchstaben K noch nicht erreicht hatte) nöthigen Mittel aufzuwenden. Weiter fragte er mich, ob ich gewillt sei, den Commissions-Verlag des Lexikons zu übernehmen. Wie überraschend das auch für mich war, und obwol der Mängel in Redaction und Herstellung nicht uneingedenk, so erklärte ich mich doch dazu bereit. Denn ich sah die Möglichkeit, kostenlos eine neue Kundschaft zu erwerben, woraus im Laufe der Zeit andere directe oder indirecte Vortheile resultiren konnten. Nicht unerwähnt ließ ich, daß die ersten Bände verschiedene redactionelle Fehler, deren ich rechtzeitig gedachte, enthielten, sowie auch, daß die Platten mangelhaft waren, und corrigirt werden müßten. Prof. Schem zögerte nicht, mir zu sagen, daß Herr Bonn das „natürlich" thun würde, und fügte hinzu, er erwarte, daß ich unter solchen Umständen von der Herausgabe des von mir angekündigten einbändigen Lexikons abstehen werde. Das sagte ich ihm zu.

Bald darauf wurde ein Contract gezeichnet, den ich selbst aufgesetzt hatte, unklugerweise — oder auch glücklicherweise — ohne Hülfe eines Advocaten. Ich sage „glücklicherweise", weil, wenn ich einen Advocaten consultirt hätte, Bonn dasselbe gethan haben würde und dann der Contract vermuthlich weniger günstig für mich ausgefallen wäre. Ein anderes Glück für mich war, daß ich z. Z. der Einzige in New York war, der sich für die Uebernahme des Vertriebs eignete. Der andere College, welcher vermuthlich sich bemüht haben würde, den Commissions-Verlag zu erlangen, event. durch Offeriren günstigerer Bedingungen, war in Europa, und so fiel mir dieses Geschäft, wie noch so manches andere, ohne Concurrenz zu — weil ich immer am Platze war.

Am 1. Januar 1872 übernahm ich den Vertrieb des Lexikons. Bonn ließ etliche Correcturen in den Platten des I. Bandes machen, hörte aber damit auf, als er die Rechnung dafür bezahlt hatte, mit anderen Worten, der Inhalt des I. Bandes blieb voller Unrichtigkeiten, abgesehen von technischen Mängeln. Selbstverständlich ließ sich damit keine Agitation zur Gewinnung neuer Abnehmer beginnen, die Zahl der Abnehmer, keine 4,500, mehrte sich nicht. Meine schriftlichen Vorstellungen hatten keinen Erfolg. Nach der am 1. Juli 1874 erfolgten Vollendung des Werkes (in 11 Bänden, statt in 8, wie s. Z. angezeigt) hätte ich nun Jahr für Jahr 1000 Exemplare als Minimum abnehmen bezw. bezahlen

sollen. Das war aber unmöglich und ich weigerte mich dessen unter Hinweis auf Bonn's Unterlassen, die Correcturen der Platten zu besorgen, abgesehen von anderen Clauseln im Contracte, welche mich von meiner Verpflichtung absolvirten.

Bonn's amerikanischer Advocat, J. P. Bushe, schien die Aussichtslosigkeit des Falles zu begreifen; er schrieb mir daher einen Brief und schlug vor, ich möchte die Angelegenheit mit seinem Clienten in freundschaftlicher Weise ordnen. Ich ließ diesen Brief unbeantwortet und Bushe that auch nichts mehr. Nach einem Jahre starb er und Bonn übergab die Angelegenheit dem deutschen Advocaten Edward Salomon. Ueberraschenderweise nahm dieser die Sache auf und brachte sie im April 1880 vor die Supreme Court in New York, wo so viele Sachen anhängig waren, daß man die Verhandlung des Processes nicht vor Anfang d. J. 1881 erwarten durfte.

Bonn, der in West Hoboken, N. J., wohnte und ein dort sehr einflußreicher Mann war, mochte vonseiten seines Anwalts darüber belehrt worden sein, daß er wenig Aussicht auf günstigen Erfolg habe. Dagegen glaubte er, besser zu fahren, wenn der Proceß in der Supreme Court in Trenton, N. J., verhandelt würde. Dort waren er und sein Advocat gut bekannt und rechneten sie vermuthlich auf günstige Entscheidungen. Andererseits würden durch die Entfernung mir und meinen Zeugen viel mehr Trubel und Kosten verursacht werden, als bei der Verhandlung in New York.

Um diesen Wechsel des Gerichtsstandes zu erreichen, war es nöthig, daß die Klageschrift mir zugestellt werde, wenn ich mich einmal in New Jersey befände. Nun hatte aber dieser Nachbarstaat damals gar keine besondere Anziehungskraft für mich, kurz, ich ging nicht hinüber. Das wurde für Bonn unangenehm. Da zeigte sich ihm eine versprechende Aussicht. Am 28., 29. und 30. Juli 1880 wurde in Newark die Jahresversammlung des Deutsch-Amerikanischen Lehrervereins gehalten. Anzunehmen war, daß Steiger die Lehrer und Lehrerinnen, welche theilweise seine Kunden und von weit her gekommen, sehen und begrüßen würde

In solcher Hoffnung ließ Bonn ein Summons gegen mich ausfertigen und übergab solches einem V. St. Hülfs-Marschall in Jersey City, damit derselbe es mir zustelle, wenn ich auf dem Wege nach Newark über die Ferry käme. Da dieser Hülfs-Marschall mich nicht persönlich kannte, so wurden ihm zwei Leute beigegeben, die mich kannten und mich ihm



zeigen sollten. Diese Drei haben Mittwoch, den 28., und auch Donnerstag, den 29. Juli, vergeblich auf mich gewartet. Muß für sie recht langweilig gewesen sein.

Als ich auch Freitag, den 30. Juli, bis Mittag nicht in Newark sichtbar gewesen, schickte Jemand an mich ein Telegramm mit dem Ersuchen, diesen Nachmittag nach dem Hauptquartier der deutsch-amerikanischen Lehrer, 842 Broad Str., zu kommen. Unterzeichnet war dieses Telegramm von W. J. Eckoff, dem Vorsitzer der Convention, den ich allerdings kaum kannte. Ich erhielt es gegen 1 Uhr, und obwol ich schwer abkommen konnte, so fuhr ich doch um ½3 Uhr hinüber nach Newark. Vergebens suchte und fragte ich im Hauptquartier nach Herrn Eckoff — er war nicht da; man glaubte vielmehr, er sei schon abgereist.

Während ich in einer vorderen Ecke des Saales stehe, um die Versammlung nach Herrn Eckoff zu überblicken, kommt ein Mann zu mir und fragt:

„Sind Sie Herr Steiger?"

„Ja."

„Da ist ein Papier für Sie."

Es war ein Summons in der Klage John H. Bonn vs. Ernst Steiger auf $100,000 Schadenersatz. Mit diesem Papiere fahre ich nach New York zurück und am nächsten Morgen erklärt mir mein Anwalt, Senator Jacob A. Groß, was für eine böse Geschichte es für mich wäre, wenn der Gerichtsstand nach Trenton verlegt würde. „Aber", sagte er weiter, „da Sie auf solche Weise nach Newark gelockt worden sind, so wird die Zustellung des Summons vermuthlich für ungültig erklärt werden."

Senator Groß empfahl mich einem guten Anwalt, J. H. Stone, der in der betr. Verhandlung vor einem Commissioner zu Tage förderte, daß jenes Telegramm gar nicht von Eckoff ausgegangen, sondern daß sein Name darauf gefälscht worden. Der Marschall gab an, wie er und seine Begleiter, erhaltener Instruction zufolge, am 28. und 29. Juli vergebens an der Ferry in Jersey City auf mich gewartet hatten, am 30. Juli gegen Mittag aber nach Newark citirt worden seien, wo einer seiner Begleiter mich ihm im Saale gezeigt habe.

Bonn machte keinen Versuch, zu beweisen, daß er weder direct noch indirect mit der Sache zu thun gehabt, und Richter Nixon entschied auf Grund des Berichtes des Commissioner, vor dem diese Angelegenheit verhandelt wurde, daß die Zustellung des Summons ungültig sei.

Und nun figurirt diese Sache: Ernst Steiger *vs.* John H. Bonn unter den gerichtlichen Entscheidungen als Präcedenz-Fall. Immerhin habe ich beträchtliche Kosten hierfür gehabt und mir sechs Wochen lang schwere Sorgen gemacht — gerade zu einer Zeit, wo mir Mancherlei schief ging und mein Bruder nach Europa zurückgekehrt war, so daß ich mich heute noch wundere, wie ich Alles habe ertragen können.

Die 12 Monate vorher anhängig gemachte Klage: John H. Bonn *vs.* Ernst Steiger kam in der N. Y. Supreme Court am 13.—20. April 1881 an 6 Tagen zur Verhandlung. Von wesentlichem Nutzen war mir, daß ich alle Notizen in Bezug auf Contract, Uebernahme u. s. w. produciren konnte, und daß auch sonst mein Gedächtniß, durch mein Tagebuch aufgefrischt, mir zur Seite stand. Der Richter H. C. Van Vorst erklärte, als ihm auf seinen Wunsch die ersten Bände des „Conversations-Lexikons" gezeigt wurden, er verstehe auch etwas von Büchern, und müsse sagen, daß man Bücher, die so aussähen, nicht verkaufen könne.

Wie vorauszusehen war, wurde Bonn mit seiner Klage kostenpflichtig abgewiesen. Er appellirte hierauf an den General Term of the Supreme Court, hatte aber keinen besseren Erfolg.

Der Prozeß dauerte noch weiter — gegen meinen Wunsch, aber ich mußte mich meinem Anwalt fügen. Es hat mich ungefähr $5,000 gekostet, und zu meinem Wohlbefinden wahrlich nicht beigetragen, meine Arbeitskraft nicht vermehrt und zwar, wie schon angedeutet, gerade in den Jahren, als auch andere Unannehmlichkeiten, Verluste und Bedrängnisse mir sehr zusetzten. Wenn nicht meine treuen Freunde Carl Hauselt und Friedrich Schack sowie Andere mir beigestanden hätten, würde ich krank geworden bezw. untergegangen sein.

Und dabei kann ich noch von großem Glücke sprechen, daß ich, wie schon gesagt, im December 1871, bei Abfassung des Contractes, keinen Concurrenten hatte; ich würde sonst wahrscheinlich in andere Bedingungen auch eingewilligt haben, die sich um so nachtheiliger für mich erwiesen hätten. Ein anderer Glücksumstand war auch, daß der Proceß nicht in Trenton verhandelt wurde, wo ich voraussichtlich im Nachtheile gewesen wäre.

Die Capitalisten, welche von „goldenen Bergen" geträumt, haben an diesem „Deutsch-Amerikanischen Conversations-Lexikon" mehr als $80,000 verloren und zwar einestheils, weil der Redacteur den angekündigten Umfang nicht einhielt, sondern 11 Bände statt der 8 füllte — es hätten überhaupt nur 2 oder 3 Bände sein sollen — anderntheils aber,



weil von vornherein, der Ersparniß halber, die technische Herstellung wie nicht minder die Redaction vernachlässigt worden war, und endlich, weil sich die finanziellen Verhältnisse der Vereinigten Staaten durch stetiges Besserwerden des Papiergeld-Courses vor der Wiederaufnahme der Baarzahlungen so änderten, daß der Preis der Hefte (25 Cents) verglichen mit denen von Brockhaus und Meyer (damals 15 Cents) viel zu hoch war.

Wie nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges in Deutschland viele „Gründungen" entstanden, so wurde zu ungefähr derselben Zeit auch in Amerika die Tendenz der Combination, Centralisation bezw. "Trusts" fühlbar. Darunter hatte auch ich zu leiden. In den Jahren von 1871 bis ungefähr 1885 sah ich mich fortwährend in meiner geschäftlichen Existenz bedroht und darf mich jetzt wohl wundern, daß es mir, einem alleinstehenden und verhältnißmäßig unbedeutenden Eingewanderten, gelungen ist, gegenüber der starken und aggressiven Concurrenz erfahrener und energischer Amerikaner meine Selbständigkeit zu wahren, während andere, große Firmen absorbirt worden oder untergegangen sind. In vielen Fällen haben bekanntlich die Inhaber jener erdrückten Firmen ihr Vermögen verloren, sind arm gestorben.

Ich verweise auf Das, was auf S. 151 u. 152 über die American News Company gesagt ist und ergänze dasselbe durch Nachfolgendes:

Eines der größten Zeitungsversandtgeschäfte in New York, welches den auswärtigen Händlern sowie auch den hiesigen Trägern alle Zeitschriften, Zeitungen sowie auch Bücher und Anderes lieferte und dadurch deren directen Verkehr mit Anderen, d. h. Verlegern, Händlern, Fabrikanten u. s. w. überflüssig machte, war das von Roß, Jones & Tousey. Sie hatten neben dem Gebäude des New York Herald ein niedriges kleines Haus in Nassau Street, zwischen Fulton und Ann Street, inne, wo jetzt das Bennett Building steht. Ihre Nachbarn waren Hamilton, Johnson & Farrelly und Dexter & Brother. Alle diese Männer hatten von unten, d. h. als Newsboys angefangen und waren unermüdlich thätig, bei Nacht und bei Tage. Aus der Firma Roß, Jones & Tousey trat Roß und später auch Jones aus und kam das Geschäft an Sinclair Tousey und seinen Sohn John E. Tousey, mit denen sich George und Henry Dexter (Dexter & Brother) vereinigten, statt in der scharfen Concurrenz fortzufahren. Ihnen schlossen sich Hamilton, Johnson & Far-

relly an und so entstand eine Combination der drei größten Geschäfte ihrer Art, welche fortan, d. h. von 1864 an, unter dem Namen American News Company in den 5 großen Gebäuden 113—121 Nassau Street fortgeführt wurde.

Die erstaunliche Energie, mit welcher Roß, Jones & Tousey das von Robert Bonner herausgegebene Wochenblatt Ledger über die ganze Union verbreiteten, sodaß dadurch nach und nach dessen Auflage auf 500,000 gebracht wurde, anerkannte Bonner dadurch, daß er der Firma den Alleinvertrieb des Ledger übertrug, daher alle Concurrenten von ihnen kaufen mußten. In ähnlicher Weise sicherten sie und ihre Verbündeten sich den Alleinvertrieb anderer wichtiger Zeitschriften, welche, gleich dem Ledger, jedem großen und kleinen Zeitungslieferanten, -verkäufer und -träger unentbehrlich waren. Unter diesen Umständen war die American News Company in der Lage, auf die anderen Zeitungsversandtgeschäfte eine solche Pression auszuüben, daß dieselben sich genöthigt sahen, ihre Geschäfte entweder mit der American News Company zu verschmelzen oder zu einem Zweige derselben zu machen. Solcher Zweiggeschäfte gibt es in New York ungefähr 6 und in anderen großen Städten des Landes mehr als 30.

Bei der großen Auflage mancher Zeitschriften, wie z. B. Ledger, nahm der Druck 2 oder auch 3 Tage in Anspruch. Die zuerst fertig gestellten Tausende und Zehntausende von Exemplaren wurden an die Zweiggeschäfte der News Company in Chicago, St. Louis, Boston u. s. w. geschickt, damit in diesen Städten, durch die dortige News Company, die betr. Zeitschrift ungefähr ebenso zeitig ausgegeben werden könne, wie hier in New York. Diejenigen Zeitungshändler, welche an solchen Orten nicht von der dortigen News Company, sondern fort und fort von ihrem bisherigen Lieferanten in New York bezogen, erhielten den Ledger u. s. w. naturgemäß 1, 2 oder 3 Tage später, als Andere am Platze, und nach und nach verloren sie auf diese Weise ihre Kunden. Es blieb ihnen daher keine Wahl, als auch von der betr. News Company zu beziehen.

Das erklärt den großen Umfang, in welchem der Zeitschriftenhandel in Nordamerika direct oder indirect von der American News Company controllirt wird. Als tüchtige Geschäftsleute haben die Leiter derselben pflichtgemäß Alles wahrgenommen, was zu ihrem Vortheile sein konnte, und hat natürlich Niemand das Recht, ihnen das zu verargen.

Auch die Verleger von Zeitschriften mußten bezw. müssen mit der



American News Company ein Abkommen treffen, damit ihre neue Erscheinung den Händlern im ganzen Lande „als Probe“ zugeschickt werde und dadurch dem Publicum unter die Augen komme, wie es sonst nicht möglich wäre. Der Verleger muß gewöhnlich die ersten 2, 3 oder auch 4 Nummern in verhältnißmäßig sehr großer Zahl gratis liefern, wogegen dieselben seitens der News Company den Händlern aber berechnet werden, was allein schon einen schönen Profit gibt. Auf die weiteren Nummern erhält die News Company einen Rabatt von ungefähr 8–15%, wogegen ihre Expeditionskosten sowie Risico unbedeutend sind. Ob nun der Verleger auf seine Kosten kommt oder nicht — das ändert nichts an der Thatsache, daß die News Company den vereinbarten Profit an jedem Exemplare hat, das durch ihre Hände geht.

Solange nun eine Zeitschrift neu ist, bezw. der Verleger selbst dafür sorgt, daß die Nachfrage wach gehalten wird, „geht“ dieselbe. Dann aber erscheint eine neue, mit der die gewöhnliche Manipulation seitens der News Company gemacht wird (d. h. jedem Kunden werden Exemplare, berechnet, zugeschickt, welche derselbe zurücksenden darf, falls er sie nicht absetzt), dann wieder eine — und so fort. Und in gleichem Verhältnisse kommt die zuerst empfohlene in den Hintergrund, wird von den nachher erscheinenden verdrängt. Die News Co. führt lediglich die erhaltenen Bestellungen aus und hat davon ihren Nutzen; wenn aber, wie gesagt, der Verleger nicht selbst für Nachfrage sorgt, so geht der Absatz zurück, auch der durch die News Companies, und endlich geht die Zeitschrift ein.

Wer zählt z. B. die deutsch-amerikanischen Zeitschriften alle („Puck“, „Leslie's Illustrirte Zeitung“ u. s. w.), die einst in vielen Tausenden durch die News Co. verbreitet wurden, jetzt aber nicht mehr existiren? Und was ist nach und nach aus der einst 500,000 Exemplare starken Auflage des Ledger geworden? Früher warteten die Leser mit Ungeduld auf das Erscheinen der nächsten Nummer, nach und nach entstand Gleichgültigkeit. Ebenso ist's mit unzähligen anderen Zeitschriften ergangen; daß sie durch die Am. News Co. vertrieben wurden, sicherte nicht ihr Fortbestehen, bewahrte sie nicht vor dem Untergehen. Inzwischen hat das Lesebedürfniß des amerikanischen Publicums nicht nachgelassen, andere Zeitschriften sind an Stelle der untergegangenen entstanden und die Am. News Co. macht jetzt umfangreichere Geschäfte, als je zuvor.

Eine erfolgreiche Concurrenz für die Am. News Co. ist undenkbar. Vor vielen Jahren wurde einmal eine solche etablirt, aber die mit der Am. News Co. unzufriedenen Verleger und Händler waren nicht imstande, die United States News Co. am Leben zu erhalten, welche darum nach wenigen Wochen wieder aufhören mußte.

Wie schon vorhin gesagt, halte ich dafür, daß Geschäftsleute Alles wahrnehmen sollen, was zu ihrem Vortheile ist. Ich bin daher auch nicht geneigt, als unrecht zu verurtheilen, daß z. B. zwei gleichartige Geschäfte zusammengelegt werden, um einen großen Theil der Betriebskosten beider zu sparen, gleichzeitig aber womöglich den Profit bezw. den Umfang des Geschäfts beider Firmen zu vergrößern. Dieselbe Anschauung gilt natürlich auch, wenn 10 oder noch mehr gleichartige Geschäfte zusammengelegt werden; es läßt sich nicht gut eine Grenze ziehen, von wo aus, bezw. in welcher Größe eine Combination unerlaubt sein soll. Unter Umständen werden trotzdem die Unabhängigen, welche nicht von dem Trust absorbirt worden sind, nach wie vor bestehen, und unter Umständen wird auch ein Trust untergehen — wie das zahlreiche Beispiele beweisen.

Nachdem die Am. News Co. das Geschäft mit den amerikanischen Zeitschriften vollständig und fest unter ihre Controlle bekommen hatte, war es natürlich, daß sie auch darauf ausging, die Lieferung der englischen sich zu sichern. Willmer & Rogers importirten damals den größten Theil solcher Zeitschriften, in New York. Statt sich einer Concurrenz seitens der Am. News Co. auszusetzen, zogen sie, als die Proposition an sie trat, vor, ihr Importgeschäft zu einem Zweige der Am. News Co. machen zu lassen, welcher als Willmer & Rogers News Company in 31 u. 33 Beekman Street fortgeführt wurde.

Als diese Umwandlung vor sich gegangen, blieben noch die importirten deutschen, französischen und anderen europäischen Zeitschriften übrig, deren Vertrieb naturgemäß die Am. News Co. auch zu controlliren wünschte. Die deutschen Zeitschriften wurden damals zum größeren Theile von Herrn Zickel, zum kleineren aber von mir importirt, abgesehen von geringeren Quantitäten durch andere Buchhändler.

Ich weiß nun nicht, ob und in welcher Weise die Am. News Co. Herrn Zickel Vorschläge behufs Consolidation oder Ausverkaufs gemacht hat. Das aber ersehe ich aus meinen Notizen, daß ich im Februar 1871 eines Tags ersucht wurde, um 12 Uhr beim Schatzmeister der Am. News

Co. in 119 Nassau Street vorzusprechen. Dort angekommen, wurde ich eingeladen, mit den 7 oder 8 Directoren der Company ihr Mittagessen zu theilen, das, wie regelmäßig, der Zeitersparniß halber in einem Zimmer über der Buchhalterei servirt wurde. Nachdem dasselbe vorüber, unterbreiteten zwei der zurückbleibenden Directoren mir ihren Vorschlag, daß ich ihnen die Zeitschriften-Abtheilung meines Geschäfts gegen eine noch zu bestimmende Entschädigung abtrete. Dieselbe sollte – ähnlich der Willmer & Rogers News Co. für britische Zeitschriften — als E. Steiger News Co. fortgeführt werden; meinen Bruder wollten sie zum Geschäftsführer bestellen und mir überdies das Recht geben, von den 15 Directoren 6 zu erwählen. Diese letzte Proposition war ein sehr deutlicher Wink, daß ich von allem Anfange an überstimmt werden und mich sehr bald „auf dem Trockenen" sehen würde. Darum sagte ich, ich wolle mir den Vorschlag überlegen. Da ich nichts von mir hören ließ, so wurde ich zweimal um Antwort gemahnt und mir am 5. Mai 1871 in einem Briefe des Schatzmeisters erklärt, daß sie mir im Weigerungsfalle ohne Rücksicht auf Kosten Concurrenz mit deutschen Zeitschriften machen würden. Obwol ich diese Drohung nicht unterschätzte, so schien es mir doch besser, meine Selbständigkeit zu wahren und lehnte ich am 14. Mai den Vorschlag ab, auf die Folgen gefaßt.

Zu dieser Zeit war einer meiner früheren Gehülfen, dem meine stricte Geschäftsordnung nicht gepaßt hatte, ohne Stelle und wurde von der Am. News Co. engagirt, um als Geschäftsführer eine deutsche Abtheilung für sie einzurichten. Dieselbe gestaltete sich als ein Theil der Willmers & Rogers News Co., deren Namen später in International News Co. umgeändert wurde.

Was ich, der ich von früh bis abends im Geschäfte anwesend sein mußte, nicht zu thun in der Lage war, nämlich mit den hiesigen Verlegern, Händlern und Colporteuren persönlich zu verkehren, sowie auch die Händler im Lande zu besuchen und freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen, dazu hatte der Geschäftsführer der News Co. Zeit und auch besondere Lust. In kurzer Zeit bemerkte ich, daß sehr viele meiner bisherigen Kunden abbestellten, und fortan von der International News Co. bezogen. Und auf verschiedene Weise, und ohne Rücksicht auf die Kosten wuchs deren Absatz; es war ja eine verhältnißmäßig leichte Sache, Herrn Zickel und mir die deutschen Kunden abspenstig zu machen, welche wir mit viel Mühe und Kosten herangezogen hatten.

Ein Hinderniß zeigte sich allerdings bei vielen Kunden des Herrn Zickel. Derselbe verlegte zwei Zeitschriften: „Novellenschatz" und „Familienblätter", die in großer Auflage verbreitet wurden, beim Publicum beliebt und dem Händler unentbehrlich waren. Wenn nun ein solcher Herrn Zickel nicht bezahlte, so erhielt er keine weiteren Hefte und diese probate Maßregel brachte den schuldigen Betrag bald herbei. Auch mir gegenüber bestand die Verabredung, daß ich diese beiden Zeitschriften nicht an Händler oder Träger liefere, von denen anzunehmen war, daß sie Herrn Zickel Geld schuldig seien.

Nun trat die International News Co. auf mit der Ankündigung, daß sie „irgend welche" Zeitschriften liefere. Diese Ankündigung umfaßte selbstverständlich auch „Novellenschatz" und „Familienblätter". Damit aber hatte der Geschäftsführer sich verrechnet, denn Herr Zickel, um die Controlle über seine Kunden nicht aus der Hand zu geben, weigerte sich, seine zwei Zeitschriften der International News Co. zu liefern.

Unter diesen unangenehmen Umständen stellte der Geschäftsführer den Directoren der Am. News Co. vor, daß Herrn Zickel leicht Concurrenz gemacht werden könne, und vermuthlich mit der Hoffnung, damit nach und nach sowol Zickel wie auch Steiger ganz zu beseitigen, und dadurch später die zunächst aufzuwendenden großen Summen reichlich wieder hereinzubringen, gestatteten die Directoren die Herausgabe zweier Concurrenz-Zeitschriften unter den Titeln „Novellenkranz" und „Familienschatz". In ungewöhnlich kostspieliger Weise, z. B. mit Wagen, welche mit Musik durch die Straßen fuhren, durch Vertheilung einer Unzahl von Probeheften und Prospecten wurde versucht, diese Zeitschriften beim Publicum einzuführen.

Die Herren der Am. News Co. hatten wol viele Male schon ebensoviele Probehefte und Prospecte verbreitet, aber stets auf Kosten anderer Verleger. Jetzt indeß mußten sie für ähnliche Manipulation auf eigene Kosten unerwartet große Rechnungen bezahlen. Und das Geldzusetzen dauerte fort; beide Zeitschriften deckten die Herstellungskosten nicht und gingen endlich ein, ohne Herrn Zickel wesentlich geschadet zu haben. Vielen Händlern und Trägern war das Vorgehen, gegen Zickel's „Novellenschatz" einen „Novellenkranz", und gegen seine „Familienblätter" einen „Familienschatz" auszuspielen, doch gar zu unsympathisch gewesen. Die Directoren der Am. News Co. bedauerten aber ihre großen Opfer.

So vergingen mehrere Jahre. Es stellte sich heraus, daß eine nicht

unbeträchtliche Anzahl Händler im Lande und Träger in der Stadt trotz der wiederholten Besuche des Geschäftsführers nicht überredet werden konnte, zur International News Co. überzugehen. Dieselben zogen vielmehr vor, fort und fort von Herrn Zickel bezw. mir zu beziehen; unsere beiden Geschäfte bestanden, wenn auch bedeutend geschädigt, fort, trotz der aggressiven und starken Concurrenz.

Da erschien es den Directoren der Am. News Co. aufs Neue wünschenswerth, mein Geschäft zu absorbiren. Es ging aber nicht wohl an, daß sie direct mir einen Antrag stellten. Sie baten daher unseren gemeinschaftlichen Geschäftsfreund Frank Leslie um seine Vermittlung. Der lud mich ein, ihn in seiner Office zu besuchen und sagte mir, daß z. Z. die Umstände so lägen, daß ein vortheilhaftes Abkommen zwischen der Am. News Co. und mir zustande kommen könne, und gab mir anheim, mich mit den Herren zu besprechen.

Infolge schriftlicher Abmachung ging ich am 3. November 1876, um 3 Uhr, nach der Am. News Co. und conferirte mit dem Schatzmeister. Den Aufzeichnungen nach, welche ich gleich nach der Conferenz niedergeschrieben, überraschte er mich mit dem Geständnisse, daß die Willmer & Rogers News Company bisher Nichts verdient hatte (natürlich, da außer an den Concurrenz-Zeitschriften auch an „faulen" Kunden viel Geld verloren wurde); „Familienschatz" und „Novellenkranz" hatten sie herausgeben müssen, weil Zickel sich geweigert, ihnen seine Zeitschriften zu liefern. Der Schatzmeister proponirte abermals, daß ich mein Zeitschriftengeschäft abtrete und mit der deutschen Abtheilung der Willmer & Rogers News Company unter dem Namen German News Company consolidire. Ich sollte Präsident und mein Bruder Geschäftsführer werden, denn mit ihrem bisherigen Geschäftsführer, der ihnen so große Verluste verursacht hatte, waren sie unzufrieden. Es kam auch wieder die Proposition, daß ich das Recht haben solle, von den 13 Directoren 6 zu erwählen. Das war mir abermals eine Warnung, wie bald meine Interessen von der Majorität niedergestimmt werden würden, abgesehen davon, daß ich ja gar keine 6 Directoren für mich hätte auftreiben können, oder vielmehr nicht einen einzigen, der ihnen gewachsen gewesen wäre. Nachdem noch Anderes besprochen worden war, erklärte ich, die Sache mit meinem Bruder besprechen zu wollen, und ging. Auch mein Bruder konnte der Angelegenheit keine einladende und vortheilhafte Seite absehen, und so ließ ich die Sache auf sich beruhen.

Ich will hier einschalten, daß Frank Leslie anfangs der fünfziger Jahre ziemlich nach dem Muster der **Illustrated London News** ein Wochenblatt: **Frank Leslie's Illustrated Newspaper** gründete, das guten Anklang fand. Es ist bezeichnend für die im Osten wohnende deutsche Bevölkerung der damaligen Zeit, daß eine deutsche Ausgabe des Blattes: „Frank Leslie's Illustrirte Zeitung" gegründet wurde und auch guten Absatz fand, sodaß, beiläufig bemerkt, in den sechziger Jahren mein Bedarf davon bis auf 13,000 Exemplare ℔ Woche stieg.

Redacteur von „F. L. Illustrirter Zeitung" war zuerst Herr C. Pfirshing und nach seinem Austreten Dr. Fr. Brandis. Herr Pfirshing wurde Redacteur und Eigenthümer von **The Tobacco Leaf**, einem Blatte, das ganz den Interessen des Tabaksgeschäfts gewidmet war und viel Geld einbrachte. Unter seinen Mitarbeitern war ein fixer und fähiger Irländer, der ihn animirte, für die Millionen von Irländern, welche nach Amerika eingewandert waren, die Nachrichten aus der alten Heimath zu sammeln und in einem Wochenblatte unter dem Titel: **News from Ireland** zu veröffentlichen. Die Lesewuth der hiesigen Irländer hatte er aber überschätzt, sie kümmerten sich wenig um die alte Heimath, der sie gern den Rücken gekehrt, verhielten sich indifferent gegen die **News from Ireland**, verwandten die dafür auszugebenden 10 Cents lieber auf Getränke und ließen das Blatt ruhig eingehen.

Dieser mißlungene Versuch veranlaßte Herrn Pfirshing aber, ein ähnliches Wochenblatt für die aus Deutschland und der Schweiz Eingewanderten herauszugeben unter dem Titel „Nachrichten aus Deutschland und der Schweiz". Dieses Blatt fand großen Anklang. Herr Pfirshing trug mir die General-Agentur an, nachdem mir vorher die Allein-Agentur für die „Weser-Zeitung" und die „Kölnische Zeitung" übertragen worden war, für welche ich mich mit Erfolg sehr thätig verwandte. Da mein Verdienst an den „Nachrichten aus Deutschland und der Schweiz" beträchtlich war, so hatte ich große Energie und Kosten auf die Verbreitung dieses Blattes verwandt, dessen Gesammtabsatz infolge des deutsch-französischen Kriegs auf 26,000 Exemplare kam. Später verminderte sich die Auflage unaufhaltsam, da einestheils mehrere Tageszeitungen auch solche Nachrichten aus der alten Heimath brachten, anderntheils aber Specialblätter geboten wurden für die Plattdeutschen, Schweizer, Schwaben, Pfälzer, Hessen, Bayern, Oesterreicher, Preußen, Sachsen u. s. w., welche natürlich noch ausführlichere Nachrichten gaben, als der

Raum in den „Nachrichten aus Deutschland und der Schweiz" zuließ. Ein weiterer Grund des Niedergangs war die Abnahme der deutschen Einwanderung; die Eingewanderten interessirten sich naturgemäß nach und nach weniger für die Ereignisse in ihrer alten Heimath, in gleichem Grade aber mehr für amerikanische Verhältnisse. So wurde die Herausgabe der „Nachrichten" unprofitabel und Herr Pfirshing gab dieselbe auf.

Wie die Am. News Co., ohne Concurrenz, den Alleinvertrieb der meisten im Osten der Vereinigten Staaten erscheinenden Zeitschriften hatte, so suchte die International News Co. auch den amerikanischen Markt für europäische zu controlliren. Außer für eine Anzahl englische Zeitschriften erhielt sie auch den Alleinvertrieb, in Amerika, einer Anzahl deutscher, für deren Einführung und Absatz Herr Zickel und ich 10 oder noch mehr Jahre mit viel Mühe und Kosten thätig gewesen waren. Es war eine unschöne Behandlung seitens deutscher Verleger, die indeß nicht alle ihre Erwartungen erfüllt sahen, wie sich wol aus dem Umstande ergibt, daß in späteren Jahren einige derselben um unsere „Verwendung" baten. Herr Zickel und ich hatten aber naturgemäß unsere thätige Sympathie den Verlegern solcher Zeitschriften zugewandt, welche den Verlockungen nicht nachgegeben hatten, vielmehr loyalerweise fortfuhren, direct an uns zu liefern.

Für die Beharrlichkeit, mit welcher die Verleger immer und immer wieder angegangen wurden, spricht wol auch der Umstand, daß z. B. der in Europa wohnende Herr Pfirshing den hiesigen Redacteuren seines Blattes schrieb, der Geschäftsführer der International News Co. habe ihn 5 oder 6mal, d. h. in 5 oder 6 Sommern besucht, um ihn zu bewegen, die General-Agentur der „Nachrichten" der International News Co. zu übergeben. Herr Pfirshing bemerkte weiter, er habe sich aber beharrlich geweigert, und gab als Grund dafür an, er vermuthe, die Absicht sei mehr, Herrn Steiger zu schädigen, als den „Nachrichten" zu nützen, und schrieb ferner: „ich weiß genau, was ich an Herrn Steiger habe, weiß aber nicht, was ein Wechsel mir bringt." Es freut mich, hier constatiren zu können, daß dieser in Europa weilende Freund sich auch jetzt noch, nachdem ich die General-Agentur für die „Nachrichten" schon vor 10 Jahren aufgegeben, gern unserer angenehmen 24jährigen Verbindung erinnert und mir von Zeit zu Zeit seine Grüße schreibt oder sogar kabelt. Anders war's mit Frank Leslie. Der war infolge großer persönlicher Bedürfnisse in chronischer Geldnoth, und mußte ich ihm auf

2 oder 3 Wochen voraus mit dem Betrage meines voraussichtlichen Bedarfs seiner „Illustrirten Zeitung" aushelfen. Endlich brauchte er aber noch bedeutendere Beträge, mit denen ihm die Am. News Co. unter die Arme griff — gegen die Gewährung des Alleinvertriebs der „Illustrirten Zeitung". Es mußte mir allerdings der Profit von ½ Cent am Exemplar gelassen bleiben, aber die großen Abnehmer wurden mir, durch zeitigere Zusendung u. s. w., abspenstig gemacht und die Versorgung der kleineren deckte nicht die Kosten. Andere Zeitschriften, darunter auch „Puck", mußte ich genau so theuer bezahlen, wie jeder Träger ein einziges Exemplar, sodaß ich die Kosten der Versendung zuzusetzen hatte bei den Exemplaren, die ich gewissen Kunden gefälligkeitshalber besorgte.

Wie schon gesagt, viele der damals beliebten Zeitschriften sind todt, und die Zeitungsverkäufer groß und klein, hier und auswärts, welche ihre Geschäfte mit Vorliebe im Wirthshause abmachten, sind ihnen meistens gefolgt, ohne reich geworden zu sein. Hunderte von Buch- und Zeitungshändlern, welche mit dem Vertreter der New Yorker Import-Firma am Biertische von einer glänzenden Zukunft sprachen — sie sind mehr oder weniger bald „alle geworden", in vielen Fällen den New Yorker Lieferanten das Nachsehen lassend.

Es ist nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl deutscher Buchhändler, die heute noch existiren, einestheils weil sie das Kneipenleben gemieden, anderntheils aber, weil sie außer deutschen und englischen Büchern und Zeitschriften auch allerlei andere Verkaufsartikel, wie Schreibmaterialien u. s. w. vertrieben und ihre Kunden zufriedenstellend bedient haben.

Im J. 1884 wurde seitens der News Company nochmals der Versuch gemacht, Herrn Zickel und mich auszukaufen oder sonstwie zu absorbiren. Es wurde aber nichts daraus; Herr Zickel und ich zogen vor, selbständig zu bleiben, wenn auch nur mit beschränktem Umsatze. Wir Beide sind zufrieden darüber, daß wir so verfahren haben, und da uns nicht beizukommen war, so hörte das mehr oder weniger aggressive Vorgehen der International News Co. gegen uns Beide auf und haben wir Drei seither in Frieden und Eintracht neben einander existirt, beinahe, als ob gar nichts zwischen uns vorgekommen wäre. Ja, ich kann sogar sagen, daß der „Geschäftsführer der deutschen Abtheilung" mir gegenüber, wenn er mich aufsuchte, besonders freundlich war, als ob er wieder gutmachen wollte, was er ungefähr 15 Jahre lang, seines Interesses wegen, gegen mich agirt hatte. Nun: "*De mortuis nil nisi bene.*"

Ich habe das Vorstehende dargestellt in der Annahme, daß mancher Leser sich für diese Verhältnisse, die ihm bisher unbekannt waren, interessire. Ich für meine Person will gestehen, daß ich keine Lust hätte, diesen fünfzehnjährigen Kampf um meine Selbständigkeit nochmals durchzumachen. Ich habe mich in vielen Leuten getäuscht und darf wohl von Rücksichtslosigkeit und Undank sprechen.

Ich stehe auch nicht an zu sagen, daß vermuthlich von zehn Leuten in meiner Lage neun „die Flinte in das Korn geworfen" hätten. Es war ein besonderes Glück, daß ich bei all dem Trubel gesund geblieben bin, daß ich meinen rastlos thätigen Bruder und auch die Freunde Hanselt, Schack u. A. zur Seite hatte, daß Herr Pfirshing mit den „Nachrichten" treu zu mir hielt, und was ich sonst noch anzuführen hätte.

Wohl Denen, welchen solcher Kampf um die Existenz erspart bleibt! Sie wissen gar nicht, wie gut sie's haben.

Für den Theil meines Geschäfts, welchen ich verloren, habe ich Ersatz gesucht und gefunden; ich habe aufmerksam jede Gelegenheit wahrgenommen, das Feld meiner Thätigkeit zu erweitern, und Fleiß und die nöthigen Geldmittel aufgewandt, um solches Feld zu bebauen. Das Bewußtsein, meine Pflicht zu thun, hat mich guten Muthes und froher Hoffnung erhalten, auch wenn die Aussichten trüb waren.

Meiner Verantwortlichkeit für das Wohl der Familie immer eingedenk, habe ich die Sorge für das Geschäft, welches ja die Mittel zum Lebensunterhalt lieferte, allem Anderen vorangestellt. Das ist mir natürlich von Nahestehenden sowol als auch von Anderen verdacht worden, welche keine Augen hatten, um zu sehen, daß andere Leute in ähnlicher Lage wie ich, welche sich Nichts versagten, für ihr Geschäft auch keine besonderen Anstrengungen machten, dagegen aber lamentirten — endlich untergingen, und zwar ohne Mitleid zu verdienen.

Ich bin glücklich, sagen zu dürfen, daß ich mit den Resultaten meines unablässigen Sorgens und Arbeitens zufrieden sein kann, Etwas zurückgelegt habe und dabei gesund geblieben bin.

Wie die gigantischen Trusts hierzulande trotz ihrer großen Anstrengungen nicht imstande gewesen sind, die Unabhängigen alle zu erdrücken, so ist es auch den News Companies nicht gelungen, alle Concurrenz zu beseitigen. Heutzutage, bei dem großen Rückgange im Absatze deutschländischer Zeitschriften, hätte ein Kampf wegen derselben überhaupt keinen Sinn mehr.

Am 6. Juli 1899 starb in New York Robert Bonner. Er war zwar kein Deutscher und ich habe auch nie etwas mit ihm zu thun gehabt, aber dennoch will ich seiner hier erwähnen.

Robert Bonner war 1824 in Ramelton, einem Dorfe bei Londonderry im nördlichen Irland geboren. Ungefähr 15 Jahre alt, kam er mit einem älteren Bruder nach Amerika und ging zu einem Onkel in der Nähe von Hartford, Conn. Dieser verschaffte ihm Beschäftigung als „Druckerteufel" in der Druckerei des Hartford Courant. Hier bildete er sich von 1839—44 mit großem Fleiße sowol als Drucker wie auch als Journalist aus. Als er im Jahre 1844 nach New York kam, war er nicht nur ein Meister im Setzen und Drucken, sondern auch ein „Zeitungsmann" mit ungewöhnlichen Fähigkeiten. In New York übernahm er eine Stelle als Corrector und Hülfs-Vormann am Evening Mirror, der von Morris, Willis & Fuller herausgegeben wurde. Seine Abende benutzte er, um kleine Artikel für den Hartford Courant zu schreiben. Außerdem schrieb er New Yorker Berichte an Zeitungen in Albany, Boston und Washington. Bonner's besonderes *forte* war der geschmackvolle, anziehende, auffällige Satz von Inseraten. Ein Clerk in der Inseraten-Abtheilung des Mirror bemerkte, daß die Redacteure größtentheils dem jungen Bonner überließen, ihre Artikel mit Ueberschriften zu versehen, welche die Aufmerksamkeit der Leser erregten; darum brachte er Bonner auch gewisse Inserate, damit dieser dieselben recht geschmackvoll, bezw. auffallend aufsetze, was ihm auch sehr gut gelang. Jener Clerk gab seine Stelle beim Mirror auf und nahm eine ähnliche am Merchants' Ledger an, einem kleinen kaufmännischen Blatte, von einem Manne namens Pratt herausgegeben, welchem er empfahl, Bonner zu engagiren.

Auf diese Weise kam Bonner zum Merchants' Ledger, und nach einiger Zeit — im J. 1850 — kaufte er das Blatt von Pratt.

Im J. 1855 druckte Bonner im Ledger "Fanny Ford," eine Geschichte von Fanny Fern (Frau Parton), die damals die beliebteste Schriftstellerin war. Das war der erste Schritt, um aus dem kleinen Blatte, welches außerdem nur Marktberichte, Preisnotirungen und andere Sachen von Interesse für Kaufleute brachte, ein Familienblatt zu machen.

Und dieser Schritt, wie viele andere, die Bonner später machte, war sehr kostspielig. Zuerst bot er der Fanny Fern $25.00 für die Spalte, später $50.00, $75.00 und endlich $100.00. Die Schriftstellerin protestirte

dagegen, daß ihre Erzählung neben Marktberichten u. s. w. erschien, ließ sich aber von Bonner beschwichtigen und schrieb für $1,000 eine Geschichte, welche 10 Spalten füllte.

Mit der Veröffentlichung dieser Geschichte änderte Bonner den Charakter seines Blattes: er ließ alles Kaufmännische daraus weg, sodaß es nur noch der Unterhaltung gewidmet war, d. h. ein Familienblatt wurde. Und den Titel änderte er aus Merchants' Ledger in The New York Ledger. Gleichzeitig begann Bonner sein eigenthümliches System des Inserirens, welches die Aufmerksamkeit des Publicums auf ihn und sein Blatt lenkte. Er war der Erste, welcher den Gebrauch einführte, den Anfang einer Geschichte abzudrucken, die an einer spannenden Stelle plötzlich aufhörte mit der Bemerkung, daß die Fortsetzung nur in dem oder dem Blatte zu finden ist. Er füllte auch ganze Seiten einer großen täglichen Zeitung mit Wiederholungen kurzer Artikel oder Anzeigen zur Empfehlung des Ledger.

So bestellte er eines Tages, mit dem Gelde in der Hand, bei der New York Tribune solch eine Anzeige, d. h. den Anfangssatz einer Geschichte ungefähr 100mal wiederholt, zwischen den anderen Inseraten einzuschieben. Dem betr. Clerk am Schalter kam die Sache nicht recht geheuer vor; er ging daher hinauf ins Sanctum zum Redacteur und Eigenthümer Horace Greeley. Der erklärte, daß er seine Zeitung nicht auf solche Weise verunstalten lassen wolle, und wies Bonner ab. Zufälligerweise hörte James Gordon Bennett, der Redacteur und Eigenthümer des New York Herald, davon. Schnell schickte er zu Bonner und ließ demselben sagen, im Herald könne er für sein gutes Geld anzeigen was und wie er wolle. Demgemäß erschienen die von Greeley zurückgewiesenen kleinen Anzeigen nächsten Morgen im Herald, und ähnliche Bonner'sche Inserate sah man noch oft in Bennett's weltbekanntem Blatte; ja eines Morgens kam der Herald 16 statt 8 Seiten stark heraus, weil die gewöhnlichen 8 Seiten weiter Nichts enthielten, als Bonner's Anzeigen, d. h. Auszüge aus dem Ledger.

Die hervorragendsten Schriftsteller der damaligen Zeit lieferten Beiträge und erhielten hohe, in einigen Fällen enorme Honorare. Darunter waren Edward Everett, Charles Dickens, Tennyson, Bryant, Prentice, Greeley, Bennett, Raymond, Willis, Morris, Saxe, Parton, Abbott, Tyng, Hopkins, Bischof Clark, Dr. John Hall, Alice Cary, Frau Southworth, Harriet Lewis, Frau Sigourney, Sylvanus Cobb, Jr., und andere gleich gut bekannte Autoren. Er bezahlte Dickens $5,000 für eine kleine

Erzählung ("Hunted Down") und Tennyson ebenfalls $5,000 für ein einziges Gedicht, Henry Ward Beecher erhielt $30,000 für seinen Roman "Norwood" und Longfellow $3,000 für ein Gedicht.

Schon Ende d. J. 1853 gelang es dem Ledger, dem Absatze nach Gleason's Pictorial und die Philadelphier Saturday Evening Post — damals die beliebtesten Wochenblätter — zu überflügeln. Dieses Resultat war einestheils die Folge des anziehenden Inhalts des Ledger, anderntheils aber war es der Energie zuzuschreiben, mit welcher die Verkaufs-Agenten Roß, Jones & Tousey das Blatt über die ganzen Vereinigten Staaten vertrieben, da sie viel Geld daran verdienten.

Mit Ausnahme der Exemplare für die Subscribenten, welche den Jahrgang des Ledger mit $3.00 an Bonner vorausbezahlten und darum ihre Nummern vom Verleger erhielten, lieferte dieser die ganze Auflage des Blattes an diese Verkaufs-Agenten (später die American News Company), welche einen halben Cent Profit an jeder Nummer hatten, was also bei der inzwischen auf 500,000 Exemplare gestiegenen Auflage jede Woche ungefähr $2,000 Reinertrag ausmachte.

Jeden Montag punkt 12 Uhr wurde in 121 Nassau Street die betr. Nummer des Ledger an die Hunderte von ungeduldigen Zeitungsjungen ausgegeben, die darauf mit ihrem Armvoll in alle Theile der Stadt und Umgegend rannten und schreiend das Blatt ausboten.

Durch den Absatz seines Blattes an die gebildeten Classen, bezw. den Mittelstand war Bonner ein reicher Mann geworden, und zwar ohne daß er ein einziges Inserat im Ledger abdruckte, durch welche Einnahmequelle er weitere enorme Summen hätte ziehen können.

Im J. 1887 zog sich Bonner von der Leitung des Ledger zurück, die er 37 Jahre geführt hatte, und übergab dasselbe seinen drei Söhnen. Das Blatt ist seitdem nicht mehr, was es früher war, als es jede Woche nur 8 Seiten stark @ 6 Cents erschien. Andere Zeitschriften haben es überflügelt. Es scheint kein Bedürfniß mehr zu existiren für solche Geschichten, wie Bonner früher brachte. Jetzt kommt der Ledger als ein Monatsheft in Folio-Format, 32 Seiten stark, ähnlich anderen Zeitschriften mit vielen Inseraten gewöhnlicher Art, kostet nur 5 Cents und hat keinen enormen Absatz.

Man könnte sagen, daß dies einestheils beweist, wie viel von der Leitung Robert Bonner's abhing, dagegen aber auch, daß der veränderte Geschmack des Publicums anderen Lesestoff verlangt.

So sind Hunderte von Zeitschriften nach und nach eingegangen, weil sie den veränderten Verhältnissen nicht gebührend Rechnung getragen haben, während andere nach 50jährigem oder noch längerem Bestehen sich fort und fort der Gunst des Lesepublicums erfreuen.

Vieles aus Bonner's Leben ist erwähnenswerth. Er hielt zäh an seinen Methoden fest. Eine seiner Regeln, von welcher er nicht abging, war, daß er nie Geld borgte oder irgend eine finanzielle Verpflichtung einging; er bezahlte Alles baar. Nicht minder beachtenswerth ist seine Methode zu inseriren, wie schon oben erwähnt.

Von Anfang März 1855 an, d. h. seit 2 Wochen nach meiner Ankunft, habe ich, mit seltenen Ausnahmen, d. h. wenn ich das Blatt nicht erhalten konnte, jeden Morgen die New York Tribune gelesen. Am 19. September 1877 mußte ich aber einmal mit der New York Sun fürlieb nehmen. Zufällig kam mir folgendes Inserat auf der 5. Seite unter die Augen:

COUNTRY SEAT FOR SALE.

"A Country Seat for Sale Where There Is Fever and Ague.— I hereby offer for sale my country residence at West Morrisania, near Melrose Station, where I have lived for the past three summers, but do not think I could live much longer. I have heard that people looking for a place to purchase could never find one where they have chills and fever—they always have it about a mile, a mile and a half, or two miles off, but never right there, at the place for sale. Now I offer for sale a curiosity, something rare: the precise, exact spot where the fever and ague is. I will warrant it to be there. Three of my children have it; my gardener has it; my groom has the sure premonitory symptoms, and I have a sufficient inkling of it myself. Any doctor with a large family who has a specific for fever and ague would find this a most eligible situation. The neighborhood is full of the disease, and if he could keep it out of his own family it would give him a reputation which would insure his fortune. Besides the fever and ague, the estate consists of a fine double house with all modern conveniences and improvements, such as hot and cold water, furnace, range, &c., and about two acres of land, with a pretty fair barn and some good box stalls for horses. It is really a beautiful place. The grounds are handsomely laid out and covered with trees and shrubbery of the choicest kind. These trees afford not only a delightful shade,

but a nice harbor for mosquitoes. The mosquitoes thus far have not been so much affected by the fever and ague as to prevent their biting. In fact, it is a good place for mosquitoes. I bought it to please my wife, and shall leave it to please my whole family. Terms cash. I am afraid that any security on it would get the fever and ague and become shaky. Those wishing to purchase will please apply immediately. I want to get away from it as fast as Dexter can carry me. ROBERT BONNER.

Ledger Office, 90 Beekman Street, Sept. 18, 1877.

P. S.—The town authorities have begun to make alterations in the street adjoining, and if they drain the place as well as they do the pockets of the landholders it may become healthy."

Wer das las, konnte sich den Zweck dieser Anzeige in verschiedener Weise auslegen: als einen Puff für den Ledger oder einen für seinen Traber Dexter, den er seinem Freunde zu Ehren so genannt hatte, oder was sonst noch.

Das Manuscript dieses Inserats war Charles A. Dana, dem Redacteur und Eigenthümer der Sun, gezeigt worden, und der war muthwillig genug, Folgendes darunter zu setzen:

"We usually charge a pretty handsome price for the insertion of advertisements, but if Mr. Bonner has any more like this we will agree to pay full *Ledger* rates for the privilege of publishing them."

Für dieses Spaßverderben ist Dana dadurch gestraft worden, daß Bonner ihm längere Zeit keine weiteren Anzeigen zugesandt hat.

Vergleichsweise will ich hier erwähnen, daß Ernst Keil in Leipzig in jenen Jahren mit der Redaction der „Gartenlaube" beschäftigt, jeden Tag von früh bis abends an seinem Schreibtische saß, für Geschäftsfreunde kaum zugänglich. Er gönnte sich keine Erholung und das Resultat war, daß dieser Mann mit starker Constitution vom Tode früher ereilt wurde, als es wahrscheinlich der Fall gewesen wäre, sofern er sich weniger Anstrengung zugemuthet hätte.

Aus einer Skizze der Thätigkeit Keil's will ich das Folgende wiedergeben:

„... Vom Gefängnisse aus überwachte er die Redaction des seit 1851 bei ihm erscheinenden, bereits durch ihn in zweiundzwanzigtausend Exemplaren verbreiteten „Dorfbarbier" und leitete überhaupt durch schriftlichen Verkehr sein Geschäft, so gut es gehen wollte, um wenigstens den Unter-

gang fern zu halten. Was später von einer durch Freunde ihm damals gewährten Geldunterstützung erzählt wurde, ist reine Erfindung. Er selbst hat wiederholt in Freundeskreisen gesagt und auch in einem Briefe geschrieben: „Daran ist kein wahres Wort, ich habe niemals einen Pfennig Capital geborgt und bin auch niemals von dritter Seite unterstützt worden."

„Mittellos kam er nach verbüßter Haft in sein Haus und zu den treuen Gehilfen seines Contors zurück, aber dennoch kam er nicht leer. Seine Gesinnung war unerschüttert, sein Muth nicht gebeugt, den unbestrittenen Ruf eines Ehrenmannes hatte er durch die in jenem Preßprozesse zugleich über ihn verhängte Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte in den Augen seiner Mitbürger nicht verloren. Zudem aber brachte er einen Gedanken mit, der ihn beflügelte und seit Monaten seine ganze Seele erfüllte. Das gebeugte, in seinen Hoffnungen so bitter getäuschte Volk war in der Schule trauriger Erfahrungen müde geworden der fruchtlosen Debatten und Declamationen, die Tag für Tag an den Ohren vorübergesaust; die Journalpresse freier Richtung stand in der Gefahr, für lange Zeit ihre Macht zu verlieren oder an reactionäre Einflüsse abzutreten, wenn sie nicht auch der Sehnsucht des Publicums nach positiver Ausfüllung und Begründung seiner neu gewonnenen Ueberzeugungen dem erwachten Durste nach substantieller Geistesnahrung und aufrichtender Erfrischung der Gemüther entgegenkam.

„Das hatte Keil schon draußen längst mit seinem feinen Verständnisse des deutschen Volksgeistes erkannt, und aus dieser Erwägung wuchs in der Einsamkeit des Gefängnisses der Entschluß zu der Großthat seines Lebens, zur Gründung des Blattes hervor, dem er vor der am 1. Januar 1853 erfolgten Ausgabe den unscheinbaren Namen „Die Gartenlaube" gab.

„Der Plan war gemacht, aber der Ausführung stellte sich nach der Heimkehr zunächst mancherlei Jammer kleiner und großer Schwierigkeiten entgegen. So hatte z. B. die erwähnte Aberkennung der Ehrenrechte für Keil die unangenehme Folge, daß er auf einer Zeitschrift nicht mehr als verantwortlicher Redacteur sich nennen durfte. Er mußte daher eine geeignete Persönlichkeit suchen, welche ihren Namen hergab, und er fand deren zwei in seinen alten Freunden Stolle und Diezmann, die denn auch die „Gartenlaube" zehn Jahre hindurch gezeichnet haben,

ohne jemals an der wirklichen Redaction betheiligt zu sein, welche allein in den Händen Keil's lag.

„An erschwerenden Aergernissen, die ertragen oder überwunden werden mußten, hat es also keineswegs gefehlt, und sie warfen manchen trüben Schatten in die ersten Regungen des Unternehmens. Aber jene lebensvollen Keime, aus denen schon „Der Leuchtthurm" geworden, waren nun einmal aus dem immerhin engen Bereiche leidenschaftlichen Parteigetriebes auf einen weiten, freien und heiteren Boden verpflanzt, und Nichts konnte hier ein Aufsprießen verhindern, das von einem klaren und bedachtsamen Wollen, von einem seltenen Geschick und einer rastlosen Energie inbrünstiger Hingebung gefördert wurde. In der „Gartenlaube" sah Keil die Verwirklichung seines höchsten Jugendideals. Darum hat er mit einer Zähigkeit ohne Gleichen alle ungewöhnliche Kraft seiner Liebe, seines Talents und Fleißes in diese Zeitschrift überströmen lassen, in den ersten Jahrgängen auch Vieles noch selber, die ersten Nummern sogar fast ganz allein geschrieben, unablässig die wachsamste Thätigkeit zur Auffindung und Gewinnung tüchtiger Mitarbeiter entwickelt und keine Nummer ausgegeben, in der nicht jeder Satz sorgfältig für den Zweck geprüft und Alles bis auf die letzte Zeile frisch und ansprechend, warm und geschmackvoll für das Verständniß des Lesers gestaltet war.

„Wie deutlich er wußte, daß die „Gartenlaube", die Freude und der Stolz seines Lebens, zugleich ein tragisches Verhängniß für sein persönliches Glück geworden sei, dafür kann hier ein merkwürdiges Geständniß von ihm aus dem für den Aufschwung der „Gartenlaube" so außerordentlich glanzvollen Jahre 1867 angeführt werden.

„Ein Freund hatte ihn damals im Auftrage und Interesse eines gemeinsamen Bekannten vertraulich gefragt, ob dieser wol die ihm angetragene Leitung eines illustrirten Unterhaltungsblattes übernehmen solle. Keil beantwortete die an ihn gerichtete Frage sehr ausführlich und schrieb dabei über sich Folgendes:

„„... Was die „Gartenlaube" betrifft, so war ihre Auflage von 5,000 Exemplaren, die im ersten Jahre (1853) abgesetzt wurden, im Jahre 1863 auf 157,000 gestiegen. Infolge des damaligen Verbotes für Preußen war sie zwar auf 103,000 zurückgegangen, stand aber 1866 schon wieder auf 142,000, bis sie in demselben Jahre, nach Aufhebung des preußischen Verbotes, binnen neun Monaten

um 83,000 sich vermehrte, sodaß jetzt (1867) 225,000 Exemplare gedruckt werden. Das sind Erfolge, auf die ich wol stolz sein könnte, da sie redactionell und geschäftlich mein alleiniges Werk sind. Fragt man mich aber, ob sie mich glücklich gemacht, so habe ich nur eine trübe Antwort. Fünfzehn Jahre lang habe ich nur den einen Gedanken gehabt, der mich Tag und Nacht und überall mit dämonischer Gewalt beherrscht hat, der mir alle übrigen Freuden des Lebens zuwider und mich zum einsamen Manne, oft genug in seinen Wirkungen mich und meine Familie unsäglich unglücklich gemacht! Fünfzehn Jahre — die schönsten des Lebens — habe ich nur gearbeitet, nur gegrübelt, nur geschaffen, keinen Sonntag gehabt, mich von den meisten Freuden zurückgezogen und nur dem Unternehmen gelebt. Trotz der mir zu Gebote stehenden Reisemittel habe ich — mit Ausnahme einer Schweizer-Reise — von der Welt nichts gesehen, und wenn man morgen meine müden Gebeine hinausträgt, werden die Leute sagen: er war ein Narr und hat sein Leben nicht genossen! Die Leitung eines solchen Unternehmens ist ein Fluch, der mit eisernen Klammern gefangen hält und schließlich das Leben knickt, das nur noch in einer gelungenen Nummer Werth hat. In sechs Jahren sind mir drei Tage Erholung geworden, die ich in Thüringen zubrachte. Ein Nachlassen ist unmöglich, geradezu verderblich, und wenn unser Freund sich nicht ausschließlich dem Blatte widmen, wenn er nicht Alles vergessen kann, was sonst noch das Leben werth und lieb macht, wenn er nicht Tag und Nacht nur für das Blatt arbeiten kann und will, so soll er den Gedanken aufgeben, es in die Höhe bringen zu wollen. Der Ehrgeiz kann durch den Erfolg eines solchen Blattes befriedigt werden, aber glücklich — glücklich machen kann es nicht! Ich habe es erfahren!"

„Das waren tief elegische Töne, die hin und wieder noch düsterer dem Innersten seines belasteten Gemüthes entquollen, je unaufhaltsamer in den nächsten zehn Jahren das immerwährende Steigen der „Gartenlaube" die Anforderungen an seine Spannkraft erhöhte." . . .

Bonner hatte sich auch 20 Jahre angestrengt der Redaction des Ledger gewidmet, als sich üble Folgen für seine Gesundheit zeigten und sein Arzt ihm empfahl, auf der Landstraße zu fahren. Diese ärztliche Vorschrift gefiel Bonner sehr wohl; er hatte die Mittel, um sich Traber

anzuschaffen, hat das auch gethan, und zwar mit wachsendem Vergnügen. Gleichzeitig verschaffte er sich Hülfe in der Redaction, sodaß er nachmittags gegen 3 Uhr seine Arbeit verlassen und zu seinen Trabern gehen konnte, um hinter denselben schneller als Andere auf der Landstraße zu fahren, bezw. zu rasen. Nie hat er — wie Andere es thun — seine Pferde um Geld laufen lassen. Es kam ihm nur darauf an, nicht den Staub zu schlucken, den schnellere Pferde vor ihm aufwarfen, sondern umgekehrt. Bonner betrachtete seine schnellen Traber auch als ein Mittel, um nebenbei für den Ledger Reclame zu machen, wie z. B. das Inserat vom 18. Sept. 1877 in der N. Y. Sun beweist.

Wie andere Leute „menschenfreundlich" sind, so war Bonner auch „pferdefreundlich"; er „erbarmte sich seines Viehes", wie er mit großer Genugthuung sich äußerte, und mit besonderer Kenntniß behandelte und pflegte er auf seiner Farm bei Tarrytown seine Pferde in der zweckmäßigsten Weise. Da ein großer Theil des amerikanischen Publicums sich für Pferde interessirt, so veröffentlichten am Sonntag, den 18. März 1900, die größeren Zeitungen des ganzen Landes die telegraphische Meldung, daß Tags vorher dort die Stute Maud S, 26 Jahre alt, an Altersschwäche gestorben war. Dieses Pferd hatte er vor 20 Jahren dem Commodore Vanderbilt für $40,000 abgekauft. Gehörig ausposaunt ist es worden, daß er sich weigerte, für diese s. Z. schnellste Traberstute ein Angebot von $100,000 anzunehmen. Für ein anderes Pferd, Sunol, hatte er $41,000 bezahlt.

In dem Cataloge seiner Stuterei erklärte Bonner, daß er für Pferde ungefähr $600,000 bezahlt habe. Für diejenigen Freunde aber, welche geneigt wären, ihn deßwegen zu tadeln, wolle er bemerken, daß die Summe seiner Beiträge für kirchliche und Erziehungs- und Wohlthätigkeitszwecke eine noch viel größere sei.

In den Jahren 1871 u. '72 pflegte ich nach der Restauration von J. Weyandt & Wies in 196 William Street zum Mittagessen zu gehen. Dorthin kam alltäglich auch Bonner. Der fleißige Mann scheute nicht den Weg, um in Begleitung eines Hilfs-Redacteurs oder anderen Freundes diesen Platz aufzusuchen, wo man gute deutsche Küche fand; Donnerstags aber kam er gewöhnlich mit Henry Ward Beecher an den für ihn reservirten Tisch und statt Wein oder Champagner tranken Beide — Thee. Still ihn bemitleidend, bemerkten das die anderen Gäste.

Obwol Bonner im J. 1887 den Ledger seinen Söhnen übergeben

hatte, so schien er doch das Geschäftslocal der Zeitschrift noch zu besuchen; wenigstens habe ich ihn noch viele Male gegen 2 Uhr nachmittags von dorther auf dem Wege nach seiner Wohnung kommen sehen, immer mit mehreren Zeitungen unter dem Arme.

Mehrere Monate nach seinem Tode wurde sein Name wieder in den Zeitungen erwähnt, und zwar infolge eines Erbschaftsprocesses. Bei den Verhandlungen hatte einer der Söhne Veranlassung auszusagen, daß auf seinem Todesbette sein Vater ihm eines Tages gesagt habe, er solle in einem Bücherschranke im Bibliothekzimmer ein gewisses Buch suchen; darin werde er $70,000 in United States Bonds finden. Nach ziemlichem Suchen hatte der Sohn diese Bonds gefunden und darauf nach der Safe Deposit Company gebracht, wo noch $300,000 mehr in solchen Bonds aufbewahrt waren. Es waren dann auch die anderen Bücher u. s. w. durchblättert worden, aber ohne Resultat.

Ich habe im Vorhergehenden von Robert Bonner gesprochen als einem amerikanischen Verleger, der durch Anlagen, Eifer, Fleiß, seltene Glücksumstände u. s. w. einen ungewöhnlichen Erfolg erreicht hat, und dadurch in die Lage gekommen ist, nicht blos für gemeinnützige Zwecke, sondern auch für sein persönliches Vergnügen viel Geld aufzuwenden.

Ich habe dies gethan, um neben ihm an dieser Stelle auch eines Deutsch-Amerikaners zu erwähnen, der 43 Jahre lang in der Leitung einer täglichen Zeitung sowie in der Vertretung der Interessen seiner Partei auf dem Felde der Politik zwar Ungewöhnliches erreicht, aber auch seine Gesundheit eingebüßt hat, und nach unsäglichen Leiden am 15. December 1900 hier starb. Ich meine Herrn Oswald Ottendorfer, der die Früchte seiner ehrlichen Arbeit wie Bonner, aber in noch viel größerem Umfange, auch schon bei Lebzeiten für gemeinnützige und wohlthätige Zwecke verwendet hat, ohne aber für sich selbst, für seine Person große Bedürfnisse zu haben.

Es drängt mich, dieses meinerseits allzeit hochgeehrten Mannes auf den nachfolgenden Blättern zu gedenken, so gut das in meiner Kraft steht.

In der Absicht, den Feiertag (den „Arbeitstag") am 3. September 1900 auszunützen, machte ich am 1. September in Begleitung meines Sohnes eine Excursion nach der deutschen Sommer-Colonie Elka Park in den Catskill Mountains. Nachdem wir die Stadt um 6 Uhr verlassen,

hatten wir eine gute Nachtruhe auf dem Boote, verließen dasselbe um 6 Uhr morgens in Catskill, und kamen um 8 Uhr im Elka Park Club House an.

Die darauf folgenden 11 Stunden, bei dem herrlichsten Wetter und unter lieben Freunden und Bekannten, boten solch einen Genuß, daß wir Beide der Meinung waren, der nächste Tag könne unmöglich ebenso gut verlaufen und müsse deshalb den angenehmen Eindruck des Sonntags abschwächen; daher sei es besser, am selben Abende zurückzukehren. Alle Anschlüsse klappten, wir hatten eine schöne Rückfahrt und Montag früh um 6 Uhr landeten wir wieder da, wo wir 36 Stunden vorher abgefahren waren.

Anstatt in den Bergen verbrachten wir Beide ungestört den Feiertag im Geschäfte an unseren Pulten, für den nächsten Tag vorarbeitend, ohne Schaden für unsere Gesundheit.

In Begleitung anderer Herren besuchten auch wir am Sonntagmorgen Herrn Ottendorfer, der auf der Veranda vor seiner Wohnung im Rollstuhle saß. Anscheinend verhältnißmäßig gesund, zeigte er Interesse für Verschiedenes und ließ sich auch den Bericht über die Vertheilung der Unterstützungssumme an die Personen, welche durch den Brand der Hobokener Docks und Bremer Dampfschiffe, am 30. Juni, ihren Ernährer verloren hatten, vorlegen, zu welcher Hülfeleistung er s. Z. den Anstoß gegeben.

Ich hatte keine Ahnung davon, wie sehr leidend und gebrechlich er trotz seines Aussehens war, und benutzte einen Theil meiner Zeit am Montage, um ihm Folgendes zu schreiben:

> „Nach nur 36stündiger Abwesenheit frisch und heiter zurückgekehrt, denken mein Sohn und ich umsolieber an den condensirten, durch Nichts gestörten Genuß des gestrigen herrlichen Tages, als wir Beide heute ungestört im Geschäfte arbeiten können.
>
> Nachdem ich vor einigen Tagen gehört hatte, daß Sie z. Z. in Elka Park wohnen, nahm ich mir vor, falls sich die Gelegenheit dazu böte, Ihnen Folgendes vorzutragen, was ich aber wol besser schriftlich ausdrücke, damit Sie es in ungestörten Minuten ruhig überlegen können.
>
> Seit 2½ Jahren bin ich in meiner geringen Freizeit beschäftigt, für mich selbst sowol wie auch für Andere, welche sich vielleicht dafür interessiren, Erinnerungen und Plaudereien aus mei-

nem 53jährigen Buchhändlerleben zusammenzustellen. Beiläufig bemerke ich, daß schon mehr als 170 Seiten in Platten fertig sind; der Rest wird wol in den nächsten Monaten auch fertig werden, und soll das Buch, hübsch ausgestattet, dann in die Welt hinausgehen, d. h. zunächst als Geschenk an Bibliotheken u. s. w.

Wie ich von 1866—'71 gegen Diejenigen aufzutreten hatte, welche von Deutschland aus über den amerikanischen Nachdruck schrieen, so habe ich natürlich auch viel Veranlassung gehabt, auf Sie hinzuweisen als Einen, der den deutschen Autoren sehr liberale Extra-Honorare bezahlte, u. s. w.

Selbstverständlich habe ich aber viel zu wenig erfahren und dementsprechend auch zu wenig erwähnen können, um Ihrem eminenten Einflusse auf die Entwickelung des deutsch-amerikanischen Geisteslebens auch nur zum kleinen Theile gerecht zu werden.

Ich halte dafür, daß Sie es Sich selbst, Ihrer dahingegangenen vortrefflichen Gattin, Ihren Mitarbeitern und Freunden sowie dem ganzen Deutschthum in Amerika sozusagen schuldig sind, in Form von „Erinnerungen" in weiteren Kreisen wissen zu lassen, was Sie vermittelst der „Staats-Zeitung" oder sonstwie in dieser Beziehung gethan haben.

Zum Jubiläum der Zeitung erschien ein interessantes Schriftchen, welches die Entwickelung der technischen Herstellung u. s. w. in anziehender Weise darstellte.

Von ungleich höherer Wichtigkeit wäre aber eine Darstellung der Resultate des Eintretens der „Staats-Zeitung" für das Gute, Lobens- und Erwähnenswerthe im öffentlichen Leben und in der Politik, sowie ihre erfolgreiche Bloßstellung und Bekämpfung des Schlechten, Verderblichen, Verächtlichen u. s. w. — mit anderen Worten: Ihrer großen und furchtlosen Thätigkeit, Ihrer Initiative.

Es können keine Meinungsverschiedenheiten darüber herrschen, daß dies von unschätzbarem Werthe gewesen, und auch in noch viel weiterem Kreise gewirkt hat, als die segenbringenden Anstalten, welche Sie hier und anderswo ins Leben gerufen haben und weiter erhalten.

Sie haben Kraft und Mittel gehabt, Gutes zu thun — und haben es gethan; dann begnügen Sie Sich mit dem Bewußtsein, und sind vielleicht gar abgeneigt, nochmals von Dem zu sprechen, was Sie Dankenswerthes erreicht.

Nun haben Sie aber in anderer Weise so gewirkt, daß Andere ermuntert werden, ihre Kräfte und Mittel in gleicher oder ähnlicher Weise zum Wohle ihrer Mitmenschen aufzuwenden.

Was wäre nun logischer und natürlicher, als daß Sie für Andere zur Nachahmung noch Etwas errichteten, das weit über die Grenzen von Manhattan hinaus, nein, über die ganze Welt Nutzen zu verbreiten geeignet ist — ich meine eine Darstellung Ihrer Leitung der „Staats-Zeitung" mit Angabe — wo es angebracht — Ihrer Motive und anderer wissenswerthen Umstände. Denn Ihre Motive sind den Lesern und Zeitgenossen größtentheils unbekannt geblieben oder mißverstanden worden — im Lichte Ihrer Motive erscheinen die Resultate aber wesentlich anders, d. h. richtiger.

Wie übrigens die Ereignisse schnell aufeinander folgen, so werden zudem solche Sachen schnell vergessen, Vieles schon in einem Jahre; noch weniger aber erinnert man sich aller Umstände genau nach 5, 10, 15 Jahren. Sie aber blicken auf nahezu 50 Jahre eminenter und eingreifender Thätigkeit zurück, und sind in der Lage, nicht nur jüngeren Leuten, sondern auch Personen in reiferen Jahren Wichtiges aus Ihrer Erinnerung vorzuführen, wovon dieselben nie gehört haben.

Es wäre ein großer Verlust, wenn dies nicht geschähe; derselbe wäre umsomehr zu bedauern, als er vermieden werden könnte. Ja, ich glaube sogar, daß gelegentliche Beschäftigung mit dem interessanten Gegenstande Ihrem Wohlbefinden zuträglich sein wird. Mehr noch, ich glaube, daß Ihnen dieselbe umsomehr Genugthuung und Freude verschaffen wird, je größer sich der Umfang der Arbeit Ihres Secretärs gestaltet, an welcher Sie fort und fort ändern und zusetzen werden, bis Sie endlich die Drucklegung verfügen.

Wenn Sie auf Anregung warten, so bitte ich Sie, die meinige hiermit entgegenzunehmen. Unzählige würden sich mir anschließen, wenn sie es wüßten. Freunde und auch Andersdenkende würden aber Ihre Veröffentlichung mit Freude begrüßen, und Manche, welche Ihr Vorgehen s. Z. falsch beurtheilt haben, würden nun zu anderer Ansicht kommen.

Was die Herstellung der Schrift anlangt, welche ich im Auge habe, so sollten Sie nicht einen großen Umfang fürchten. Eine

gewisse Anzahl hervorragender Ereignisse und Situationen dargestellt, die Sie in Umrissen dictiren, dann ausarbeiten lassen und als „Einige Blätter aus der Erinnerung" oder dergleichen veröffentlichen, wäre sehr viel besser, als wenn die Mit- und Nachwelt Ihrerseits gar nichts erführe. Würdige Ausstattung würde eine auch noch so kleine Schrift von Ihnen für Bibliotheken und persönliche Freunde acceptabel machen. Wenn Ihnen aber Gesundheit erhalten bleibt, so kann bei der Fülle des Gegenstandes leicht ein ansehnliches Buch entstehen, welches in Zukunft als ein werthvoller Beitrag zur amerikanischen Geschichtsschreibung gelten wird. Wie viele Hunderte möchten gern den reichen Schatz von Erfahrungen besitzen, welchen Sie Ihr Eigen nennen!

Mit Hülfe der alten Jahrgänge der „Staats-Zeitung" oder anderer Zeitungen oder auch nur kurzer Jahrbücher u. s. w. — wie interessant würde ein Historiker die letzten 50 Jahre amerikanischer Geschichte darstellen können, wenn derselbe hin und wieder notiren dürfte, was Sie über Dies oder Jenes noch wissen, während dasselbe nirgends im Druck erschienen ist.

Was nun die eingangs erwähnten deutschen Schriftsteller betrifft, denen Sie s. Z. für das Privileg, ihren Roman früher abzudrucken, als ein anderer Amerikaner, große Summen bezahlten, so würde es sich wol nicht empfehlen, daß Sie über Ihrem Namen, separat, eine Liste solcher Zahlungen veröffentlichen, obwol sie in Ihren „Erinnerungen" den Gegenstand eines Capitels ausmachen würde. Anders aber wäre es, wenn ich in meinem Buche (das man später wol als einen Beitrag zur Geschichte der deutsch-amerikanischen Literatur ansehen wird), sagen könnte, daß „die nachfolgenden Angaben von Herrn Ottendorfer mitgetheilt" worden sind.

Schaden kann das der „Staats-Zeitung" heutzutage, wo kaum ein Anderer noch irgend Etwas für die Erlaubniß zum Abdrucke deutscher Schriften in Amerika ausgibt, keinesfalls, dagegen aber nützen, wenn auch die Zahl der Offerten, welche abgelehnt werden müssen, sich mehren wird.

Es würde mich freuen, zu hören, daß Sie meine Idee, zum Vortheile der Mit- und Nachwelt Sich ein Denkmal eigener Art zu setzen, sympathisch aufnehmen und deren Ausführung gelegentlich beginnen wollen."

Ich hatte, wie gesagt, keine Ahnung davon, wie sehr Herr Ottendorfer litt, sonst hätte ich ihm nicht zugemuthet, diesen langen Brief zu lesen. Fast früher, als ich erwartet hatte, erhielt ich die folgende Antwort, vom 7. September datirt:

„Meinen besten Dank für Ihr frdl. Schreiben. Den einen Theil des Inhaltes desselben werde ich nicht zu erfüllen vermögen, da wir keine Aufzeichnungen der Honorare, die wir an europäische Schriftsteller für das Wiederabdrucksrecht ihrer Arbeiten in der Staatsztg. bezahlt, besitzen. Doch soweit dieselben ermittelt werden können, werde ich Auftrag geben, dies zu thun, und Ihnen die Aufzeichnungen zukommen lassen.

Was den anderen Theil des Inhaltes Ihres Schreibens betrifft, mich zu veranlassen, Erinnerungen aus meinem Leben in Amerika aufzuzeichnen, so wurde ich bereits öfters von Gliedern meiner Familie und von anderer Seite dazu aufgefordert. Die Abneigung, persönliche Erlebnisse zum Gegenstand der Veröffentlichung zu machen, ließ mich bisher derartige Aufforderungen übersehen. Wenn ich mich überzeugen könnte, daß die Mittheilung meiner Erfahrungen nicht blos zur Befriedigung der Neugierde dienen, sondern manche mehr oder weniger beachtenswerthe Lehre für meine Mitbürger enthalten könnte, so wäre das ein Grund, der mich veranlassen würde, meinen bisherigen Vorsatz aufzugeben. Ich werde die Sache weiter in Erwägung ziehen und Sie von dem Entschluß, zu dem ich gelange, gelegentlich unterrichten."

Herr Ottendorfer hat in dieser Angelegenheit Nichts weiter thun können, denn nach der Stadt zurückgekehrt wurde er ernstlich krank und endlich nach unsäglichem Leiden abgerufen, erlöst von seinen Qualen.

Der thatkräftige, willensstarke, opferfreudige Mann, dem es beinahe zuwider war, daß man von ihm und seinem Wirken sprach, ist dahingegangen und ruht nun an der Seite seiner vortrefflichen Gattin, welche er vor 16 Jahren verlor. In Amerika und auch in Europa, soweit er bekannt war, ist seiner in anerkennendster Weise gedacht worden, in Worten, die ich hier nicht wiederholen will.

Dagegen aber will ich, ungewiß ob und wann eine Biographie des lieben Verstorbenen erscheinen wird, hier abdrucken, was am Tage nach seinem Tode die „Staats-Zeitung" sagte:

Oswald Ottendorfer †.

„Der Mann, welcher die „Staats-Zeitung" dreiundvierzig Jahre geleitet hat, ist nicht mehr. Oswald Ottendorfer ist auf immer von uns geschieden.

„Wer so in die Entwicklung eines großen Landes eingegriffen, wie dieser Mann, muß eine weithin empfundene Lücke zurücklassen. Hoffen wir, daß sie für das Land und besonders das Deutschthum ersetzt werde; hoffen müssen wir dies im allgemeinen Interesse, glauben können wir es leider vorläufig nicht.

„Oswald Ottendorfer repräsentirte die besten Eigenschaften des Deutsch-Amerikaners: Gründlichkeit, Solidität, Pflichttreue, Idealität der Gesinnung, große Auffassung des öffentlichen Lebens im Allgemeinen und der Aufgabe des Deutschthums und der deutschen Presse dieses Landes im Besondern, Gemeinsinn, Humanität.

„Die Ideale seiner Jugend sind für ihn nie verklungen. Die Ueberzeugungen, die ihn in seiner europäischen Sturm- und Drangperiode beherrschten, haben sich hier, unter Institutionen, die er mit der ganzen Tiefe seines Denkens ergründete, geklärt und in ihm ein Urtheil über die Existenz-Bedingungen freier Regierungen gezeitigt, von dem er sich durch keine Vorkommnisse abbringen ließ. Zunehmende Kenntniß der menschlichen Natur hat ihn unzweifelhaft gelehrt, daß manche seiner jugendlichen Vorstellungen von menschlichem Glück sich, wenn überhaupt, so doch nicht mit den Mitteln realisiren lassen, für die er damals geschwärmt hatte, aber dem Glauben an die Evolution der Menschheit im Geist der Freiheit und Brüderlichkeit ist er treu geblieben. Wie optimistisch er in dieser Beziehung war, wie wenig er sich darin durch bittere Erfahrungen irre machen ließ, wissen am besten Die, welche ihm am nächsten standen.

„Vielleicht bedurfte es auch eines innigen Zusammenwirkens mit ihm, um ihn in seiner ganzen geistigen und moralischen Bedeutung zu würdigen. Schon der Parteigeist hat dies Manchem erschwert. Ottendorfer verstand, daß in diesem Lande politische Bestrebungen nur durch Organisation zu erreichen sind und ließ seine Parteiergreifung nicht von momentanen Eindrücken, sondern durch gründliches Eindringen in den Charakter unserer politischen Entwicklung bestimmen. Oberflächlichere Menschen verstanden Manches an ihm gar nicht oder lange nicht, bis die Entwicklung der Dinge die Richtigkeit seines Handelns auch ihnen

zum Bewußtsein brachte. Wie klein standen eines Tages die Meisten da, welche die Nase über ihn rümpfen zu können glaubten!

„Sein Pflichtgefühl beherrschte ihn bei jedem Schritte seines Lebens. Solange er überzeugt war recht zu handeln, setzte er sich über die Kritik leicht hinweg. Unzweifelhaft hat er geirrt, wie jeder Sterbliche, unzweifelhaft hat dazu gelegentlich das feste Vertrauen auf das eigene Urtheil beigetragen, aber im großen Ganzen hatte er ein Recht zum Selbstvertrauen und hat dasselbe seinem zielbewußten Streben große Erfolge verschafft.

„Ohne Schönredner oder -schreiber zu sein, leistete er mit Wort und Schrift Bedeutendes durch Gedankentiefe und sittlichen Ernst. Wahrscheinlich hätte er auf jedem Felde Bedeutendes geleistet, aber ohne Zweifel gab ihm das Feld, auf welches er hier gerieth, die beste Gelegenheit zur Entfaltung seiner Fähigkeiten. Gewiß hätte er auf keinem anderen so ein Führer werden können, wie er es hier geworden ist.

„Der Antheil, den er an der Geltendmachung des deutschen Elements in den Vereinigten Staaten, an der Beeinflussung der Denkweise aller Amerikaner durch die besten Züge des Deutschthums gehabt hat, wird vielleicht Vielen erst klar werden, wenn solcher Einfluß nicht mehr durch gleichmächtige Persönlichkeiten vermittelt wird, doch hoffen wir, wie im Eingang erwähnt, daß sich hierfür im Laufe der Zeit Ersatz finden wird. Diejenigen, welche unmittelbar nach ihm zur Leitung der „Staats-Zeitung" berufen sein mögen, werden dem amerikanischen Volke solchen Ersatz nicht sofort bieten können. Eine solche Vereinigung großer und guter Eigenschaften, wie bei Oswald Ottendorfer, findet sich so leicht nicht wieder.

„Was die „Staats-Zeitung" thun kann, um in dem noblen Geiste Oswald Ottendorfer's fortzuwirken, wird geschehen. Soweit es in den Kräften seiner Nachfolger liegt, wird sie die Mission zu erfüllen suchen, die er für die deutsche Presse dieses Landes erkannt hat. Dieser Erkenntniß verdankt die „Staats-Zeitung" in erster Linie ihren Rang unter den Organen der öffentlichen Meinung, und die Pietät gegen Oswald Ottendorfer muß schon genügen, um die „Staats-Zeitung" ihrer Mission treu zu erhalten.

„Solche Pietät soll und wird aber auch weit hinaus über den Kreis Derjenigen, welche ihm am nächsten standen, empfunden werden. Vor Allem schuldet dem Verstorbenen die deutsche Bevölkerung der Vereinig-

ten Staaten ein ehrendes Andenken, aber das ganze Volk hat Ursache, seinem Streben die höchste Anerkennung zu zollen. Selbst drüben im alten Vaterlande wird Ottendorfer's Name als der eines Mannes fortleben, der deutsche Cultur in einem anderen Welttheile gefördert und an der Spitze Derjenigen gestanden, welche Millionen von Deutschen hier eine bessere Existenz geschaffen haben. Diese Millionen kann Deutschland entbehren, aber sie sind kein Verlust für das Deutschthum, denn sie haben für deutsches Wesen hier mächtig Propaganda gemacht und ein Riesenvolk mit den besten Früchten deutschen Denkens und Strebens erfüllt.

„In diesem Sinne hat Oswald Ottendorfer die Zweiheit des Deutsch-Amerikaners aufgefaßt, in diesem Sinne ist er ein ebenso guter Amerikaner gewesen als Deutscher geblieben; in diesem Sinne ist er ein würdiges Vorbild aller deutschen Adoptivbürger dieses Landes gewesen und verdient sein Andenken für alle Zeit in höchsten Ehren gehalten zu werden.

„Wie er die materiellen Früchte seiner Thätigkeit zur Milderung des Looses der Unglücklichen in zwei Welten verwendet, brauchen wir kaum noch hervorzuheben. Es wird aber dazu beitragen, ihm herzliche Gesinnung auch in Kreisen zu bewahren, in denen nur Wenige Gelegenheit hatten, die politische und culturelle Bedeutung des Verstorbenen zu ermessen. Verstand und Gefühl werden sich zum tiefsten Empfinden des großen Verlustes vereinigen, den Oswald Ottendorfer's Tod für das Gemeinwesen bildet."

An anderer Stelle hieß es, die darauffolgende biographische Skizze einleitend, welche der frühere, Herrn Ottendorfer nur wenige Wochen vorangegangene Redacteur der „Staats-Zeitung", Paul Loeser, schon vor Jahren geschrieben, wie folgt:

† Oswald Ottendorfer.

. . . „Und die Liebe höret nimmer auf." Aber ein Herz hat ausgeschlagen, das in jeder Regung, jedem Pulsschlag das Evangelium reiner Menschenliebe treulich geübt: Oswald Ottendorfer hat gestern im Alter von nicht ganz 75 Jahren die Augen zum ewigen Schlummer geschlossen. Was die „New Yorker Staats-Zeitung", die in ihrer heutigen Form und publicistischen Bedeutung wesentlich sein Werk ist, mit dem Hinscheiden des bewährten, grundsatzfesten Leiters verliert, vermögen nur Diejenigen zu würdigen, die zu ihm aufblickend und mit ihm schaffend und strebend, der Sache dienten, der er opferfreudig ein Leben voll Müh und Arbeit

geweiht hat. Glühende Liebe zum neuen Vaterlande und verklärte Anhänglichkeit zur alten Heimath, unerschütterliche Treue und Rechtlichkeit, Strenge gegen sich selbst und milde Menschlichkeit gegen Andere, und daraus entspringend ein unbeschränkter Wohlthätigkeitssinn, dessen monumentale Bethätigung ihn unter den großen öffentlichen Wohlthätern unseres reichen Landes in allererster Reihe erscheinen läßt, das waren die hervorstechendsten Charaktereigenschaften des edlen Verstorbenen, welche den Namen Ottendorfer zu einem Juwel machten, auf das jeder Deutsch-Amerikaner, von der östlichen Pforte zur Neuen Welt bis zum Goldenen Thor, mit Recht stolz sein kann. So weit die deutsche Zunge in unserem Welttheile klingt, im Palaste des Reichen wie im Blockhause des westwärts gezogenen Sohnes deutscher Mutter, war der Name Ottendorfer ein Schiboleth, ein Schutzwort, das Schirm und Schutz verhieß allen jenen sittlichen Gütern, welche sich nicht angreifen noch abwägen lassen, die keine geschriebene Satzung zu wahren vermag noch dreifaches Erz, dem deutschen Idealismus, dem ehrlichen Willen das Gute, Edle zu vollbringen; stets war Oswald Ottendorfer in Amerika ein starker Hort, ein nimmer müder Wächter auf der Zinne, der durch die Macht des geschriebenen Wortes auch in der dunkelsten Stunde keinen Deutschen im Unklaren ließ, wo für ihn der Weg der Pflicht und des Gewissens lag.

„Nun ist er entschlafen, der treue Eckart; aber selbst im Tode noch dient er dem, was ihm stets am meisten am Herzen lag, dem Ansehen der Deutschen in Amerika. Gerade so wie den sittlichen Werth eines ganzen Volkes, bemißt man ja auch den eines integrirenden Theils im Völkergemische, und wenn Anglo-Amerikaner mit berechtigtem Stolze auf einen Horace Greeley und einen George William Curtis hinweisen, so können wir Deutsch-Amerikaner nicht minder stolz den Namen aussprechen, dessen Träger gestern auf ewig verstummt ist: Oswald Ottendorfer.

„Ein langwieriges körperliches Leiden, das er mit bewunderswerther Geduld trug, hat in die letzten Jahre seines Lebens einen Schatten geworfen, und wenn er über sein Leiden je klagte, so war es nicht der physische Schmerz, der ihn zum Murren brachte, sondern das Bedauern, daß er nicht selbst dabei sein konnte, wenn für das Deutschthum Etwas auf dem Spiele stand, daß er nicht mit eigener Person Schmerz und Freude der Deutschen theilen konnte. In dieser quälenden Zurückgezo-

genheit lebte jedoch nur der Leib; der Geist war stark geblieben und schaffte und sorgte sich um die Wohlfahrt des Deutschthums mit jener Innigkeit und Vertiefung, die jenen Naturen eigenthümlich ist, welche durch körperliche Hinfälligkeit sich unfreiwillig verbannt sehen und einen größeren Blick gewinnen als die, welche mitten im Getümmel sind.

„Namentlich zu seinen großen Wohlthätigkeitswerken faßte Oswald Ottendorfer Entschlüsse und Pläne in dem Schmerzenswinkel seiner Zurückgezogenheit; und galt es, wirklich Gutes zu thun, da hat Keiner vergeblich bei ihm angepocht . . . . . denn die Liebe höret nimmer auf.

* * *

„Leben und Wirken Oswald Ottendorfer's.

„Vier Eisenbahn-Fahrstunden von Wien gegen Prag her, hart an böhmischen Grenze liegt das mährische Städtchen Zwittau (czechisch Svitavy). Dort wurde Oswald Ottendorfer am 14. Februar 1826 geboren, als Sohn eines in bescheidenem Wohlstande lebenden Tuchfabrikanten Namens Vincenz Ottendorfer; seine Mutter Catharine war eine geborene Neumeister. Das Ehepaar hatte sechs Kinder: drei Söhne und drei Töchter; Oswald war der jüngste und hat all' seine Geschwister lange überlebt. Ein Enkel von Oswald Ottendorfer's Bruder Franz, Dr. jur. Oswald Ottendorfer in Wien, ist jetzt der einzige Träger des Namens. Franz und Eduard Ottendorfer, die älteren Brüder Oswald's, waren im Geschäft des Vaters thätig; Oswald wurde, in Hinsicht auf die an ihm bemerkte Begabung, zum Studiren bestimmt. Die Eltern bewirthschafteten eine Zeitlang, als die Tuchmacherei schlecht ging, ein Gut bei Opatkowitz, nahe Krakau, kehrten aber später nach Zwittau zurück und starben dort in den Fünfziger Jahren.

„Oswald Ottendorfer besuchte die Gymnasien in Leitomischl und Brünn. Im Alter von zwanzig Jahren bezog er die Universität Wien und widmete sich zuerst philosophischen Studien. Im folgenden Jahre (1847) übersiedelte er nach Prag und trat in das Studium der Jurisprudenz ein. Sowohl in Wien als in Prag verkehrte der von Hause aus freisinnige Jüngling viel mit den Leitern der liberalen Bewegung, welche den Sturz des absolutistischen Systems Metternich anstrebte, und diese Bewegung nahm nothwendig einen revolutionären Charakter an, als die Ereignisse in Frankreich (Februar 1848) jenen „Völkerfrühling" einleiteten, in welchem alle Throne wankten und, freilich nur für kurze Zeit, der Volkswille überall durchdrang. Schon am 13. März entfloh

Metternich und die damalige Regierung mußte so ziemlich jede Forderung der Revolutionäre bewilligen. In Prag bemächtigten sich indessen die Czechen der Bewegung, und Ottendorfer, der durch und durch deutsch fühlte, wandte seine Sympathien einer Sache zu, für welche damals alle deutsche Herzen höher schlugen: der Befreiung Schleswig-Holsteins vom dänischen Joche und der Erhaltung jener Lande für Groß-Deutschland. Mit seinem Freunde, dem Holsteiner Grafen Baudissin, zog er nach der Eider und schloß sich, wie eine ziemliche Anzahl anderer Studenten, dem Freicorps an, welches der bayerische Offizier Von der Tann der provisorischen Regierung von Schleswig-Holstein zuführte. Ottendorfer nahm an allen Gefechten Theil, welche die schleswig-holstein'sche Armee unter Prinz Friedrich von S. H. Sonderburg-Augustenburg den Dänen lieferte. Nach dem in Malmö abgeschlossenen Waffenstillstand (August 1848), der nur der Vorläufer einer schmachvollen Preisgebung Schleswig-Holsteins an Dänemark, unter dem Drucke der Großmächte, war, kehrte Ottendorfer nach Hause zurück. Unterwegs, in Breslau, lernte er Bakunin kennen, der auf seinen Lebenslauf Einfluß gewann.

„Inzwischen hatte Windischgrätz die Revolution in Prag mit blutiger Strenge unterdrückt. Ottendorfer ging, nach kurzem Aufenthalte in Zwittau, nach Wien, wo seine politischen Freunde in der größten Aufregung waren über den Abmarsch eines Theiles der Garnison nach Ungarn, um an der Unterdrückung des dortigen Aufstandes mitzuwirken. Ottendorfer trat in eine Studenten-Legion ein, das sog. „Elite-Corps", und nahm mit dieser an dem Aufstande vom 6. October 1848 Theil, der erst vollkommen erfolgreich war, aber schon am 31. October durch den Fürsten Windischgrätz unter furchtbarem Blutvergießen unterdrückt wurde. Am 28. October vertheidigte das „Elite-Corps", zu dem Ottendorfer gehörte, die Rasumofski-Brücke tapfer gegen den vom Prater eindringenden Feind, mußte aber der Uebermacht weichen. Von Croaten verfolgt, flüchtete unser Legionär von den Barricaden in einen kleinen Antiquarladen, dessen ihm vollkommen unbekannter Besitzer ihn in einem Kamine verbarg, wo die ihm nachstürmenden Soldaten ihn glücklicher Weise nicht fanden, was ihm das Schicksal von Robert Blum und Genossen ersparte, die in den nächsten Tagen standrechtlich erschossen wurden.

„Nachdem er sich in der erwähnten Weise einige Tage verborgen hatte, gelang es ihm, aus der Stadt zu entfliehen und über die sächsische Grenze zu kommen. Eine Weile wollte er in Leipzig seine Studien

wieder aufnehmen, doch fand er aus, daß ihm eine Auslieferung drohe, und außerdem hielt sein ungestillter Freiheitsdurst ihn in der Laufbahn des politischen Verschwörers fest. Von dem Russen Bakunin in das dortige revolutionäre Getriebe gezogen, welches am 4. Mai 1849 die Flucht des Königs aus Dresden zur Folge hatte, nahm er am 9. Mai an den heftigen Kämpfen Theil, welche die Revolutionäre den einrückenden Preußen lieferten und die mit der vollständigen Niederlage der ersteren schlossen. Ottendorfer entging wieder nur durch einen glücklichen Zufall der Gefangennahme. Er floh nach Jena, wo ihn ein Wiener Freund, der später in New York ansässige Dr. Julius von Hausen, der z. Z. in Jena seinen medicinischen Studien oblag, aufnahm. Ottendorfer wurde hier von schwerer Krankheit ergriffen. Als er wieder gesund worden, war auch der „Völkerfrühling" vorüber. Das Reichsparlament war aufgelöst, die revolutionäre Bewegung in Baden von den Preußen blutig unterdrückt.

„Ottendorfer sah ein, daß es für ihn Zeit war, seine nutzlos gewordene politische Thätigkeit aufzugeben. Er bezog die Universität Heidelberg und widmete sich dort ein Jahr eifrig seinen Studien (1849—1850).

„In einer verzweifelten Stimmung kehrte er im September 1850 nach Oesterreich zurück, zum nicht geringen Schrecken der Seinigen, die ihm den Entschluß ausredeten, sich den Behörden zu stellen und sein Schicksal über sich ergehen zu lassen.

„Die Situation wurde für ihn um so gefährlicher, als in dem Processe Bakunin's, der von Sachsen an Oesterreich ausgeliefert worden war, seine Intimität mit diesem Erz-Revolutionär aufs Tapet kam. Er entschloß sich daher zur Auswanderung nach Amerika. Eine befreundete Familie in Brünn, bei der er sich ein paar Tage verbarg, verschaffte ihm einen Paß (natürlich unter anderem Namen) und mit nur wenig Geld ausgerüstet trat er die Reise an. Er mußte durch seine Vaterstadt reisen, konnte aber seine Eltern nicht mehr sehen, sah sie überhaupt nie wieder, da er seine Heimath erst im Jahre 1869 wieder besuchen konnte und die Eltern inzwischen gestorben waren. Am 20. September 1850 schiffte er sich auf dem Segelschiffe „Elisabeth" in Bremen nach New York ein. In einem von der Bremer Rhede datirten Briefe an einen seiner Brüder schrieb er:

... „In Oesterreich zu bleiben ist mir unmöglich, als politischer Flüchtling in der Schweiz oder England will ich nicht leben;

so erübrigt mir nichts Anderes als Amerika. Ich protestire im letzten Anblick der europäischen Küste gegen die Meinung, daß ich infolge einer Verzweiflung an Deutschlands Zukunft mein Vaterland verlassen. Ich gehe, weil ich muß, und kehre zurück, sobald es thunlich ist. Ich glaube meine Pflicht gethan zu haben und nehme sie von Neuem auf, sobald ich kann."

„Am 26. October 1855 gelangte er, nach einer 36tägigen Seereise, hierher und stand vorerst vis-à-vis de rien. Lassen wir ihn selbst darüber reden, wie er die Situation auffaßte. In einem Aufsatze über die Einwanderungsfrage, welche er im Forum vom Juli 1891 veröffentlichte, schrieb er:

„Ich erinnere mich sehr lebhaft der Eindrücke, welche ich bei meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten, vor ungefähr 40 Jahren, empfing. Ich war schon durch Das, was ich von meinen Studien her über amerikanische Institutionen wußte, ein großer Bewunderer derselben geworden. Das Schiff, welches mich herüberbrachte, hatte kaum am Dock angelegt, als ich die erste Straße hinaufrannte; am Broadway nahe dem Astor House stehend, beobachtete ich die Vorübergehenden. Ihrem Aussehen nach waren es meist Männer, die für das tägliche Brot arbeiteten, aber fast jeder hatte die Haltung eines Souverains. Ihre Augen schienen zu sagen: „Ich stehe hinter Keinem zurück; es gibt für mich Nichts, was zu groß oder zu hoch wäre, als daß ich es nicht erreichen könnte, und ich gedenke mir Bahn zu brechen." Da ich nicht englisch sprechen konnte, sah ich, daß es für mich unmöglich sein werde, eine Stelle zu bekommen, in der ich meine Universitäts-Kenntnisse verwerthen könnte; und da ich fast gar kein Geld hatte, so nahm ich nach wenigen Tagen eine Stelle als gewöhnlicher Arbeiter in einer Fabrik an, obwol ich nie in meinem Leben die geringste Handarbeit verrichtet hatte. Nach wenigen Stunden waren meine Hände voll Blasen und noch ein paar Stunden später voll blutiger Schwielen; aber ich war angefeuert von der Energie, die ich in den Augen der Männer bei meiner Ankunft wahrgenommen hatte, und fuhr in meiner Arbeit fort, ohne mich durch Schmerzen oder Schwierigkeiten entmuthigen zu lassen. Ich hatte die Taufe des ächten amerikanischen Geistes bekommen, und war nie in meinem Leben so stolz auf Etwas wie auf die Schwielen, die mir meine Arbeit verursachte."

„Ottendorfer bezog zunächst ein Kosthaus in William Street, gegenüber dem Shakespeare Hotel, das damals den Mittelpunkt des hiesigen deutschen Lebens bildete. Bald übersiedelte er in das Hüber'sche Kosthaus in Washington Str. in Hoboken, auf Veranlassung eines gewissen Carl Anneke aus Dortmund, den er auf dem Schiffe hatte kennen lernen. (Anneke starb im Jahre 1891 als Apotheker in Milwaukee.) Durch Anneke wurde Ottendorfer mit Herrn Theophil Beust bekannt, der bis vor wenigen Jahren erster Cassirer der „Staats-Zeitung" war und 1896 in Orange starb. Beust, der schon früher an der „Staats-Zeitung" angestellt gewesen war, hatte sich soeben an der Gründung einer Champagnerfabrik in West 31. Straße betheiligt, deren Leiter ein gewisser August Partz war, welcher später in Pennsylvania lebte. Durch Beust's Vermittelung erlangte Ottendorfer Arbeit in jener Fabrik und auf diese Arbeit bezogen sich jene Bemerkungen in dem Forum-Artikel. Die Fabrik war ein Fehlschlag; Beust kehrte zur „Staats-Zeitung" zurück und auch Partz fand für eine Zeit dort ein Unterkommen. Ottendorfer beschäftigte sich in den nächsten Monaten mit der Einrichtung einer Apotheke, welche sein Kostwirth Hüber in Hoboken gründete. (Später übernahm diese Apotheke Dr. Brandis, welcher als Redacteur der Frank Leslie'schen „Illustrirten Zeitung" gestorben ist.) Ottendorfer's Lage wurde um diese Zeit verschlimmert durch ein schweres rheumatisches Leiden.

„Im Herbst 1851 verließ der oben erwähnte Partz seine Stelle an der Expedition der „Staats-Zeitung" und Ottendorfer bekam sie.

„Die „Staats-Zeitung", im J. 1834 von einer Actien-Gesellschaft als Wochenblatt gegründet, war im J. 1845 in den Besitz des früheren Schriftsetzers Jacob Uhl aus Würzburg übergegangen und zu einem Tagblatte gemacht worden, das einen ziemlich ausgebreiteten Leserkreis gewann. Mit dieser Anstellung eröffnete sich für Ottendorfer eine Laufbahn, glänzender, als er sie sich wohl in seinen kühnsten Träumen vorgestellt hatte. Er brachte in diese Laufbahn eine colossale Energie, einen weiten, großen Blick und jene Solidität des Charakters, welche es verschmäht, augenblicklichen Erfolgen nachzujagen und sich dabei von einem als richtig erkannten Wege abbringen zu lassen.

„Ottendorfer arbeitete erst in der bescheidensten Stellung. Ungleich vielen Schicksalsgenossen verdarb er die Zeit nicht mit Plänen, wie die drüben fehlgeschlagene Revolution hier fortgesetzt werden könne — Plä-

nen, die zu den aberwitzigsten, lächerlichsten Kundgebungen führten. Er hat die Ideale seiner Jugend niemals aufgegeben, blieb vielmehr, wie seine Mitarbeiter am besten bezeugen können, seiner idealistischen Auffassung, namentlich im politischen Leben, bis zu seinem Ende getreu und ließ sich darin selbst durch die traurigsten Erfahrungen mit der hiesigen Partei-Politik nicht beirren. Aber er verstand am ersten Tage seines hiesigen Wirkens, daß hier politische Bestrebungen auf einer anderen Basis geführt werden mußten und vor Allem der Umsturz hier keine Berechtigung hatte.

„Statt die Vereinigten Staaten nach den Methoden und Zielen der drüben gescheiterten Revolutionäre umstülpen zu wollen, erkannte Ottendorfer durch ein sorgfältiges Studium der hiesigen Institutionen, daß der europäische Radicalismus vor Allem an einem Mangel der Bedingungen krankte, unter welchen ein großes freies Gemeinwesen allein auf die Dauer bestehen kann. Dadurch wurde Ottendorfer der consequente Verfechter demokratischer Grundsätze selbst der demokratischen Partei, welcher er sich anschloß, gegenüber, denn diese Partei hat diese Grundsätze oft genug im Stiche gelassen und viele ihrer Anhänger thun es heute noch.

„Ottendorfer's Ankunft in den Vereinigten Staaten fiel in die Zeit der heftigsten Agitation der Sclaverei-Frage. Die Compromiß-Maßregeln von 1850 hatten den Süden nicht befriedigt und im Norden große Entrüstung hervorgerufen. Die Deutsch-Amerikaner waren noch zu schwach, um eine erhebliche politische Rolle zu spielen, aber sie neigten sich fast durchweg der demokratischen Partei zu, zum Theile, weil sie in der Vergangenheit dieser Partei eine gewisse Garantie für eine sichere politische Entwicklung des Landes erblickten, insbesondere aber, weil die Whig-Partei voll nativistischer Elemente steckte, welche sich der deutschen Einwanderung besonders feindlich entgegenstellten. Die „Staats-Zeitung" unterstützte die demokratische Partei, und dasselbe thaten mit einer oder zwei Ausnahmen alle deutschen Zeitungen in den Vereinigten Staaten. Ottendorfer hatte übrigens vorläufig keine Veranlassung zur Theilnahme an der politischen Agitation, studirte dieselbe aber mit der ganzen Tiefe, die einen Grundzug seines Charakters bildete.

„Der Tod Jacob Uhl's, im April 1852, erweiterte bald Ottendorfer's Verwendung in dem von Uhl's Wittwe fortgesetzten Geschäfte, aber die politische Leitung blieb in Händen des seit 1837 der Redaction vorstehen-

den G. A. Neumann. Während der Pierce'schen Administration, als der Kampf um die Kansas-Nebraska-Bill, bezw. bei der Frage, ob bei der Bildung jener Territorien die Sclaverei statthaft sein solle, entbrannte, befürwortete die Administration den südlichen Standpunkt, nach welchem jene Frage bejaht werden sollte, während die nördlichen Demokraten, unter Douglas' Führung, sich überwiegend der Idee anschlossen, daß die Entscheidung der Bevölkerung der Territorien überlassen werden solle — ein Compromiß, unter dem ein Conflict, wie er später ausbrach, verhütet werden konnte. Die Wahrscheinlichkeit streifte ohnehin an Gewißheit, daß die sich selbst überlassene Bevölkerung jener Regionen sich gegen Sclaverei entscheiden werde. Immerhin involvirte aber dieser Plan einen Bruch des Missouri-Compromisses, d. h. der Acte von 1820 über Aufnahme Missouri's als Staat, nach welcher oberhalb Missouri's Nordgrenze Sclaverei ausgeschlossen sein sollte. Die Bill passirte im Mai 1854. Dies führte zur Bildung der republikanischen Partei, ausschließlich zur Bekämpfung der Sclaverei bestimmt.

„Ueber die Ausführung der Kansas-Nebraska-Acte erweiterte sich der Bruch in der Demokratie. Sich selbst überlassen, hätten die Territorien freie Staaten werden müssen, aber die Pierce'sche Administration unterstützte die Anstrengungen der Südländer, wenigstens Kansas durch südliche Einwanderung zum Sclavenstaat zu machen. Im demokratischen National-Convent von 1856 unterlag Pierce, der wieder nominirt sein wollte, und Buchanan, der während der Pierce'schen Administration im Auslande gewesen war und sich an dem Kansas-Nebraska-Streite nicht betheiligt hatte, wurde auf einer Platform nominirt, welche die ehrliche Durchführung des Princips der Selbstbestimmung der Territorien verlangte und deren Vergewaltigung verdammte. Die Platform war ein Plaidoyer zu Gunsten der Erhaltung der Union durch Versöhnlichkeit. In diesem Geiste nahm der eben Bürger gewordene Ottendorfer zum ersten Male activen Antheil an einem amerikanischen Wahlkampfe und wurde ein werthvolles Mitglied der deutschen demokratischen Organisation, die um jene Zeit entstand, um ein selbständigeres Eingreifen des deutschen Elements in die Politik zu ermöglichen.

„An dem Siege Buchanan's, den er herbeiführen half, erlebte er indeß wenig Freude. Buchanan trat, aller Versprechungen ungeachtet, in die Fußstapfen Pierce's hinsichtlich einer den Süden begünstigenden Ausführung der Kansas-Nebraska-Acte.

„Ottendorfer war um diese Zeit gereift genug im Verständniß der hiesigen politischen Zustände, um klar zu erkennen, was bei einer aggressiven Politik für oder gegen Sclaverei auf dem Spiele stand. Der Einfluß, den er auf die „Staats-Zeitung" zu gewinnen begann, änderte deren Haltung insofern, als sie gegen die Unehrlichkeit der demokratischen Administration Front machte. Ottendorfer war ein warmer Anhänger von Douglas, mit dem er sehr befreundet wurde. Eine Aenderung in der Redaction der „Staats-Zeitung" war wesentlich auf Ottendorfer's Einfluß zurückzuführen. Im J. 1858 übernahm er die Redaction selbst, was sich zunächst in einer erheblichen Verbesserung des Tones des Blattes bemerkbar machte. Die deutsche Presse dieses Landes war um jene Zeit, wie die Presse überhaupt, noch nicht sehr viel über dem Standpunkte des New York Rowdy Journal, das Dickens in seinem "Martin Chuzzlewit" persiflirt hatte. Ottendorfer übte ebenfalls scharfe Kritik, suchte aber die persönliche Polemik zu beschränken oder wenigstens nur zur Abwehr zu üben.

„Trotzdem er noch verhältnißmäßig jung war, erschütterte die angestrengte Arbeit seine Gesundheit und mußte er sich daher im Frühjahre 1859 eine mehrmonatliche Erholung gönnen, zu welchem Zwecke er seinen ersten Besuch in Europa machte. Sein Geburtsland konnte er zwar noch nicht besuchen, weil auf eine Anfrage von ihm ein specielles Begnadigungsgesuch verlangt wurde, wozu er sich nicht entschließen konnte. (Erst durch eine allgemeine Amnestie von 1867 wurde ihm der Besuch seines Vaterlandes wieder ermöglicht.) Auf jener Reise knüpfte er in Deutschland, Frankreich u. s. w. werthvolle literarische Verbindungen an, welche wesentlich zur Hebung der journalistischen Stellung der „Staats-Zeitung" beitrugen.

„Nach seiner Rückkehr, im August 1859, reichte er der Wittwe Jacob Uhl's die Hand zum Ehebunde und wurde dadurch auch formell Herausgeber des Blattes, wenn auch seine Frau an der Geschäftsführung noch viele Jahre mitwirkte. Die Verbesserungen, welche, wie schon angedeutet, längst begonnen hatten, um die „Staats-Zeitung" den großen englischen Morgenblättern ebenbürtig zu machen, wurden von Ottendorfer consequent fortgesetzt und führten auch zu dem angestrebten Ziele. Er betrachtete es als die Aufgabe eines großen deutschen Blattes, seine Leser in erster Linie über die Zustände dieses Landes zu informiren, ihnen zur Geltendmachung eines gebührenden politischen Einflusses be-

hilflich zu sein und ihre berechtigten deutschen Anschauungen und Sitten zu pflegen, aber darunter den Sinn für amerikanische Einrichtungen nicht leiden zu lassen. Ein besonderer Zug des Blattes blieb natürlich die fortwährende Berichterstattung über die Vorgänge im Auslande und namentlich in Deutschland und deren Besprechung von einem amerikanischen Standpunkte.

„Die Wahrung der Rechte der Eingewanderten lag ihm ebenso natürlich besonders am Herzen, und dies bestimmte ihn wesentlich zur Festhaltung an der demokratischen Partei, trotz Vielem, was ihm in deren Entwickelung nicht gefallen konnte. Neben dem stets nativistisch-intoleranten Charakter der republikanischen Partei konnte er die von der Whig-Partei übernommene Tendenz zur Centralisation der politischen Macht und zum Mißbrauche der letzteren zu der Begünstigung von Classen, die unseren Institutionen gefährlich werden müssen, nicht übersehen.

„In diesem Punkte trennte sich Ottendorfer von den meisten Achtundvierzigern, die nur die humane Seite des Kampfes um die Sclavereifrage ins Auge faßten und darüber kein Bedenken gegen die gefährlichen Tendenzen der republikanischen Partei aufkommen ließen. Deren nachherige Entwickelung hat Ottendorfer's Haltung nur zu sehr gerechtfertigt.

„Die Säcular-Feier von Schiller's Geburtstag, im November 1859, wurde, wesentlich durch Ottendorfer's Bemühungen, ein ehrendes Zeugniß für die Cultur-Arbeit der Deutschen in diesem Lande, für die geistige Entwicklung der Deutsch-Amerikaner und für ihren Einfluß auf die Verbreitung deutscher Bildung in diesem Lande. Ottendorfer betheiligte sich um diese Zeit mit besonderem Interesse an der Pflege der Musik, nahm als Repräsentant des hiesigen „Liederkranz", dessen Präsident er viele Jahre war, an Gesangfesten Theil, unterstützte die Etablirung der deutschen Oper u. s. w.

„Für den Schutz der deutschen Einwanderung interessirte er sich aufs Wärmste und war zu diesem Zwecke ein eifriges Mitglied der Deutschen Gesellschaft, zu deren Vorstand er in den Jahren 1856 bis 1861 gehörte. (Sein Interesse am Schutze der Einwanderer ist niemals erlahmt und noch in den letzten Jahren seines Lebens warf er all seinen Einfluß in die Wagschale, um Beschränkungen der Einwanderung zu hintertreiben.) Er war einer der Incorporatoren der Deutschen Sparbank und des

Deutschen Hospitals und leistete diesen Instituten im Vorstande die werthvollsten Dienste. Auch betheiligte er sich an der Gründung der Germania Lebensversicherungs-Gesellschaft und Germania Feuerversicherungs-Gesellschaft; später an dem Deutschen Rechtsschutz-Verein. Wo es immer galt, für die Besserung der socialen Lage der Deutsch-Amerikaner einzutreten, war er bei der Hand. Uebrigens beschränkte er sich durchaus nicht auf deutsche Kreise in seiner gemeinnützigen Thätigkeit, betheiligte sich vielmehr an den verschiedenartigsten gemeinnützigen Unternehmungen, z. B. an der Gründung des Naturgeschichtlichen Museums, zu dessen Trustees er bis zu Ende gehörte; des Kunst-Museums, des Zoologischen Gartens u. s. w.

„Der „große amerikanische Conflict" näherte sich inzwischen mit raschen Schritten. In Kansas platzten die aus dem Süden kommenden und aus den Neu-England-Staaten von der Massachusetts Emigrant Aid Society geschickten Einwanderer fortwährend auf einander. Als die Wahlcampagne von 1860 eröffnet werden sollte, war die Aufregung furchtbar.

„Am 23. April trat der demokratische National-Convent in Charleston, Süd-Carolina, zusammen. Ottendorfer war einer der regulären Delegaten von New York. Fernando Wood kam mit einer Gegen-Delegation, welche die Forderungen des Südens begünstigte, gegen die den Douglas'schen Standpunkt repräsentirende reguläre Delegation. Nach heftigem Kampfe wurde letztere zugelassen und Wood ausgeschlossen. Als nun bei den Platform-Berathungen die Anhänger von Douglas siegten, traten die Prosclaverei-Leute aus. Von dem Rumpf-Convente wurden Stephen A. Douglas und Herschel W. Johnson für die Präsidentschaft und Vice-Präsidentschaft nominirt. Der südenfreundliche Rest nominirte dann in Baltimore Breckenridge und Lane. Die Republikaner nominirten Lincoln und Hamlin. Die aus Resten von Whigs und Amerikanern (Nativisten) gebildete constitutionelle Unions-Partei nominirte Bell und Everett.

„Die praktischen Politiker in New York glaubten einen sehr schlauen Streich zu verüben, indem sie eine Fusion gegen die Republikaner zu Stande brachten. Auf dem gemeinsamen Wahlzettel sollten 18 Douglas-Leute, 10 Bell-Leute und 7 Breckenridge-Leute stehen. Ottendorfer protestirte energisch gegen ein so grundsatzloses Verfahren und weigerte sich, seinen Namen auf den Wahlzettel, als einer der Douglas-Electoren

setzen zu lassen. Sein bezüglicher offener Brief an den demokratischen Staats-Ausschuß erregte großes Aufsehen. Den demokratischen Politikern ging aber zu spät ein Licht auf über die Verderblichkeit ihrer charakterlosen Politik. Ottendorfer machte sie besonders auf die Unmöglichkeit für eingewanderte Bürger, nativistische Candidaten wie Bell und Everett zu unterstützen, aufmerksam. Der deutsche demokratische Central-Club trat Ottendorfer bei und ratificirte nur die Douglas-Electoren. Der fusionistische Wahlzettel wurde jämmerlich geschlagen, Lincoln bekam die New Yorker Stimmen und war damit erwählt.

„Nun begann die Secession. Der Winter verstrich mit Friedensbemühungen, die Ottendorfer nach Kräften unterstützte. Seinem scharfen Blicke entgingen die Gefahren nicht, welche der Union aus einem Bürgerkriege drohen mußten, auch wenn dabei die Secessionisten unterliegen würden. Er erkannte in Compromissen eine Existenz-Bedingung dieser Union und war zudem überzeugt, daß die Neger-Sclaverei ohnehin dem Zeitgeiste früher oder später weichen müsse. Solche Auffassungen fanden übrigens auch bei den Republikanern Unterstützung, namentlich Seward und Weed von New York betheiligten sich an den Versöhnungsschritten, und Lincoln selbst war fast unterwürfig gegen den Süden. Indeß war der am 4. Februar 1861 in Washington zusammentretende Friedens-Congreß vergeblich und Lincoln war kaum inaugurirt, so schlug der Süden los.

„Ottendorfer war der unglücklichste Mensch von der Welt, als das Bombardement von Fort Sumter (13. April) erfolgte. Während er sich über die Tragweite des so begonnenen Conflicts klar war, zögerte er keinen Augenblick mehr, die Berechtigung und Nothwendigkeit der Coercion des Südens anzuerkennen, welche Lincoln selbst, auf der Reise nach Washington, in Reden geradezu desavouirt hatte. Der Friede war an dem Uebermuthe des Südens gescheitert und der letztere mußte die Consequenzen hinnehmen. Ottendorfer stand mit an der Spitze der Kriegs-Demokraten und wirkte als Mitglied des Unions-Vertheidigungs-Ausschusses energisch und opferwillig mit zur Ausrüstung von Truppen. Die Deutsch-Amerikaner ohne Unterschied der Partei eilten zu den Waffen und lieferten die ersten und besten Regimenter von New York.

„Die Friedens-Demokraten, unter Führung Fernando Wood's (3. Z. Mayor) suchten vergebens Wasser auf den Unions-Enthusiasmus zu schütten. Da der alte deutsche demokratische Central-Club von jener

Seite beeinflußt wurde, bildete sich unter Ottendorfer's Aegide eine deutsche demokratische Unions-Partei, welche für die nächsten Jahre großen politischen Einfluß übte. Bei der nächsten Mayors-Wahl (Decbr. 1861) wurde Wood, wesentlich dadurch, daß die „Staats-Zeitung" Günther unterstützte, geschlagen und der Republikaner Opdyke gewählt. Die „Staats-Zeitung" verfocht fernerhin das Princip der Unabhängigkeit in der Local-Politik und setzte 1863 die Erwählung des unabhängigen Deutschen Günther durch.

„Der Bürgerkrieg erhöhte natürlich das Interesse der Deutsch-Amerikaner an den Tagesbegebenheiten und die „Staats-Zeitung" gewann einen immer weiteren Leserkreis. Ottendorfer überwachte eifrig die Erfüllung der Aufgabe des Blattes, gestattete sich aber in den Jahren 1864, 1865 und 1866 kurze Erholungsreisen nach Europa. Der preußisch-österreichische Krieg im letzteren Jahre fand Ottendorfer als ernsten Beobachter drüben vor. Die Liebe zum Lande seiner Geburt verschleierte seinem Blicke Oesterreichs traurige Zustände nicht; um so freudiger begrüßte er die Zeichen einer Wiedergeburt Deutschlands, wenn auch ohne Oesterreich.

„Weniger erfreulich für ihn war die hiesige politische und wirthschaftliche Entwicklung. Der Schluß des Bürgerkrieges brachte die Schäden erst recht zu Tage, welche die Union durch denselben genommen hatte. Dem Uebermuthe, der Gewaltthätigkeit und Corruption der herrschenden Partei war durch die unter einer Reihe von Niederlagen ganz demoralisirte Demokratie kein Zügel mehr anzulegen. Als die letztere vollends, unter dem Einflusse westlicher Demokraten, das Hartgeld-Princip im Stiche ließ, verlegte Ottendorfer sich mit seiner ganzen geistigen Kraft auf die Bekämpfung dieser Häresie und wies die politischen und wirthschaftlichen Nachtheile derselben haarscharf nach.

„Zum Zwecke der Regeneration der Demokratie unterstützte Ottendorfer eifrig die Nomination des Oberbundesrichters Chase im demokratischen National-Convente, der im Juli 1868 hier, in der damals eben vollendeten Tammany-Halle, stattfand. Ottendorfer ließ sich zu diesem Zwecke wieder der New Yorker Delegation einreihen, drang aber mit seinen Ansichten nicht durch. Seymour und Blair wurden auf einer in der Finanzfrage „faulen" Platform nominirt. Seymour's persönliche Tüchtigkeit konnte nicht ausreichen, um der Partei eine neue Niederlage zu ersparen.

„Seine Gemüthsstimmung wurde um diese Zeit durch schwere körperliche Leiden noch mehr afficirt und er begab sich im folgenden Jahre zu einer achtmonatlichen Cur nach Europa, von der er einigermaßen gestärkt zurückkehrte. Das Jahr 1870 brachte den deutsch-französischen Krieg, der eine fast jugendliche Begeisterung in ihm entzündete. Er stand an der Spitze des Unternehmens eines Bazars zum Besten der verwundeten deutschen Krieger und der Familien von getödteten oder verwundeten Kriegern, und der damit verbundenen Sammlungen, wodurch nahezu eine Million Dollars realisirt wurde. Bei dem großartigen Friedensfeste im April 1871 war er einer der Festredner und der Gegenstand ungewöhnlicher Ovationen, die seine große Popularität bekundeten.

„Die Fehlschläge, die er in der National-Politik erlebte, wurden ihm einigermaßen versüßt durch erhebliche Erfolge in Anstrengungen zur Reform der Municipal-Politik. Diese war unter der Macht, welche die Leiter der Tammany-Organisation am Ende der sechziger Jahre erlangten, furchtbar corrupt geworden. Seine Hoffnung, durch diese Organisation in der nationalen Partei ein Gegengewicht gegen die Elemente, welche dem Finanzschwindel huldigten, zu üben, hatte ihn eine Zeit lang Nachsicht üben lassen. Während er mit dem Haupte der Tammany-Maschine, Wm. M. Tweed, stets jeden Verkehr ablehnte, glaubte er in dem geistigen Leiter der Organisation, Peter B. Sweeny, einen einflußreichen Bundesgenossen für seine nationalpolitischen Bestrebungen zu haben. Aber die Manipulation der Legislaturen von 1870 und 1871 durch den Tammany-Ring veranlaßte ihn zu einer scharfen Kritik. Die Enthüllungen der Corruption des Ringes im Sommer 1871 bewogen ihn zu einer prompten Offensive gegen denselben, unbekümmert um die Folgen, die es für die Partei haben konnte. Abgesehen von allen anderen Rücksichten war er der Ueberzeugung, daß die demokratische Partei sich von dem Odium, das ihr durch Tammany erwuchs, wenn überhaupt, nur durch Desavouirung desselben reinigen könne. Er organisirte mit Tilden und anderen Reform-Demokraten die Apollo Hall-Demokratie und den Siebziger-Ausschuß und nahm den Kampf mit dem Ringe mit der äußersten Energie auf. Als die deutsche demokratische Unions-Partei, die, wie alle politischen Organisationen, mit der Zeit in der Beute-Politik aufgegangen war, ihn im Stiche ließ, bildete er die deutsche unabhängige Bürger-Organisation, welche durch eine Reihe von Jahren ein tüchtiges Organ von Reformbestrebungen war. Als Wortführer der

Gegner Tammany's erschien er im October 1871 im demokratischen Staats-Convent für Rochester und bestand auf der Zurückweisung der Tammany-Delegation und Zulassung der Gegen-Delegation. Am 5. October hielt er vor dem Convent eine denkwürdige Rede, in welcher er der Demokratie ihre Mission klar zu machen suchte. Die Politiker hatten große Furcht vor einer Niederlage der Partei bei den Staatswahlen, wußten aber gegen Ottendorfer's oben erwähnte Argumentation nichts auszurichten. Er drang vollständig durch und damit war Tammany's Schicksal besiegelt. Ohne das „Prestige" als demokratische Organisation konnte Tammany bei den Local-Wahlen nicht mehr bestehen und wurde vollkommen geschlagen. Es begann dann die gerichtliche Verfolgung der Ring-Leute, die zum Theil flohen, zum Theil ins Gefängniß wanderten, wo Tweed selber starb. Die Demokratie wurde freilich, wie dies unvermeidlich war, bei den Staats-Wahlen geschlagen und konnte sich erst 1873 und 1874, unter Tilden's Führung, in der Staats-Regiernng geltend machen, aber es war wenigstens der Grund zu einer Reconstruction der Partei gelegt. Ottendorfer's Verdienst um diese Errungenschaft ist allseitig anerkannt worden.

„Inzwischen war es auch in der republikanischen Partei zu einem Krach gekommeu. Die Grant'sche Administration war nach allen Richtungen hin miserabel und der republikanische Congreß wetteiferte mit jener an Corruption. Einflußreiche Congreß-Mitglieder und andere republikanische Politiker versuchten unter diesen Umständen eine Neubildung und Ottendorfer war geneigt zu ihrer Unterstützung. Als aber der zu diesem Zwecke nach Cincinnati berufene Convent den Vorkämpfer des Schutzzolls, Horace Greeley, für die Präsidentschaft nominirte und ihm einen hungrigen Missourier Politiker, Gratz Brown, als Vice-Präsidentschafts-Candidaten beigab, und dann der demokratische National-Convent in Baltimore diese Candidaten indossirte, war Ottendorfer so angeekelt. daß er sich weigerte, deren Erwählung zu unterstützen. Die „Staats-Zeitung" begnügte sich in diesem Wahlkampfe mit einer unparteiischen Beleuchtung der Situation. Grant wurde wiedererwählt, Greeley starb im Irrsinn und machte dadurch aus der Comödie eine Tragödie.

„Aus dieser Wahl (1872) ging nur ein neuer Triumph über Tammany, als versöhnender Zug, hervor. Bei der Wahl eines Mayors und Stadtraths siegten die Candidaten des Siebziger-Ausschusses.

Ottendorfer selbst hatte die Nomination zum Mayor abgelehnt, obwohl er der Erwählung sicher gewesen wäre, dagegen brachte er das Opfer, sich auf einen zweijährigen Termin zum Alderman und Supervisor wählen zu lassen und that in dieser Eigenschaft sein Bestes zur Reform der Mißverwaltung unserer Stadt. Gehalt nahm er nicht an. Dies war das einzige Wahlamt, das er je bekleidete, wie er denn grundsätzlich gegen die Annahme von bezahlten Aemtern durch Journalisten war, als die Freiheit der Presse hemmend. Als Ehrenamt acceptirte er 1870—'73 die Stellung eines Regent of the University, einer staatlichen Aufsichtsbehörde über das Unterrichtswesen und namentlich die höheren Schulen, legte sie aber beim Eintritt in den Stadtrath nieder, weil er nicht zwei Aemter bekleiden konnte. Außerdem war er noch Mitglied einer Commission, welche Gouverneur Tilden im Jahre 1875 ernannte, um ein System der Stadtverwaltung zu entwerfen. In dieser Commission arbeitete er mit großem Eifer, aber fruchtlos, da seine Vorschläge den Demagogen nicht paßten und soweit sie von der Commission gut geheißen wurden, zwar an die Legislatur gelangten, aber dort liegen blieben. Das schmerzte ihn sehr, da er Municipal-Reform zu seiner Lieblings-Bestrebung gemacht hatte. — Es mag hier gleich erwähnt werden, daß die Universität der Stadt New York Ottendorfer im Juni 1895 zum Doctor juris, honoris causa, ernannte.

„Ums Jahr 1870 hatte er die Genugthuung, für eine andere Bestrebung, die ihm sehr am Herzen lag, einen Erfolg verzeichnen zu können: die Erhaltung der deutschen Sprache in diesem Lande. Der hiesige Oberschulrath beschloß auf sein energisches Betreiben die Einführung des deutschen Sprachunterrichts in den öffentlichen Schulen. Es kostete harte Kämpfe in jener Behörde, und ihre diesbezüglichen Anordnungen waren keineswegs genügend, aber es war ein guter Anfang gemacht. Seither sind auch weitere Verbesserungen eingetreten und die Unterrichts-Ergebnisse steigern sich von Jahr zu Jahr. Es mag hier erwähnt werden, daß Frau Ottendorfer goldene und silberne Medaillen stiftete, die alljährlich im Normal College für die besten Schülerinnen im Deutschen zur Vertheilung kommen.

„Ein wichtiger Schritt zur Erhaltung und Erhöhung des Gedeihens der „Staats-Zeitung" war die Errichtung eines Monumental-Baus, der dem Blatte zur Officin dienen sollte. Ottendorfer kaufte zu diesem Zwecke ein altes, aber geräumiges Gebäude, welches früher der Harlem-

Eisenbahn als Endstation gedient hatte, an Tryon Row, ließ es niederreißen und durch eines der schönsten, stilvollsten Gebäude ersetzen, welches unsere Stadt aufzuweisen hat. Im Juni 1873 kam der von Ottendorfer sorgfältig überwachte Bau zur Vollendung und wurde von der „Staats-Zeitung" bezogen. Ottendorfer bekam dabei Lust am Bauen und errichtete zunächst an Vierter Avenue und 26. Straße ein so prächtiges Apartment-Haus, wie um jene Zeit unsere Stadt noch wenige besaß. Dann ließ er auf seinem Landsitze am North River, an den Westlichen Boulevard grenzend, eine wundervolle Miniatur-Alhambra errichten, wahrscheinlich das geschmackvollste Bauwerk in diesem Lande. Später betheiligte er sich mit großem Interesse an den philantropischen Stiftungen seiner Frau, die im Jahre 1875, zum Andenken an ihre zwei Jahre vorher verstorbene Tochter aus erster Ehe, Isabella Uhl, ein Heim für Greisinnen in Astoria anlegte. Weiterhin ließ Frau Ottendorfer einen großen Pavillon an das Deutsche Hospital anbauen und errichtete an Zweiter Avenue und Achter Straße ein stattliches Gebäude für ein mit jenem Hospital in Verbindung stehendes Dispensarium, während Ottendorfer selbst angrenzend eine Frei-Bibliothek errichtete. Alle diese Institute wurden reich dotirt. Nach dem Tode seiner Frau baute Ottendorfer für das schon erwähnte Altenheim, in dem nun auch Greise Aufnahme fanden, ein riesiges Gebäude an Amsterdam Avenue und 190. Straße, und auch dieses Institut wurde von ihm und der Familie mit den nöthigen Fonds versehen. Ottendorfer selbst widmete der Verwaltung der Anstalt viel Zeit und Mühe und gründete zu ihrer dauernden Unterhaltung eine besondere Gesellschaft, welche aber in Verbindung mit der Deutschen Gesellschaft steht.

„Auch seinem Geburtsorte kam seine Freigebigkeit und Wohlthätigkeit zu statten. Der kleine Ort wurde von ihm mit gemeinnützigen Anstalten in einer Weise bedacht, wie es wohl drüben aus Privatmitteln selten geschehen ist. Ottendorfer ließ nach einander ein Waisenhaus, ein Armenhaus, eine Schule, ein Krankenhaus, eine Bibliothek und einen Monumental-Brunnen errichten. Für die Erhaltung dieser Institute sorgte Ottendorfer gleichzeitig durch Anweisung der nöthigen Fonds. Die österreichische Regierung wünschte dem noblen Stifter ihre Anerkennung durch Verleihung eines hohen Ordens auszudrücken, den aber Ottendorfer ablehnte, unter welchen Umständen der Kaiser sich begnügen mußte, ihm seinen Dank durch Handschreiben aus-

zudrücken. Dagegen konnte Frau Ottendorfer eine Decoration wohl annehmen, die ihr die Deutsche Kaiserin Augusta (Wilhelm's I. Gattin) verlieh, mit einem liebenswürdigen Schreiben, in dem das Wirken der Dame im Interesse des Deutschthums und der Humanität in Ausdrücken der höchsten Achtung gepriesen wurde.

„Die philanthropische Thätigkeit des Ottendorfer'schen Ehepaares beschränkte sich keineswegs auf die angeführten Fälle. Beide übten eine wenn auch stille, aber umfassende Privat-Wohlthätigkeit und unterstützten außerdem Wohlthätigkeits-Vereine nicht allein mit ihren reichen Mitteln, sondern widmeten ihnen auch persönliche Theilnahme an ihren Arbeiten.

„Das Interesse an der Politik war bei Ottendorfer durch viele bittere Enttäuschungen einigermaßen abgeschwächt worden. Die letzteren erstreckten sich insbesondere auch auf die Früchte der localen Reform-Bewegung. Tammany lebte bald wieder auf und wurde unter Boss Kelly's Leitung ein so schlimmes Hinderniß der Municipal-Reform wie je. Ottendorfer betheiligte sich wiederholt an politischen Combinationen zur Bekämpfung Tammany's und ließ sich sogar im Jahre 1874 auf einen verlorenen Posten als Mayors-Candidat stellen, lediglich um eine Demonstration zu machen. Durch Fusions-Bewegungen in den Jahren 1878 und 1884 wurde zwar Tammany geschlagen, aber für Reformen wurde dabei nicht viel erzielt. Eine interessante Mayors-Wahl fiel in eine spätere Zeit, 1886, als der socialistisch angehauchte Henry George sich um das Mayors-Amt bewarb. Ottendorfer warf sich damals mit seiner alten Energie für Abraham Hewitt ins Zeug, der auch erwählt wurde, aber als Mayor sehr viel zu wünschen übrig ließ und außerdem den Adoptiv-Bürgern durch Aeußerung nativistischer Gesinnungen die weitere Unterstützung unmöglich machte. Tammany wurde dann mächtiger als je.

„In der National-Politik widmete Ottendorfer, nach dem kläglichen Ausfall der Präsidentenwahl von 1872, seine Hauptsorge dem Ankämpfen gegen den Geldschwindel, da beide Parteien in dieser Frage höchst unzuverlässig geworden waren, am unzuverlässigsten aber die demokratische. Zu deren Wiedergewinnung für ehrliches Geld setzte er seine Hauptoffnung auf Samuel J. Tilden, der durch den Kampf gegen Tammany sehr in den Vordergrund gekommen war und große Geschicklichkeit in der Partei-Manipulation entfaltete. Die Republikaner waren durch ihren Sieg von 1872 übermüthiger als je geworden und die Grant'sche

Administration ging mit unerhörter Verachtung der öffentlichen Meinung voran. Unter diesen Umständen nahm die New Yorker Demokratie unter Tilden's Führung im Staats-Convente (September 1874) zu Syracuse entschieden Stellung für ehrliches Geld und Verwaltungs-Reform, und dies kam der Partei im ganzen Lande zu statten. Es kam eine demokratische Hochfluth, welche dieser Partei die Mehrheit im Repräsentantenhause des Congresses gab und ihr viele demokratische Legislaturen und Gouverneure verschaffte. Tilden wurde Gouverneur von New York und begann seinen Kreuzzug gegen den corrupten Canal-Ring, der ihn zum vornehmsten Reform-Repräsentanten machte. Ottendorfer unterstützte ihn nach Kräften, drang aber unaufhörlich darauf, daß Tilden sich der Wiederherstellung der Baarzahlungen widme. Auf diesen Einfluß ist wesentlich das bezügliche „Herauskommen" Tilden's in seiner berühmten Botschaft an die Legislatur vom 5. Januar 1875 zurückzuführen. Dies blieb nicht ohne Wirkung auf das Zustandekommen der Resumptions-Acte des Congresses vom 14. Januar 1875.

„Tilden war unter diesen Umständen der logische Präsidentschafts-Candidat der Demokratie im Jahre 1876. Ottendorfer war einer der New Yorker Electoren, aber die Abgabe seiner Stimme wie die der anderen New Yorker Electoren konnte Tilden nicht ins Weiße Haus bringen, weil Hayes von den südlichen Returning Boards hineingezählt wurde. Ottendorfer reiste damals als demokratischer Vertrauensmann nach New Orleans, um die Zählung zu überwachen, sah aber bald, daß bei dem ehrlosen Gesindel, das die republikanische Carpetbag-Wirthschaft dort ans Ruder gebracht hatte, absolut keine ehrliche Zählung zu erwarten war. In einer Depesche an die „Staats-Zeitung" gab er den trübsten Befürchtungen für die Zukunft der Republik Ausdruck, und in der That stand diese damals an einem Abgrunde; Bürgerkrieg und Grant'sche Dictatur standen in Aussicht. Ottendorfer billigte unter diesen Umständen den Ausgleich der Differenzen zwischen dem republikanischen Senat und demokratischen Hause, bei Feststellung der Wahlergebnisse, durch eine Electoral-Commission, welche aber leider alle Streitfragen zu Gunsten von Hayes entschied. Die „Staats-Zeitung" ließ dessen Administration eine durchaus gerechte, wohlwollende Kritik zu Theil werden; und sie fiel ja über Erwarten gut aus und machte sich namentlich durch Ausführung der Resumption verdient, welche Ottendorfer über Alles am Herzen lag.

„An der Präsidenten-Wahl von 1880 betheiligte sich Ottendorfer, der in Europa war, persönlich gar nicht. Die New Yorker Demokratie war im Vorjahre durch Boss Kelly verrathen worden und der Staat wieder ganz in die Hände der Republikaner gefallen. Die Nomination Hancock's durch den demokratischen National-Convent in Cincinnati war nicht nach Ottendorfer's Geschmack, und Hancock's Auskneifen in der Tarif-Frage bestärkte ihn in seiner Abneigung gegen den Candidaten, der seine Nomination lediglich dem Bemühen der Demokraten zu danken hatte, ihre Anerkennung der Kriegs-Resultate gegen die Verdächtigungen seitens der Republikaner zu constatiren. Die „Staats-Zeitung" unterstützte die Partei, so gut es unter den Umständen möglich war, konnte aber ihre Niederlage nicht verhüten.

„Sie kritisirte die Garfield-Arthur'sche Administration so fair wie die vorhergehende, nahm aber den Kampf gegen die republikanische Partei mit äußerster Energie auf, als diese im Jahre 1884 den Erz-Corruptionisten Blaine für die Präsidentschaft und den hohlen Demagogen Logan für die Vice-Präsidentschaft nominirte. Cleveland's Nomination fand Ottendorfer's Unterstützung um so bereitwilliger, als jener Mann sich als Gouverneur durch ernste Reform-Bestrebungen ausgezeichnet und den Kampf mit Tammany nicht gescheut hatte. Cleveland's Erwählung, die mit einer localen Niederlage Tammany's Hand in Hand ging, war der erste Lichtblick, den Ottendorfer seit lange der Partei- und Local-Politik abgewinnen konnte. Er hatte zu jenem Resultat durch persönliche Anstrengungen und Opfer viel beigetragen und kam in innige Berührung mit Cleveland und seiner Administration, unterstützte insbesonders das kühne „Herauskommen" Cleveland's für Tarif-Reform mit fast jugendlichem Enthusiasmus.

„Cleveland's Niederlage im Jahre 1888 schmerzte Ottendorfer sehr, entmuthigte ihn aber nicht. Ottendorfer konnte nie über die Ueberzeugung hinwegkommen, daß Cleveland im Staate New York durch Hill oder seine Freunde geopfert wurde, entweder aus Rache für Abweisung von Beuteansprüchen, oder um Hill's Erwählung zum Gouverneur durch einen Schacher mit Republikanern zu sichern. Dies erweiterte die Kluft zwischen Ottendorfer und Hill, die principiell ungefähr so differirten wie Cleveland und Hill. Ottendorfer wirkte in seinem Blatte und durch persönliche Theilnahme an den Arbeiten des Reform-Clubs u. s. w. für Beibehaltung der Tarif-Reform als obersten Issue.

Gleichzeitig machte ihm der Rückfall der demokratischen Partei in den Finanz-Schwindel, in Form der Agitation für minderwerthiges Silbergeld schwere Sorgen, und er bestand darauf, daß die Partei im Jahre 1892 sich für ehrliches Geld erklären müsse und daß Cleveland's abermalige Nomination allein die Partei vor dem Mißtrauen der Verfechter ehrlichen Geldes schützen könne. Seine Vorstellungen, die er wegen seines körperlichen Zustandes nicht mehr persönlich im demokratischen National-Convent zu Chicago vorbringen konnte, aber durch Andere energisch vorbringen ließ, übten großes Gewicht. Cleveland wurde nominirt, auf einer in der Finanz-Frage gesunden, in der Tarif-Frage radicalen Platform, und Ottendorfer brach sofort seine jährliche Cur in Europa ab, um sich hier mit allem Eifer, den seine schwachen Körperkräfte gestatteten, in die Campagne zu werfen. Er nahm sogar hervorragenden Antheil an der großartigen deutschen Demonstration im Cooper-Institut, welche eine förmliche Erhebung der deutschen Wähler zu Gunsten von Cleveland constatirte. Niemand konnte bei der Gelegenheit Zeuge der Huldigung, welche Cleveland nach seiner Rede Ottendorfer darbrachte, sein, ohne von der Stellung, welche Ottendorfer als vornehmster Repräsentant des Deutschthums in den Ver. Staaten einnahm, durchdrungen zu werden.

„Die Aufregungen und Anstrengungen der Präsidenten-Wahl von 1892 hatten Ottendorfer's Kräfte tüchtig mitgenommen; doch ließ er sich's nicht nehmen, der zweiten Inauguration Cleveland's beizuwohnen und dem Präsidenten seine Ansichten über die Alles überschattende Wichtigkeit der Währungs-Reform noch einmal zu unterbreiten, wie er dies in den vorhergehenden Jahren oft genug gethan hatte. In derselben Richtung wirkte er unter den Cabinets-Mitgliedern, Senatoren und Repräsentanten, mit denen er in Berührung kam. Von Washington zurückgekommen erkrankte er schwer und schwankte mehrere Wochen zwischen Leben und Tod, doch erholte er sich wieder und nahm mit regem Interesse an der Staats-Campagne von 1893 Theil, in welcher der Anfang zum Sturz des Hill-Ringes gemacht wurde. Dadurch, daß Hill die Nomination Maynard's (welcher ihm die schmutzigsten Handlanger-Dienste zur Erlangung einer Mehrheit im Staats-Senat geleistet hatte), für den Appellhof erzwungen hatte, ließen so viele Demokraten den Wahlzettel der Partei im Stich, daß die Republikaner eine 100,000 übersteigende Mehrheit erhielten, gegen eine demokratische Mehrheit von

nahezu 50,000 im Vorjahre, zu welchem Ende Ottendorfer und die „Staats-Zeitung“ nach Kräften beitrugen. Hill konnte sich von diesem Schlage nicht wieder erholen; im nächsten Jahr „lief“ er als Gouverneurs-Candidat und wurde von Morton geschlagen, und zwar ergab sich eine Mehrheit von 156,000 gegen Hill, der dann (1893) auch seinen Sitz im Bundes-Senat verlor. Im Kampf gegen diesen Demagogen verlor Ottendorfer vollends seine Anhänglichkeit an die demokratische Partei, deren Grundsätzen er treuer blieb als sie selbst.

„Gänzlich wandte er sich von der demokratischen Partei ab, als diese sich mit dem Silber-Schwindel identificirte und die Demokraten im Congreß sich gegen Präsident Cleveland wandten. Zwar hatte dieser bald nach Beginn seines zweiten Termins den Widerruf des Sherman-Gesetzes von 1890 durchgesetzt und dadurch der dringendsten Gefahr einer Entwerthung unseres Geldes vorgebeugt, aber dann entzogen die Demokraten im Congreß sich der Controlle seitens des Präsidenten. Die Tarif-Revision wurde verpfuscht und alle Versuche des Präsidenten und seines Schatz-Secretärs Carlisle, zu einer positiven Währungs-Reform zu gelangen, waren vergebens. Sie wurden bei Bond-Emissionen zur Erhaltung der Gold-Reserve möglichst chicanirt. Die demokratischen Führer arbeiteten mit Macht auf Verschmelzung mit den Populisten hin und als es zur Präsidenten-Wahl von 1896 kam, wurde im demokratischen Convent zu Chicago der ganz in Populismus aufgegangene Bryan von Nebraska auf einer entsprechenden Platform nominirt. Die „Staats-Zeitung“ desavouirte Candidat und Platform sofort. Ottendorfer, dem sein körperlicher Zustand kein actives Eingreifen in den Wahlkampf mehr gestattete, gestattete den Gebrauch seines Namens für eine Demonstration der National-Demokraten, welche Palmer als dritten Candidaten aufstellten und indirect die Erwählung McKinley's, des republikanischen Candidaten, herbeiführten. Das Land war dadurch vor der Geldverschlechterung und den Umsturz-Tendenzen der „Popokratie“, (wie die Demokratie nach ihrer Verbindung mit den Populisten genannt wurde) gerettet, aber den Schutzzoll- und monopolistischen Tendenzen der republikanischen Partei preisgegeben, so daß die National-Demokraten, zu denen Ottendorfer sich gesellt hatte, ihres Sieges nicht froh werden konnten.

„Die Bestrebungen zur Reform der Local-Verwaltung, welche seit 1871 Ottendorfer's Lieblings-Aufgabe bildeten und einen großen Theil

seiner öffentlichen Thätigkeit ausfüllten, nahmen keinen günstigen Fortschritt, als Hewitt unter den oben erwähnten Umständen an die Spitze dieser Verwaltung getreten war. Der Mann taugte schon wegen seines Temperaments nicht für die Stellung und mehrere Departments waren unter ihm grundschlecht verwaltet. Besonders enttäuschte Hewitt die Reformer, als er sich bei der Wahl von 1887 für den berüchtigten Fellows, den die beiden demokratischen Organisationen für das Amt des District Attorney nominirten und den zu unterstützen die „Staats-Zeitung" sich weigerte, ins Zeug warf. Ottendorfer richtete von Deutschland aus eine Depesche über diesen Scandal an Hewitt, doch half dies nichts. Hewitt's nativistische Neigungen kamen demnächst sehr stark zum Vorschein und er erklärte sich einer nativistischen Gesellschaft gegenüber für Verlängerung des Termins der Naturalisation auf 21 Jahre. Als daher im Jahre 1888 Hewitt wieder candidirte und auf der anderen Seite der Tammany-Politiker Grant „lief", konnte Ottendorfer keinen unterstützen, sondern concentrirte seinen Einfluß auf die gleichzeitige Präsidenten-Wahl. Grant wurde erwählt und damit begann eine sechsjährige Tammany-Herrschaft, so schlecht wie jemals. Vergebens schloß sich 1890 Ottendorfer einer Reform-Bewegung an, um Scott zum Mayor zu erwählen. Erst 1894 hatte eine Anti-Tammany-Bewegung besseren Erfolg. Sie war allerdings durchaus nicht ganz nach dem Geschmack Ottendorfer's, der die gänzliche Unerfahrenheit und Beschränktheit des Mayors-Candidaten Strong wohl durchschaute, doch wurde wenigstens die absolute Herrschaft des Croker'schen Tammany wieder einmal gebrochen. Die Sonntags-Hetze unter dem Polizei-Präsidenten Roosevelt brachte im folgenden Jahr namentlich die Deutschen auf, und so blieb der „Staats-Zeitung" bei der Wahl von 1895 nichts übrig, als das Ticket der mit Roosevelt identificirten Reformer zu bekämpfen und zu schlagen. Obwohl Roosevelt im nächsten Jahre abtrat und die Sonntags-Hetze eingestellt wurde, wirkte die Stimmung nach und als im Jahre 1897 wieder ein Mayor gewählt wurde, siegte der Tammany-Candidat Van Wyck, der die ganze Verkommenheit Tammany's repräsentirte, über den Reform-Candidaten Low. Trotz grober Fehler, welche die Reformer in der Campagne machten, unterstützte die „Staats-Zeitung" deren Candidaten in Voraussicht der Mißwirthschaft, die unter einer neuen Tammany-Herrschaft eintreten mußte.

„Die Rückschläge der Reform-Bestrebungen lasteten schwer auf

Ottendorfer, dessen körperlicher Zustand sich auch immer mehr verschlimmerte, so daß er seit 1894 sich an Wahlkämpfen nicht mehr persönlich betheiligen konnte.

„Wie mehrfach erwähnt, hat Ottendorfer seit vielen Jahren die Sommermonate und zuweilen auch den Winter in Europa zugebracht. Er pflegte stets einige Wochen zur Cur in dem Bade Nauheim bei Frankfurt a. M. zu verweilen. Deutsch-amerikanische Freunde suchten ihn häufig dort auf. Erlaubte es seine Gesundheit, so wohnte er auch Reunionen von Landsleuten in Deutschland bei. So war er im Juli 1885 ein Gast der New Yorker Schützen bei ihrem großen Feste zu Bingen, bei welcher Gelegenheit er eine charakteristische Rede hielt, die wohl verdient, hier erwähnt zu werden. Ottendorfer hatte den Toast auf das deutsche Vaterland zu beantworten. Er sagte:

„ „Es mag befremden, daß einer der amerikanischen Gäste auf deutscher Erde zur Beantwortung des Toastes auf das deutsche Vaterland aufgefordert wird. Ich und die hier anwesenden Bürger der Ver. Staaten mögen schlecht geeignet erscheinen, dem „Hoch", das Deutschland ausgebracht wird, in würdigen Worten gebührenden Ausdruck zu geben. Die Meisten von uns haben vor vielen Jahren dem heimathlichen Boden den Rücken gewendet und zwar theils unter Umständen, die zu den traurigsten Erinnerungen unserer Jugend zählen. Verfolgt und gehetzt wegen des Versuches, in vielleicht unpraktischer, aber jedenfalls von Patriotismus durchglühter Weise, die Einheit Deutschlands verwirklichen zu helfen, mußten Manche von uns ein Asyl jenseits des Oceans suchen. Berücksichtigt man dazu, daß es uns nicht vergönnt war, einen thätigen Antheil an den Kämpfen und Opfern zu nehmen, durch welche schließlich unsere Jugendträume: die Einheit, Macht und Größe Deutschlands realisirt wurden, — daß mit geringen Ausnahmen kaum etwas geschehen, das den Stammesgenossen jenseits des Meeres die Ueberzeugung aufzudringen geeignet war, daß man sich in der alten Heimath mit warmer, herzlicher Theilnahme der fernen Brüder erinnert, — in Erwägung alles dessen mag es, wie gesagt, zweifelhaft erscheinen, ob die Wahl, einen Deutsch-Amerikaner bei dieser Gelegenheit mit der Lobrede auf das deutsche Vaterland zu betrauen, eine glückliche war.

„ „Und doch trotz Alledem — trotzdem, daß man nicht selten in der alten Heimath und zwar in Kreisen, die besser unterrichtet sein könn-

ten und es wahrscheinlich auch sind, unsere Adoptiv-Heimath mit schlecht verhehltem Neide beurtheilt, — trotzdem, daß ein Theil der, wie es scheint, durch höhere Inspiration beeinflußten Presse die Absicht verräth, Mißgunst und Haß zwischen den Staaten, denen die Theilnehmer dieser Festfeier angehören, auszusäen, — trotz Alledem behaupte ich, ohne Befürchtung eines ernsten Widerspruches, daß nirgends, selbst nicht an den Ufern des Rheins oder der Elbe, das deutsche Vaterland aufrichtigere und mehr begeisterte Verehrer findet, als unter den Ver. Staaten-Bürgern deutscher Geburt oder Abkunft.

„„Republikaner aus Ueberzeugung und aus freier Wahl, sind wir deshalb doch keine blinden Fanatiker einer bestimmten Regierungsform, und können unbeschadet unserer politischen Ueberzeugung dem Heldengreise, der an der Spitze des Deutschen Reiches steht, unsere aufrichtige Achtung und unsere warme Verehrung zollen. Unsere Beobachtungen und Erfahrungen lehren uns, daß der beste Schutz eines Volkes nach Innen und Außen in dem Patriotismus und der Opferwilligkeit seiner Bürger besteht, ohne der beständigen Unterhaltung eines bewaffneten Friedens einen großen Theil der Erträgnisse des Fleißes des Volkes zu opfern. Dessungeachtet erkennen wir unter den bestehenden Verhältnissen in Europa die unerläßliche Nothwendigkeit der Erhaltung einer großen stehenden Armee hier nicht nur an, sondern preisen so hoch als irgend Jemand die großen Verdienste, welche sich das deutsche Heer um den Aufbau des Deutschen Reiches erworben und wetteifern mit allen Freunden Deutschlands, dieser glorreichen Armee und ihren bewährten Führern den wohlverdienten Ruhmeskranz um die Stirne zu flechten.

„„Unsere politische Erziehung und die daraus sich ergebende Anschauung über Wesen und Zweck der Beziehungen der Völker und Staaten zu einander verhindern uns bis zu einem gewissen Grade, die hohe Mission der Diplomatie, welche manchmal das Glück und die Geschicke der Völker als Spielball ihrer Intriguen betrachten zu können glaubt, gebührend zu würdigen, aber wir sind deshalb nicht so erblindet, um nicht die eminenten Verdienste des großen Staatsmannes bereitwilligst anzuerkennen, dessen meisterhaften Zügen auf dem Schachbrette der europäischen Diplomatie es wesentlich zu verdanken, daß das seit Jahrhunderten mißhandelte Aschenbrödel der europäischen Völkerfamilie — Deutschland — zu der Alles überstrahlenden Prinzessin wurde, um deren Gunst sich heute die stolzesten und mächtigsten Potentaten bewerben.

„ „Was ich mit diesen Worten anzudeuten wünsche, ist: daß weder unser amerikanisches Staatsbürgerthum, noch unser Republikanismus uns verhindern, mit voller Seele in den Jubel einzustimmen, der heute für die Macht, die Größe und den Ruhm des deutschen Vaterlandes ertönt.

„ „Wir stimmen um so freudiger und begeisterter in die Lobpreisung der Vorzüge des deutschen Vaterlandes ein, da dieselben in der uns vorliegenden Gestalt, in der Größe und Macht des heutigen Deutschen Reiches allerdings unmittelbar die Resultate der heldenmüthigen Anstrengungen der Söhne des deutschen Volkes während der letzten Decennien sind, in Wirklichkeit aber als das Ergebniß der besten Eigenschaften, welche seinem National-Charakter zu Grunde liegen, als die Früchte deutscher Wissenschaft, deutschen Fleißes, deutscher Ausdauer und Genügsamkeit betrachtet werden müssen — Eigenschaften, welche nach Jahrhunderte langen schweren, oft vergeblichen Kämpfen und Kriegen sich schließlich glänzende Anerkennung erobert haben, — Eigenschaften, welche Germania ihren Kindern als Geburtstagsgeschenk in die Wiege legt.

„ „Davon haben auch die in der Ferne lebenden Söhne und Abkömmlinge Deutschlands ihre Ausstattung mitbekommen, und wo immer wir unsere Zelte aufgeschlagen und unseren Herd errichtet, wir haben sie treu gehegt und gepflegt, diese Mitgift der alten Heimath, und was immer wir errungen in weiter Ferne, es ist im Wesentlichen die Frucht der Eigenthümlichkeiten des deutschen Wesens, die Frucht ehrlicher, harter Arbeit, gepflegt und verfolgt mit deutscher Gründlichkeit und Ausdauer. Sie waren es, welche unsere Anstrengungen mit reichem Segen lohnten und uns in unserer Adoptiv-Heimath jene Achtung und Anerkennung verschafften, deren wir uns erfreuen.

„ „Allerdings müssen wir zugestehen, daß wir den Traditionen unserer Stammeseigenthümlichkeiten nicht immer ganz gewissenhaft treu geblieben, daß wir uns manchmal verleiten ließen, die goldenen Früchte zu sammeln, ohne für die gesunde Pflege des Baumes, der sie reifte, die gebührende Sorge zu tragen, oder die aus der Tiefe der Thätigkeit des Volkes geschöpften Schätze gierig in gangbare Münze umzuprägen suchten, ohne auf einen gesunden, durch die Lehren der Wissenschaft und Erfahrung vorgezeichneten Bergbau zu achten, daß wir die Henne schlachteten, welche die goldenen Eier legen sollte. Doch solche Verirrungen sollten uns von unseren europäischen Stammesgenossen nicht zu

schwer angerechnet werden, da die durch Erfahrungen und Alter ehrwürdigen Staaten des europäischen Continents uns darin nicht nur vorangegangen, ja selbst das deutsche Vaterland erst in der jüngsten Zeit sich verleiten ließ, die scheinbaren und meist trügerischen Erfolge, welche die junge Republik jenseits des Meeres durch hohe Schutzzölle errungen haben soll, durch ähnliche Experimente zu erhaschen. Wir werden an dieser Versündigung gegen gesunde, durch die Wissenschaft bewährte national-ökonomische Grundsätze und die damit verursachte Verschiebung der naturgemäßen Entwicklung schwer zu leiden haben, aber unsere Jugendkraft wird es uns ermöglichen, die daraus sich ergebenden Nachwehen zu überwinden, und es kann als einer der besten Beweise unseres aufrichtigen Wohlwollens für die Zukunft Deutschlands angesehen werden, wenn wir von Herzen wünschen, daß das alte Vaterland den Katzenjammer, welcher zweifellos dem Rausche folgen wird, in den es sich stürzen zu wollen scheint, ebenso rasch überwinden möge, wie wir das zu thun im Stande sein werden.

„ „Ich ließ mich durch Betrachtungen über die Schwächen, welche sowohl einzelnen Individuen, wie ganzen Völkern anhaften, verleiten, von meinem Thema abzuweichen, und anstatt mich auf eine Ausmalung der Vorzüge und Lichtseiten des deutschen Vaterlandes zu beschränken, auch einige Schatten anzudeuten; doch das wird nur dazu dienen, erstere in um so glänzenderem Lichte erscheinen zu lassen. Ueberdies ist die Uebung einer offenen männlichen Kritik eines der wirksamsten Schutzmittel gegen nationale Entartung. Wohin Selbstüberhebung und Eigendünkel führen, wie leicht dieselben in verderblichen Chauvinismus ausschweifen, das haben Sie an einem nicht ferne wohnenden Nachbarvolke gesehen, und die Folgen dürften nichts weniger als verführerisch für Deutschland sein.

„ „Ich wiederhole, daß im Ganzen und Großen die Charaktereigenthümlichkeiten und Vorzüge des deutschen Volkes, namentlich dessen ernstes Streben, durch ehrliche Arbeit dessen Wohlfahrt zu begründen und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit die Gesetze zu erforschen, durch deren gewissenhafte Befolgung am wirksamsten und sichersten das dauernde Glück einzelner Individuen sowohl wie ganzer Nationen gewährt werden kann, nirgends freudigere Anerkennung und eifrigere Nachahmung finden, als unter den Bürgern deutscher Geburt oder Abkunft in den Vereinigten Staaten.

„ „Durch die sorgfältige Pflege und Ausbildung dieser Eigenthümlichkeiten wird nicht nur das Wohl des deutschen Vaterlandes und der nordamerikanischen Union gefördert, sondern der Fortschritt der ganzen Menschheit auf ihrer Bahn zu immer größerer Vollkommenheit wesentlich unterstützt werden. Und in diesem Sinne ersuche ich Sie, auf das Wohl des deutschen Vaterlandes nochmals die Gläser zu füllen und zu leeren."

„Ottendorfer war zweimal, im August 1886 und im August 1892 in Zwittau, um Einweihungsfeierlichkeiten beizuwohnen. Er wurde von der Bevölkerung seines Geburtsstädtchens geehrt, wie in Europa sonst nur die Spitzen der Regierungen geehrt zu werden pflegen. Bei der ersten Gelegenheit, am 29. August 1886, hielt Ottendorfer eine Bankettrede über die „Ideale der Jugend", welche so charakteristisch für den Mann ist, daß wir sie ebenfalls ganz wiedergeben:

„ „Zu den Erinnerungen, die mich in manch einsamer Stunde erfassen und denen ich am liebsten nachhänge, gehören die Erinnerungen an meine Studentenzeit. Wenn ich mich erinnerte, mit welcher Begeisterung wir damals das Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?" sangen, und wenn wir uns bei den Worten „So weit die deutsche Zunge klingt", gerührt in die Arme sanken, dann rann manche Thräne über meine Wangen. Es ist lange, lange her. Große Ereignisse haben sich inzwischen vollzogen, die den Wünschen meiner Jugend wesentlich nahegekommen sind, wenn sie dieselben auch nicht vollständig zu erfüllen vermochten. Aber, meine lieben Freunde, wenn wir sagen „so weit die deutsche Zunge klingt", so ist dies nicht etwa ein staatlicher, ein geographischer Begriff. Es ist ja das deutsche Volksthum, das Streben desselben nach Entfaltung, unabhängig von staatlichen Grenzen. Wenn daher auch nicht Alles erreicht wurde, was wir damals erstrebten, so dürfen wir darum doch nicht verzagen, Eines ist ja doch anders geworden, und das erfüllt mich mit hoher Freude. Das deutsche Volksbewußtsein ist mächtig erwacht und pulsirt heute viel lebhafter, als selbst in jenen Tagen, wo ich Student war. Die Mühle Gottes mahlt langsam, aber fein, und man kann mit einem Schritte nicht Alles erreichen. Generationen und Zeiten vergehen, aber wenn der Geist des deutschen Volkslebens so lebhaft pulsirt, wie in unseren Tagen, dann dürfen wir nicht verzagen. Das, was uns am Herzen liegt, geht nicht verloren,

wir dürfen nur nicht aufhören, zu beharren, daß wir an das schöne Ziel, das uns vor Augen schwebt, endlich doch gelangen werden!

„„Es ist durchaus nicht meine Absicht, hiermit eine Andeutung machen zu wollen, welche in irgend einer Weise auf die politischen Verhältnisse Deutschlands oder Oesterreichs Anwendung finden könnte; das steht mir als amerikanischem Bürger nicht zu. Ich verstehe darunter nur den besten Inhalt des deutschen Volksbewußtseins, daß wir treu zu unserem Volke stehen, und das können wir thun, gleichviel ob wir Bürger von Oesterreich, Deutschland oder Amerika sind! Es ist zur Erreichung dieses schönen Zieles wesentlich nothwendig, daß wir die Ideale, besonders der studentischen Jugend, hoch und theuer halten. Es wird nicht immer möglich sein im menschlichen Leben, mit unseren Idealen Arm in Arm stolz einherzuschreiten; die Verhältnisse des Lebens werden dieselben wohl einzudämmen, zurückzudrängen vermögen, aber ersticken lassen Sie dieselben nicht. Im Innersten der Brust bewahren Sie dieselben, und wenn Sie dann bei gelegener Zeit diese Ideale hervorsuchen, dann werden Sie dieselben nicht etwa verwelkt, sondern frisch und grün vorfinden. Mein Prosit gilt den Idealen der Jugend."

„Es mag am Platze sein, eine Schilderung des Mannes wiederzugeben, die bei der letzten Gelegenheit ein bekannter Wiener Schriftsteller gab. Er schrieb:

„„Ottendorfer hat einen edel geformten Kopf. Unter dem kurz geschorenen dichten weißen Haar eine hohe Stirne, in die noch weder das Alter noch die Arbeit eine Furche gegraben, das zugleich freundliche und scharfe Auge jugendlich glänzend, der fein geschnittene Mund von einem weißen Barte beschattet, das Ganze von dichten weißen Coteletts englischer Bauart umrahmt, zugleich eine unendliche Milde und eine unerschütterliche Energie ausstrahlend. Er ist ein eigenartiger Redner. Glatt und klar, ruhig, nie stockend, immer das rechte Wort und den rechten Ton findend, fließt ihm die Rede dahin; sein modulationsfähiges Organ ist nicht stark, aber doch beherrscht es den weitesten Raum und schlägt deutlich auch an das entfernteste Ohr. Ohne die landläufigen rhetorischen Behelfe erzielt er die denkbar größten oratorischen Erfolge. Zündend und packend apostrophirte er die Jugend, die „angehenden Priester im Tempel der Humanität", und er leerte sein Glas, auf daß sie es als ihre schönste Aufgabe erachten möge,

mit flammender Begeisterung an den idealen Gütern der Menschheit festzuhalten und das Wissen, das ihr zu Theil geworden, in den Dienst ihrer Mitbürger zu stellen."

„Wir möchten unseren Rückblick auf das Leben Ottendorfer's nicht schließen, ohne eine Rede zu citiren, in welcher er seiner Auffassung von der Mission der deutschen Presse in den Vereinigten Staaten Ausdruck gab. Es war bei einem Bankett, welches aus Anlaß eines Convents des Nationalverbandes deutsch-amerikanischer Journalisten im Mai 1892 in der hiesigen Arion-Halle stattfand. Ottendorfer erblickte die Aufgabe jener Presse nicht blos darin, einen großen Bruchtheil unserer Bevölkerung, die Deutsch-Amerikaner, mit den Institutionen unseres Landes vertraut zu machen, sie mit Interesse und Begeisterung für die Nordamerikanische Union zu erfüllen und sie zu veranlassen, als patriotische Bürger unserer Adoptiv-Heimath ihrer Pflicht in jeder Beziehung gewissenhaft zu genügen. — Diese Aufgabe würde erfüllt oder überflüssig sein, sobald die deutsch-amerikanischen Bürger sich genügend mit der englischen Sprache vertraut gemacht haben, um die erwähnten Eindrücke und Einflüsse aus englischen Quellen zu beziehen, und die Nothwendigkeit der deutsch-amerikanischen Presse würde demnach blos eine vorübergehende sein.

„ „Es gibt aber," fuhr Ottendorfer fort, „charakteristische Eigenthümlichkeiten des deutschen Wesens und deutschen Geistes, welche andauernd erhalten und soviel als möglich in der Ausbildung des amerikanischen National-Charakters verbreitet und vertieft werden sollen.

„ „Dazu gehört vor Allem das Bestreben des deutschen Geistes, sich nicht blos mit den an die Oberfläche tretenden Erscheinungen zu befassen, sondern soviel als möglich die Gesetze zu erforschen, durch welche dieselben hervorgerufen wurden, und den Werth von Maßnahmen, welche hin und wieder empfohlen werden mögen, nicht blos nach den unmittelbaren Erfolgen, die man sich davon versprechen kann, sondern auch nach den weiteren Wirkungen, welche sie bedingen mögen, zu beurtheilen.

„ „Im Gegensatz dazu ist es eine charakteristische Eigenthümlichkeit des amerikanischen Volkes, sich vorzüglich bei der Beurtheilung von Maßnahmen, welche die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigen, durch die unmittelbaren Erfolge, welche man sich davon versprechen kann, bestimmen zu lassen. Es ist das begreiflich und ein natürliches Ergebniß der Geschichte des Volkes der Union.

„ „Wenn man die enormen Leistungen in Betracht zieht, welche dieses Volk innerhalb einer Periode von kaum mehr als einem Jahrhundert aufweisen kann; daß es in der kurzen Spanne Zeit den größten Theil des nordamerikanischen Continents der Civilisation eröffnet und dienstbar gemacht hat, daß es vielen Millionen Menschen ein Feld für verdienstvolle Thätigkeit erschloß, wo noch vor wenigen Decennien eine Wildniß existirte, daß weit über 100,000 Meilen Eisenbahnen gebaut und sonstige Wege eröffnet und nutzbar gemacht wurden, auf denen der menschliche Fleiß die Producte seiner Thätigkeit befördern konnte, daß dabei Schwierigkeiten überwunden wurden, welche in früheren Perioden der Geschichte als unübersteiglich angesehen wurden, — so wird man es begreiflich finden, daß die ganze geistige Thätigkeit unseres Volkes darauf concentrirt wurde, Mittel und Wege zu finden, durch welche die größtmöglichen Erfolge in der denkbar kürzesten Zeit erreicht werden konnten.

„ „Die Presse ist nichts Anderes, als das Organ, um die im Volke herrschenden Strömungen zum Ausdruck zu bringen. Es ist daher erklärlich, daß die amerikanische Presse diesem go-ahead Impuls des Volkes nicht nur entsprechenden Ausdruck verlieh, sondern auch durch ihren Einfluß denselben weiter steigerte und zu verbreiten suchte. Das Verdienst dieser Leistungen ist nicht zu unterschätzen. Wir würden auf einen großen Theil Dessen, was heute den Stolz des amerikanischen Volkes bildet, Verzicht leisten müssen, wenn die Entwicklung des amerikanischen Volksgeistes nicht diese Richtung genommen hätte. Auf der anderen Seite ist nicht zu verkennen, daß dadurch Gefahren entstehen, welche für die dauernde Wohlfahrt unseres großen Gemeinwesens im Laufe wenn auch längerer Zeit höchst schädliche Folgen haben mögen.

„ „Dem gegenüber ist es, wie angedeutet, die charakteristische Eigenthümlichkeit des deutschen Wesens und Geistes, nicht blos die zunächst zu erwartenden Früchte in Betracht zu ziehen, sondern auch zu prüfen, ob die weiteren, aus gewissen Maßnahmen sich ergebenden Consequenzen nicht Nachtheile in ihrem Gefolge haben mögen, welche die blendenden Vortheile, welche die nächste Zukunft bietet, zu überwiegen drohen. Mit anderen Worten: mehr in die Tiefe forschen, als in die Höhe zu blicken, sich zu bemühen, mehr Werth auf das Heben werthvoller Schätze zu legen, als auf das Ausprägen derselben in Münze, welche den täglichen Verkehr zu heben und zu beleben bestimmt ist; das ist eine mühe-

volle und langsame Arbeit, und daher die Schwerfälligkeit, welche als ein Merkmal der Thätigkeit des deutschen Wesens angesehen wird. Würde es sich blos darum handeln, jede sich bietende Gelegenheit beim Schopf zu nehmen und in der ersprießlichsten Weise auszubeuten, so würden wir von vornherein darauf verzichten müssen, mit unseren amerikanischen Collegen wetteifern zu wollen, denn diese haben darin eine Geschicklichkeit und eine Findigkeit erlangt, welche unerreichbar ist, und die glänzenden Resultate, welche sich daraus ergeben, können und müssen wir neidlos als ihr Verdienst anerkennen. Aber vor dem maßlosen Vorwärtsstürmen und Drängen und der damit zusammenhängenden Gefahr des Sichüberstürzens zu warnen und das amerikanische Volk zu veranlassen, der Jagd nach dem Erfolg nicht Alles zu opfern, und zu überlegen, ob es nicht manchmal gerathener sei, lieber auf glänzende Resultate Verzicht zu leisten, wenn dieselben nur durch große Gefahren für eine nähere oder fernere Zukunft erkauft werden können, das ist es, was die Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes und Wesens bildet, das ist es, was die deutsch-amerikanische Presse, wenn auch in indirecter und schwacher Weise beim amerikanischen Volkscharakter zur Geltung zu bringen sich bemühen soll.

„ „Noch eine andere Eigenthümlichkeit dem Leben der amerikanischen Volksseele nahe zu bringen, scheint mir das deutsche Wesen und dessen Einfluß berufen zu sein, nämlich: dem Gemüth einen größeren Einfluß auf das tägliche Leben unseres Volkes zu verschaffen, als es bisher besitzt; oder mit anderen Worten: der deutschen Gemüthlichkeit Anerkennung und Verbreitung zu sichern.

„ „Es gibt noch andere, man möchte sagen, höhere Güter, die dem menschlichen Leben Werth und Genuß verschaffen, als Macht und Reichthümer. Die Ideale des Lebens, obwohl sie heute vielfach verhöhnt und verspottet werden, bilden trotzalledem die höchste Weihe der menschlichen Existenz. In ihrem Dienste thätig zu sein, verschafft Genüsse, welche durch nichts Anderes erkauft werden können, und diesem idealen Streben wenigstens einigermaßen Beachtung zu verschaffen, ist die Mission des deutschen Elementes in den Vereinigten Staaten, und als des Organes desselben eine der Aufgaben der deutsch-amerikanischen Presse.

„ „Dadurch wird die Existenz-Berechtigung derselben begründet, dadurch wird die Möglichkeit geboten, nicht blos vorübergehend, sondern

dauernd einen Beitrag zur Begründung des Glückes und Wohles des Volkes der Vereinigten Staaten zu liefern.

„ „Diese Aufgabe in wirksamer Weise zu lösen ist ein würdiges Ziel des Ehrgeizes der Mitglieder der deutsch-amerikanischen Presse. Um es zu erreichen, bedarf es großer, ausdauernder und aufopfernder Anstrengungen, Selbstverleugnung und Aufopferungs-Fähigkeit. Hüten Sie sich, jemals einem Witz eine Wahrheit zu opfern. Sie würden dadurch Lug und Trug unter der Maske des Geistes Eintritt in die Herzen Ihrer Leser verschaffen und Verwirrungen anrichten, welche ernste spätere Arbeit gutzumachen kaum im Stande sein würde. Vermeiden Sie es, einem Gedanken Ausdruck zu verleihen, der, wenn auch in geistreiches Gewand gehüllt, eine Verletzung der edlen Gefühle der menschlichen Brust bewirkt, denn Sie würden damit der Saat, welche Sie ausgestreut, wenn sie Wurzel zu fassen und sich zu entfalten beginnt, die Fähigkeit für gedeihliches Wachsthum benehmen. Vergessen Sie niemals, daß Sie Priester im Tempel der Humanität sind und daß es Ihre Pflicht ist, die Flamme für alles Gute, Schöne, Edle und Wahre lebendig zu erhalten. Sie werden, wenn Sie meinen Andeutungen Beachtung schenken, ein Wirkungsfeld vor sich finden, dessen Bearbeitung Ihnen viele Mühe und wenig Anerkennung und Erfolg versprechen mag, aber Sie werden das beseligende Bewußtsein gewinnen, zur Hebung des Glückes und dauernden Wohles des Volkes der Vereinigten Staaten einen nicht unwesentlichen Beitrag geleistet zu haben.

„ „In der Hoffnung, daß die deutsch-amerikanische Presse in diesem Sinne ihre Aufgabe erfassen und nach besten Kräften zu erfüllen suchen wird, ersuche ich Sie, auf das Wohl und Gedeihen derselben Ihr Glas zu leeren.“

„Obgleich sein Gesundheitszustand es ihm nicht mehr gestattete, activ an der Politik theilzunehmen, ließ Ottendorfer's Interesse an den Ereignissen nicht nach. Als im Jahre 1896 die Demokratie sich für freie Silberprägung erklärt hatte, trat er mit der größten Entschiedenheit gegen diese Verirrung auf. Er warf seinen ganzen Einfluß für Gutgeld in die Wagschale und scheute keine Mühen und Opfer, um der guten Sache zum Sieg zu verhelfen. Alle Bemühungen, ihn zu einem Compromiß oder einer milderen Haltung zu bewegen, blieben erfolglos. Er erkannte die Größe der Gefahr und war bereit, Alles zu opfern, um sie zu beseitigen.

„Die Niederlage der Silberleute war die letzte Freude, die er in politischer Beziehung erlebte. Der Sieg Tammany's im Jahre 1897, den er freilich vorhergesehen, wenn er ihn auch nach Kräften zu vereiteln gesucht hatte, entmuthigte ihn. In noch höherem Grade verstimmte ihn aber die Politik, welche die McKinley'sche Administration nach dem Kriege mit Spanien einschlug. Seine Stimmung wurde noch düsterer, da ihn sein Leiden immer mehr an das Zimmer fesselte und der rege Geist nicht mehr die Beschäftigung fand, die nur stetige Verbindung mit der Außenwelt geben kann. Er sah Das zerfallen, wofür er geschwärmt und gekämpft. Die Vereinigten Staaten, das Land, in dem die Volks-Regierung in schönster und reinster Form sich entwickeln sollte, begannen andere Völker mit Gewalt zu unterjochen, ohne Rücksicht auf ihre Wünsche zu nehmen. Ottendorfer empfand diese Verletzung der Grundsätze, auf denen unsere Institutionen beruhten, als einen schmachvollen Treubruch. Aber wenn er auch zeitweise von tiefster Hoffnungslosigkeit erfüllt erschien, so konnte diese doch nie die volle Herrschaft über ihn gewinnen. Sein unerschütterlicher Glaube an den gesunden Kern im amerikanischen Volke drang immer wieder durch, und wie dunkel die Zukunft ihm auch erschien, er zweifelte doch nicht daran, daß ein heller Morgen folgen würde. Fand er auch keine Veranlassung oder Möglichkeit, in der National-Politik direct Stellung zu nehmen, so begrüßte er doch freudig jedes Anzeichen, das auf eine Wendung zum Besseren im öffentlichen Leben schließen ließ, und förderte nach Kräften jede Bewegung in dieser Richtung. Bis zum letzten Augenblick galt sein Denken und Wirken der Größe seines Adoptiv-Vaterlandes in dem Sinne der Ideale, die seit seiner Jugendzeit in ihm ungeschwächt erhalten geblieben waren."

Wohl Dem, der nach Maßgabe seiner Kräfte wirkt, wie Oswald Ottendorfer es gethan!

Die 76 Millionen, welche jetzt die Vereinigten Staaten von Amerika bewohnen, sind mit Ausnahme der paar Hunderttausend Indianer und Mexikaner (welche wirkliche „Amerikaner" sind) Eingewanderte oder Abkömmlinge von Eingewanderten. Ruhig darf man behaupten, daß die aus Deutschland Stammenden zu Denen gehören, welche nicht am we-

nigsten dazu beigetragen haben, daß die Union ihre jetzige hohe Stellung einnimmt. Die Eigenschaften, welche von jeher die Deutschen vor den Angehörigen anderer Nationen ausgezeichnet haben, sind auch hierzulande meistentheils von Generation zu Generation vererbt worden. Die deutsche Abkunft bleibt im Blute, wenn auch hin und wieder der Name nicht mehr deutsch klingt.

Bei einem anderen Theile hat allerdings der Umstand, daß die von deutschen Eltern in Amerika Geborenen mit Abkömmlingen anderer Nationen verkehren, die Wirkung, daß die deutschen Eigenschaften abgeschwächt werden.

Es sind darum die Männer, welche in Deutschland geboren und erzogen, dann nach Amerika eingewandert, Diejenigen, welche im amerikanischen Gemeinwesen am ausgeprägtesten die deutschen Eigenschaften zur Geltung bringen.

Gustav Körner hat in seinem Buche „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten, von 1818—1848" Hunderte von Deutschen erwähnt, welche vor dem Jahre 1848 eingewandert sind und sich in verschiedenem Grade Geltung und Anerkennung verschafft haben.

Im Bewußtsein solcher Werthschätzung der damaligen Einwanderung seitens der Amerikaner sagte Franz J. Grund bei der Festfeier der Deutschen Gesellschaft im Astor House, am 12. März 1844, u. A.:

„In der Erziehung des Menschen stehen wir an der Spitze aller civilisirten Nationen; Schulen und gelehrte Anstalten bilden sich nach unseren Mustern, während Amerikaner, Engländer und Franzosen sich an den Schätzen unserer Literatur bereichern."

und mußte leider hinzufügen:

„Was wären deutsche Männer erst, wenn zu diesen Vorzügen sich noch der der Nationalität gesellte, wenn dem inneren Werthe unserer geistigen Producte auch die Kraft eines einigen Volkes Stärke und Nachdruck verliehe!"

Solche Seufzer brauchen die Deutschen im Auslande seit 1870 glücklicherweise nicht mehr auszudrücken.

Thatsache ist außerdem, daß schwerer als die Vorhergekommenen der Zuwachs aus Deutschland ins Gewicht fällt, welchen Amerika von 1848 an erhalten hat. Es ist eine stattliche Reihe von Namen, die in meiner Erinnerung aufsteigen, Namen von Männern, welche theilweise nur wenige, anderntheils aber viele Jahre segensreich für unser Land

gewirkt haben. So lange wie Herr Ottendorfer haben allerdings nur Wenige für das Gemeinwohl thätig sein können und unter diesen Wenigen ist Einer, der jetzt nahezu 50 Jahre seinem Adoptiv-Vaterlande Herz und Verstand in eminenter, unvergeßlicher Weise gewidmet hat, ich meine Herrn Carl Schurz.

Was seine deutschen Landsleute und nicht minder seine amerikanischen Mitbürger von ihm dachten, kam bei den verschiedenen Festlichkeiten zu Ehren seines 70. Geburtstages, am 2. März 1899, zum Ausdruck, und Tausende werden ihn um solche Ehrung beneidet haben.

Wie ein jeder eingewanderte Deutsche, so bin auch ich stolz darauf, ein Landsmann von Carl Schurz zu sein, abgesehen davon, daß ich seinen Namen habe auf den Titel zweier meiner Bücher drucken dürfen.

Nun möchte ich den Lesern dieser Blätter wie über Herrn Ottendorfer so auch über Herrn Schurz Etwas sagen — er will aber Nichts mittheilen.

Unter solchen Umständen sehe ich mich gezwungen, auf die Geburtstagsfeier zurückzugreifen und mich an Das zu halten, was die Zeitungen damals über ihn sagten — so z. B. folgende Skizze, die s. Z. in der „New Yorker Staats-Zeitung" erschien.

Carl Schurz.

Gedenkblatt zum 70. Geburtstage des deutsch-amerikanischen Staatsmannes.

„Ein Mann, welcher die höchsten Stufen in der Regierung der Vereinigten Staaten erklommen (mit einer Ausnahme, deren Erreichung ihm die Bundesverfassung unmöglich machte), ist selbstverständlich eine Notabilität ersten Ranges. In noch größerem Maße muß dies der Fall sein, wenn ein solcher Mann im Ausland geboren, ein Adoptiv-Bürger ist, dem von vornherein gewisse, beim amerikanischen Volke schwerwiegende Vorurtheile im Wege standen. Auch muß leider gesagt werden, daß der Mann, auf den diese Bemerkungen sich beziehen, jene Vorurtheile nie ganz niederkämpfen konnte, wenn ihm auch die Besten der Nation die höchste Achtung nicht versagten. Ein wie guter Amerikaner er geworden, so ist er doch gewissen, im innersten Wesen des Deutschen wurzelnden Anschauungen zu treu geblieben, als daß ihm gar viele Amerikaner, theils eingeborene, theils Angehörige anderer Natio-

nalitäten, gerecht zu werden vermochten. Doch eben im Wirken für solche Anschauungen besteht ein großer Theil seines Verdienstes, und Das ist es, was ihn den Millionen seiner Stammesgenossen in diesem Lande so theuer gemacht und ihm auch in unserem Geburtslande, das den Deutsch-Amerikanern sonst kein besonderes Interesse nachträgt, zu großem Ansehen verholfen hat.

„Selbstverständlich reden wir von Carl Schurz, dessen 70. Geburtstag in den nächsten Tagen bevorsteht und zu einer ungewöhnlichen, aber wohlverdienten Ehrung Anlaß gibt. An solcher nehmen allerdings auch andere Amerikaner Theil, doch die Deutsch-Amerikaner bestehen mit vollem Recht auf einer besonderen Demonstration ihrer Gefühle. Gelegentlich sind wir eben doch lieber unter uns, und alle Amerikanisirung ändert hieran nichts.

„Carl Schurz' Lebenslauf ist in seinen Hauptzügen jedem Deutsch-Amerikaner bekannt; dennoch wird uns jeder unserer Leser eine Skizze danken, welche dazu beitragen soll, die Bedeutung dieses Mannes auch Denen, welche seine öffentliche Laufbahn nicht so genau verfolgen konnten, also besonders der jüngeren Generation, nahe zu legen.

* * *

„Carl Schurz wurde am 2. März 1829 in dem Orte Liblar bei Cöln a. R. als der Sohn eines Lehrers geboren, erhielt seine Vorbildung am Gymnasium in Cöln und bezog schon mit 17½ Jahren die Universität Bonn, wo er sich mit Eifer philosophischen, geschichtlichen und ästhetischen Studien widmete und zu den begeistertsten Hörern der Collegien Gottfried Kinkel's zählte. Seine persönliche Verehrung dieses Mannes sollte für sein ganzes Leben verhängnißvoll werden. Aus der Aula folgte er ihm im Jahre 1848 in die politische Agitation und nahm mit ihm an der Erstürmung eines benachbarten Zeughauses theil, was ihn bald darauf zur Flucht nöthigte. Als die Erhebung in der bayrischen Pfalz und Baden begann, trat er in die pfälzische Volks-Armee ein und wurde Adjutant des einen Theil der Artillerie befehligenden Fritz Annecke. der zu der badischen Volks-Armee unter Mieroslawski und Sigel stieß, aber sich nach dem Elsaß zurückzog, als die Capitulation von Rastatt unvermeidlich wurde und Sigel den Rest der revolutionären Truppen über Freiburg nach der Schweiz führte. Schurz harrte in Rastatt bis zur Capitulation aus und fungirte noch als Adjutant des Commandanten Nicolas Tiedemann, welchen die Preußen bekanntlich

erschossen. Schurz gelang es, sich mit zwei Cameraden in einem Canal am Steinmaurer Thor zu verbergen, während die in der Festung gefangen genommenen Revolutionäre hinausgeführt wurden. In der dritten Nacht gelang ihm die Flucht und er erreichte das französische Gebiet und von hier aus die Schweiz.

* * *

„Nicht so glücklich war Kinkel, und dessen Schicksal beschäftigte den Flüchtling unausgesetzt. Als Kinkel, zu zwanzigjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, erst nach Naugard und dann nach Spandau überführt ward, entwarf Schurz einen Befreiungsplan, der sorgfältig vorbereitet wurde. Der Plan gelang. Die Einzelheiten der Ausführung sind auf romantische Weise ausgeschmückt worden, ohne daß die Betheiligten Dem entgegentraten, weil es nicht gerathen war, die ziemlich einfache Wahrheit festzustellen, sowie um nicht Leute zu compromittiren, die man der Rache der preußischen Regierung nicht preisgeben durfte. Schurz gelangte mit Kinkel über Rostock nach England. Das Unternehmen war für ihn um so gefährlicher gewesen, als er, im Fall seiner Abfassung, jedenfalls auch für seine revolutionäre Thätigkeit aufzukommen gehabt hätte.

* * *

„Dies war im November 1850. Die nächsten zwei Jahre hielt er sich in London und Paris auf, wo er sich als Sprach- und Musiklehrer ernährte. Die Spandauer Affaire hatte seinen Namen weithin bekannt gemacht und er fand in den radicalen Kreisen jener Städte bereitwillige Aufnahme. Doch scheint ihm das Treiben der dortigen Flüchtlinge nicht sehr zugesagt zu haben, und er suchte sich einen solideren Boden für seine Zukunft. Im Hause des Stifters der Deutschkatholischen Kirche, Johannes Ronge, der sich auch in die revolutionären Bewegungen in Deutschland geworfen und dann vor der Reaction nach London zurückgezogen hatte, lernte er die Schwester der Frau Ronge, ein Fräulein Margarethe Meyer aus Hamburg, kennen und lieben. Er fand Gegenliebe und verband sich im Juli 1852 ehelich mit der jungen Dame. Wenige Wochen darauf übersiedelte das frisch vermählte Paar nach den Vereinigten Staaten und ließ sich in Philadelphia nieder. Frau Schurz besaß etwas Vermögen, was ihrem Gatten gestattete, sich mit Muße auf die ins Auge gefaßte Laufbahn vorzubereiten.

* * *

„Neben historisch-politischen Studien war es insbesondere die voll-

ständige Beherrschung der englischen Sprache und Vertrautheit mit der englischen Literatur, auf was Schurz sich mit einer Ausdauer und Gründlichkeit warf, die zu den besten Erbtheilen des Deutschen gehören. Es gelang ihm dadurch, seine angeborene Beredtsamkeit in diesem Lande so zu verwerthen, daß er sich mit den größten eingeborenen Rednern messen konnte und die meisten derselben durch sein überlegenes Wissen und die Schärfe seiner Logik in den Schatten stellte. Den größten Eindruck erzielte er aber stets durch den ethisch-philosophischen Ton seiner Reden und seines ganzen öffentlichen Auftretens.

„Schurz hielt sich von dem zum Theil recht sonderbaren Gebahren anderer politischer Flüchtlinge, die von hier aus Europa revolutioniren, dieses an die Vereinigten Staaten annectiren oder auch eine Weltrepublik gründen wollten, vollkommen fern. Er war entschlossen, die Pflichten eines amerikanischen Bürgers, im Sinne des hiesigen politischen Systems, voll auf sich zu nehmen, somit auch dem Auslande gegenüber. Von einer politischen Propaganda, die sich mit der Neutralität und den Interessen seines Adoptiv-Vaterlandes nicht vertrug, wollte er nichts wissen. Zudem mochten seine Ansichten über die Vorbedingungen zur Reife eines Volkes für die demokratisch-republikanische Regierungsform sich durch Erfahrungen drüben und hüben sehr modificirt haben; kurz, die Sturm- und Drang-Periode des jugendlichen Brausekopfs war vorüber.

„Etwa ein Jahr nach seiner Ankunft nahm er seinen Wohnsitz in Watertown, Wisc., wo er das Rechtsstudium ergriff und bald seine Aufnahme unter die Rechtsanwälte erlangte. Auch gründete oder übernahm er dort ein deutsches Wochenblatt.

* * *

„Der Boden war seiner Neigung für eine politische Thätigkeit günstig, schon weil der junge Staat Wisconsin eine der stärksten deutschen Bevölkerungen hatte und die Parteien dort von der Entartung der Politik zur Beutegier noch nicht so erfaßt gewesen sein mögen. Es mag ihm, wie anderen gebildeten Deutschen, die sich eine idealere Auffassung von politischen Bestrebungen bewahrt hatten, schwer geworden sein, Partei zu ergreifen, resp. sich zwischen Demokraten nnd Whigs zu entscheiden. Die Compromiß-Maßregeln von 1850 hatten der aggressiven Haltung des Südens durchaus kein Ende gemacht und das von Stephen A. Douglas vorgeschlagene weitere Compromiß, wonach die Territorien

bei der Aufnahme als Staaten selbst über die Sclavenfrage entscheiden sollten, vermehrte nur den Uebermuth des Südens, und die von diesem beherrschte Pierce'sche Administration förderte die Absichten der Sclavenhalter auf Kansas. Die große Masse der Einwanderung wurde durch die Stärke des nativistischen Elements in der Whig-Partei zur demokratischen Partei hingetrieben, die immer der Einwanderung freundlicher gesinnt war. Indessen sprengte die Agitation der Sclavenfrage die Whig-Partei vollständig und auch die demokratische erlitt starke Einbuße, als sich im Jahre 1855 die republikanische Partei bildete, auf deren Programm Bekämpfung jeder weiteren Ausdehnung der Sclaverei, mit Ausrottung derselben in der Perspective, stand.

* * *

„Schurz muß sich mit Widerstreben der letzteren Partei angeschlossen haben, denn wenn er auch 1856 als Redner für Fremont, ihren Präsidentschafts-Candidaten, auftrat, so finden wir ihn nicht lange hernach in Massachusetts als Agitator gegen das Zwei-Jahres-Amendment zur Staatsverfassung, wodurch die Republikaner die politischen Rechte der Naturalisirten verkürzen wollten. Wie schnell sein Ansehen oder seine Fähigkeit, sich geltend zu machen, wuchs, erhellt am besten daraus, daß er schon 1857, als er kaum Bürger geworden war, als republikanischer Candidat für das Amt des Vice-Gouverneurs von Wisconsin nominirt wurde, freilich ohne sich und seiner Partei zum Siege verhelfen zu können.

„In viel weiteren Kreisen erregte er aber Aufsehen und fand er Anerkennung, als er im folgenden Jahre an dem großen Kampf um die Wahl eines Bundes-Senators in Illinois theilnahm, indem er für Abraham Lincoln gegen Stephen A. Douglas eintrat. Man kann sagen, daß er dadurch mit Lincoln selbst zu einem nationalen Politiker wurde. So verschieden die Naturen der beiden Männer und die Formen ihres Auftretens waren, sie kamen überein in dem hohen sittlichen Ernste, mit dem sie ihre Aufgabe erfaßten. Lincoln wurde geschlagen, legte aber in diesem Wahlkampf den Grund zu der großen Rolle, die er zu spielen berufen war, und Schurz verband, obwohl dessen schwerlich bewußt, sein politisches Schicksal mit dem des nächsten Präsidenten.

* * *

„Die Wahl von 1860 nahte heran, welche für den Kampf um die Sclaverei-Frage entscheidend werden sollte. Schurz hatte sich in diesen Kampf mit dem vollen Enthusiasmus des für Menschenrechte schwär-

menden jungen deutschen Academikers geworfen, der den Triumph dieser Rechte über jede Folge stellte, welche ein gewaltsamer Conflict zwischen den Staaten für unser politisches System haben mußte. Andere, wenn sie auch denselben Abscheu vor der Sclaverei hatten, dachten über die Bedeutung jener Folgen anders und sind durch die Entwicklung der Dinge nicht wenig gerechtfertigt worden; sie haben inzwischen ihr Streben, die ohnehin mit dem Zeitgeist unvereinbar gewordene und dem Untergang geweihte eigenthümliche Institution des Südens auf friedlichere Weise sich erschöpfen zu lassen, nicht zu bereuen gehabt. Einer vollendeten Thatsache gegenüber wäre eine weitere Erörterung dessen, was hätte geschehen können und sollen, nutzlos. Schurz hat selbst bald nachdem der Bürgerkrieg jene Thatsache geschaffen, sich der Politik der Vergewaltigung und Corruption, wodurch seine Partei „ihren" Sieg, als welchen sie die Unterwerfung des Südens auffaßte, nach Kräften entgegengestemmt, ist selbst bis zu einem gewissen Grade ein Opfer der Entartung jener Partei geworden und hat bewiesen, daß in ihm ein recht gesunder demokratischer Kern steckte, ja mehr wahrhaft demokratische Gesinnung, als in sehr vielen der demokratischen Führer. Er hat sich übrigens von der leidenschaftlichen Befehdung Andersdenkender, die namentlich unter den Deutsch-Amerikanern damals überhandnahm, freier gehalten und ist in der heißesten politischen Agitation immer gentleman geblieben.

* * *

„Im Chicagoer National-Convent der republikanischen Partei erschien Schurz als Obmann oder Wortführer der Wisconsiner Delegation und gab deren Stimmen erst für William H. Seward ab, der um diese Zeit als der geistige Führer der Partei galt und obwohl aus der Whig-Partei hervorgegangen, von deren nativistischen Tendenzen frei war und überhaupt einen bedeutend weiteren Gesichtskreis hatte, als die meisten amerikanischen Politiker jener Tage. Schurz' enge Verbindung mit Lincoln hinderte ihn nicht, die große staatsmännische Bedeutung Seward's anzuerkennen, doch erschien dem Convent Lincoln als der geeignetere Mann für die Situation. Schurz führte auch die Wisconsiner Delegation zu Lincoln hinüber und entschied vielleicht dessen Nomination. Wie besorgt er aber schon damals um die nativistische Tendenz seiner Partei war, geht am besten daraus hervor, daß er die Aufnahme eines Paragraphen in das Partei-Programm verlangte und durchsetzte,

lautend: „Die republikanische Partei ist jeder Umänderung der Naturalisations-Gesetze oder der Gesetze irgend eines Staates entgegen, durch welche die bisher den Einwanderern aus fremden Ländern bewilligten Bürgerrechte verkürzt oder beeinträchtigt werden könnten; sie ist vielmehr dafür, den Rechten aller Classen von Bürgern, eingeborenen wie naturalisirten, vollen und wirksamen Schutz angedeihen zu lassen, sowohl im Inlande als im Auslande."

„Schurz durchzog nun den ganzen Norden — im Süden war von einer republikanischen Agitation keine Rede — um die Erwählung Lincoln's zu betreiben, und befestigte seinen Ruf als Volksredner in zwei Sprachen. Die unmittelbaren Folgen des republikanischen Sieges sind bekannt. Noch ehe Lincoln sein Amt antreten konnte, hatten Süd-Carolina, Georgia, Alabama, Mississippi, Louisiana und Florida ihren Austritt erklärt und in Montgomery die „Conföderirten Staaten" gebildet, mit Jefferson Davis an der Spitze, und gleich nach Lincoln's Inauguration begann mit dem Angriff auf Fort Sumter der Secessionskrieg. Schurz stellte sich sofort dem Kriegs-Departement für beliebige militärische Dienstleistung zur Verfügung und wurde von dem Kriegs-Secretär Cameron beauftragt, in New York ein Cavallerie-Regiment zu organisiren, zu welchem Zweck er ein Oberst-Patent erhielt. Diesem Auftrag entsprach er und seine Landsleute drängten sich zum Dienst unter ihm. (Bei der Gelegenheit mag bemerkt werden, daß sich auf der Liste der Compagnie L des Ersten N. Y. Cavallerie-Regiments „Lincoln" — diesen Namen gab Schurz dem Regiment — sich der Name Joseph Pulitzer's vorfand.)

„Doch ehe das Regiment ins Feld rücken konnte, erhielt Schurz von Präsident Lincoln eine andere Mission. Es galt in jener Krisis, sich die freundliche Gesinnung der europäischen Regierungen zu erhalten, und deshalb war die Besetzung der diplomatischen Posten von größerer Wichtigkeit als in ruhigerer Zeit. Schurz war von dem Staats-Secretär Seward für die Gesandschaft bei dem eben neu erstehenden Königreich Italien in Aussicht genommen und dieser Posten wäre wohl für Schurz sympathischer gewesen, als derjenige, auf den ihn nun der Präsident verpflanzte, welcher der Ansicht war, daß Spanien unter den Umständen für die Vereinigten Staaten wichtiger sei. Schurz übergab das Commando seines Regiments an den Obersten McReynolds.

„Schurz verstand es am Madrider Hofe vortrefflich, eine den Ver-

einigten Staaten günstige Stimmung zu schaffen und den Intriguen Frankreichs und Englands, welche die Union gar zu gerne hätten in Stücke gehen sehen, entgegenzuarbeiten. Während Spanien sich vor der Ankunft des neuen Gesandten von England und Frankreich hatte bewegen lassen, die rebellischen Südstaaten als Belligerenten anzuerkennen, wozu die Washingtoner Regierung allerdings durch die Blokadeverhängung über die südlichen Häfen einen guten Vorwand geliefert hatte, ließ sich nun Spanien auf keinerlei weitere Verhandlungen mit den Rebellen, die auch nach Madrid einen Gesandten geschickt hatten, ein und störte dadurch den Plan Napoleon's, die Unabhängigkeit der Südstaaten anzuerkennen, was natürlich seine Absichten auf Mexico ungemein gefördert hätte.

„Trotz seines diplomatischen Erfolgs fühlte sich Schurz am Hofe der tugendsamen Isabella nicht wohl und er bestand darauf, seinem Adoptiv-Vaterlande auf dem Schlachtfelde zu dienen. Er nahm daher schon im December Urlaub und kehrte über Deutschland, wo man ihm, als amerikanischem Gesandten, die Durchreise nicht verweigern konnte, nach den Vereinigten Staaten zurück, wo er sofort sein Amt niederlegte und den Präsidenten um eine militärische Anstellung bat.

* * *

„Lincoln ernannte ihn am 15. April 1862 zum Brigade-General, doch erhielt er erst im Juni ein Commando unter General Fremont in West Virginia. Dieser Theil des Kriegsschauplatzes war seit Monaten den Pfuschereien verschiedener unfähiger Generale preisgegeben, von denen Fremont wol der unfähigste war. Zwar war anfangs Juni bei Croß Keyes der Feind zurückgeschlagen worden, indem General Blenker eine Niederlage des Fremont'schen Corps in einen Sieg verwandelte, doch verstand es Fremont absolut nicht, den Sieg zu verfolgen, und sein Departement war infolge von Mangel an Disciplin in einem elenden Zustande. Zum Dank für die Rettung, welche ihm Blenker in dem Treffen bei Croß Keyes gebracht hatte, ignorirte er die Dienste der Blenker'schen Division in seinen officiellen Berichten vollständig, so daß Blenker sich veranlaßt sah, um Enthebung von seinem Commando zu bitten. Die Nemesis ereilte Fremont indeß sehr bald. Am 23. Juni wurde er dem Commando von General Pope unterstellt, mit dessen „Armee von Virginien" das Corps verschmolzen wurde, und da Fremont sich dies nicht gefallen lassen wollte, erhielt er die Erlaubniß, sich zu

empfehlen. Er bekam nie wieder ein Commando; das seines Corps erhielt General Sigel, der sich auf dem westlichen Kriegsschauplatz ausgezeichnet hatte.

„Wir schildern diese Situation, um die Verhältnisse zu kennzeichnen, unter welchen General Schurz sich die militärischen Sporen verdienen sollte. Schon ehe er dazu Gelegenheit hatte, gab ihm Lincoln eine Division in Sigel's Corps, was jedenfalls die hohe Meinung beweist, die der Präsident von Schurz hatte.

„Pope erhielt gleich darauf den Oberbefehl über alle Truppen, welche gegen Richmond operiren sollten, nachdem McClellan's Halbinsel-Feldzug erfolglos geblieben war. Doch schon am 29. und 30. August holte Pope sich die furchtbare Niederlage bei Bull Run und wurde nun zu einem Commando gegen die Indianer im Nordwesten verwendet. Das Sigel'sche Corps kam als XI. zu der jetzt von McClellan reorganisirten „Potomac-Armee". Er hielt die vorgeschobene Stellung von Fairfax Court House und Centreville zur Deckung von Washington und rückte nach der Schlacht von Antietam mit der Hauptarmee nach Culpepper vor, wo McClellan bald darauf durch Burnside abgelöst wurde und Sigel das Commando einer Grand Division erhielt, zu welcher das XI. Corps gehörte, dessen Commando Howard übernahm, während Schurz Divisionär blieb, aber mit dem Range eines General-Majors. Burnside nutzte sich schnell ab und mußte nach der unglücklichen Schlacht von Fredericksburg den Befehl an Hooker abgeben, der vollends das non plus ultra aller strategischen und taktischen Unfähigkeit war. In der Schlacht bei Chancellorsville (2. Mai 1863) bildete Howard's Corps den rechten Flügel. Durch ein Manöver des sich scheinbar zurückziehenden Feindes getäuscht, schob Hooker die sich links an das XI. Corps anschließenden Truppen vor, welche dann vom Feinde gefaßt und zermalmt wurden. Dieser stürzte sich sofort auf das isolirte XI. Corps und warf es in Unordnung. Nachdem sich Hooker seine furchtbare Niederlage besehen, suchte er die Schuld auf das XI. Corps und namentlich auf die Schurz'sche Division zu werfen, wurde aber von Howard gebührend abgefertigt, der jener Division das glänzendste Ehrenzeugniß ausstellte, da sie sich unter den schwierigsten Umständen wieder gesammelt und von dem Tage gerettet hatte, was noch zu retten war. Hooker hatte das Commando an Meade abzugeben. Unter diesem kam das XI. Corps in die Schlacht bei Gettysburg. Die Divisionen Schurz und Barlow wur-

den zur Unterstützung des Reynolds'schen Corps beordert, das 4 Meilen von Gettysburg stand und schwer bedrängt war. Sie hieben das Corps heraus und bedeckten sich mit Ruhm, hatten aber große Verluste. General Schurz zeichnete sich auch im ferneren Verlaufe dieser verworrenen Schlacht, in der wir unsern Sieg lediglich der unvergleichlichen Tapferkeit und Ausdauer der Unterbefehlshaber und Truppen, keineswegs aber der Oberleitung dankten, ungemein aus und fand merkwürdigerweise auch die verdiente Anerkennung. In Folge von Reynolds' Tod, der Howard zeitweilig den Oberbefehl über die ganze Armee gab, gelangte er temporär zum Commando des Corps.

„Nach der Schlacht wurde Howard mit zwei Divisionen, unter ihnen die Schurz'sche, zu Hooker's Armee in Tennessee geschickt, was natürlich nicht angenehm für Schurz sein konnte, nachdem Hooker sich so erbärmlich gegen ihn benommen hatte. Er nahm indessen ehrenvollen Antheil an den Schlachten bei Chattanooga und Wauhatchie, wurde aber gegen Ende des Krieges von Hooker aus seinem Commando hinausschicanirt. Er resignirte sofort nach der Capitulation Lee's und Johnston's (April 1865).

* * *

„Um Schurz' militärischer Laufbahn gerecht zu werden, muß man die ganze Art und Weise, wie der Bürgerkrieg geführt wurde, in Betracht ziehen. Dieser Krieg ist von der militärwissenschaftlichen Kritik, d. h. von den allgemein anerkannten Fach-Schriftstellern, nie recht ernst genommen worden, wenn auch gewisse Einzelleistungen der amerikanischen Kriegführung gebührend anerkannt worden sind. Für jene Kritik fehlt das Fundament, ein ähnliches Generalstabswerk, wie es Deutschland über die Kriege von 1866 und 1870 besitzt. Die amerikanische Armee hatte ja überhaupt keinen Generalstab und hat zur Stunde noch keinen. Sie führte den Krieg zum nicht geringen Theil unter dem Commando von Civilisten, und die regulären Officiere waren auch nicht zur Führung großer Truppenkörper herangebildet, doch war natürlich auf feindlicher Seite ganz dasselbe der Fall. Man bekriegte sich auf einem ungeheuren Gebiet, ohne daß man auch nur Special-Karten nach Art derjenigen hatte, welche fast jeder europäische und namentlich der deutsche Generalstab von jedem denkbaren Kriegs-Terrain besitzt. Strategie spielte eine geringe Rolle. Grant selbst war darin sicherlich nicht stark, eher noch Sherman; am stärksten vielleicht McClellan, der wohl

einen tüchtigen Generalstabs-Chef gegeben hätte, aber zum Heerführer nicht das Zeug hatte. Unter solchen Umständen war die Ueberlassung „großer" Commandos an Civilisten nicht so ungeheuerlich, wie es besonders Deutschen erscheinen mag. Man darf sich auch unter amerikanischen Truppenkörpern nicht vorstellen, was solche in Deutschland bedeuten. Eine Division war im Bürgerkrieg selten so stark wie drüben eine Brigade, und kam oft auf ein paar tausend Mann herunter. Schurz konnte es unter diesen Umständen wohl auf sein Gewissen nehmen, das ihm von seinem Freunde Lincoln übertragene Commando zu acceptiren. Seine natürliche Befähigung und vorzügliche Bildung halfen ihm dabei schon weiter, als sich die meisten anderen Civil-Generale helfen konnten, und an Gewissenhaftigkeit, dieser eminent deutschen Eigenschaft, that er es wohl den meisten Befehlshabern zuvor. Durch Muth und Umsicht zeichnete er sich in den kritischsten Lagen aus. Jeder deutsche General hatte in diesem Kriege eine schwere Stellung und die amerikanischen Heerführer, die mit wenigen Ausnahmen jämmerlich unfähig waren, liebten nichts mehr, als deutsche Unterbefehlshaber zu Sündenböcken für ihre eigenen Dummheiten zu machen. So ging es auch Schurz; doch wußte er sich seiner Haut zu wehren und ist mit Ehren aus dieser bemerkenswerthen Episode seiner merkwürdigen Laufbahn hervorgegangen. Ja, seine Erfahrungen haben ihn nicht im Geringsten in der Bewunderung des amerikanischen Volkes erschüttert.

* * *

„Präsident Johnson, welcher wenige Wochen, nachdem Lincoln seinen zweiten Termin angetreten hatte, ans Ruder kam, wußte Herrn Schurz anfangs sehr zu schätzen, doch dauerte die Freundschaft nicht lange. Der Präsident sandte ihn nach dem Süden, um über die dortigen Zustände, besonders über das sogenannte Freedmen's-Bureau und das Verhältniß zwischen Farbigen und Weißen, zu berichten. Schurz that dies mit gewohnter Gründlichkeit und Offenheit, wobei er Mißstände zur Sprache bringen mußte, an deren Bloslegung dem Präsidenten für den Augenblick nichts lag, weshalb er den Bericht zu unterdrücken suchte. Nach einigen Monaten lag die Sache anders und der Schurz'sche Bericht kam im Congreß zur Sprache. Des Präsidenten Absicht, die Reconstruction des Südens in die Hand zu nehmen, wurde durch den Congreß vereitelt und es kam zum vollständigen Bruch zwischen Johnson und der republikanischen Partei. Schurz hatte inzwischen eine jour-

nalistische Laufbahn angetreten, war zuerst Correspondent der N. Y. Tribune in Washington und dann Redacteur der von Senator Zach. Chandler und Anderen in Detroit für ihn gegründeten Post, siedelte aber 1867 nach St. Louis über und erwarb einen Antheil an der deutschen „Westlichen Post", wodurch er dem Deutsch-Amerikanerthum wieder näher rückte.

„Schurz' Debut in der Missourier Politik fiel in einen heftigen Kampf zwischen dem radicalen und dem conservativen Flügel der republikanischen Partei. Der erstere bestand auf einer anhaltenden politischen Entrechtung Derjenigen, welche direct oder indirect an secessionistischen Bestrebungen Theil genommen hatten. Der Führer dieses Flügels war Bundes-Senator Drake, der eine entsprechende Staats-Verfassung (1865) durchsetzte. Eine heftige Agitation gegen diese Entrechtungs-Politik währte nun mehrere Jahre und Schurz begann sich daran, freilich sehr gelinde, zu betheiligen. Er trat auch im republikanischen National-Convent von 1868, dessen Interims-Präsident er war, für ein Amnestie-Amendement ein und setzte es durch, obwohl der Convent sonst nichts weniger als conservativ war und die Johnson'sche Administration durch Wort und That (Grant's Präsidentschafts-Nomination) desavouirte.

„Gleich nach dem Convent sprach sich Schurz aufs Energischste gegen die Entrechtungs-Politik aus. Auf dieser Platform candidirte er in der Staats-Legislatur für den Bundes-Senat und erlangte im Januar 1869 seine Erwählung. Seine journalistische Laufbahn, die seinen Neigungen und seinem Geschmack nicht besonders entsprach, war damit vorläufig im Wesentlichen zu Ende. Er beschränkte sich auf gelegentliche Beiträge für die „Westliche Post" und stellte auch diese ein, als er mit ihrer politischen Haltung in Widerspruch gerieth.

* * *

„Schurz' Eintritt in den Bundes-Senat als Deutsch-Amerikaner war natürlich ein Ereigniß. Es fiel mit dem Amtsantritt Grant's als Präsident zusammen, doch bemühte er sich keinen Augenblick um die Gunst des „General-Präsidenten", der — vielleicht weniger durch eigene Schuld, als durch das Gebahren seiner neuen politischen Freunde (denn er war Demokrat gewesen, bis er mit Präsident Johnson in Conflict kam und von den Radikalen im Congreß zur Durchführung ihrer Reconstructions-Politik auf den Schild erhoben wurde) — in der Auffassung aufgegegangen war, daß nur er die Union gerettet habe und dieselbe zunächst

nur dazu da sei, ihm, seiner Familie und seinen Freunden das Leben angenehm zu machen. Er bildete sein Cabinet aus lauter persönlichen Freunden, großentheils ohne politische Vergangenheit und Bedeutung.

„Zunächst ließ er sich auf eine Speculation ein, die wohl einen Hintergrund von Expansion hatte, aber als Aushängeschild dienten Phrasen, mit denen heutzutage die Expansion beschönigt wird. Er trat durch seinen Adjutanten Babcock in Unterhandlung mit Baez, dem Präsidenten von Santo Domingo, über die Annexion dieser Republik oder wenigstens der Halbinsel und des Meerbusens von Samana. Der Präsident übersandte dem Senat einen bezüglichen Vertrag, der aber prompt verworfen wurde, was den Präsidenten nicht hinderte, noch geraume Zeit in Santo Domingo Protector zu spielen und mit Baez über weitere Annexions-Pläne zu conspiriren. Schurz ließ sich durch das Herkommen, welches jungen Senatoren die größte Zurückhaltung gebot, nicht abhalten, den Präsidenten wegen seines verfassungswidrigen Gebahrens schonungslos anzugreifen. Da so ziemlich Alles, was im Senat von großer geistiger Bedeutung war, sich in dieser Frage gegen den Präsidenten kehrte, so waren die Versuche von Grant's Schleppträgern, Schurz aus der Partei „auszulesen", vergebens. Interessant ist es, daß es wesentlich Schurz war, der damals die Expansionisten mit denselben schlagenden (wenigstens damals durchdringenden) Argumenten bekämpfte, wie es jetzt wieder geschieht, und daß Schurz in seinen alten Tagen diesen miserablen Kampf erneuern muß, in dem das amerikanische Volk leider für seine höchsten politischen Interessen weit weniger Verständniß zeigt, als vor dreißig Jahren.

* * *

„Die politische Opposition gegen Grant mußte, nach dem ganzen Charakter des letzteren, zu einer persönlichen Verfeindung führen, und Schurz betrat, wie auch Sumner und andere republikanische Senatoren, das Weiße Haus nicht mehr, zum großen Leidwesen republikanischer Aemterjäger aus Missouri, denen übrigens Schurz aus seinem Widerwillen gegen das Patronage-Unwesen nie einen Hehl machte.

„Es kam dann der Kampf gegen den Waffenschacher, durch den Schurz die Augen Deutschlands und ganz Europas auf sich zog. Mit unglaublicher Naivetät glaubte die Grant'sche Sippe den deutsch-französischen Krieg benutzen zu können, um den bedrängten Franzosen die veralteten Waffen aufzuladen, welche unserer Regierung aus dem Bür-

gerkrieg geblieben waren. Die Neutralitäts-Verpflichtungen der Vereinigten Staaten genirten jene Geister gar nicht, und selbst die Proteste des preußischen Gesandten hätten nichts gefruchtet, wenn nicht Carl Schurz im Verein mit Sumner die Sache im Senat zur Sprache gebracht und der bezüglichen Speculation der Grant'schen Cumpane ein Ende gemacht hätte, denen auch der Trick nichts mehr half, daß sie die Waffen aus den Zeugkammern erst an Mittelsleute verkauften, um die völkerrechtliche Zulässigkeit des Verkaufs durch Privatpersonen herzustellen. Schurz rettete durch dieses Auftreten die Möglichkeit eines künftigen guten Einvernehmens der Vereinigten Staaten mit dem neuen Deutschen Reiche.

„Als die Präsidenten-Wahl von 1872 herannahte, betheiligte Schurz sich an einem Versuche zu einer politischen Neubildung, der von Missouri ausging und namentlich in New York Unterstützung fand, wo beide alte Parteien in die Brüche gegangen waren, die republikanische durch die Entrüstung über die Unfähigkeit und Verderbniß der Grant'schen Administration und über die schmählichen Auswüchse der Reconstructions-Politik, die demokratische durch die Enthüllung des Tammany-Ringes. Auf republikanischer Seite ragte Greeley mit seiner Tribune im Kampf gegen die Entartung der republikanischen Partei hervor, aber er wußte auch, im Verein mit gewissen Missourier Politikern, das Neubildungs-Experiment zu verhunzen, indem auf dem National-Convent der Liberalen, welchem Schurz präsidirte (Cincinnati, Mai 1872), Greeley für die Präsidentschaft und Gratz Brown von Missouri für die Vice-Präsidentschaft nominirt wurden, von denen der erstere schon als Haupt-Exponent des Schutzzolles und wegen seines excentrischen, erratischen Wesens, das ihn für das höchste Amt der Republik ganz unfähig machten, und Gratz Brown wegen seiner persönlichen Anrüchigkeit, principientreuen Reformern unannehmbar waren. Schurz betheiligte sich darauf an einer Conferenz solcher unzufriedenen Reformfreunde in New York (20. Juni), welche die Aufstellung eines dritten Ticket in Gang bringen wollte und auch Groesbeck von Ohio und Olmsted von New York in Vorschlag brachte. Am 6. Juni waren schon Grant und Wilson von den Republikanern nominirt worden; am 9. Juli indossirte die Demokratie in Baltimore Greeley und Brown. Schurz hielt unter diesen Umständen eine Sonderdemonstration für nutzlos, die Bekämpfung des Grantismus für die oberste Frage, und Erfolg nur durch Unterstützung von Greeley

und Brown für möglich. Er ging mit schwerem Herzen für diese Candidaten „auf den Stump". Eine Anzahl unzufriedene Demokraten hielten noch (3. September) in Louisville einen Convent und nominirten, da Groesbeck und Olmsted nichts von der Sache wissen wollten, Chas. O'Connor und John Quincy Adams, doch lehnte auch O'Connor ab und die Demonstration verlief höchst traurig. Grant und Wilson wurden gewählt.

* * *

„Schurz brachte den folgenden Sommer in Europa zu, besuchte die Wiener Welt-Ausstellung und wurde in Berlin mit ganz besonderer Auszeichnung aufgenommen, insbesondere auch von Bismarck, dessen Bekanntschaft er übrigens schon früher gemacht hatte. Schurz sah den Kampf gegen die Geldverschlechterung, welche im Westen populär geworden war und Politiker beider Parteien angesteckt hatte, herankommen und benutzte seine Muße zum Studium dieser Frage. Bald genug bekam er reichliche Gelegenheit zur Verwerthung seiner bezüglichen Kenntnisse, denn die Greenbäckler machten große Anstrengungen, um eine Maßregel zur Vermehrung des uneinlösbaren Papiergeldes durchzusetzen und eine andere Maßregel zur Wiederaufnahme der Hartgeldzahlungen zu hintertreiben. Die Geister platzten hart auf einander, und Schurz focht im Senat an der Spitze der Gutgeldleute. Nichtsdestoweniger ging eine Bill zur Vermehrung der Greenbacks durch beide Häuser; doch konnte sie über Grant's Veto nicht hinwegkommen, der in dieser Frage sich so ziemlich das einzige Verdienst um die Union, als Präsident, erwarb.

„Dagegen stieg die Corruption unter dessen zweiter Administration auf die Spitze, und das Treiben des Whiskey-Rings, des Pacific-Eisenbahn-Rings u. s. w. überstieg alles bisher Dagewesene. Eine gewisse Reaction gegen solche Zustände mußte eintreten und in den beiden großen Parteien machten sich in der That Reform-Anwandlungen bemerkbar.

„Schurz trat im März 1873 aus dem Senat aus, indem der Staat Missouri inzwischen stockdemokratisch geworden war. Der Ex-Senator konnte mit großer Genugthuung auf sein Wirken in jener Körperschaft zurückblicken. Noch im Spätsommer und Herbst desselben Jahres widmete er sich der Bekämpfung der Greenback-Bewegung in Ohio, ihrer Wiege. Er trug wesentlich zur Erwählung von Hayes als Gouverneur

von Ohio bei und die mit diesem geschlossene Freundschaft wirkte nachhaltig auf seinen politischen Curs ein.

„Im Laufe des nächsten Winters erlitt er einen schmerzlichen Verlust, indem seine treue Gattin in Folge einer Entbindung starb. Sie hinterließ ihm vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter. Jener Verlust trat in New York ein, wo er mit seiner Familie seinen dauernden Aufenthalt nahm.

* * *

„Als die Präsidenten-Wahl von 1876 herankam, zeigte es sich, daß die Parteien sich wieder schärfer schieden, als zuvor. Nachdem der Versuch, Grant einen dritten Termin zu schaffen, fehlgeschlagen hatte und Hayes und Wheeler nominirt worden waren, die Demokraten aber Tilden und Hendricks zu ihren Bannerträgern gemacht hatten, betheiligte sich Schurz zwar noch an einer Conferenz von Reformfreunden republikanischer und demokratischer Antecedentien in New York, trat aber dann für Hayes ein, weil er denselben für zuverlässiger in der Währungs- und der Civildienst-Reform-Frage hielt. Er hatte zwar einige Schwierigkeiten, seine Stellung mit seiner früheren Absage an die republikanische Partei in Einklang zu bringen, löste sie aber zu seiner Zufriedenheit. An dem Wahlstreit nach der Urwahl betheiligte er sich gar nicht, was für ihn vielleicht das Klügste war.

„Mit Hayes' Inauguration (4. März 1877) kam für Schurz der Höhepunkt seiner öffentlichen Laufbahn. Er wurde ins Cabinet berufen, als Chef des Inneren Departements, — ein Rang, den nie zuvor ein Deutsch-Amerikaner eingenommen hatte. Dieses Departement ist das umfassendste aller Departements unserer Bundes-Verwaltung und erfordert eine ungeheure Thätigkeit eines gewissenhaften Chefs. Schurz unterzog sich seinen Pflichten die folgenden vier Jahre mit höchster Ausdauer. Er erlebte die Freude, daß unter der Hayes'schen Administration die Hartgeld-Zahlungen wieder erreicht wurden, doch wurde sie einigermaßen getrübt durch Passirung des Bland-Gesetzes, über das Veto des Präsidenten hinweg. Damit wurde die Silber-Frage zu einer Hauptfrage, und Silber nahm die Stelle des Papiergeldes in den Parteikämpfen ein, ohne daß übrigens die Parteien sich darin klar schieden. Vorläufig blieb es der Hayes'schen Administration, und namentlich dem Schatz-Secretär Sherman überlassen, die Massenprägung von Silber dadurch unschädlich zu machen, daß kein Gläubiger der Regierung zur

Annahme von Silber gezwungen wurde. Schurz unterstützte selbstverständlich seinen Collegen Sherman nach Kräften.

„Ein anderer bitterer Kelch war für Schurz der Triumph der Pensions-Schwindler durch ein Gesetz, welches die Anmeldung von Pensions-Ansprüchen, die ursprünglich nur auf Arbeitsunfähigkeit, unmittelbar im Krieg durch Verwundung oder Krankheit verursacht, gestützt werden konnte, jederzeit gestattete, auch wenn sie noch so lange nach dem Kriege eintrat, und gleichzeitig die Nachzahlung bis zum Datum der Entlassung aus der Armee anordnete. Schurz bewog zwar den Präsidenten zu einem Veto, doch wurde es überstimmt. Das Buhlen der Demagogen um das „Soldaten-Votum" war von da an an der Tagesordnung, und die Pensions-Gesetze überstürzten sich förmlich, bis Cleveland ihnen mit einigem Erfolg entgegentrat.

„Schurz hatte in seinem Departement Gelegenheit, seine Auffassungen von Civildienst-Reform, d. h. Bekämpfung des Beute-Systems, für welche Reform er längst im Senat und als Lecturer gewirkt hatte, zur Geltung zu bringen. Er nahm nur aus dienstlichen Gründen Wechsel in den Aemtern vor, über die er zu verfügen hatte, und führte bei solchem Wechsel Concurrenz-Prüfungen ein statt der einfachen Fähigkeits-Prüfungen, die bis dahin die Reform vorstellen sollten. Auf den Staats-Secretär wirkte er behufs Reform im Consular-Dienst ein.

„Ausnehmend interessirte er sich für eine mildere Behandlung der Indianer und benutzte er seine Ferien zu Reisen in die Indianer-Gebiete und Abstellung grober Mißbräuche in der Indianer-Verwaltung; auch führte er Indianer-Schulen ein und sorgte in der humansten Weise für die Mündel der Nation.

„Ein anderes großes Verdienst und dafür den Spitznamen „Amerikanischer Oberförster" erwarb er sich durch sein energisches Einschreiten gegen die Wälderverwüstung, soweit sie unter der Bundes-Controlle standen. Sein Auftreten veranlaßte übrigens sehr viele Staaten, in derselben Richtung vorzugehen.

* * *

„Nach dem Schluß der Hayes'chen Administration trat er in die Redaction der hiesigen Evening Post ein und wirkte an diesem Platze nicht allein für die Reformen, mit denen er sich bisher identificirt hatte, sondern drang auch in die Details der Tarif-Reform ein, deren Pflege für jenes Blatt ein Vermächtniß W. C. Bryant's war. Schurz wurde

schon dadurch der republikanischen Partei wieder mehr entfremdet. Er trat indeß schon nach etwa zwei Jahren aus jener Redaction wieder aus, wie es hieß, weil ihm die großcapitalistische oder Börsianer-Tendenz des Blattes nicht behagte. Der Krach scheint aus Anlaß der Haltung desselben zu einem Telegraphisten-Strike gekommen zu sein, wobei der alte Social-Demokrat in Schurz erwachte.

„Er hatte, solange er in Washington leben mußte, und namentlich als Minister von Hayes, den Rest seines Vermögens zugesetzt und einen Posten, der zur Bereicherung die schönste Gelegenheit bot, ganz arm verlassen, wie er denn überhaupt die unverbrüchlichste Ehrenhaftigkeit in alle Stellungen, schon als deutsches Erbtheil, hinübergenommen hatte. Als er nun aus der Evening Post ausgetreten war, sammelten hiesige Verehrer einen Fonds von hunderttausend Dollars für ihn, was niemals bekannt geworden wäre, wenn er das Geschenk nicht zurückgewiesen hätte mit der Erklärung, daß ihm sein Ehrgefühl die Annahme nicht gestatte, solange er zur Arbeit fähig sei. Diese Zurückweisung fand durch einige seiner Bewunderer ihren Weg in die Presse. Die darin liegende noble Gesinnung des Mannes sucht wohl ihres Gleichen.

* * *

„Schurz widmete sich nun einer literarischen Thätigkeit und unternahm zunächst für die Firma Houghton, Mifflin & Co., Verleger der "American Statesmen", die Lieferung einer Lebensbeschreibung Henry Clay's, durch welches Werk er sich einen Ruf als Historiker gründete, zugleich aber seine Principientreue und seine große Auffassung der Politik den Lesern jenes Buches für alle Zeiten überlieferte. Dasselbe zählt zu den Standard-Werken für amerikanische Geschichte, welche Jeder gelesen haben muß, wenn er Kenner zn sein beansprucht.

„Um dieselbe Zeit nahm Schurz die Vortragstouren, welche er schon früher begonnen, wieder auf und dehnte sie so aus, daß sie zu einer erheblichen Einnahmequelle für ihn wurden. Seine Vorträge waren ebenfalls zum großen Theil historischer Natur, wie z. B. sein " Benjamin Franklin". Er verband aber auch mit diesen Vorträgen eine umfassende Agitation für seine Lieblingsbestrebung: Reform des Civildienstes. Nichts hat ihm mehr Opposition gebracht, und zwar nicht blos seitens der gewerbsmäßigen Beute-Politiker, sondern auch von einer oberflächlichen Menge, die einmal die Beute-Politik durch Erziehung und Gewohnheit in sich aufgenommen hatte und die „Neuerung

des Ausländers" als eine Art Hochverrath an einer amerikanischen Institution auffaßte. Freilich trug zu Schurz' Abscheu vor der hiesigen Aemterjägerei, die mit Mißverwaltung, Maschinen-Politik und Corruption aller Art verbunden ist, die hierher gebrachte Vorstellung von der Leistungsfähigkeit und Ehrenhaftigkeit des deutschen Beamtenthums etwas bei. Doch diente ihm dies nur ganz allgemein zum Vorbild, und es fiel ihm nicht ein, es hier durchaus nachahmen zu wollen. Seine Vorschläge, welche im Jahre 1884—85 durch das Pendleton-Gesetz in der Bundesregierung und allmählig durch Gesetze in fast allen Einzelstaaten Aufnahme fanden, beschränkten sich auf ein sehr bescheidenes Maß von Fähigkeitsnachweis für die Amts-Candidaten, gaben allerdings den best Bestandenen den Vorzug, steckten aber dem Wechsel der Beamten kaum eine directe Schranke; er wußte wohl, daß die Amerikaner erst allmählig an den Gedanken eines stabilen, eines Berufs-Beamtenthums gewöhnt werden konnten.

„Schurz war der Hauptgründer der Civildienst-Reform-Liga, die sich mit der Zeit über das ganze Land ausdehnte. Das Präsidium überließ er seinem Freunde Geo. Willam Curtis bis zu dessen Tode, was sehr klug war, um nativistische Vorurtheile zu schonen. Seit einigen Jahren steht er auch formell an der Spitze der Liga. Er ist unermüdlich thätig, wo er immer für diese Reform etwas thun oder gegen ihre Verletzung protestiren kann. Wir erinnern z. B. an die brillante Weise, in der er s. Z. den New Yorker Gouverneur Black abführte, als dieser „die Stärke aus unserem bezüglichen Staatsgesetz herauswusch".

* * *

„Schurz unterbrach seine erwähnte literarische Thätigkeit durch intensive Theilnahme an der Präsidenten-Wahl von 1884, in der er den demokratischen Candidaten, den bisherigen Reform-Gouverneur von New York, Grover Cleveland, gegen James G. Blaine unterstützte. Er führte den Kampf ausschließlich auf Grund des persönlichen Werthes des einen und Unwerthes des anderen Candidaten. Die nachgewiesene Corruption Blaine's konnte — zur Schande des Volkes — kaum verhindern, daß er gewählt wurde. Wenige Hundert Stimmen im Staat New York gaben den Ausschlag zu Gunsten von Cleveland. Das sittliche Moment in Schurz' politischen Bestrebungen kam aber vielleicht niemals schärfer zum Ausdruck.

„Nach dem Ende des Wahlkampfes kehrte er zu seinen Büchern

zurück. Er hätte irgend ein Amt von Cleveland haben können, wollte aber jeder Mißdeutung seiner Stellungnahme gegen die republikanische Partei vorbeugen und sich überhaupt mit der demokratischen nicht identificiren. Er vollendete erst seinen "Henry Clay", wurde aber in seiner weiteren literarischen Thätigkeit unterbrochen durch ein Anerbieten der Hamburg-Amerikanischen Dampfschiff-Gesellschaft, an die Spitze ihres New Yorker Bureau's zu treten. Diese Stellung bekleidete er mehrere Jahre, doch mag sie ihm nicht sehr sympatisch gewesen sein; zum Geschäftsmann war er offenbar nicht geboren und kann — Gott sei Dank — nicht Jeder geboren sein.

* * *

„Die Stellung gab ihm indeß Gelegenheit, häufig Deutschland zu besuchen. Wann immer er nach Berlin kam, wurde er dort in officiellen, wie in wissenschaftlichen und literarischen Kreisen aufs Höchste ausgezeichnet. Der „neue Curs" änderte hieran nichts; der junge Kaiser empfing ihn insbesondere wiederholt und schenkte ihm ein Bild seines Großvaters Wilhelm I. auf dem Sterbebette, als Zeichen seiner Werthschätzung. Ohne Zweifel that Schurz sein Bestes, um in den maßgebenden Kreisen für ein besseres Verständniß des wirthschaftlichen und politischen Werthes guter Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu wirken.

„Welche Bedeutung man in hiesigen Handels- und Finanzkreisen dem Manne beilegt, geht unter Anderem aus dem Umstande hervor, daß er von der hiesigen Handelskammer, der vornehmsten jene Kreise repräsentirenden Körperschaft in den Vereinigten Staaten, zum Ehrenmitglied ernannt und bei den wichtigsten Gelegenheiten zum Redner erkoren wurde.

* * *

„So wurde Schurz auch in die hiesige Local-Politik verwickelt. Die Bestrebungen zu deren Reform, an denen die Handelskammer sich betheiligte, brachten es mit sich, daß Schurz auch in die Arena gerufen wurde — eine sehr undankbare Aufgabe für einen so ideal angelegten und den Tricks der hiesigen Local-Politiker so wenig gewachsenen Mann. Es war für ihn offenbar ein großes Opfer.

„An der National-Politik nahm er nur noch beschränkten Antheil. Obwohl er sich seine Geistesfrische vollständig erhalten hat, gestatteten ihm seine körperlichen Kräfte nicht mehr die Anstrengungen amerikani-

scher Wahl-Campagnen. An den letzten Präsidentschafts-Kämpfen betheiligte er sich nicht in der früheren Weise, doch bethätigte er fortwährend seine Sympathie für Cleveland (1888 und 1892). Im Jahre 1896 hielt er Reden gegen den Silberschwindel, resp. gegen Bryan und Consorten, und lieferte vielleicht das beste Material für den Widerstand gegen die Monstrosität der Allianz der Demokraten mit den Populisten. Dabei hütete er sich aber, seine Reserve gegenüber der republikanischen Partei aufzugeben.

„Als der spanische Krieg zu drohen begann, war Schurz der eifrigste Mahner zu einer Politik des Friedens. Seine Mahnungen nutzten so wenig, wie die anderer Leute, und als der Krieg ausbrach, trat er in der Handelskammer energisch für die Nothwendigkeit ein, die Regierung jetzt zu unterstützen. Nach dem raschen, erfolgreichen Verlauf des Krieges zeigte er sich als entschiedener Gegner der unter den Namen Expansion, Annexion, Imperialismus gehenden Politik, welche für das Nächste offenbar zur obersten politischen Streitfrage dieses Landes bestimmt ist. Er hielt zur Bekämpfung dieser Politik vor wenigen Wochen eine glänzende Rede in Chicago.

„Eine ausgedehntere politische Wirksamkeit wird ihm an seinem Lebensabend wohl nicht mehr vergönnt sein und es wäre sogar nicht zu verwundern, wenn er deren müde wäre. Indeß wollen wir bemerken, daß er sich sein warmes Gefühl für sein Adoptiv-Vaterland und sein Vertrauen auf dessen Zukunft durch die Mängel von dessen öffentlichen Zuständen anscheinend nicht hat trüben lassen.

* * *

„Die Rolle, welche einst dieser Mann im öffentlichen Leben der Vereinigten Staaten gespielt hat, macht ihn nicht blos für die Zeitgenossen zu einer merkwürdigen Persönlichkeit. Er wird in der Landesgeschichte fortleben, vornehmlich wegen des kritischen Geistes, mit dem er so manchen vorgebrachten politischen Aberglauben bloslegte und nach Kräften untergrub, um Reformen, denen solcher Aberglauben im Wege stand, zu ermöglichen. Dieses Streben wußte er mit großer Bewunderung des amerikanischen Volkes zu paaren, ohne dadurch den Nativismus ganz entwaffnen zu können, der „Schurz' Treiben" zum Theil geradezu als Sacrilegium betrachtete. Vor Allem fiel es einem großen Theil seiner Mitbürger schwer, seine Auffassung vom Parteiwesen zu

verstehen. Schurz hat niemals die Nothwendigkeit der Organisation, zum Zweck erfolgreicher Agitation, unterschätzt, doch hat er den Partei-glauben nie zum Aberglauben werden lassen und sich durchaus nicht dazu verstanden, eine Partei auch dann zu unterstützen, wenn ihr Sieg das Land, nach seiner Ueberzeugung, schwer schädigen mußte. Die zwei großen alten Parteien waren für ihn selten etwas Anderes, als verhältnißmäßig größere und kleinere Uebel, und da die Neubildungsversuche, an denen er sich betheiligte, nicht gelangen, so wählte er unter jenen Uebeln nach seiner besten Ueberzeugung.

„Die Partei-Gläubigen, die von dem Sieg der einen Partei stets das Millenium, von dem Sieg der anderen die ewige Verdammniß erwarten, haßten ihn natürlich wüthend. Schurz bildete zu ihnen einen diametralen Gegensatz. Er ging davon aus, daß gewisse Uebel im öffentlichen Leben aus der menschlichen Natur, aus dem Demagogenthum, aus eingefleischten Vorurtheilen und Unwissenheit hervorgehen und man damit in beiden Parteien zu rechnen hat; daß man also solchen Uebeln entgegenzutreten hat, wo sie immer großes Unheil anzurichten drohen. Er verstand ganz wohl die unterscheidenden Tendenzen der beiden Parteien, ließ sich aber durch Prahlen mit Grundsätzen, die in der Regel dann am meisten mißachtet werden, wenn man am meisten Parade mit ihnen macht, nicht abhalten, den jeweiligen Bestrebungen der Parteien auf den Grund zu gehen und dazu Stellung zu nehmen. Ein solcher Mann war den „lebenslänglichen" Parteikleppern ein Gräuel und sie hieben von beiden Seiten nach Kräften auf ihn los. Er revanchirte sich mit gutmüthigem Spott und bitterem Sarcasmus, die ihm beide vortrefflich zu Gebote stehen. Besonders unverwundbar zeigte er sich gegenüber dem Argument von seiner Schuld an eine Partei, die „so viel für ihn gethan habe". Es mochte hingehen für einen Mann, der Politik aus Herrsch- und Habsucht betreibt. Schurz' Ambition ist immer eine edlere gewesen. Gewiß war ihm sein persönlicher Erfolg nicht gleichgültig; dies verlangt auch die amerikanische Staatsidee von keinem Bürger. Aber er suchte jenen Erfolg im Streben nach dem Besten, was nach seinem wohl überlegten und tief begründeten Urtheil für dieses Land und Volk zu erzielen war. Dazu benützte er die Parteien, wie er sie gerade vorfand, und dafür glaubte er ihnen durchaus keinen Dank zu schulden.

„Er war allerdings, wie oben bemerkt, ideal angelegt, und ließ

seine Phantasie in seinen jüngeren Jahren vielleicht mehr walten, als vernünftig war; aber das ist der Jugend zugute zu halten, und der „immer kluge junge Mann" ist durchaus keine schöne Erscheinung. Auch seine erste Theilnahme am öffentlichen Leben in den Vereinigten Staaten war von einer Schwärmerei für allgemeine Menschenrechte dictirt, über deren Klugheit jetzt noch zu streiten nutzlos wäre. Im späteren Leben war Schurz, ohne seine Ideale preiszugeben, ein edlerer und meist sehr kluger Opportunitäts-Politiker und verdient wohl das Prädicat „Staatsmann".

„Er besaß in seiner fremden Geburt einen Nachtheil, den er nicht immer überwinden konnte, und einen großen Vortheil, indem sie ihm die vorurtheilslosere und leidenschaftslosere Betrachtung der hiesigen Zustände, Licht- und Schattenseiten, gestattete, wobei ihm auch seine deutsche akademische Bildung zu Statten kam. Vielfach scheute er sich durchaus nicht, augenblicklichen Volksströmungen entgegenzutreten, und dies unterschied ihn gar sehr vom eingeborenen Politiker und erhob ihn eben über den Politiker hinaus zum Staatsmann. In den wichtigsten, die Entwicklung des Landes beherrschenden Fragen hat sich seine Haltung nahezu immer bewährt und mußte sein Verdienst von den besten Männern, wenn auch zum Theil mit Widerstreben, anerkannt werden.

„Es ist ein Armuthszeugniß für unsere Zustände, daß ihm seine Unbestechlichkeit häufig von Leuten, die seine höhere Bedeutung nicht recht zu schätzen wissen, zum besonderen oder gar größten Verdienst angerechnet wird. Wohl gebührt ihm alle Ehre für das leuchtende Beispiel, das er diesbezüglich in den höchsten Stellungen gegeben hat, aber es hat wenig zu bedeuten gegenüber seinem sonstigen Ruhm, den wir im Vorstehenden zu erklären bemüht waren, und außerdem verstand die amtliche Ehrlichkeit sich bei einem Manne seiner Herkunft und Erziehung fast von selbst. Der Deutsche hat sich in ihm auch in dieser, wie in so vielen anderen Beziehungen, nie verleugnet.

„Er hat seinem Vaterlande, dem Lande seiner Geburt wie dem seiner Wahl, die höchste Ehre gemacht; und er hat es Niemand mehr gemacht, als den Deutsch-Amerikanern. Darum sind es auch diese vor Allen, die jetzt zu seiner Ehrung hervortreten und ihm mit tiefer Bewegung zurufen:

Glück zum 70. Geburtstage!

Paul Loeser."

Ein jeder meiner Zeitgenossen wird gleich mir sagen, daß das Vorstehende das eminente Wirken unseres Mitbürgers nur zum geringen Theile und recht dürftig darstellt, und will ich wünschen, daß eine ausführliche Biographie später das Fehlende ergänzt. Bei der Ungeneigtheit der Deutsch-Amerikaner, deutsche Bücher zu kaufen, würde eine solche Biographie aber wol nur in englischer Sprache erscheinen. Aus diesem Grunde halte ich für angemessen, auf diesen Seiten noch einige Aeußerungen wiederzugeben, Reden, die Schurz vor Deutsch-Amerikanern gehalten hat und die ihn mit seiner Anhänglichkeit an das deutsche Wesen kennzeichnen, Reden, die auch ihres Gegenstandes wegen so werthvoll sind, daß sie für unsere Kinder und Kindeskinder erhalten werden müssen und nicht vergessen werden dürfen.

Zunächst sind es die Worte, welche Schurz bei der Feier des hundertjährigen Bestehens der Deutschen Gesellschaft der Stadt New York, am 4. October 1884, in Steinway Hall sprach.

„Geehrte Damen und Herren! Heute vor 100 Jahren kamen in der Stadt New York vierunddreißig deutsche Männer zusammen, um eine Gesellschaft zu gründen „zur Aufmunterung der Emigration von Teutschland, zur Hülfeleistung nothleidender Emigranten und zur Ausbreitung nützlicher Wissenschaften unter unseren Landsleuten in diesem Staat." Das war der Ursprung der Deutschen Gesellschaft der Stadt New York. Der Anfang bedeutender Unternehmungen hat oft etwas Rührendes in seiner Kleinheit und in der Unbestimmtheit der vorgesteckten Ziele. So war es auch in diesem Falle.

„Die Stadt New York hatte damals kaum 20,000 Einwohner. Die kühnsten Träumer unter diesen ahnten noch nicht die Größe der künftigen Metropole. Der Unabhängigkeitskrieg war kaum vorüber. Das amerikanische Volk fing eben erst an, von der Zerstörung und den Lasten, welche derselbe mit sich gebracht, sich ein wenig zu erholen. New York hatte besonders schwer gelitten. Den größten Theil der Kriegsperiode hindurch war es in den Händen des Feindes gewesen. Die Bevölkerung war in sich tief durch Parteigeist gespalten als Patrioten und Tories. Während der englischen Occupation hatten die Patrioten schwere Verfolgung zu leiden; mit dem Ende des Krieges und dem Abzug der englischen Truppen kamen die Tories an die Reihe. Es war ein in sich zerfahrenes Gemeinwesen. Ueberdies schien der Ausblick in

die Zukunft dunkel und ungewiß. Die politische Organisation, mit welcher die dreizehn Staaten aus dem Revolutionskriege hervorgegangen, begann sofort sich als unhaltbar zu erweisen. Das unbehagliche Gefühl, daß die Dinge nicht lange so weitergehen könnten, während man doch nichts Besseres an die Stelle des Bestehenden zu setzen wußte, beschlich manche Gemüther und machte sie besorgt. Es war also keineswegs eine hoffnungsvolle Frühlingsstimmung, in welcher die 34 deutschen Männer sich versammelten, um zu berathen, was sie für das Wohl ihrer Landsleute thun möchten.

„Auch gehörten diese Männer, wenigstens die meisten davon, nicht der Classe Derjenigen an, welche, um Bedürftigen zu helfen, nur in einen vollen Säckel zu greifen brauchen. Der erste Präsident der aus dieser Versammlung hervorgegangenen Deutschen Gesellschaft von New York, Oberst von Lutterloh, war im Gegentheil zu jener Zeit keineswegs in reichlichen und sicheren Vermögensverhältnissen, und mehrere der ersten Beamten hatten im bürgerlichen Leben nicht hinreichend hervorragende Stellungen gewonnen, um der Nachwelt viel mehr als das Gedächtniß ihrer Namen zu hinterlassen. Es war eben eine Bestätigung der alten Erfahrung, daß sich unter Leuten, die selbst die Ungunst des Schicksals gekostet haben, häufig die größte Bereitwilligkeit findet, Denen beizuspringen, welchen es ebenso oder noch schlimmer geht. Auch von einem bescheidenen, für jede Anerkennung dankbaren, wenn nicht gar demüthigen Geist scheint die ursprüngliche Deutsche Gesellschaft beseelt gewesen zu sein, indem sie am 5. Februar 1785, vier Monate nach ihrem Entstehen, feierlich den nicht ganz grammatikalischen Beschluß faßte, „daß Herrn Baron von Steuben Dank abgestattet werden möchte, für die der Gesellschaft dadurch erwiesene Ehre, daß Sie ihren Namen als ein Mitglied hätten einverleiben wollen." Der brave alte General Steuben war eben damals die deutsche Respectsperson in Amerika. Er nahm das ihm von der Deutschen Gesellschaft gespendete Compliment in keineswegs hochmüthiger Weise an, und da der erste Präsident, Oberst von Lutterloh, sich bald darauf veranlaßt sah, nach Nord-Carolina überzusiedeln, so wurde am 3. October 1785 General Friedrich Wilhelm von Steuben an seinen Platz gewählt. Er sperrte sich zuerst ein wenig, die Wahl anzunehmen, wie das so zu geschehen pflegt, aber schließlich nahm er sie doch an. Und da Herr von Lutterloh, sein Vorgänger, der Gesellschaft nur wenig Aufmerksamkeit hatte widmen kön-

nen, so thut man der geschichtichen Wahrheit keine Gewalt und Herrn von Lutterloh kein Unrecht an, wenn man den General von Steuben den ersten werkthätigen Präsidenten der Deutschen Gesellschaft nennt. Er wurde wieder und wieder gewählt und blieb im Amte bis zum Ende seines Lebens im November 1794.

„Die ersten zehn Jahre der Deutschen Gesellschaft sehen sich im Rückblick recht kleinstädtisch gemüthlich an. Von „Aufmunterung der Emigration aus Teutschland" und von der „Ausbreitung nützlicher Wissenschaften" war wenig die Rede. Dagegen half man, in vernünftiger Weise, deutschen Einwanderern, deren freilich recht wenige waren, mit kleinen Geldunterstützungen und Transportmitteln; man nahm sich Einiger an, die in ihren Dienstverhältnissen schlechte Behandlung erlitten; man schaffte Einigen Rechtsbeistand, welche unschuldig verfolgt oder übervortheilt wurden; man führte eine freilich formlose, aber doch nicht unnütze Aufsicht über die Behandlung, welche die wenigen Einwanderer auf den Schiffen erlitten, und alle solche Fälle wurden in den General-Versammlungen feierlich berathen und verzeichnet. Die Einnahmen waren sehr gering und die Ausgaben auch. Um einen Stuhl für den Präsidenten, einen Tisch für den Secretär und zwei Lichterstöcke zu beschaffen, welche Gegenstände zusammen nicht über £10 oder $25 kosten sollten, mußte noch im dritten Jahr des Bestehens der Gesellschaft ein förmlicher Beschluß in einer General-Versammlung gefaßt werden.

„Im Uebrigen discutirte und amendirte man mit Fleiß und Eifer die Constitution, oder wie man sich damals ausdrückte, „die Grundreguln" der Gesellschaft, — denn diese Beschäftigung scheint von Urzeiten her eine unbezwingliche Leidenschaft aller Deutschen ohne Unterschied des Stammes gewesen zu sein. Und dann feierte man das Stiftungsfest der Gesellschaft alljährlich, zuweilen mit einer Versammlung im Lutherischen Schulhause und einem Sermon in der Lutherischen Kirche, aber immer mit einem Festessen, zu welchem die Honoratioren der Stadt, der Mayor und die Präsidenten der St. George's, der St. Andrew's, der St. Patrick's und der „St. Tammany" Gesellschaften geladen waren und bei dem der Baron General Steuben unzweifelhaft mit vieler Würde und großer Sachkenntniß präsidirte.

„Damit hatten nun die Deutschen in New York allerdings ein gewisses Bewußtsein ihrer Identität als Deutsch-Amerikaner erlangt und auch als solche in diesem wachsenden kosmopolitischen Gemeinwesen eine

sichtbare Stellung gewonnen. Aber ihre gemeinsame Thätigkeit war doch sehr beschränkt geblieben und nach Ablauf der ersten zehn Jahre von 1784 bis 1794 scheint bei der Deutschen Gesellschaft eine Periode der Mattigkeit eingetreten zu sein. Die Einwanderung war sehr schwach. Das deutsche Element in New York fühlte kaum einen lebendigen Zusammenhang mit dem alten Vaterlande. Auch von geistigem Leben unter ihnen regte sich hier wenig. Es gab keine deutsche Presse in New York, eine lange Zeit nicht einmal eine deutsche Druckerei. Die Thätigkeit der Gesellschaft blieb auf wenige Fälle von Hülfeleistung beschränkt. Die Zahl der neuen Mitglieder war äußerst gering. In Folge des Gelben Fiebers, welches hier mehrmals mit erschreckender Macht auftrat, fielen mehrere der vierteljährlichen General-Versammlungen aus. Aber auch in gesunden Zeiten wurden diese immer seltener. Selbst die jährlichen Festessen hörten auf und endlich mußte gar die deutsche Sprache als Geschäftssprache der Versammlungen und der Protocolle derselben weichen, da mehrere der Präsidenten und der anderen Beamten der Gesellschaft hier geboren und des Deutschen nicht mächtig waren. Die nach zwanzigjährigem Bemühen endlich im Jahr 1804 von der Gesetzgebung erlangte Gewährung eines Freibriefs für die Gesellschaft wurde zwar von ihren Mitgliedern mit Jubel aufgenommen, scheint aber den Schlummer ihrer Lebenskraft nur wenig unterbrochen zu haben. Während die übrige Bevölkerung von New York wuchs, blieb die deutsche zurück und es hatte den Anschein, als ob dieselbe ganz von den anderen Elementen überfluthet werden sollte.

„Endlich gegen Ende der zwanziger Jahre begann ein frischerer Luftzug zu wehen. Die Einwanderung hob sich freilich nur zu Zahlen, die jetzt verschwindend klein genannt werden würden. Aber man fühlte doch das Herankommen einer größeren Strömung, welche sich immer mehr New York als dem durch den Erie-Canal geöffneten Thor des Westens zuwandte. Die Wechselwirkung zwischen Amerika und dem alten Vaterlande wurde lebendiger und anregender. In demselben Maße begannen die Deutschen in Amerika und besonders in New York sich zu fühlen. Die dreißiger Jahre brachten die erste politische Einwanderung vom alten Vaterlande herüber und damit ein neues geistiges Element. Das Jahr 1834 sah auch die Gründung des ersten deutschen Journals, der „New Yorker Staats-Zeitung". In demselben Jahre hatten die Deutschen New York's ihre erste politische Versammlung.

Ein Jahr später entstand die erste deutsche Miliz-Compagnie und die Germania-Gesellschaft, deren Erscheinen im Festzuge am 4. Juli großes Aufsehen erregte. Mit einem Wort, in der auf 200,000 Köpfe angewachsenen Bevölkerung der Stadt begannen endlich die Deutschen, eine selbstbewußte, sichtbare Kraft zu werden.

„Damit brach auch für die Deutsche Gesellschaft ein neues Leben an. In der That fallen die Anfänge der weitgreifenden und wohlgeregelten Wirksamkeit, deren sie sich jetzt mit so vollem Rechte rühmen kann, in jene Periode. Im Vorgefühl der Dinge, die da kommen sollten, rafften schon im Jahre 1830 die Mitglieder sich zusammen, um zuerst das jährliche Festessen wieder aufzunehmen. Das war ein gesundes Lebenszeichen, und das Geschäft kam bald nach dem Vergnügen. Um dieselbe Zeit, 1833, schenkte Präsident Hone der Gesellschaft das goldene Abzeichen, welches heute Präsident Hauselt trägt. Die deutsche Einwanderung fing an, in immer höher steigenden periodischen Fluthwellen hereinzuströmen. Während der zwanziger Jahre hatte sie zwischen 148 als kleinster und 851 als größter Zahl geschwankt. Im Jahre 1832 erreichte sie die bis dahin nie dagewesene Ziffer von 10,194 Seelen. Im Jahre 1834 waren es 17,600, drei Jahre darauf 23,700, für unsere jetzigen Begriffe immer noch kleine, aber damals ungeheuer erscheinende Zahlen. Doch war das nur der Anfang der gewaltigen Strömung. Im Jahre 1847 erreichte sie die Stärke von 74,000, im Jahre 1854 gar die von 215,000 Köpfen. Dann trat eine Ebbe ein, das heißt, was man damals eine Ebbe nannte; aber nach unserem Bürgerkriege ging es wieder hinauf; auf 133,400 im Jahre 1867, auf 155,500 im Jahre 1872, bis endlich im Jahre 1882 die Viertelmillion um 630 überstiegen wurde. Ueber 3,809,000 deutsche Einwanderer suchten hier eine neue Heimath in den 64 Jahren zwischen 1820 und 1884, und vier Fünftel dieser Masse landeten im Hafen von New York.

„Wie diese Fluth begann und immer und immer gewaltiger stieg, so hörte der alte, schläfrige, gemüthliche Schlendrian in der Deutschen Gesellschaft auf. Es genügte nun nicht mehr, dann und wann einer darbenden deutschen Familie mit Brennholz über den Winter zu helfen, oder vorkommenden Falls eine deutsche Dienstmagd, die sich „verherrt", d. h. auf eine gewisse Zeit zu Dienst verkauft hatte, gegen schlechte Behandlung zu schützen, oder sich gelegentlich über das Wohlbefinden der Passagiere auf einem der wenigen Emigrantenschiffe zu erkundigen,

oder eine Gallone Brandy zu kaufen zum Willkommentrunk für die Neuangekommenen. In riesigem Maße häuften sich nun die Ansprüche an die helfende Thätigkeit der Gesellschaft. Nicht mehr einzelne Familien, sondern Tausende und wieder Tausende entstiegen nun den einlaufenden Schiffen, die neue, unbekannte Welt mit blöden Augen anstarrend und mit unsicherem Griff nach einer freundlich führenden Hand suchend. Nicht mehr einzelne Schiffe, sondern ganze Flotten von Fahrzeugen, im Emigranten-Transport beschäftigt, galt es jetzt zu überwachen, um die hülflosen Einwanderer gegen die grausame Rohheit der Seeleute und die noch grausamere Habsucht der Schiffseigenthümer, mit einem Wort: gegen die Greuel des Zwischendecks zu schützen und ihnen Raum und Luft und Nahrung und menschenwürdige Behandlung zu sichern. Nicht einzelne Strolche, sondern ganze Räuberbanden galt es nun zu bekämpfen, welche den deutschen Einwanderer bei seiner Ankunft auf dem fremden Strande mit dem Klang der heimathlichen Sprache in ihr Garn zu locken suchten, um ihm seinen letzten Nothpfennig zu stehlen. Nicht nur hier und da einen geschäftlichen Schwindler, sondern weitverzweigte, wohlorganisirte Schwindelgeschäfte galt es zu entlarven und lahmzulegen, welche den Emigranten hüben und drüben durch den Verkauf von werthlosen Reisebilleten oder falschen Wechseln oder Ländereien im Monde um seine Habe zu betrügen suchten. Nicht nur einzelne Kranke und Nothleidende waren unter Dach zu bringen, sondern Massen von Unglücklichen, welche der Wellengang des Schicksals an diesen Strand gespült, galt es mit rascher Hülfe dem Untergang oder wenigstens den schrecklichsten Gestalten des menschlichen Elendes zu entreißen.

„Der Kampf mit den sich immer höher thürmenden Schwierigkeiten solcher Aufgaben bildet die Geschichte der Deutschen Gesellschaft seit ihrem Aufleben in den dreißiger Jahren. Wie umsichtig, energisch und erfolgreich dieser Kampf geführt worden ist, würde es überflüssig sein bis ins Einzelne nachzuweisen, denn wir haben ja das Ergebniß vor uns. Sicherlich wird Niemand die außerordentlichen Fortschritte, welche in den letzten Jahrzehnten in der Behandlung der Einwanderer gemacht worden sind, besprechen können, ohne der großen Verdienste der Emigrations-Commission zu gedenken, welche im Jahre 1847 gesetzlich eingerichtet wurde, und deren Mitglied ex-officio der jeweilige Präsident der Deutschen Gesellschaft beständig gewesen ist. Aber ohne die Deutsche

Gesellschaft würde doch, trotz dieser erfolgreichen Einrichtung, der deutsche Einwanderer schon des Unterschiedes der Sprache wegen in einem immerwährenden und sehr drückenden Nachtheil gewesen sein, und die Wichtigkeit der Gesellschaft wurde daher durch die Einrichtung der Emigrations-Commission nicht im Geringsten vermindert.

„So sehen wir sie denn jetzt, dieselbe Gesellschaft, welche im dritten Jahre ihres Bestehens, wie schon erzählt, in feierlicher General-Versammlung sich mit dem Ankauf eines Stuhles für den Präsidenten, eines Tisches für den Secretär und zweier Lichterstöcke beschäftigte, wie ein Regierungs-Departement oder wie ein großes Kaufhaus zur Regelung ihrer Geschäfte in verschiedene Bureaus getheilt.

„Da ist nun das Auskunfts-Bureau, welches auf alle eingehenden Fragen nach bestem Wissen Information und Rath ertheilt. Im letzten Jahre hat es 6256 Briefe erhalten und davon 2141 schriftlich und die übrigen durch Uebersendung von Drucksachen, hauptsächlich eines vortrefflichen Büchleins: „Praktische Rathschläge für Einwanderer" beantwortet. Im Jahre 1833 hatte die Deutsche Gesellschaft schon ein ähnliches Pamphlet: „Wohlgemeinter Rath an Deutsche, welche nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika auszuwandern beabsichtigen", herausgegeben und davon 2000 Exemplare drucken lassen. Von dem neuen Schriftchen „Praktische Rathschläge" hat das Auskunfts-Bureau in einem Jahre 32,000 Exemplare vertheilt. Außerdem hat es im letzten Jahre 1751 Briefe für erwartete und kürzlich angekommene Einwanderer, die noch keinen bestimmten Wohnort gefunden, empfangen und an die Adressaten befördert, und es unterhält eine ausgedehnte Correspondenz mit Schwestergesellschaften und Consular-Behörden.

„Die Deutsche Gesellschaft hat nun ihren Wohlthätigkeits-Ausschuß, welcher die Verwaltung der Armenpflege, der directen Geldunterstützungen, der Krankenpflege und des Arbeitsnachweisungs-Bureaus führt. So wurden im vergangenen Jahre zur Linderung der Noth in 3728 Fällen $11,288 verausgabt, mit systematischer Umsicht, um dringendem Bedürfniß abzuhelfen, womöglich ohne eine Classe stehender Gewohnheitsbettler und Pensionäre zu schaffen. So wurden durch zwei von der Gesellschaft angestellte Aerzte im letzten Jahre 609 Kranke unentgeltlich behandelt und diesen 4418 Besuche gemacht, und auf 4124 Recepte freie Medicin, sowie gesunde und dem Zustande der Kranken passende Nahrung geliefert. So wurden ebenfalls im vergangenen Jahr von dem Arbeits-

Bureau, einer der allerwohlthätigsten und erfolgreichsten Einrichtungen der Deutschen Gesellschaft, durch einen von ihr angestellten Beamten im Castle Garden 27,758 arbeitsuchende Einwanderer mit Beschäftigung versehen.

„Die Gesellschaft hat ihr Bank-Departement, welches das Uebersenden von Geld durch Wechsel und Anweisungen nach Europa besorgt; ferner Passagescheine hin und her, sowie Reisepässe; ferner Billete für Eisenbahnen und Dampfschiffe ins Innere; ferner das Umwechseln von fremdem Gelde; ferner die Ausfertigung und Uebernahme von Vollmachten jeder Art, und die Eincassirung von Erbschaften und sonstigem Vermögen; ferner die Beförderung von Paketen und Werthgegenständen nach Europa und hierher, die Verwaltung von liegendem und beweglichem Eigenthum und von Hinterlassenschaften, und schließlich die Vollstreckung von Testamenten.

„Aber hier endet noch immer nicht die Liste der Schöpfungen der Deutschen Gesellschaft. Aus ihrem Schooße entsprang die Deutsche Sparbank, die sich so trefflich bewährt hat. Die Deutsche Gesellschaft gab die Anregung zur Gründung des Deutschen Hospitals, welches durch die Hülfe edelmüthiger Freunde und aufopfernder Aerzte zu einem so bedeutenden Institut der Wohlthätigkeit geworden ist. Sie schuf den Deutschen Rechtsschutzverein, dessen Amt es ist, dem in seiner Sicherheit, seinem Eigenthum, oder seinem Recht bedrohten deutschen Einwanderer unentgeltlich zur Seite zu stehen.

„So ist die Deutsche Gesellschaft aus kleinen, fast planlosen Anfängen zu einer großen, trefflich organisirten, in ihrem wohlthätigen Wirken weitreichenden Anstalt geworden. Dank ihr ist die große amerikanische Metropole, welche einst für den der Sprache des Landes und der Menschen unkundigen deutschen Einwanderer wie ein wilder Wald voll Schrecken und Gefahr war, ihm zu einem wahrhaft sichern und gastlichen Hafen geworden. Sie hat das Ihrige gethan, um die Greuel des Zwischendecks zu verscheuchen und die Fahrt übers Meer gesitteter Menschen und eines gesitteten Zeitalters würdig zu machen. Wenn der Heimathlose bangen Herzens ans Land tritt, so ist sie als Freundin da, um ihre Hand zu bieten. Was sie ihm sagt, ist wahr. Den Rath, welchen sie ihm gibt, kann er vertrauensvoll befolgen. Das Geld, welches sie ihm für das seinige auswechselt, ist gut. Ihre Unterschrift ist sicher, wie Gold. Sucht er Arbeit hier, so schafft sie ihm die Gelegen-

heit, die zu haben ist. Sie zeigt ihm den Weg ins Innere des Landes, und er geht stets sicher, wenn er ihrer Anweisung folgt. Hat er Geschäfte im alten Vaterlande, so ist sie da als bereitwillige und immer zuverlässige Vermittlerin. Ist er im neuen Lande hülflos einem Mächtigeren gegenüber, der ihm Unrecht thut, so steht sie da, ihn in seinem Recht zu schützen. Wirft ihn Krankheit darnieder, so ist sie seine Pflegerin. Selbst seinen Letzten Willen zu vollstrecken ist sie bereit und die Verfügung über seine Habe auszuführen, wenn er selbst nicht mehr da ist.

„So ist das Werk, welches vor hundert Jahren die bescheidenen 34 Männer in New York gegründet, ausgebaut in unsern Tagen. Könnten sie heute aus ihren Gräbern aufstehen, und mit ihnen der brave alte Steuben, dessen Beitritt sie damals mit so demüthiger Rührung begrüßten, wie würden sie freudig erstaunt sein über die Leistung, die so weit über all' ihre Pläne, über die kühnsten Flüge ihrer Phantasie hinausgewachsen ist! In der That haben auch wir, die wir doch große Dinge zu sehen gewohnt sind, wohl Ursache, uns des Gelungenen zu freuen. Das Deutschthum von New York darf stolz darauf sein; aber lassen Sie mich hinzusetzen, doch nur in der Weise wie es oft geschieht, daß die Vielen auf Das stolz sind, was die Wenigen unter ihnen gethan haben. Denn, gestehen wir es nur, die Deutsche Gesellschaft ist Das geworden, was sie ist, durch die Menschenliebe, die Umsicht, die Thatkraft und die Selbstaufopferung einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Männern.

„Wir rühmen mit Recht den Gemeingeist dieses Landes, der mit den freien Gaben eines patriotischen Bürgersinns viele der großen Dinge schafft, die anderswo dem Machtwort der Regierungen ihre Existenz verdanken. So hat dieses Volk Universitäten, Spitäler, Waisenhäuser, Museen, Kunstschulen u. s. w. in Menge und Pracht erstehen sehen, und mit gerechtem Stolz zeigen wir dem Fremden, was aus eigenem Antrieb der Bürgersinn eines freien Volkes schaffen kann. Aber von der großmüthigen Freigebigkeit, welche für öffentliche Wohlthaten ihre Tausende und Millionen herreicht, ist die Deutsche Gesellschaft nur stiefmütterlich bedacht worden. Während ihres hundertjährigen Bestehens finde ich von größeren Dotationen nur $5000 von Friedrich Gebhard im Jahre 1843, $20,000 von John Jacob Astor, 1844, $500 von G. Oelrichs, 1855, $500 von Eduard Stucken, 1853, $500 von J. C. Zimmermann, 1857, und $2000 von C. F. Dambmann, 1868, verzeichnet,

im Ganzen nicht mehr als $28,500. Glänzend sind das Deutsche Hospital, das Deutsche Dispensary und andere ähnlichen edlen Zwecken dienende Institute von hochsinnigen Herzen ausgestattet worden, und die Deutsche Gesellschaft selbst hat, wie es scheint, die Aufmerksamkeit Derer, die durch große Gaben ihre Namen in die Liste der öffentlichen Wohlthäter einschreiben, nur selten auf sich ziehen können. Und doch hat sie vielleicht mehr Leiden gemildert, mehr Unglück abgewendet und mehr Segen verbreitet, als manche der vielen Einrichtungen, welche die Günstlinge der Freigebigen gewesen sind.

„Aber es bleibt noch mehr zu sagen. Zu keiner Zeit ist die Ziffer der Mitglieder der Deutschen Gesellschaft, die zahlend und mithelfend dem edlen Zweck dienten, so groß gewesen, wie die Stärke und der Wohlstand der deutschen Bevölkerung hätten erwarten lassen. Selbst jetzt, da die Deutschen von New York wohl eine Viertelmillion zählen, ist die Mitgliederzahl der Deutschen Gesellschaft nur 1122. Ein ähnlich ungünstiges Verhältniß hat immer bestanden. Oft, wenn die Fluth der Einwanderung besonders hoch stieg, oder ein ungewöhnlicher Nothstand die Ansprüche an die Hülfeleistungen der Gesellschaft vermehrte, ja zuweilen unter ganz gewöhnlichen Umständen, haben Klagen über Mangel an Mitteln und Kräften, über Interesselosigkeit unter der deutschen Bevölkerung an diesem edlen Werk ihre Berechtigung gehabt. Es ist eben mit verhältnißmäßig kleinen Mitteln viel geleistet worden, und ich wiederhole: Das, worauf alle Deutschen stolz sein dürfen, haben in der That nur Wenige gethan.

„Schwerlich ist wohl die Selbstaufopferung der Männer, welche sich während der letzten fünfzig Jahre an die Spitze dieses Unternehmens stellen ließen, nach ihrem vollen Werthe geschätzt worden; wie sie, eine kurze Periode ausgenommen, ohne die geringste Belohnung pecuniärer Art ihre Zeit und ihre Arbeitskraft diesem wohlthätigen Werke uneigennützig widmeten; wie sie mit einer Anstrengung ihres geschäftlichen Erfindungsgeistes und einer unveränderlichen Ausdauer, welche ihnen, wenn ausschließlich ihrem Privaterwerb zugewendet, höchst ergiebig gewesen sein würden, die Maschinerie dieses gemeinnützigen Institutes aufbauten und vervollkommneten; wie sie muthig in den Kampf gingen mit dem organisirten Spitzbubenthum, welches die Plünderung der Einwanderer als regelmäßiges Geschäft betrieb; wie sie ihrer schönen Aufgabe treu blieben trotz der Anfeindungen und Demüthigungen, denen sie

sich nicht selten von Seiten widerwärtiger politischer Einflüsse, oder nationaler Eifersucht, oder gegnerischer Erwerbsinteressen aussetzen mußten; wie sie sich selbst die scharfe, nicht selten kleinliche, zuweilen gar bösartige und verdächtigende Kritik gefallen ließen, welche ihnen dann und wann von den eigenen Landsleuten wurde, und wie sie in dem oft heißen Streit widerstrebender Meinungen das Richtige festzuhalten und durchzuführen wußten. Wahrlich darf man sagen, daß diese Männer Bedeutendes unter oft entmuthigenden Umständen geleistet, daß sie nie auf Rosen gebettet waren, und daß ihrem menschenfreundlichen Sinn, ihrer praktischen Tüchtigkeit, ihrer unermüdlichen Thatkraft und ihrer hochherzigen Opferwilligkeit ein höheres Maß von Anerkennung und Ehre gebührt, als ihnen jemals geworden ist. An diesem Tage der hundertjährigen Gedächtnißfeier soll ihnen diese Ehre nicht fehlen.

„Aber an diesem selben Tage der Gedächtnißfeier geziemt es auch den Deutschen von New York zu bedenken, was ihre Pflicht ist diesem ehrwürdigen und edlen Unternehmen gegenüber. Wie viel auch geleistet worden ist, viel mehr hätte geleistet werden können, hätte die deutsche Bevölkerung von New York sich in größerem Maße, in einer ihrem Wohlstande angemessenen Weise an dem Werke betheiligt! Und jetzt noch bleibt viel zu thun. Die regelmäßigen Einkünfte der Deutschen Gesellschaft sind bei Weitem nicht hinreichend, auch nur annähernd die erforderliche Hülfeleistung in Fällen wirklicher Noth zu gewähren, und der Verwaltungsrath macht in seinem letzten Jahresbericht darauf aufmerksam, wie dringend wünschenswerth, neben dem Deutschen Hospital, die Gründung eines freien Asyls für arbeitsunfähige alte Männer und eines Hospitals für Unheilbare und Reconvalescenten, die sich jetzt von allen Hospitälern zurückgewiesen finden, erforderlich sei.

„So bieten sich den Deutschen von New York, die bisher der Deutschen Gesellschaft nicht ihre Mitwirkung haben zu Theil werden lassen, der Gelegenheiten noch viele, das Versäumte wieder gut zu machen. Wir haben Manche unter uns, denen das Schicksal gütig gewesen ist, indem es ihnen reichlichen Lohn für ihre thatkräftige Fähigkeit und ihren Fleiß gewährte. Kein schöneres Feld können sie finden zur Bethätigung ihrer Dankbarkeit für das Gute, das ihnen in dieser neuen Heimath erwachsen, als daß sie mit freigebiger Hand das Ihrige dazu beitragen, um Denen, die nachkommen, den Weg zu ebnen und die Unglücklichen unter denselben vor Elend zu schützen. Aber auch Diejeni-

gen unter uns, die nicht mit Reichthümern gesegnet sind, jedoch ohne drückende Sorge ein Leben fruchtbarer Arbeit und bescheidenen Behagens führen, sollten sich erinnern, daß das menschenfreundliche Werk der Deutschen Gesellschaft von dem Einzelnen nur wenig verlangt, und doch Großes leisten kann, wenn nur Viele ihr Weniges beisteuern. Es sollte nur erwähnt zu werden brauchen, daß eine Bevölkerung von einer Viertelmillion von Deutschen einem Institute wie der Deutschen Gesellschaft, die der Stolz Aller sein sollte, nicht mehr als 1122 Mitglieder geliefert hat, um unter Allen, denen der deutsche Name am Herzen liegt, einen Wetteifer zur schnellen Füllung der dünnen Reihen anzustacheln. In der That, in einer Bevölkerung so zahlreich und im Ganzen so wohlhabend wie die Deutschen der Stadt New York sollten sich Tausende bereit zeigen und es sich zum Ehrenpunkte machen, Jeder nach seiner Kraft diese Aufgabe der wohlthätigen Menschlichkeit mitlösen zu helfen.

„So laßt uns denn an diesem feierlichen Gedächtnißtage das Andenken der Männer ehren, die in bescheidener Weise besser bauten, als sie wußten, als sie heute vor hundert Jahren den Grundstein zu diesem guten Werke legten. Laßt uns dankbaren Herzens die hohen Verdienste Derjenigen anerkennen, die mit verständigem Sinn, mit unermüdlichem Eifer und mit der aufopferndsten Uneigennützigkeit und Treue allen Hindernissen Trotz boten, um das gute Werk zu Dem zu machen, was es heute ist. Aber vor Allem laßt uns nicht vergessen, daß noch viel zu thun übrig bleibt, und daß den Deutschen von New York eine Ehrenpflicht aufliegt gegenüber dem alten Vaterlande, dessen Kinder, und dem neuen, dessen treue Bürger wir sind, die Ehrenpflicht nämlich, für das weitere Gedeihen der Deutschen Gesellschaft treu und thatkräftig zu sorgen, damit ihr Wirken im zweiten Jahrhundert ihres Lebens noch viel größer und segensreicher werde, als es im ersten hat sein können."

Eine Rede, die großen Anklang fand, war die, welche Schurz zur Feier des „Deutschen Tags" bei der Welt-Ausstellung in Chicago, am 15. Juni 1893, hielt. Er sprach wie folgt:

„Dies ist der deutsche Ehrentag in dem friedlichen Wettkampf der Völker auf dem gastlichen Boden der amerikanischen Republik. Von nah und fern kamen wir her, um unsere Huldigung zu zollen dem Genius der deutschen Nation. Als mir die hohe Ehre des Rufes

wurde, dieser Huldigung im Namen meiner Landsleute Ausdruck zu geben, fand ich manche Hindernisse in meinem Wege. Aber das deutsche Blut in meinen Adern ließ mich nicht ruhen, und hier bin ich denn, um meine Stimme mit der Eurigen zu vereinigen in dem freudigen Gruß an das alte Vaterland. Wie wenig kennen uns doch unsere Stammesgenossen drüben, die da glauben, das Herz des deutschgeborenen Amerikaners sei in selbstsüchtiger Dollarjagd erkaltet und fühle nicht mehr für die alte Heimath! Heute vernehmen sie die Sprache dieses Herzens.

„Es ist ja wahr, wir sind treue Bürger der großen amerikanischen Republik, — treu wie die Treuesten. Und stolz sind wir auf unser Bürgerthum, stolz auf das freie Gemeinwesen, dessen Selbstregierung unsere Regierung, dessen Wachsthum unser Wachsthum, dessen Schicksal unser Schicksal ist; stolz auf das mächtige und edle Volk, mit dem wir uns Eins fühlen; stolz auf das ruhmvolle Sternenbanner, das Symbol harterkämpfter Nationaleinheit, das Wahrzeichen einer großen Vergangenheit und einer größeren Zukunft — stolz darauf sind wir wie die Stolzesten. Unsere Pflichten verstehen wir auch, und freudig erfüllen wir sie. Wenn immer unser neues Vaterland seine Söhne zu den Waffen rief gegen inneren oder äußeren Feind, so eilte der deutschgeborene Bürger unter den Ersten zur Fahne, um Blut und Leben auf dem Schlachtfeld der gemeinen Sache zu weihen, und unter den Helden und Märtyrern der Republik hat es nie gefehlt an Namen von deutschem Klang. In allen Werkstätten des Gedankens und auf allen Feldern der Arbeit haben der deutsche Geist und die deutsche Hand emsig und fruchtbringend geschafft, und wohl dürfen wir sagen, daß die Erde Amerika's reichlich gedüngt ist mit deutschem Blut und deutschem Schweiß. Und wenn es immer galt, durch die Ausübung politischer Rechte, die uns das neue Vaterland mit freigebiger Großherzigkeit verlieh, der Sache der Freiheit, der Gerechtigkeit und der ehrlichen Regierung zu dienen, so dürfen wir uns wohl rühmen, daß, obgleich nicht von zeitweiligen Irrthümern frei, die Masse der deutschgeborenen Bürger doch stets ihren Weg gefunden hat in die Reihen Derer, bei denen die Ehre und die Wohlfahrt des Landes am sichersten waren. Es gibt Verirrungen, zu denen selbst die verlockende Stimme des Parteigeistes die deutsch-amerikanischen Bürger nie hat verführen können. Fragt den politischen Schwindler und er wird bekennen müssen, daß ihm das „deutsche Vo-

tum" immer Angst und Sorge macht. Fragt den treuen Patrioten, und er wird Euch sagen, daß er mit Zuversicht auf den gesunden, redlichen Sinn und die patriotische Hingebung der deutsch-amerikanischen Bürger baut.

„Und mehr als dies. Wie lebhaft auch die Theilnahme des Deutsch-Amerikaners an den Schicksalen, Bestrebungen und Kämpfen des alten Heimathlandes sein mag, wie warm auch seine Wünsche den Stammesgenossen auf allen Pfaden folgen mögen, nie hat er sein Pflichtbewußtsein dem neuen Vaterlande gegenüber verwirren lassen durch den Gedanken, diese Republik von der sicheren Bahn ihrer bewährten, herkömmlichen Politik abzuleiten, sie in die Händel der Alten Welt zu verstricken und ihre Macht für ein ausländisches Interesse auszuspielen. Nie hat er in amerikanischer Politik europäische Politik zu treiben versucht. Einen Wunsch freilich hat er immer gehegt, und er wird ihn immer hegen. Es ist ein deutscher, aber nicht minder ein loyal-amerikanischer, patriotischer Wunsch. Es ist, daß das Wohlwollen, das zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und Deutschland von Alters her bestanden, niemals durch eine Wolke von Zwist oder auch nur von Mißverständniß getrübt werde, und daß unser altes und unser neues Vaterland immerdar den Nationen der Welt das schöne Beispiel geben mögen einer herzlichen, unverbrüchlichen Völkerfreundschaft.

„Wir blicken zurück auf jene dunkeln Tage des Rebellionskrieges, als die Union am Rande des Untergangs zu taumeln schien, als unsere Heere Niederlage auf Niederlage erlitten, als nicht nur unsere Feinde und Neider, sondern auch unsere schwachherzigen Freunde in der alten Welt das Auseinandergehen der großen Republik als Gewißheit prophezeiten; als der Credit unserer Republik auf den niedrigsten Punkt sank, als die Hoffnung auch der Muthigsten ins Wanken kam. Mit freudiger Genugthuung erinnern wir uns, daß von allen Völkern der Erde das deutsche Volk allein nicht das Vertrauen verlor auf den endlichen Sieg unserer guten Sache und auf die Zukunft Amerika's, daß es unbedenklich seine Ersparnisse zu Millionen und Millionen unserer schwergeprüften Republik herlieh und ihr so in dem verzweifelten Kampfe neue Kraft gab. Das war der Freund in der Noth, der dem bedrängten Freunde vertrauensvoll beistand; und reichlich, wie er es verdiente, wurde dies Vertrauen belohnt. Diese Völkerfreundschaft zwischen dem alten und dem neuen Vaterlande ewig stark zu erhalten, das ist der Wunsch, den

der Deutsch-Amerikaner warm im Herzen trägt, und den er gewiß im Herzen eines jeden edelgesinnten, patriotischen Eingeborenen wiederfindet.

„Der ist nicht fähig, die junge Braut treu zu lieben, der nicht die alte Mutter in treuem Andenken hält. Wer das alte Vaterland nicht ehrt, der ist des neuen nicht werth. So senden wir denn aus der Fülle des deutschen Herzens unsern Gruß über das Meer. Stolz wie wir sind, aus freier Wahl der amerikanischen Republik anzugehören, so sind wir stolz darauf, der großen Nation entsprossen zu sein, die ein Jahrtausend hindurch auf unzählige Schlachtfelder der Waffen, des Gedankens und der Arbeit ihre Siegesmale gepflanzt hat — der Nation, die ein mächtiges Culturvolk war, lange ehe Columbus die Küsten Amerika's sah. Sagen wir heute laut, wie sehr wir das Land lieben, in dem unsere Wiege stand. Mit wehmüthiger Lust denken wir an die grünen Wasser des heimathlichen Rheins, in denen sich die altersgrauen, sagenumwobenen Burgen spiegeln; wo die edle Traube glüht; wo der Mensch froh ist, auch ohne zu wissen warum; wo das deutsche Lied doppelt poetisch klingt; wo vom Niederwald das Bild der sieghaften Germania so trotzig über die Grenze blickt — an das schöne, liebe Land, von dem jeder Fußbreit uns theuer ist; von den dunklen Forsten des Schwarzwaldes und dem baierischen Hochgebirge bis zu den Dünen der Nordsee, von den tausendjährigen Eichen auf der rothen Erde Westphalens bis zu den schlesischen Bergen und den Buchenwäldern am baltischen Meer.

„Wir, die wir zu dem älteren Geschlecht gehören, wie haben wir einst die Erniedrigung des deutschen Namens empfunden, als das alte Vaterland in ohnmächtiger Zerrissenheit dalag; als Deutschland nur ein geographischer Begriff war; als der patriotische Geist seine Kraft in zerfahrenen Versuchen versplitterte; als das Volk der Denker nach all seiner glorreichen Vergangenheit nur noch als ein Volk thatenloser Träume, und die Zukunft des Vaterlandes nur als eine trostlose Oede erschien. Wer das erlebt, nur der kann es fassen, wie hoch und hehr das Herz schlug, als die große Kunde über den Ocean kam, der böse Zauber sei gebrochen; der Rothbart im Kyffhäuser sei erwacht und die alten Raben umkreisten den Berg nicht mehr. Das war ein Schauspiel, wie der einst so verspottete deutsche Michel plötzlich aus dem Schlafe erwachte; wie er die gewaltigen Glieder reckte; wie er seinen Schild schüttelte, daß er klang wie alle Donner des Firmamentes; wie das Stampfen seines Fußes den Boden Europa's erzittern machte; wie er mit mächtigem

Schwertschlag den übermüthigen Feind vor sich in den Staub warf; wie er mit Posaunenstimme ausrief: „Das ganze Deutschland soll es sein!“ und wie die Menschheit staunend aufblickte an der riesigen Heldengestalt!

„Das war eine herrliche Zeit. Wo immer in der weiten Welt es ein deutsches Herz gab, da schlug es voll Bewunderung und Dankbarkeit den Stammesgenossen im alten Vaterlande entgegen; und wo immer die deutsche Zunge klang, da erscholl in freudigem Chor das große Wort: „Der Deutsche hat wieder ein Vaterland!“ Jede deutsche Brust hob sich mit kühnerer Selbstachtung und jeder Tropfen deutschen Blutes erwärmte sich an der neu aufgestiegenen Frühlingssonne deutscher Ehre und Größe.

„Viele Jahre sind seitdem vergangen und nun sehen wir wieder die Germania im Siegeskranz, — diesmal nicht der blutige Lorbeer auf fernen Schlachtfeldern gewonnen, sondern jetzt hier auf unserem eigenen Boden, unter unseren eigenen Augen, die Germania geschmückt mit der Bürgerkrone, die sie sich erobert hat im friedlichen Völkerwettkampf der Erfindung, der Kunst, der schaffenden Arbeit, des fruchtbringenden Strebens, der Civilisation. Hier steht sie, nicht mit dem großen Haufen vermischt — hinter Keinem zurück und weit voraus den Meisten. Was Deutschland im Kriege vermag, das weiß die Welt, sie hat es gehört und gelesen. Was Deutschland im Frieden kann, das sieht sie jetzt.

„Gestehen wir's nur, Manche von uns hatten soviel kaum zu hoffen gewagt. Hier erinnerte man sich noch der demüthigen Leistung Deutschlands auf der Philadelphier Welt-Ausstellung des Jahres 1876. Jene Leistung war nicht allein klein an Umfang gewesen, sondern auch kleinlich an Charakter. Sie trug noch das Merkmal der alten Zeit vor der Wiedergeburt des Reiches, als in der Zerrissenheit des Vaterlandes der Deutsche noch kleinstaatlich lebte und kleinstaatlich dachte; als der Gedanke, in dem Wettkampf der Völker sich auf den ersten Platz zu schwingen, den meisten Deutschen noch fast wie eine thörichte Vermessenheit erschien; als in dem geschäftlichen Streben der spießbürgerliche Plan des kleinen, nächstliegenden Vortheils durch Unterbieten im Preise den weitsichtigen Unternehmungsgeist und die kühnen Griffe in die Zukunft ausschloß. Freilich hatte zur Zeit der Philadelphier Ausstellung das neue Deutsche Reich schon fünf Jahre bestanden und freilich war Deutschland die tonangebende Macht des europäischen Continents. Aber diese fünf Jahre waren doch zu kurz gewesen, als daß den natio-

nal-politischen Aufschwung ein national-wirthschaftlicher schon hätte einholen können. Die Folgen zweier großen Kriege mußten erst überwunden und der Bann der Kleinlichkeit, jenes alten Fluches des deutschen Wesens, mußte erst ganz gebrochen werden durch das Wachsthum weiter Anschauungen, kühneren Strebens und höherer Ziele. Und dieses Wachsthum ist gekommen, wie es bei einem tüchtigen Volke kommen mußte, unter jener mächtigsten aller Inspirationen des Volksgeistes, — der Inspiration einer edleren und stolzeren nationalen Selbstachtung. Und wie bei dem einzelnen Menschen, so bei einem Volk — Selbstachtung ist Charakter.

„Es gibt in dem Kampf der Concurrenz zwei Arten von geschäftlicher Politik, die für den Charakter des Geschäftsmannes und den des Geschäftes bezeichnend sind. Die eine ist, was ich schon erwähnt habe, das Unterbieten der Preise, mit der Devise: „Billig und schlecht." Das ist die Politik des Spießbürgers, der seinen Vortheil durch kleinliche Schlauheiten sucht und sich an eine ebenso kleinliche Kundschaft wendet; eine engherzige, feige, kurzsichtige, durch ihre eigenen Kniffe sich selbst übervortheilende Politik, die wohl ein Feld zeitweilig gewinnen, es aber nie auf die Dauer behaupten kann; die durch ihre kurzen Siege ihre eigene Niederlage um so gewisser macht; eine Politik, die eines tüchtigen Mannes und eines tüchtigen Volkes unwürdig sind.

„Die andere ist die Politik des Ueberbietens im Werthe — mit der Devise: „Beste Waare für guten Preis." Das ist die Politik des Geschäftsmannes von weitem Blick und von Charakterstolz; des Mannes, der mit offenem Geist die Bedürfnisse seiner Zeit erforscht und die besten Mittel sucht, ihnen zu genügen; der die Fortschritte der Erfindung und die Entwicklung der Gelegenheiten mit scharfem Auge verfolgt; der mit großem Sinn und freigebiger Hand die Wissenschaft und die Kunst zu seinen Gehülfen macht; der sich mit ehrlichem Handeln eine ehrliche Kundschaft gewinnt, und der auf dem Boden des gewonnenen Vertrauens mit kühnem Unternehmungsgeist Weiteres wagen darf. Das ist die Politik eines Volkes, das seine Industrie und seinen Handel in großem Maßstabe aufbauen will; eines Volkes, das Geist besitzt und diesen Geist zu gebrauchen versteht; eines Volkes, das in seine eigene Kraft Vertrauen setzt und vor seinem eigenen Charakter Respect hat. Das ist die Politik, die den Weltmarkt erobern und ihn auch behaupten kann.

„Die Politik des Unterbietens im Preise — das war Deutschland in

Philadelphia — ein nachschleichender Schatten des Deutschlands der alten Zeit, der Zeit der Zerrissenheit, der Ohnmacht, der Kleinlichkeit, der Selbst-Ironie, des Zweifels an der eigenen Kraft. Die Politik des Ueberbietens im Werth — das ist Deutschland in der Weißen Stadt zu Chicago — das Deutschland der neuen Zeit, des mächtigen Reichs, des gehobenen Nationalgefühls, der Selbstachtung, der großen Inspiration, des gewaltigen Könnens und des hohen Wollens, groß in seinem Kriegsruhm und nicht weniger groß in den Werken des Friedens. Diesem Deutschland bringen wir heute unsern Gruß.

„Mit stolzem Bewußtsein des Vollbrachten kann Deutschland hier den Völkern der Erde zurufen: „Kommt her und seht!“ In diesen Räumen zeigt sich nicht nur das stoffliche Product, hier weht der Geist der Nation. Nach den deutschen Siegen im französischen Kriege sagte man: „Das war nicht bloße brutale Kraft, das hat der deutsche Schulmeister gethan.“ Dasselbe Wort gilt hier, wenn man dem deutschen Schulmeisterthum die deutsche Universität zuzählt. In keinem Lande der Welt wird soviel wie in Deutschland die Wissenschaft um ihrer selbst wegen, das ist, um der Erkenntniß wegen, gepflegt; und doch hat sie in keinem Lande der Welt dem praktischen Schaffen größere Dienste gethan. Das Beispiel steht vor uns. Was ist hier nicht alles, — von dem Nürnberger Spielzeug bis zu dem riesigen Ungeheuer der Krupp'schen Kanone, bis zu den Wundern der Schmiedekunst und des Berliner und Meißener Porzellans, bis zu den neuesten Erzeugnissen auf dem Gebiete des Maschinenbaues, des Bergbaues, des Eisenbahnwesens, der Chemie, der electrischen Triebkraft und des electrischen Lichts — und da leuchtet wieder das deutsche Licht am hellsten und am weitesten — bis zu den Herrlichkeiten der heutigen Textil-Industrie, bis zu den glänzenden Schöpfungen der Neuzeit in Malerei und Sculptur, von den einfachsten Lettern des gewöhnlichen Buchdrucks bis zu dem blendendsten Prachtwerke in Buchstaben und Bildern, von der Handfibel der deutschen Volksschule bis zu dem Apparat höchster Wissenschaft. Alles dies und viel mehr, wie es auf deutschem Boden gewachsen ist, das Nützliche und Schöne vereint, in einer Mannigfaltigkeit, Fülle und Pracht, und von jener Anmuth durchwebt, wie sie nur einem in vielhundertjähriger Geschichte gebildeten Culturvolk eigen sein kann — hier ist dies alles, so erstaunlich und doch so unleugbar und überzeugend, daß die Kritik ohne Kampf der Bewunderung weicht und selbst die Mißgunst und Eifersucht stumm wird.

„Niemand verarge uns, wenn auch wir Deutsch-Amerikaner fühlen, als hätten wir an diesem schönen Siege der Stammesgenossen unsern Antheil. Es sei uns vergönnt, uns in dem Glanz des alten Vaterlandes zu sonnen. Mit Stolz weisen wir unsere amerikanischen Brüder hierher und sagen: „Seht, dies ist Deutschland, das Land, das uns geboren. Dies ist das deutsche Volk, das Volk, dem wir entsprossen sind. Achtung diesem Land und diesem Volk!" Allen anderen Nationen gönnen wir neidlos, was immer an Triumphen sie verdient haben. Wir sind mit diesem zufrieden. Und für diesen Triumph senden wir dem alten Vaterlande unsern herzenswarmen Dank. Dank dem deutschen Geist und der deutschen Kraft, die alles dies geschaffen. Dank dem Kaiser für die mächtige Anregung, die er diesem Werk in Deutschland gegeben, und für die Gunst, Sorge und Hülfe, die er ihm angedeihen ließ. Dank dem Commissär des Deutschen Reiches, Herrn Wermuth, der mit seltener Umsicht und Geschicklichkeit, mit sicherem Takt und mit rastloser Hingabe und Energie dieses Werk vorbereitet, geordnet, gefördert und überwacht hat. Sein Name wird hier stets in hoher Achtung und Freundschaft leben. Dank jedem deutschen Mann, der seinen Antheil, ob groß oder klein, zu diesem glänzenden Beweise deutschen Könnens beitrug.

„Diesen Dank begleiten unsere wärmsten Wünsche. Mögen dem deutschen Vaterlande zur Entwicklung des so kräftig Begonnenen und so herrlich Erreichten noch viele Jahre ungetrübten Friedens beschieden sein. Möge es alle Prüfungen, die das Schicksal ihm auferlegen mag, seiner würdig bestehen. Der Horizont Deutschlands ist freilich nicht wolkenlos. Nicht allein seine Lage zwischen gefährlichen Nachbarn, sondern auch nicht weniger der hitzige Interessenstreit und das Parteigewirr im Innern mögen wohl oft dem deutschen Patrioten die Ursache schwerer Sorge sein. Aber ich gestehe, ich bin wenig besorgt um das Ende. Was wir dort Beunruhigendes sehen, ist in der Weltgeschichte nichts Außergewöhnliches. Große nationale Neubildungen, aus früher gesonderten und unabhängigen Bestandtheilen zusammengefügt, haben immer eine Periode der Verwirrung zu überwinden, bis die Erkenntniß Dessen, was in dem neuen Zustande die Hauptsache und was die Nebensache ist, das ganze Sammelvolk durchdrungen hat. Wie lange hat es in unserer amerikanischen Union gewährt, bis dieser Proceß vollendet war! Wie er sich hier vollzog, so wird er es auch drüben. Das deutsche

Volk wird niemals vergessen, daß seine Einigkeit, im Reiche verkörpert, die Grundbedingung seiner Stärke, seiner Größe und seiner Wohlfahrt ist. Und das Reich wird unfehlbar die verläßlichste Bürgschaft seines Bestehens finden in der fortschrittlichen Entwicklung freier Institutionen. Das deutsche Volk ist wie jedes andere tüchtige Volk — je freier, um so treuer. So wünschen wir herzlich und hoffen wir fest, daß das einige Deutschthum immerdar grünen und blühen werde, sich selbst und aller Welt zum Heil.

„Uns aber, den Amerikanern deutschen Blutes, sei, was wir hier sehen, eine Mahnung und eine Inspiration. Vergessen wir nie, daß wir des vaterländischen Ruhmes froh sein dürfen nur in dem Maße, in dem wir seiner würdig sind. Ich sagte: Wer das alte Vaterland nicht ehrt, ist des neuen nicht werth. Ich sage auch: Der ist des alten Vaterlandes nicht werth, der nicht im neuen zu den pflichttreuesten Bürgern zählt. Noblesse oblige. Sich einen Deutschen zu nennen, bedeutet jetzt mehr, als es früher bedeutet hat. Wer sich so nennt, der vergesse niemals seine Ehrenpflicht. Er achte Deutschland in sich selbst. Großes kann der Deutsch-Amerikaner vollbringen in der Entwicklung der Sammel-Nation der Neuen Welt, wenn er in seinem Sein und Thun das Beste des deutschen Wesens mit dem Besten des amerikanischen Wesens vereint zur Gestaltung bringt. Und hier an diesem deutschen Ehrentage laßt uns geloben, diese hohe Aufgabe getreu zu erfüllen.

„Dieses ist der Gruß, den wir hinübersenden. Mit dieser Liebe für was du bist, mit diesem Dank für was du gethan, mit diesem Wunsch für deine Wohlfahrt, mit diesem Gelübde deiner würdig zu sein, aus vollem Herzen grüßen wir dich heute, du große, alte Mutter, du herrliches, du liebes deutsches Vaterland!"

Eine andere Rede, welche von Millionen von Deutsch-Amerikanern beherzigt zu werden verdient, ist die, welche Schurz bei dem Festbankett zu Ehren des fünfzigjährigen Bestehens des „Deutschen Liederkranzes", am 9. Januar 1897, hielt. Es war die Antwort auf den Trinkspruch: „Die deutsche Muttersprache". Er sagte Folgendes:

„Meine Freunde! Die Beantwortung des Trinkspruchs auf die deutsche Muttersprache sollte eigentlich gesungen werden. Der „Liederkranz" hat das ja so oft und so ergreifend gethan — erst vorgestern wie-

der — und es wäre besser, es stände auch jetzt an meiner Stelle der Liederkranz-Chor. Wir feiern ja hier auch in erster Linie die deutsche Muttersprache, wie sie im deutschen Liede erklingt. Es ist wohl wahr, daß es andere Sprachen gibt, die sich durch die Volltönigkeit ihrer Vocale und die Weichheit ihrer Consonanten besser für den Gesang zu eignen scheinen; aber in keiner Zunge wird doch so viel gesungen, wie in der deutschen; und keine hat in so reicher Fülle und in so schöner Innigkeit und Kraft Das hervorgebracht, was das Volk singt — das Lied. Mit der deutschen Muttersprache ist das deutsche Lied dem deutschen Herzen entsprungen und es hat seinen Weg um die Welt gemacht. Dem deutschen Geiste und dem deutschen Streben mag Manches widerstehen — dem deutschen Liede widersteht Nichts.

„Wenn wir von unserer Muttersprache reden, so muß man es uns nicht verargen, daß wir ein wenig sentimental werden. Das ist nicht ein Zeichen von Schwäche. Sie erinnern sich wohl an Heine's Vers von den „sentimentalen Eichen". Aber die deutsche Muttersprache ist für jeden denkenden Menschen, der sie besitzt, ein Schatz, dessen Werth über das bloße Gefühl hinausgeht. Wir Deutschen hören es gern, wenn man die Ehrlichkeit unter die Hauptzüge des deutschen National-Charakters zählt. Ich für meinen Theil höre es besonders gern, daß der beste Theil des amerikanischen Publicums stets auf die Deutsch-Amerikaner rechnet, wenn es sich um solche Dinge wie ehrliche Regierung oder ehrliches Geld handelt. Verzeihen Sie, daß ich auf so etwas hier anspiele; ich thue es nur, weil solche Ehrlichkeit auch ein hervorragender Charakterzug unserer deutschen Muttersprache ist.

„Andere Sprachen, besonders die romanischen, zeichnen sich durch feine und schmiegsame Eleganz ihrer wohltönenden Redewendungen aus. Es ist in diesen Sprachen leicht, etwas sehr hübsch Klingendes zu sagen, das eigentlich nichts ist. Auf Deutsch geht das schwer. Ich meine damit nicht, daß ich es bewundernswerth finde, wenn man sagt: „Hier wird Deutsch gesprochen!" um damit anzukündigen, daß man nun recht grob sein wird. Ich meine vielmehr, daß, wenn man auf Deutsch etwas Dummes sagt, es durchweg auch ehrlich dumm klingt. Und sagt man auf Deutsch etwas Gescheidtes oder Elegantes, so kann man es nur schwer gescheidter oder eleganter klingen machen, als es wirklich ist. Mit anderen Worten, die deutsche Muttersprache ist nicht die Sprache gleißnerischer Zierlichkeit. Aber dafür besitzt sie um so mehr alle Orgel-

register der Kraft, der Hoheit, des begeisterten Schwunges, der Leidenschaft, des innigen Gefühles. Was in irgend einer anderen Litteratur übertrifft die Ausdruckswucht der deutschen Bibel, die erhabene Volltönigkeit des Schiller'schen Dramas, oder die bezaubernde Wortmusik der Lieder Heine's?

„Es wäre überflüssig, hier von der alle Gebiete der menschlichen Geistesthätigkeit umfassenden Litteratur zu reden, die in der deutschen Sprache aufgewachsen ist und deren überragende Größe die ganze civilisirte Menschheit anerkennt. Denn es ist nicht die deutsche Litteratur allein, die uns die Muttersprache bietet.

„Es gibt keine Sprache der Welt, deren Eigenthümlichkeiten schwerer in einer anderen Sprache wiederzugeben sind, wie die deutsche; und keine, in die andere Sprachen mit allen ihren Redeweisen und Versmaßen mit solcher Treue übertragen werden können und so reichlich übertragen worden sind. Homer, Dante, Hafis, Shakespeare, Aristoteles, Bacon, Thukydides, Tacitus, Macaulay, Victor Hugo, Walter Scott, Tolstoi — Dichtung, Philosophie, Wissenschaft, Geschichtsschreibung und Roman — alles dies aus allen Zeiten und Ländern hat in der deutschen Sprache eine Herberge gefunden in Uebertragungen, die der Originale in Treue, Kraft und Schönheit würdig sind. Die deutsche Sprache bietet also, wie keine andere, die gesammten Reichthümer der Weltlitteratur.

„So besitzen wir in ihr in der That einen Schatz, dessen Werth wir nicht hoch genug achten können, besonders wir nicht, die wir uns in der Neuen, anders sprechenden Welt eine neue Heimath gegründet haben. Es wird unseren Stammesgenossen in Amerika zuweilen zugemuthet, daß sie nicht allein Englisch lernen, sondern auch die alte Muttersprache gänzlich fahren lassen sollen. Die uns das zumuthen, sind unverständige Leute. Daß der Deutsch-Amerikaner Englisch lernen soll, wird Niemand bestreiten. Er schuldet das seinem neuen Vaterlande und er schuldet es sich selbst. Aber daß er darum die deutsche Sprache verwerfen soll, ist mehr als Thorheit. Als amerikanischer Bürger sollen wir uns amerikanisiren. Gewiß sollen wir das. Ich habe stets eine vernünftige Amerikanisirung befürwortet. Aber das bedeutet nicht eine gänzliche Entdeutschung. Es bedeutet, daß wir die besten Züge des amerikanischen Wesens annehmen und sie mit den besten Zügen des deutschen Wesens verschmelzen. So liefern wir den werthvollsten Beitrag zum amerikanischen National-Charakter und zur amerikanischen Civilisation. Und so

sollten wir uns als Amerikaner die englische Landessprache aneignen und dabei die deutsche Muttersprache nicht verlieren.

„Der Gedanke, daß die Bewahrung der deutschen Sprache neben der englischen die Entwickelung unseres amerikanischen Patriotismus behindern könne, ist so einfältig, als wenn man sagte, es mache uns weniger patriotisch, wenn wir "Hail Columbia" in zwei verschiedenen Sprachen zu singen verstehen. Es gibt Tausende von Stockamerikanern, die Deutsch lernen. Das macht sie nicht weniger patriotisch — es macht sie nur gebildeter und gescheidter. Sie lernen Deutsch, weil sie den hohen Werth der Sprache erkannt haben. Sie lernen Deutsch mit mühevoller Arbeit, denn Deutsch ist schwer. Wir Deutsch-Amerikaner haben diesen Schatz mit uns herübergebracht. Wir brauchen das Deutsche nicht erst zu erlernen — wir brauchen es nur nicht zu vergessen. Und unsere Kinder werden Das umsonst haben, was Andere sich nur schwer erwerben können, wenn wir vernünftig und gewissenhaft genug sind, die deutsche Sprache nach Kräften in der Familie zu hegen und zu pflegen. Das mag nicht hinreichen, unsern Kindern eine solche Kenntniß der Sprache zu geben, wie wünschenswerth ist, aber es wird ihnen die Erwerbung des Fehlenden unermeßlich erleichtern.

„Ich predige hier nicht als Einer, von dem es heißen könnte: „Folgt seinen Worten und nicht seinen Werken." Ich bilde mir ein, ein so pflichttreuer Amerikaner zu sein, wie irgend einer. Ich habe auch Englisch zu lernen versucht, und meine Kinder ebenfalls. Aber in meinem Familienkreise wird nur Deutsch gesprochen, viel Deutsch gelesen und schriftlich nur auf Deutsch correspondirt. Ich darf mir daher erlauben, mich über diesen Punkt stark auszudrücken. Und so sage ich Ihnen, wenn ich sehe, wie deutsch-amerikanische Eltern aus bloßer Bequemlichkeit es versäumen, ihren Kindern den Besitz der Muttersprache zu sichern, wie sie das kostbare Gut, das sie haben, leichtsinnig wegwerfen, so empört sich mein deutsches Herz, wie mein amerikanischer Verstand. Diese Eltern thun nicht, was sie ihren Kindern schuldig sind. Sie begehen an ihnen eine Pflichtverletzung, einen Raub, eine Sünde. Um so mehr ehre ich jeden deutsch-amerikanischen Verein, in dem, wie in diesem, die deutsche Muttersprache hochgehalten und gehegt wird. Er thut der Mitwelt wie den kommenden Geschlechtern einen unschätzbaren Dienst. Wie in dem halben Jahrhundert, das nun so ehrenvoll hinter ihm liegt, so wird der „Deutsche Liederkranz" auch in den unzählbaren

Jahren, die, wie wir alle hoffen, ihm noch beschieden sein mögen, dieser schönen Pflicht unwandelbar treu bleiben. Denn die Muttersprache ist ja das Band, das ihn zusammenhaltend umschlingt. Die deutsche Muttersprache, die liebe, starke, edle, innige, heilige, hier und auf dem ganzen Erdenrund, — unvergänglich soll sie leben!"

Es macht mir große Freude, diese Reden meines verehrten Landsmannes und Mitbürgers hier abdrucken zu können, mit der Gewißheit, daß sie erhebend, anspornend und fruchtbringend fortleben für spätere Geschlechter.

Zum Schlusse noch die Worte, welche Schurz bei der deutschen Feier seines Geburtstags, im Saale des „Liederkranzes", am 8. März 1899, sprach:

„Meinen Dank für die Ehre, mit der Sie mich überhäufen, kann ich Ihnen nur in sehr ungenügender Weise aussprechen. Daß ich diese Zeichen Ihrer Achtung und Freundschaft überaus hoch schätze, bedarf gewiß keiner Versicherung. Glauben Sie mir, es ist keine Ziererei meinerseits, wenn ich Ihnen sage, daß die Anerkennung und die freundliche Gesinnung, die mir dieser Tage von allen Theilen der Vereinigten Staaten, sowie vom alten deutschen Vaterlande zugeströmt sind, und die an diesem Abend einen so beredten Ausdruck gefunden, durch ihre Fülle und Eigenthümlichkeit mich in einen Zustand, ich möchte fast sagen, hilflosen Erstaunens versetzten. Ich erfahre darin so viel über mich, an das ich selbst nie gedacht habe. Ich habe nie gewußt, daß ich hüben und drüben so sehr viele Freunde besitze, so viele auch unter meinen politischen Gegnern, und daß diese Freunde über meine Bestrebungen eine so gute Meinung hegen. Wie herzlich dankbar ich Ihnen und Allen, die mir diese beglückende Gewißheit gegeben haben, dafür bin, könnte auch das stärkste Wort kaum stark genug ausdrücken. Ich muß Sie also bitten, mit dem schwachen Wort zufrieden zu sein. Hier sind wir in einer Halle versammelt, in der das deutsche Lied auf seinem unwiderstehlichen, siegreichen Eroberungszuge über die ganze Welt eine Heimath gefunden hat. Hier klingen mir die trauten Töne der Sprache entgegen, die wir als Lieder von den Lippen unserer Mütter gehört, die uns in allen Kämpfen und Wechselfällen des Lebens lieb geblieben ist, die uns Aelteren bis zum Ende unserer Tage lieb bleiben wird und die unseren Kindern lieb bleiben sollte. Hier be-

grüßen wir einander als amerikanische Bürger deutschen Stammes, die durch gemeinsamen Ursprung, gemeinsame Schicksale und gemeinsame Sympathien in ihren Gefühlen verbunden sind.

„Es ist mir die Ehre geworden, in vielen der Briefe und Adressen, mit denen die Amerikaner mich erfreut haben, als ein Vertreter des Deutschthums im öffentlichen Leben unserer Republik bezeichnet zu werden. Diese Ehre kann ich guten Gewissens insofern annehmen, als bei all meinen Betheiligungen an öffentlichen Angelegenheiten mir als einem deutsch geborenen Bürger stets der Gedanke gegenwärtig war, daß ich vor Allem dem deutschen Namen in Amerika niemals Schande machen dürfte. Das ist mein redliches Bestreben gewesen. Aber ich habe mir niemals angemaßt, mich als den Führer der Amerikaner deutschen Namens so aufzuwerfen, als ob ich in irgend einer Weise verlangt oder erwartet hätte, daß die Deutsch-Amerikaner mehr als irgend ein anderer Theil der Bevölkerung meine Meinung unüberlegt annehmen oder meiner Führung blindlings folgen sollten. Ich habe stets nur an ihre gesunde Vernunft, ihr Pflichtgefühl, ihre Ehre und ihren Patriotismus appellirt und nie verfehlt, sie zu mahnen, daß es die erste Pflicht des Bürgers sei, bei der Ausübung seiner politischen Rechte sich nach bestem Wissen und Können eine eigene Ueberzeugung zu schaffen und dann mit unerschrockenem, opferwilligem Muthe dieser Ueberzeugung nach zu handeln.

„Sie erinnern sich des Wortes: "He serves the party best, who serves the country best." Wer dem Lande am besten dient, dient seiner Partei am besten. Und so habe ich immer geglaubt, daß diejenigen Deutsch-Amerikaner das Deutschthum in Amerika am besten vertreten und am wirksamsten heben, die im besten Sinne des Wortes bestrebt sind, dem Lande nützlich zu sein, ihre politischen Rechte gewissenhaft auszuüben und ihre vollen Pflichten im Gemeinwesen zu erfüllen. Und solcher Vertreter gibt es viele unter uns. Wenn die gerechte Geschichte von Denjenigen spricht, die die Wildnisse dieses Continents in blühende Gärten verwandelten, die in der amerikanischen Einöde geschäftige Märkte aufbauten, die Städte mit fleißigen, ordnungsliebenden Bürgern füllten, die Pflegeschulen der Volkserziehung und der Wissenschaft mit wirksamer Lehrkraft und gründlichem Forschungsgeist beseelten, und in Zeiten der Gefahr mit freudiger Opferwilligkeit ihr patriotisches Blut in Strömen vergossen, so wird sie zahllose deutsche Namen nennen. Sie

wird mehr sagen. Sie wird von den Deutschgeborenen als derjenigen Classe von Bürgern sprechen, deren conservativer Sinn, ohne im Geringsten vernünftiger Neuerung abhold zu sein, den Wirbelstürmen der Volkslaune, die wir "crazes" nennen und die dann und wann mit scheinbarer Unwiderstehlichkeit über das Land fegen, mit der kühlsten und festesten Besonnenheit entgegen standen. Sie wird von ihnen sprechen als demjenigen Theil der Bürgerschaft, der sich am wenigsten von einem despotischen Parteigeist dauernd knechten ließ, besonders wenn es die Aufrechterhaltung der Ehrlichkeit im öffentlichen Wesen galt. Sie wird noch mehr sagen. Sie wird den Amerikanern deutschen Blutes das Zeugniß geben, daß die warme und pietätvolle Liebe, die sie dem alten Vaterlande bewahrten, ihrer treuen Liebe für die amerikanische Republik und der treuen Ausübung ihrer amerikanischen Bürgerpflicht nie den geringsten Eintrag that und sie nie dazu verleitet hat, mit ihrem Einfluß in der amerikanischen Politik Interessen zu dienen, die nicht amerikanisch waren. Und noch mehr. Sie wird ihnen das große Verdienst zusprechen, in das amerikanische Leben mit seiner rastlosen, aufreibenden und gar zu ernsthaften Geschäftigkeit ein Element gepflanzt zu haben, das ihm peinlich fehlte und dessen weitere Entwickelung in den Landessitten dem amerikanischen Volk ein unschätzbarer Segen sein wird: das Element der geselligen Pflege der Kunst und des harmlos frohsinnigen Lebensgenusses.

„Sie sehen, es hat auf den verschiedenen Feldern menschlicher Thätigkeit nie an würdigen Vertretern des Deutschthums in Amerika gefehlt und Jedermann mag stolz darauf sein, in ihren Reihen genannt zu werden. Dies ist gewiß nicht der Ort und die Stunde, um öffentliche Fragen zu besprechen, über welche ehrliche Meinungsverschiedenheiten bestehen. Und ich rechne es mir zur besonderen Ehre an, bei diesem Feste Männer zu sehen, deren Ansichten über diese oder jene Punkte mit den meinen nicht übereinstimmen. Für ihre Gegenwart bin ich in einem besonderen Sinne dankbar. Aber ich möchte doch einen besonderen Gegenstand von öffentlichem Interesse berühren, der uns Deutschgeborene eigenthümlich betrifft und über den, wie ich hoffe, unsere Meinungen und Gefühle nicht weit auseinander gehen. Es ist in unsern Tagen vielfach die Rede davon, daß das Deutschthum in Amerika im Niedergang begriffen sei in Folge der verminderten deutschen Einwanderung, des Absterbens der alten Generation und der völligen Amerikanisirung

der neuen. Thatsache ist es, daß das Deutschthum in Amerika schon verschiedene Male in ähnlicher Weise in sogenanntem Niedergange gewesen ist und sich dann in Folge wachsender Einwanderung von wünschenswerthen Elementen im Punkte der Zahl, des Charakters und der Lebensfähigkeit wieder gehoben hat. Und diese Einwanderung hängt von politischen und ökonomischen Verhältnissen ab, die großem Wechsel unterworfen sind. Der Niedergang mag sich daher bald in ein neues Aufleben verwandeln, wie er es schon früher gethan hat.

„Was nun die Amerikanisirung der zweiten Generation und der darauf folgenden betrifft, so ist das ein ganz natürlicher und nothwendiger Proceß, bei dem nur zu wünschen ist, daß er in der dem Gesammtwohl ersprießlichsten Weise stattfindet. In der That soll sich ja die erste Generation der Eingewanderten schon amerikanisiren. Und sie thut es auch. Der geborene Deutsche, der sich hier in dieser neuen Heimath seiner Wahl niederläßt, soll schnell verstehen lernen — und die meisten lernen es schnell verstehen — daß dies nun sein Land ist; daß die Wohlfahrt dieses Landes, seine eigene und die seiner Nachkommenschaft aufs Innigste verbunden ist; daß es ihm und seinen Stammesgenossen nicht einfallen darf, hier eine abgesonderte Nation bilden zu wollen; daß er als Deutsch-Amerikaner keine ausnahmsweisen Rechte oder Pflichten oder Interessen hat, sondern nur die Rechte und Pflichten und Interessen des amerikanischen Bürgers; daß er die Verantwortung des amerikanischen Bürgers unter den freien Institutionen der Republik wohl begreifen soll, um seine politischen Rechte im allgemeinen Interesse ehrlich und vollständig auszuüben; daß seine eigene Freiheit, sein eigenes Recht und seine eigene Zukunft am sichersten gewahrt sind in der Freiheit, dem Recht und der Zukunft Aller, nnd daß er der amerikanischen Republik seine vollste Ergebenheit und, wenn es noth thut, sein Gut und Blut, schuldet. Aber dieser nothwendige Amerikanisirungs-Proceß schließt keineswegs ein, daß der Eingewanderte die guten und wünschenswerthen Eigenschaften, Denkarten und Sitten, die er von der alten Heimath mitgebracht hat, in der neuen baldigst abwerfen soll, um sich dafür andere anzuschaffen. Im Gegentheil, er würde damit seiner neuen Heimath etwas Werthvolles entziehen. Wie hoch wir auch die großen Eigenschaften des Angelsachsen anschlagen und achten mögen, so können wir doch diese geschichtliche Thatsache nicht verkennen: das Volk der Vereinigten Staaten ist bestimmt, die große Sammel-Nation der

Welt zu sein, in der die lebensfähigen Kraft-Elemente aller civilisirten Völker zu einem neuen Ganzen zusammenfließen. Es ist die natürliche Pflicht eines jeden dieser Elemente, dem neuen Ganzen die besten seiner Eigenschaften mitzutheilen und die besten von den Anderen gebotenen Eigenschaften anzunehmen. Wenn wir Deutsch-Amerikaner die besten Züge unseres Charakters, unseres Denkens und unserer Sitten hier gänzlich verschwinden lassen, so würden wir unsere Pflichtbestimmung im Wachsthum der großen Sammel-Nation von dem Gesichtspunkte wahrer Amerikanisirung aus auf beklagenswerthe Weise verfehlen. Von gutem deutschen Geist und deutschen Sitten hat sich Manches auch weit über die deutschen Kreise hinaus im amerikanischen Leben brreits so fest eingebürgert, daß es nicht mehr zu entwurzeln ist. Sorgen wir dafür, daß diese gesunden und nützlichen Einflüsse sich in bester Gestalt immer weiter verbreiten. Hören wir auch nicht auf, hier die deutsche Sprache zu pflegen. Sie ist nicht allein ein fruchtbares Element der Erziehung und Bildung, sondern auch ein wesentliches Bindemittel in der Aufrechterhaltung der geselligen Kunstpflege und der Förderung lebensfroher Sitten.

„Lassen Sie sich nicht durch den engherzigen Einwurf stören, daß es die erste Pflicht des Eingewanderten ist, Englisch zu lernen. Natürlich ist das seine Pflicht, sein offenbares Interesse. Niemand weiß das besser und würdigt das mehr als ich, und Niemand hat es seinen Stammesgenossen beständiger gepredigt. Aber ich habe nie verstehen können, daß man, um Englisch zu lernen, das Deutsche vergessen muß. Die deutsche Sprache ist ein so werthvoller Schatz, daß unzählbare Tausende, die ihn nicht besitzen, sich mit saurem Fleiß bemühen, ihn zu erwerben. Ist es nicht frevelhafter Leichtsinn, wenn Einer, dem dieser Schatz sogar in der Wiege zum Geschenk gemacht worden ist, ihn verächtlich wegwirft, statt ihn wie ein kostbares Kleinod zu pflegen? Es hat schon manchen Menschen gebildeter und gescheidter gemacht, aber niemals seinem Charakter, seiner Fähigkeit und seinem Patriotismus geschadet, wenn er mehr als eine Sprache besaß. Wer von uns neben der erlernten englischen Sprache die Pflege der deutschen beibehält, wird dadurch nicht ein schlechterer Patriot, sondern ein gebildeterer Amerikaner. In allen Dingen aber bleibe die Pflicht, die wir dieser großen Republik schulden, das erste und mächtigste Motiv unserer Bestrebungen. In Wort und That sollen wir niemals einen Zweifel darüber zulassen, daß

wir die Segnungen, die wir unter den freien Institutionen unseres Adoptiv-Vaterlandes genießen, mit dankbarem Sinn auf das Höchste schätzen, und daß nur Diejenigen wahre Vertreter des Deutschthums in Amerika sind, die sich als die treuesten und patriotischsten Bürger bewähren.

„Nun noch ein letztes Wort des Dankes für alle Ihre Güte. Als ich im Jahr 1888 den Fürsten Bismarck in Berlin besuchte — er war damals 73 Jahre alt — bemerkte er im Laufe des Gespräches: „Ach, die ersten 70 Jahre des menschlichen Lebens sind doch die besten!" Ich las später in den Zeitungen, daß er diese Bemerkung Anderen gegenüber ebenfalls gemacht habe. Dies war mir angenehm zu wissen, denn es zeigte, daß selbst ein so großer und mächtiger Mann wie Bismarck nicht darüber erhaben war, seine eigenen Witze mehrmals anzubringen. Gewöhnliche Sterbliche, die das auch thun, brauchen sich nun nicht mehr zu schämen, wenn sie dabei ertappt werden. Ob Fürst Bismarck Recht hatte, weiß ich nicht aus eigener Erfahrung, denn ich habe die zweiten 70 Jahre eben erst angefangen. Ich kann nur sagen, die ersten sechs Tage davon waren nicht übel. Freilich kann es so nicht lange weiter gehen. Ich fürchte, daß Fürst Bismarck's Urtheil im Grunde doch richtig war. In meiner Jugend dachte ich mir oft, wie schön es sein müßte, im Alter auf viel erfolgreiche Arbeit und dadurch gewonnene Resultate zurück zu blicken. Aber ich habe gefunden, daß dieses Glück nur Wenigen beschieden ist, dem bildenden Künstler vielleicht und dem Dichter, dem Schriftsteller, dessen Werke in ihrer vollendeten Gestalt bleibend dastehen. Aber wer auf dem politischen Felde arbeitet, der wird die Erfahrung machen, daß, was er als Resultat erreichen kann, sich nur als eine neue Form alter Probleme, oder als ein neues Problem entwickelt, das noch zu lösen ist. Da gibt es nichts Vollendetes. Man kann nur in der Richtung des Ideals weiter arbeiten, so lange die Kraft reicht. Und das denke ich zu thun. Aber das darf ich mir selbst sagen, wäre mein guter Wille zehnmal besser und wären meine Bestrebungen zehnmal fleißiger und nützlicher gewesen, so hätte mein Lohn nicht schöner sein können, als der, den ich jetzt empfange. Was kann es Wohlthuenderes geben, als am Lebensabend empfinden zu dürfen, daß man in der Freundschaft vieler Mitmenschen einen warmen Platz hat? Dieses Glück verdanke ich Ihnen und allen Denen, die mir zu meinem 70. Geburtstag ihre freundliche Gesinnung mit so viel Wärme

kund gegeben haben. Und ich stehe nicht an, Ihnen offen zu bekennen, daß ich das große Glück, das mir so geworden ist, von ganzem Herzen genieße. Haben Sie nochmals Dank!"

Wenn in Amerika das Wirken irgend einer Vereinigung hülfreich gesinnter Männer erwähnt zu werden verdient, wenn irgendwelche Bethätigung von Nächstenliebe in der zweckmäßigsten Weise reichlich Nachahmung und sympathische Unterstützung finden sollte, so gebührt das der „Deutschen Gesellschaft der Stadt New York". Was sie gethan hat und noch thut, darf nicht der Vergessenheit anheimfallen — nein, in weiten Kreisen sollte man von ihrer eingreifenden Thätigkeit hören und, je nach den Umständen, ähnlich verfahren. Und wenn nach vielen Jahrzehnten in dieser oder jener Bibliothek gegenwärtiges Buch noch vorhanden, so mögen spätere Generationen darin Etwas von den Deutschen in New York bezw. den Deutschen in Nordamerika im 19. Jahrhundert lesen.

Nachdem ich während meiner 28jährigen bescheidenen Thätigkeit im Verwaltungsrathe der Deutschen Gesellschaft derselben ein gut Theil meiner Zeit gewidmet habe, wird man erklärlich finden, daß ich auch an dieser Stelle noch indirect mein Interesse für sie an den Tag lege. In diesem Sinne verweise ich auf die auf S. 267—278 abgedruckte Rede, welche Herr Carl Schurz bei der Jubiläumsfeier, am 4. October 1884, hielt, und drucke nun die darauffolgende auch ab.

Herr Andrew D. White (der gegenwärtig zum zweiten Male der Vertreter der Union beim Deutschen Reiche ist) hielt die Festrede in englischer Sprache, welche in Uebersetzung wie folgt lautet:

„Herr Vorsitzer! Meine Damen und Herren! Diese achtbare Gesellschaft hat nun ihre Thätigkeit über ein ganzes Jahrhundert ausgedehnt. Sie vertritt heute hundertjährige selbstaufopfernde Anstrengung auf mannigfacher Bahn zu Gunsten Derjenigen, welche, nachdem sie ihr Vaterland jenseits des Oceans verlassen, ihr Geschick mit dem unserer Republik verknüpft haben. Wer kann diese ersprießliche Thätigkeit voll zusammenfassen? Wer kann all das Ungemach abschätzen, dem sie vorgebeugt, alle Mühsale, die sie gemildert, alle Wunden, die sie geheilt? Anderen mag es bei dieser Gelegenheit mehr zukommen, Ihnen die Dankgefühle der im alten Vaterlande Geborenen auszusprechen; ich bringe den Dank und die Glückwünsche aller wohlgesinnten eingeborenen

Bürger dar; im Namen derselben rufe ich der Deutschen Gesellschaft der Stadt New York ein herzliches „Glück auf!" zu.

„Doch diese Versammlung regt zu mehr als zu bloßen Glückwünschen an. Sie bringt vor meinen Geist einen Gegenstand, dem Deutschland und Amerika augenscheinlich nur wenig nachgesonnen, der aber ihr Nachdenken in hohem Grade verdient. Und dieser Gegenstand, für den ich auf kurze Zeit Ihre Aufmerksamkeit erbitte, ist — der Einfluß des deutschen Gedankens auf die Vereinigten Staaten. In der bemessenen Zeit, die unserem jetzigen Zusammensein gegönnt ist, muß ich mich auf einige wesentliche Hinweise betreffs der Vergangenheit und einige wenige Andeutungen betreffs der Zukunft beschränken.

„Jedermann, welcher der Geschichte der Vereinigten Staaten auch nur oberflächliche Aufmerksamkeit geschenkt, muß anerkennen, daß die Deutschen bis jetzt in sehr ehrenhafter Weise an unserer nationalen Entwicklung betheiligt waren.

„In der Colonialzeit ging eine der ersten heldenmüthigen Anstrengungen, unseren Continent vor dem Schicksal zu bewahren, daß er zu einer, der brutalen britischen Herrschaft unterthanen Satrapie herabsinke, von einem Deutschen auf der Insel Manhattan aus, von Jacob Leisler; und mit seinem Leben hatte er diese Verwegenheit zu büßen. Im Revolutionskriege hat das Organisations-Talent eines Steuben, die Hingebung eines De Kalb, der ungestüme Muth eines Herkheimer herrliche Dienste geleistet für das Erringen unserer Freiheiten. Am Ende unserer Revolution hat Friedrich der Große dadurch, daß er unter allen europäischen Herrschern zuerst unsere Republik anerkannte, viel zum Herstellen ihres Ansehens beigetragen. Im Kampfe gegen die Sclaverei bleibt der Ernst, mit welchem deutsch-amerikanische Denker sich am Streite mit der Feder, und die Tapferkeit, mit welcher deutsch-amerikanische Krieger sich an den Waffenthaten betheiligten, denkwürdig für immer. Und in jenen finsteren und unheilvollen Tagen des Bürgerkrieges, als andere europäische Mächte uns verließen, nur Hohn, ätzende Kritik und Drohungen für uns hatten, war es Deutschland, aus welchem allein Worte und Thaten der Sympathie kamen. Während ein englischer Geschichtsschreiber zu Oxford sich beeilte, seine frühere Meinung zu verleugnen, die Rebellion und Sclaverei zu vertheidigen, während ein anderer englischer Geschichtsschreiber es ebenso eilig hatte, auf dem Titelblatte seines bedeutendsten Werkes schon den Untergang der ameri-

kanischen Union zu proclamiren, waren es deutsche Gelehrte und Denker, wie Theodor Mommsen und seine Genossen, welche ihren Abscheu vor der Sclaverei und ihre besten Hoffnungen für die Union aussprachen.

„Wer sich ernstlich vertieft hat in Betrachtungen über den Gang des neunzehnten Jahrhunderts, kann nicht verfehlen, vor allem Andern zwei große Richtungen wahrzunehmen, die in der ganzen civilisirten Welt, besonders nachdrücklich aber auf unserem Continente zur Geltung kommen. Die erste derselben ist die Tendenz zur Regierung für das Volk und durch das Volk, die Tendenz zur Demokratie, wenn man so sagen will. Die andere ist die Tendenz zur äußersten Pflege der materiellen Seite des nationalen und individuellen Gedeihens, zum Erzielen von Gewinnen, die sich in Geldeswerth ausdrücken lassen. Man kann dies „Mercantilismus" oder „Materialismus" nennen.

„Der Einfluß deutschen Denkens in den Vereinigten Staaten hat nach meiner Ansicht viel zur gesunden Entwicklung und Mäßigung dieser zwei Tendenzen beigetragen. Nehmen wir zuerst die Tendenz zu streng volksthümlicher Regierung. Die Weltgeschichte lehrt, daß die Volksregierung mehr Erziehung, mehr Bildung und mehr Selbstbeherrschung erheischt, als jede andere Regierungsform, daß, wenn eine Nation ihr ohne gehörige Schulung und verfassungsmäßige Schutzwehr preisgegeben wurde, die Gewaltherrschaft des Pöbels viel grausamer und unerträglicher wurde, als die Gewaltherrschaft eines Einzelnen. Ich betrachte es daher für eine gute Fügung, daß bei uns das beste deutsche Denken zum Kräftigen der alten germanischen und anglo-sächsischen Anschauung, die Freiheit verleihe nicht blos Rechte, sondern auferlege auch Pflichten, beigetragen hat. Diese alte deutsche Idee stimmt vorzüglich zu der alten Idee Neu-Englands: daß das Individuum, welches eine Macht ausüben soll, sich auf diese Machtausübung vorbereiten muß, daß die Schule dem Stimmrecht vorangehen soll, daß Demokratie ohne Erziehung und Bildung gewiß zur drückenden Tyrannei wird, daß Ergebenheit in republikanische Grundsätze ohne Aufklärung sicherlich in sclavische Abhängigkeit von Demagogen umschlägt und dann statt der gesunden Entwicklung im Sinne der besten Denker der Nation nur krampfhafte und verkehrte Anstrengungen und Gegenanstrengungen im Sinne toller Projectmacher und Träumer kommen können.

„Sonderbar in der That wäre es, wenn Deutsche, die Nachkommen Derjenigen, welche unter den Reformen eines Stein, den beredten Leh-

ren eines Fichte, bei den Gesängen eines Arndt und Körner herangewachsen sind, vergessen würden, daß Demokratie nicht blos Rechte, sondern auch Pflichten meint, daß der Mensch, um frei zu sein, sich zur Freiheit erziehen muß. Ich beschwöre Sie, meine Mitbürger deutschen Stammes, bei allen Ihren theueren Erinnerungen an die Alte Welt und allen Ihren Hoffnungen auf die Neue, fest auszuharren bei diesen Ideen und ganz besonders im Interesse der Fähigkeit für die Freiheit nie zu dulden, daß das durchs Volk und fürs Volk geschaffene Erziehungs-System unseres Landes untergraben werde! Stehen Sie tapfer für dasselbe ein, gestatten Sie nie, daß es nach dem Gebote eines Glaubens, einer Partei oder Classe gestaltet werde, sondern bestehen Sie darauf, daß sein einziges Ziel die Förderung des sittlichen, geistigen und politischen Wachsthums des ganzen Volkskörpers bleibe!

„So viel über den Einfluß deutschen Denkens auf die Grundlage amerikanischer Politik. Nun über den Einfluß desselben auf die politischen Methoden. So weit die allgemeinen Methoden in Betracht kommen, hat unser Land manche sehr rohe, ja geradezu barbarische politische Sitte von Großbritannien geerbt. Bei den Parlaments-Wahlen in England waren bis auf die Neuzeit Brutalität und Corruption vorherrschend. Eine englische Wahl war nur zu oft ein toller Reigen von Bestechung, Trunkenheit und Mißhandlung. Der Candidat hatte sich zu gewärtigen, nicht nur mit den gemeinsten Schimpfworten, sondern auch mit den schmutzigsten Wurfgeschossen bombardirt zu werden. Von diesem System ist auch auf uns in Amerika Etwas übergegangen. Wir haben allerdings im gewöhnlichen Handhaben der Wahlen bessere Ordnung und mehr Zurückhaltung eingeführt, aber der alte nichtswürdige Geist macht sich noch geltend, namentlich bei unseren Präsidenten-Wahlen. Denn bei denselben beschränken sich die Erörterungen nicht auf die politische Thätigkeit und die staatsmännische Befähigung der Candidaten, nicht auf die politischen Ziele ihrer Parteien, sondern arten in die verächtlichste Verunglimpfung der Personen und ihrer nichtpolitischen Charaktermerkmale aus. Selbst Frauen und Kinder werden auf beiden Seiten in diesen Schmutz gezerrt. Wenn jene gemeinen Kerle in England dereinst dem Candidaten ein faules Ei oder eine todte Katze an den Kopf warfen, erheben unsere gemeinen Kerle gegen den Candidaten die Beschuldigung, daß er früher einmal, vor zehn oder dreißig Jahren, das sechste Gebot übertreten habe, und verdächtigen ihn, wahrscheinlich seine Großmutter gekocht und aufgegessen zu haben.

„Doch auch die gedanklicher zu Werke gehende Erörterung unserer politischen Fragen kann nicht vollständig befriedigen. Höchst selten in der That vertieft sich diese Erörterung in die eigentlichen Cardinalfragen, welche den auf der Oberfläche schwebenden Streitfragen zu Grunde liegen. Vor einigen Jahren wurde ich von dem großen Staatsmanne, welcher sich durch das Aufbauen eines geeinigten Deutschlands Weltruhm erworben, um die Ursachen des Erfolges gefragt, den ein von uns Allen gekannter, geachteter und bewunderter amerikanischer Staatsmann deutscher Abstammung errungen, ein Staatsmann, mit welchem heute auf dieser Rednertribüne zu erscheinen mir trotz augenblicklicher politischer Differenzen zur Ehre gereicht. Meine Antwort lautete dahin: daß in dem großen Anti-Sclaverei-Kampfe die amerikanischen Redner die Frage größtentheils nur vom sentimentalen oder vom gesetzlichen und Verfassungs-Standpunkte aus behandelten, wogegen Carl Schurz als der Erste unter allen amerikanischen Denkern der Neuzeit die frühesten Traditionen der Republik wiederbelebte, die ethische und philosophische Grundlage der großen Streitfragen erfaßte und bei allen denkenden Männern und Frauen den Quell tieferer Auffassung weckte; darauf hörte ich aus dem Munde Bismarck's folgende Worte: „Als Deutscher bin ich stolz auf den Erfolg von Carl Schurz."

„Diesen Hang, zum philosophischen Unterbau politischer Anschauung vorzudringen, betrachte ich als einen der wichtigsten Beiträge der Deutschen zu den politischen Methoden Amerika's, dieses klare, gedankenvolle Erwägen der realen Grundlage der Dinge, welches weder in Sentimentalität noch in Pedanterie abirrt, welches weder zum bloßen Advocaten-Disput über den Buchstaben der Verfassung herabsinkt, noch an die vorübergehenden Leidenschaften und Vorurtheile appellirt, sondern in jedem einzelnen Falle die Beweise aus dem ewigen Unterbau von Wahrheit und Gerechtigkeit herleitet, welcher der Anfang, das Ende und der letzte Grund aller irdischen Einrichtungen ist, die sich auf die Dauer erhalten sollen.

„Ein anderer Punkt, in welchem die politische Denkart der Deutschen Gutes gewirkt hat, liegt in der Idee von den Beziehungen zwischen nationaler Freiheit und nationaler Einheit. Die Gründer unserer Republik waren stets von zwei großen Gefahren bedroht: erstens von zu weit gehender Centralisation der Regierungsgewalt, welche zum Despotismus führt; zweitens von zu großer Zersplitterung der Regie-

rungsgewalt, welche Anarchie herbeiführt. Das Ergebniß war — die Verfassung der Vereinigten Staaten, ein Wunderwerk seiner Art, welches diesem Lande und wahrlich auch anderen Ländern zum Segen gereichte. Einige Grundzüge derselben kann man in der neuen Bundesverfassung des Deutschen Reiches wiederfinden. Aber unter jenen zwei alten Gefahren erwies sich die der übertriebenen Centralisation als die größere und es erwuchs deshalb eine mächtige Schule politischer Denker, deren Tendenzen in Wirklichkeit anarchisch waren, Männer, denen der individuelle und Gemein-Organismus über Alles ging, der nationale aber thatsächlich nichts galt.

„Kein Gedankengang hat sich stetiger in der rechten Richtung, betreffs dieser Frage, bewegt, als derjenige, welchen uns deutsche Publicisten brachten. Ich nenne hier nur den dahingeschiedenen Franz Lieber — clarum et venerabile nomen. Er ist eine typische Gestalt unter Denjenigen, welche für die richtige Entwicklung der nationalen Macht auf einer, und der örtlichen auf der anderen Seite eintreten. Ja mehr, Franz Lieber war ein Typus jener vornehmen Geister, welche in allen Zeitaltern, bei allen Völkern für das ewig Wahre und Gerechte gegen das Niedrige und Trügerische eintraten.

„Es müßte auch mit sonderbaren Dingen zugehen, wenn der deutsche Gedanke auf diesem Gebiete nicht das Richtige träfe. Ein Volk, welches in vergangener Zeit so viel gelitten, wie das deutsche, zum Theil durch zu große Vereinigung der Macht, größtentheils aber durch zu große Zersplitterung derselben, mußte uns mit gesunden Anschauungen über den Gegenstand bereichern. Nationale Einheit und individuelle Freiheit gehen Hand in Hand. Die Nothwendigkeit Beider ist aller menschlichen Geschichte aufgeprägt, und Hingebung für Beide kennzeichnet alles echt deutsche Denken. Ich beschwöre Sie, bei diesen Grundsätzen treu auszuharren und daran festzuhalten, daß unsere Republik, gleichviel welche Rechte den Staaten und Individuen eingeräumt sein mögen, keine bloße Conföderation, nicht bloß ein Bündniß, sondern eine Nation ist, mit National-Bewußtsein, National-Gewalten, nationalen Hoffnungen und nationalem Geschicke.

„Schließlich ist der vorherrschende deutsche Einfluß auf politischem Gebiete auch für das einzig richtige System unseres Staatsdienstes eingetreten. Angesichts der ungeheuerlichen Theorie und schmählichen Praxis, welche sich in neuerer Zeit bei uns eingebürgert hat und Staats-

beamte zu Parteidienern, ja zu Dienern von Individuen macht, von den beeidigten Bediensteten des Gemeinwesens verlangend, daß sie das Fördern des politischen Erfolges dieses Mannes oder jener Verbindung für ihre erste Pflicht halten, wäre es sonderbar, wenn sich die Deutschen derselben lange fügen wollten. Ihre Freiheitsliebe, ihr gesunder Sinn würde ihnen das nicht gestatten. Das Beutesystem in den Vereinigten Staaten ist weder demokratisch noch republikanisch; es ist oligarchisch, aristokratisch in der schlimmsten Bedeutung des Wortes. Das System, welches in den Jugendtagen der Republik von amerikanischen Staatsmännern gefördert wurde, ist dasselbe, welches seither von deutschen Staatsmännern so wohl ausgearbeitet worden ist. Dieses, auf der Pflicht gegen das ganze Land beruhende System allein ist demokratisch, und ich fordere alle amerikanischen Bürger deutscher Geburt und Abstammung auf, auszuharren bei der Idee, daß der öffentliche Dienst nicht Sclavendienst für Demagogen, sondern ehrenvoller Dienst für die Interessen des ganzen Volkes ist, und daß die Erfahrungen, welche man in Deutschland gemacht hat, uns lehren, auf Civildienst-Reform zu bestehen.

„So viel über den deutschen Einfluß beim heilsamen Mäßigen demokratischer Tendenz.

„Jetzt aber erbitte ich Ihre Aufmerksamkeit für die Wirkung, welche der deutsche Einfluß auf die Tendenz zum „Materialismus" und „Mercantilismus" hat. Die gegenwärtig in den Vereinigten Staaten vorherrschende Lebensanschauung ist ein natürliches Ergebniß unserer Geschichte; sie ist eine Phase, in welche eine sich so entwickelnde Nation wie die unsrige treten und in welcher sie eine Zeitlang verbleiben muß. Uns wurde die Aufgabe, einen weiten Continent von Ocean zu Ocean und fast von der Eisregion bis zu den Tropen zu lichten. Zu allererst hatten wir daher mit der rauhen Naturgewalt zu kämpfen und die materielle Grundlage der Civilisation herzustellen. Als amerikanischer Bürger muß ich bekennen, daß ich stolz bin auf das bisherige Vollbringen meines Volkes in dieser Richtung. Vorarbeit in riesigem Umfange ist mit großer Unerschrockenheit und Energie vollbracht worden und wird noch immer mit staunenswerther Kraft fortgesetzt. Aber eine der größten Gefahren für die amerikanische Civilisation besteht darin, diese politischen und materiellen Erfolge unser Volk so blenden zu lassen, daß dasselbe die politischen und materiellen Grundlagen als Zweck und nicht mehr als Mittel betrachte; daß ihm hauptsächlich das Ausbeuten von

Minen, das Bauen von Eisenbahnen, das Errichten von Fabriken, das Begründen von Finanz-Anstalten mehr als das zu erreichende Ziel vorschwebe, als die erste Bedingung für größere und edlere Ergebnisse geistiger und sittlicher Art.

„Die Frage gestaltet sich also so: Was soll auf dieser politischen und materiellen Grundlage erstehen, was soll Blüthe und Frucht der amerikanischen Civilisation werden? Viele gute Keime sind schon gepflanzt; aber wie sollen sie zur Entwicklung gelangen, wie sollen wir sie zu dem von den höheren Interessen der Nation und der Menschheit verlangten Wachsthum bringen?

„Deutsches Denken kommt uns hier zu Hülfe, diese Fragen durch eine höhere Lebensauffassung zu beantworten. Wer Deutschland kennt, wird die Deutschen sicherlich nicht einer zu geringen Würdigung von Handel und Industrie zeihen. Die Beweise dafür, daß Deutschland durch sein Streben nach dem Idealen nicht in seinem Ringen ums Reale gehemmt wurde, bieten sich uns auf Schritt und Tritt, auf den großen Wherften von Bremen und Hamburg, in den großen Gießereien zu Essen, Wernigerode und München, in den Minen und Weberei-Distrikten Sachsens, in den chemischen Fabriken Thüringens und in der ganzen kräftigen Industrie-Entwicklung, welche allenthalben auf deutschem Boden Mittelpunkte industrieller Thätigkeit erstehen ließ, sowie in jenem erleuchteten Unternehmungsgeiste, der in den deutschen Hauptstädten große technische Schulen gegründet hat. Aber das Große an Deutschlands Thätigkeit liegt darin, daß es dort eine controllirende geistige Macht gibt, welche all diese materielle Entwicklung nicht als Endzweck, sondern nur als Mittel gelten läßt. Die herrschende deutsche Idee besteht, so weit ich urtheilen kann, in der Auffassung: daß das letzte Ziel eines großen Volkes der Jetztzeit nicht in Manufactur und Güteraustausch allein zu suchen, sondern daß Kunst, Literatur, Wissenschaft und der Gedanke in seinem höchsten Aufschwunge und weitesten Umfange etwas Größeres und Wichtigeres ist; daß das Höchste, dem aller Wohlstand zu dienen hat, in der vollkommenen Entwicklung des Menschen besteht, nicht blos in seiner Entwicklung zum Projectmacher, Arbeiter, Waarenbeförderer, Käufer oder Verkäufer, sondern eben in seiner Entwicklung zum Menschen. In keinem anderen Lande hat diese Idee so festen Fuß gefaßt wie in Deutschland, und sie ist es, welche auch das amerikanische Denken und Handeln mehr durchdringen sollte.

„Vorerst von ihrer ethischen oder sittlichen Grundlage. Es wäre sonderbar, wenn das Land Immanuel Kant's die sittliche Natur des Menschen und ihren höchsten Werth nicht anerkennen wollte. Die ethischen Grundsätze, welche in der „Kritik der praktischen Vernunft" entwickelt sind, waren eine Macht bei der Wiedergeburt Deutschlands nachdem Napoleon'schen Despotismus. Solche Grundsätze sollten auch eine Macht sein in der Wiedergeburt und höheren Entwicklung dieser Republik. Leute aller Glaubensbekenntnisse und Parteien können einander darin begegnen. Ich hoffe mehr und mehr, daß die Nachkommen Derjenigen, welche in Deutschland die Sittenlehre als die Grundlage des wahren Menschenthums gefördert haben, dieselbe Lehre in unserem Lande zu fördern suchen werden.

„Und nun von der geistigen Entwicklung. Was immer gesagt werden mag über gewisse Grenzen des modernen deutschen Denkens, ich halte einfach dafür, daß die Gelehrten der ganzen Welt anerkennen, das Hauptmerkmal deutscher Forschung sei seit langer Zeit gewesen und sei noch: der Wahrheit und nur der Wahrheit zu dienen. Es ist eine gute Vorbedeutung, daß es in den letzten dreißig Jahren unter den strebsamen Studenten der amerikanischen Lehranstalten mehr und mehr Sitte wurde, nach ihrer hiesigen Promotion ihre Studien an deutschen Universitäten fortzusetzen. Diese Thatsache wirkt bereits mächtig mit beim Entwickeln der höheren wissenschaftlichen Ausbildung in Amerika. Rings um uns sehen wir Schüler Böckh's, Liebig's, Hoffmann's, Helmholtz', Lepsius', Du Bois-Reymond's, der Brüder Curtius, Gneist's, Grimm's, Ranke's, Mommsen's, Droysen's, Oncken's, Roscher's, Conrad's, Scherer's, Ebers, und einer großen Schaar Anderer. So erstarken unsere Anstalten mehr und mehr zu Universitäten im wahren Sinne des Wortes, zu Instituten, welche sich kräftig genug fühlen, einen vollzähligen Kreis von Professoren zu berufen, den Forschungen genügende Mittel zu beschaffen, zu Instituten, welche über das Niveau des kleinen College emporwachsen, ungehemmt durch Secten- oder Partei-Forderung.

„Zunächst die ästhetische Entwicklung. Wenn Literatur und Kunst bei uns Bedeutendes leisten sollen, müssen sie aus dem amerikanischen Leben herauswachsen; aber sie können in der nächsten Zukunft noch ebenso durch deutschen Einfluß angeregt und genährt werden, wie sie es in der Vergangenheit in beträchtlichem Maße wurden. Ich kann mir

keine größere Bereicherung für den Geist unserer guterzogenen Jünglinge vorstellen, als das Studium der Meisterwerke deutscher Literatur. Ich hoffe, daß es nie dahin kommen wird, das Studium der deutschen Sprache aus unseren Vorbereitungsschulen verbannt zu sehen, und es freut mich, darauf verweisen zu können, wie das sorgfältige Studium der klassischen deutschen Literatur in unseren höheren Lehranstalten beständig Boden gewinnt. Deutsche Denker und Schriftsteller üben bereits ihren Einfluß auf unseren Continent aus. Auch hier möchte ich die Deutschen dringend mahnen, der blos kaufmännischen Denkart geistig zu widerstehen und kräftigend in die Entwicklung der Literatur, Wissenschaft und Kunst mit einzugreifen. Jede gut aufgeführte Symphonie Bach's, Beethoven's oder Mozart's und der großen Nachfolger derselben, jedes gut dargestellte Drama Goethe's, Lessing's, Schiller's oder Gutzkow's, jedes Bild, jede Statue oder Büste von der Hand eines deutschen Meisters, jedes Gebäude, nach den ewigen Gesetzen der Tüchtigkeit und Schönheit errichtet und nicht aus den neuesten Kunstgrillen hervorgegangen, gleichviel ob sie "Eastlake" oder "Queen Anne" heißen, ist ein Gewinn für die amerikanische Civilisation.

„Und hier will ich zum Schlusse bemerken, daß ich den Einfluß deutschen Denkens und deutscher Lebensanschauung nicht etwa darum willkommen heiße, weil unsere Lage hoffnungslos sei, sondern darum, weil sie die besten Hoffnungen erregt. Verstehen Sie mich wohl, meine Mitbürger deutscher Abstammung, indem ich an Sie appellire, thue ich es nicht in forma pauperis. Ich bin nicht Pessimist. Genaue Beobachtung und ernstes Studium des amerikanischen Volkes in allen Landestheilen bestimmen mich viel mehr zum Optimismus als zum Pessimismus. Ich halte dafür, daß die großen Lebensströmungen in dieser Republik unverdorben sind. Freilich begegnen wir Vielem, was uns belästigt und anwidert; als aber einige meiner deutschen Freunde über die Uebelstände im amerikanischen Leben klagten, gab ich ihnen zur Antwort: „Ja wohl, jeder große zischende Kessel wirft das Schlechteste seines Inhaltes an die Oberfläche und wir erblicken auf derselben Nichts als Schaum; ein armseliger Philosoph in der Politik jedoch wäre es, der aus dem Schaum auf der Oberfläche schließen wollte, der Kessel enthalte Nichts weiter als Schaum." Unten, unter der Oberfläche dieses siedenden, brodelnden und wallenden amerikanischen Lebens befindet sich eine Fülle edlen Strebens, ernster Absicht und mächtiger Anstrengung zum

Guten. Dies ist's, was unser Land glücklich durch die furchtbaren Krisen der Anti-Sclaverei-Agitation, des Bürgerkrieges und der Reconstruction nach dem Kriege geführt, und was uns als Nation noch einer edleren und höheren Entwicklung entgegenführt.

„Der deutsche Einfluß hat sich also hierzulande nicht etwa im Erretten aus einer stagnirenden Civilisation geltend zu machen, nicht etwa in dem Versuche, ein abgelebtes Volk aufzufrischen oder den Leichnam einer todten Cultur zu galvanisiren, sondern in der günstigen Einwirkung auf eine Civilisation, welche, so unvollkommen sie auch sein möge, auf großen Grundlagen beruht, von kräftiger Erfassung des Rechtes durchdrungen ist und stetig einer besseren Zukunft sich zuneigt.

„Es ist meine Ansicht, daß der kräftige Factor deutschen Denkens mächtig dabei mitwirken wird, aus diesem großen Unterbau des jetzigen amerikanischen Lebens eine Zukunft für unser Land zu entwickeln, welche in ihrer Politik reiner, in ihrer Lebensanschauung umfassender, an Kunstblüthe reicher und im Reifen der Charaktere fruchtbarer sein wird als die Gegenwart."

Nach der Rede des Herrn White fand die öffentliche Feier in Steinway Hall ihren Schluß mit dem Choral: „Nun danket Alle Gott," während dessen Vortrag sich sämmtliche Anwesenden erhoben.

Der zweite Theil des Festes, das Bankett, fand Abends in der Liederkranz-Halle, in der 58. Straße statt. Die Wände des großen Saales schmückten die amerikanischen und deutschen Farben und am Westende war eine erhöhte, in frisches Grün gehüllte Tribüne für die Ehrengäste errichtet. An der Tafel saßen: In der Mitte der Präsident der Deutschen Gesellschaft, Herr Carl Hauselt, zu seiner Rechten die Herren Carl Schurz, Franklin Edson, Bürgermeister der Stadt New York, Gustav Schwab, Oswald Ottendorfer, James Lynch, Einwanderungs-Commissär, C. Pollier, Kaiserlich Deutscher Consul, Ex-Gouverneur Ed. Salomon, Consul S. B. Schlesinger, Jacob Windmüller; zur Linken des Präsidenten saßen die Herren Andrew D. White, Seth Low, Bürgermeister der Stadt Brooklyn, Philip Bissinger, Chas. Ulrich, Einwanderungs-Commissär, Walter Watson, Präsident der St. Andrew's Society, Dr. Abraham Jacobi, Consul Chas. H. Meyer, Vice-Consul von Ladenburg.

Von den Antworten auf die von Präsident Hauselt ausgebrachten Trinksprüche will ich folgende erwähnen:

Den Toast „Der Deutsche Kaiser" beantwortete Herr Consul C. Pollier wie folgt:

„Meine Herren! In meiner Eigenschaft als Vertreter der Deutschen Regierung für die Stadt New York gestatte ich mir, Ihnen meinen innigsten Dank dafür auszusprechen, daß Sie aus Anlaß des schönen Festes, welches wir heute feiern, auch des Deutschen Kaisers gedachten und auf dessen Gesundheit tranken.

„Dieser Dankäußerung möchte ich nur wenige Worte hinzufügen.

„Ihnen Allen ist erinnerlich, wie Deutschland vor nicht langer Zeit von inneren Zwistigkeiten zerrissen und uneinig war, und in Folge dessen im Völkerleben nicht diejenige Stelle einnahm, welche ihm kraft der Zahl und Intelligenz seiner Bewohner gebührte.

„Meine Herren, es ist das unsterbliche Verdienst des Kaisers Wilhelm, daß er Deutschland wieder einig und stark gemacht hat, daß er deutsches Land, welches in französische und dänische Hände übergegangen war, wieder deutsch gemacht hat.

„Und nachdem das große Werk der Einigkeit und Wiedergeburt des deutschen Volkes vollzogen war, da benutzte der greise Kaiser nicht die ihm zu Gebote stehende Macht, um neue Schlachten zu gewinnen und neue Lorbeeren zu erringen, nein, sein ganzes Streben war darauf gerichtet, seinem Volke und damit ganz Europa die Segnungen des goldenen Friedens zu sichern und zu erhalten. Daß seine Bemühungen von Erfolg gekrönt worden sind, beweist die Geschichte der letzten Jahre.

„Meine Herren, ein deutsches Gedicht sagt:

„Die Fürsten seien groß und gut,
Gutsein ist viel gethan,
Befehlen nutzt nur wenig,
Der Fürst, der sei der bessre Mann."

„Und fürwahr, der ehrwürdige, hochbetagte Kaiser ist der bessere Mann und Deutschland kann stolz sein, daß ein Regent, wie er, an der Spitze des deutschen Volkes steht.

„Meine Herren, wie der Kaiser sich für Alles, was Deutsch ist, interessirt, so liegt ihm auch das Wohl derjenigen Deutschen am Herzen, welche, wie Sie, das alte Vaterland verlassen und in der Fremde eine neue Heimath gefunden haben, und wie der Kaiser sich für Alles, was

edel und gut ist, interessirt, so widmet er auch der Deutschen Gesellschaft dieser Stadt seine innigste Theilnahme und betheiligt sich an deren menschenfreundlichen Bestrebungen.

„Und so spreche ich ganz in seinem Sinne, wenn ich Ihnen zurufe:

„Gott schütze und segne die Deutsche Gesellschaft der Stadt New York und ihre hochherzigen Mitglieder für und für!"

Den Trinkspruch „Das deutsche Vaterland" beantwortete Herr Oswald Ottendorfer mit folgenden Worten:

„Ich fürchte, Herr Präsident, daß Sie einen Mißgriff gethan, als Sie mich zur Beantwortung dieses Trinkspruches aufgefordert. Das deutsche Vaterland erweckt Erinnerungen und Gefühle, denen einen würdigen Ausdruck zu verleihen sowol meine Fähigkeiten, wie auch meine Kräfte nicht ausreichen mögen.

„Die Meisten von uns, ja Alle, welche der älteren Emigration angehören, kennen das deutsche Vaterland aus unmittelbarer persönlicher Beobachtung nicht in seiner gegenwärtigen politischen Gestalt, als das mächtigste Reich des europäischen Continents, dessen Einfluß und dessen Stimme maßgebend bei der Entscheidung aller Streitigkeiten, bei der Entwirrung aller politischen Verwicklungen der Alten Welt ist.

„Wir kannten es als das alte zerrissene Deutschland, als das Aschenbrödel in der europäischen Völkerfamilie, bei dessen Leiden unsere Herzen geblutet, dessen Einigung das Ideal unserer jugendlichen Begeisterung war; für das wir uns durch patriotische Lieder entflammt und heiser gesungen — ja bei den Anstrengungen zu dessen Verwirklichung haben sich Manche von uns die Finger verbrannt.

„Was wir damals angestrebt, der Samen, den wir damals ausstreuen halfen, er ist, obwol augenblicklich zertreten, trotzdem aufgegangen und heute sehen wir das mächtige Deutsche Reich als die gereifte Frucht vor uns. Sowol die Art und Weise, in der die Saat gepflegt und großgezogen wurde, wie die Gestalt, welche das von uns so heiß ersehnte Ziel: die Einigung des deutschen Vaterlandes, schließlich angenommen, mag vielleicht nicht in jeder Beziehung, in allen Einzelheiten unseren damaligen Jugendträumen vollkommen entsprechen. So z. B. mag es uns, die wir uns bei den Tönen des Liedes „Schleswig-Holstein, meerumschlungen," gerührt in die Arme sanken und uns feierlich zuschwuren, daß „Soweit die deutsche Zunge klingt — Und Gott im Him-

mel Lieder singt," das deutsche Vaterland sein sollte, befremdend erscheinen, daß Tausende, ja Millionen deutscher Zungen und Herzen, und zwar solcher, deren Lieder zu den schönsten und gefühlvollsten gehört haben, welche der reiche Schatz des deutschen Gemüthes in Worte und Töne gekleidet, es mag uns befremden, daß Millionen Deutscher an den Ufern der Donau und Moldau mit Thränen in den Augen vor den Thoren des Deutschen Reiches stehen und verlangend ihre Arme nach dem deutschen Vaterlande ausstrecken; aber wir haben im Laufe der langen Jahre, welche manche unserer Jugendträume zertrümmerten, nicht um sie zu vernichten, sondern um sie in praktischer, lebensfähiger Gestalt wieder auferstehen zu lassen, auch gelernt, daß die Weltgeschichte ihre eigenen, oft räthselhaften Wege geht, daß sie zwar langsam, aber fein mahlt und daß mit Geduld, Ausdauer und Aufopferungsfähigkeit das deutsche Volk schließlich seinen berechtigten Wünschen und Forderungen Geltung und Anerkennung zu erringen versteht.

„Ueberdies, was wir eigentlich als deutsches Vaterland verehren, es ist nicht so sehr, oder wenigstens nicht allein die geographische Gestalt oder die politische Macht des Deutschen Reichs. Es ist vorzüglich der Charakter, es sind die Eigenthümlichkeiten des deutschen Volkes, welche die geheimnißvolle Zauberkraft besitzen, Allen, die einen verständnißvollen Blick in diese Völkerseele geworfen, unvergeßlich zu bleiben.

„Die charakteristischen Eigenthümlichkeiten, die strenge Disciplin des Geistes mit dem daraus sich ergebenden Hang zur Ordnung und Gründlichkeit, das reiche Gefühlsleben, welches auf den Gebieten der Kunst die duftigsten und zartesten Blüthen treibt und in socialen Kreisen als deutsche Gemüthlichkeit das Leben verschönt, sie sind es, welche das deutsche Vaterland seinen Kindern als Geburtstagsgeschenke in die Wiege legt, sie sind es, welche nicht nur seine Söhne, die auf dem heimathlichen Boden verbleiben, als das schönste Angebinde durch das Leben begleiten, sondern die auch seinen Kindern, welche freiwillig oder unfreiwillig die Heimath verlassen, als das schönste Erbtheil mitgegeben werden, und die es ihnen in den entferntesten Zonen ermöglichen, überall, wo immer sie ihre Zelte aufschlagen, zur Förderung der Cultur und Civilisation einen nicht unerheblichen Beitrag zu leisten, sie sind es, welche die an den Ufern der Vereinigten Staaten landenden deutschen Einwanderer mitbringen und die es den deutsch-amerikanischen Adoptiv-Bürgern möglich machen, an der glorreichen Entwicklung der nordame-

rikanischen Union einen hervorragenden Antheil zu nehmen, um von den eingeborenen Bürgern als willkommene Mitarbeiter bei der Lösung der großen Aufgabe begrüßt zu werden, welche das amerikanische Volk in der Entwicklung der Geschicke der Menschheit zu erfüllen hat. Es ist nicht Eitelkeit oder Selbstüberhebung, was die Adoptiv-Bürger deutscher Geburt und Abstammung mit Befriedigung und Stolz auf die Stellung blicken läßt, welche sie sich in der Völkerfamilie der Vereinigten Staaten errungen haben. Sie wissen sehr wohl, daß ihre Zahl unter den vielen Millionen Bewohnern dieses Landes eine kleine, daß ihre Kräfte beschränkt, ihre Mittel bescheiden sind. Dazu bietet die Verschiedenheit der Sprache ein Hinderniß, welche die unmittelbare Einwirkung des deutschen Einflusses wesentlich erschwert. Sie beanspruchen daher kein besonders glänzendes Verdienst bei der Aufzählung der Errungenschaften, auf welche das amerikanische Volk während der verhältnißmäßig kurzen Zeit seiner Geschichte verweisen kann. Sie bescheiden sich, in Reih und Glied zu stehen und Schulter an Schulter mit ihren Mitbürgern anderer Abkunft für die hohen Ziele, welche dem amerikanischen Volke als seine Aufgabe vorschweben, zu kämpfen. Aber in Betreff ihres guten, ehrlichen Willens, die Ehre und den Ruhm des amerikanischen Volkes unversehrt zu erhalten, in Betreff ihres aufrichtigen Wunsches, die Wohlfahrt, das Gedeihen und die Größe ihrer Adoptiv-Heimath mit dem Aufgebot all' ihrer Kräfte fördern zu helfen, in Betreff ihres eisernen Entschlusses, die freien Institutionen unseres Landes, wenn auch mit Aufopferung ihrer Habe, mit Gut und Blut zu beschützen und zu vertheidigen, darin beanspruchen sie als in den vordersten Reihen stehend betrachtet zu werden. Dieser Wunsch, dieser Wille, dieser Entschluß sind der Ausfluß des Geistes, den sie in ihrer alten Heimath in sich aufgenommen, sie sind die Früchte des Erbtheils, welches ihnen das alte Vaterland bei ihrem Abschied auf den Weg gegeben. Darum wird der Trinkspruch „Das deutsche Vaterland" nirgends, selbst nicht in der alten Heimath, weder an den Ufern des Rheins noch an denen der Elbe, selbst nicht an der Spree mit mehr herzlicher Theilnahme und aufrichtigem Enthusiasmus aufgenommen werden, als hier von den deutsch-amerikanischen Adoptiv-Bürgern und Ihren Gästen bei der hundertjährigen Gründungsfeier der Deutschen Gesellschaft der Stadt New York. Hoch das deutsche Vaterland!"

Auf den Trinkspruch „Die neue Heimath" sagte Herr Schurz:

„Es ist in gewissem Sinne überflüssig, daß man mich aufgefordert hat, diesen Trinkspruch zu beantworten, denn Alles, was ich Ihnen sagen kann, finden Sie in dem kürzlich erschienenen Buch unseres Freundes Eickhoff, das, wie ich hoffe, Jeder von Ihnen gelesen hat. Von dem Wenigen, das ich zusetzen könnte, hat mein Freund White schon das Meiste gesagt. Er hat uns gesagt, die Deutschen seien gute Leute. Durch unseren längeren Aufenthalt hier haben wir soviel Bescheidenheit angenommen, daß wir glauben, daß Das, was er gesagt hat, richtig ist, und in der That, während ich seiner Rede in Steinway Hall zuhörte, wunderte ich mich darüber, wie die Amerikaner ohne die Deutschen fertig werden wollten. Es ist mir heute klar geworden, daß der Deutsch-Amerikaner eine verbesserte und vermehrte Auflage des Deutschen ist und auch wohl eine verbesserte Auflage des Amerikaners; doch das klingt besser in der englischen Sprache, wenn mein Freund White es sagt. Wenn wir so gute Leute geworden sind, so hat das seine Ursache in der Eigenart dieses Landes. Was sich hier nicht entwickelt, entwickelt sich nirgends; wenn ein Mensch mit Spitzbubentalent hieher kommt, entwickelt er sich rasch zur Vollkommenheit; aber ebenso groß und vollkommen werden auch die Tugenden, die Jeder von uns mitgebracht hat. Wer hier ein Bummler bleibt, war zum Bummler geboren, wer es hier zu Nichts bringt, kann es nirgends zu Etwas bringen. Woher kommt das? Es kommt daher, weil dies nicht nur ein großes Land ist, sondern auch weil die Amerikaner ein großes Volk sind. Zeigen Sie mir eine Nation, welche, wie die amerikanische, in 60 Jahren 3,800,000 Deutsche aufgenommen hat und ihnen Rechte, deren sich die Eingeborenen erfreuen, gegeben hat. Der letzte Krieg, den das Volk geführt, hat zu Zeiten an einzelnen Tagen $5,000,000 gekostet, aber das Volk war selbstlos genug, nicht darnach zu fragen, ob es arm aus demselben hervorgehe oder nicht, wenn nur die Union gerettet wurde. Meine Herren! Ich schließe mit einem Hoch auf das Volk der Völker, das amerikanische Volk; auf das erste Reich der Welt, die Republik der Vereinigten Staaten!"

Das Wohl auf die Philadelphier Mutter-Gesellschaft wurde vom Präsidenten der „Deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien", Herrn John C. File, beantwortet wie folgt:

„Am Ende dieses schönen und wichtigen Tages und Schluß dieses herrlichen Jubelfestes wünscht die Mutter-Gesellschaft „Die Deutsche Gesellschaft von Pennsylvanien," wenn auch nur in wenigen Worten, ihre große Freude und ihren Töchtern, den „Deutschen Gesellschaften" nah und fern auszudrücken und hauptsächlich Dir „Deutsche Gesellschaft der Stadt New York" zu sagen: „Du bist eine Prachttochter." Alle möchte die Mutter an ihr Herz drücken und ihnen zurufen: „Laßt uns Alle dem armen Einwanderer, der freund-, rath- und hülflos vor uns steht, die Hand freundlich darbieten, ihm beistehen mit Rath und That, und ihn in den Worten des greisen Dichters im deutschen Vaterlande fühlen lassen:

„Darfst Dich nicht schämen
Fröhlich zu nehmen,
Kindlich empfangen
Ist menschliches Recht."

„Und allen Mitgliedern unserer Gesellschaften wollen wir es ans Herz legen, wie wahr das Wort ist: „Geben ist seliger als Nehmen."

„Aber zu geben
Das erst ist Leben,
Läßt Dich empfinden
Dein göttlich Geschlecht."

„Und nun Allen „Gute Nacht, süße Ruhe und ein freudiges Erwachen zum frischen Streben im neuen Jahrhundert!"

Nachdem man das Vorstehende gelesen, wäre es wohl verzeihlich, anzunehmen, daß die New Yorker „Deutsche Gesellschaft" im Laufe der seither verflossenen 16 Jahre die Zahl ihrer Mitglieder und dementsprechend auch ihre Wirkungsfähigkeit u. s. w. mindestens verdoppelt habe. Bedauerlicherweise ist dies aber nicht der Fall, und der Verwaltungsrath beklagt dies in seinem Jahresberichte für 1900 mit folgenden Worten:

„An des Jahrhunderts ernstem Ende" glaubt der Verwaltungsrath den Wünschen der Mitglieder zu entsprechen, wenn er, über die üblichen Grenzen des Jahresberichts hinausgehend, zwar nicht eine Geschichte, aber doch vergleichendes Material zusammenstellt zur selbständigen Bildung eines Urtheils über die Thätigkeit unserer nun ihr 117. Geschäftsjahr abschließenden Gesellschaft. Der Rückblick auf eine erfolgreiche

Vergangenheit ist erfreulich; er sollte aber auch aufmuntern, die Zukunft noch erfolgreicher zu gestalten. Dies ist indeß nur möglich, wenn dem Verwaltungsrath durch eine mehr allgemeine Theilnahme an seinen Bemühungen seitens der Deutschen New Yorks die Mittel dazu gewährt werden. Wir lassen mit Bezug hierauf gern an unserer Statt eine allgemein anerkannte Autorität sprechen und führen aus der Rede des Herrn Carl Schurz, bei der hundertjährigen Stiftungs-Feier der Gesellschaft (1884), folgenden Passus an:

> „Es ist mit verhältnißmäßig kleinen Mitteln viel geleistet worden, und ich wiederhole es, Das, worauf alle Deutschen stolz sein dürfen, haben in der That nur Wenige gethan."

„Den mit Führung der Geschäfte betrauten Mitgliedern des Verwaltungsraths widmete Herr Schurz bei jener Gelegenheit die folgenden beredten Worte:

> „Schwerlich ist wohl die Selbstaufopferung der Männer, welche sich an die Spitze dieses Unternehmens stellen ließen, nach ihrem vollen Werth geschätzt worden; wie sie . . . ihre Zeit und Arbeitskraft diesem wohlthätigen Werk uneigennützig widmeten; . . . wie sie ihrer schönen Aufgabe treu blieben trotz der Anfeindungen und Demüthigungen, denen sie sich von Seiten . . . nationaler Eifersucht oder gegnerischer Erwerbsinteressen aussetzen mußten; wie sie sich selbst die scharfe, nicht selten kleinliche, zuweilen bösartige und verdächtigende Kritik gefallen ließen, welche ihnen . . . von eigenen Landsleuten wurde."

„Die Nachfolger jener Männer, die Mitglieder des jetzigen Verwaltungsraths, haben das ihnen übergebene Werk nach bestem Wissen im Sinne ihrer Vorgänger weiter zu führen gesucht. Sie wünschen die Kritik der Mitglieder; scharfe, erschöpfende, aber aufbauende, nicht zerstörende Kritik. Sie würde ihnen bezeugen, daß die Apathie der letzten Jahre aufgehört hat, daß das Deutschthum New Yorks wieder willig ist, sich an der Arbeit unserer Gesellschaft zu betheiligen, in besserem Sinne, als durch die einfache Zahlung eines Beitrags, der für die Mehrzahl unserer Mitglieder wenig bedeutet. Denn die Anzahl solcher Mitglieder, die sich nach ihren Mitteln selbst besteuerten und Beiträge von $50.00 oder $100.00 freiwillig zahlten, wird immer kleiner, und die große Menge der in Deutschland Geborenen und hier zu Wohlstand und Reichthum Gekommenen verhält sich dauernd ablehnend gegenüber un-

feren wiederholten Aufforderungen zum Beitritt. Viele sogar, denen bei ihrer ersten Ankunft unsere Hülfe bereitwillig gewährt wurde und die jetzt im Stande sind, Andern in ähnlicher Weise beizustehen, bleiben uns fern; die hier geborenen Söhne jener Männer, deren Stolz es war, sobald sie hier Fuß gefaßt und die ersten Fundamente eines wachsenden Wohlstandes gelegt hatten, unserer Gesellschaft beizutreten, mögen sich anscheinend nicht daran erinnern, daß ihre Väter als hülfsbedürftige Einwanderer hier dereinst den Rath und Beistand unserer Gesellschaft gern annahmen. Diese Männer — ihre Anzahl verringert sich gerade in dieser Zeit in betrübender Weise — waren die treuen Stützen unseres Werkes in den letzten 50 Jahren, und mit sorgender Trauer verzeichnen wir den Heimgang eines jeden von ihnen in unsern Protocollen, ohne Nachfolger für sie zu finden. Selten auch erfreut uns ein Mitglied, dessen Verhältnisse mit dem wachsenden Wohlstand des Landes Schritt gehalten haben, mit einem verdoppelten oder verzehnfachten Beitrag, den er aus einem mäßigen Gehalt vor dreißig Jahren beisteuerte. Das warme Interesse dieser freigebigen Mitglieder bestätigte sich auch in den dankenswerthen Vermächtnissen, die sie der Gesellschaft hinterlassen, dem schönen Beispiel des älteren John Jacob Astor folgend, der in den Jahren 1837—41 Präsident des Verwaltungsraths war und, seiner deutschen Abstammung eingedenk, derselben $20,000 hinterließ, eine für jene Zeit großartige Stiftung. Wie aus dem Jahresbericht ersichtlich, erhielt die Gesellschaft bis zum Jahre 1899 von 22 anderen Menschenfreunden weitere Zuwendungen von mehr als $30,000; im Jahre 1900 noch die Vermächtnisse von H. Marcuse, W. Steinway und Ph. Bissinger, und hat nach den veröffentlichten Testamentsbestimmungen aus Henry Villard's Hinterlassenschaft $5,000 zu erwarten.

„Wir lassen noch einmal Carl Schurz sprechen:

> „So bieten sich den Deutschen von New York, die bisher der Deutschen Gesellschaft nicht ihre Mitwirkung haben zu Theil werden lassen, der Gelegenheiten noch viele, das Versäumte wieder gut zu machen. Wir haben Manche unter uns, denen das Schicksal gütig gewesen ist, indem es ihnen reichlichen Lohn für ihre thatkräftige Fähigkeit und ihren Fleiß gewährte. Kein schöneres Feld können sie finden zur Bethätigung ihrer Dankbarkeit für das Gute, das ihnen in dieser neuen Heimath erwachsen, als daß sie mit freigebiger Hand das Ihrige dazu beitragen, um Denen,

die Nachkommen, den Weg zu ebnen und die Unglücklichen unter denselben vor Elend zu schützen. Aber auch Diejenigen unter uns, die nicht mit Reichthümern gesegnet sind, jedoch ohne drückende Sorge ein Leben fruchtbarer Arbeit und bescheidenen Behagens führen, sollten sich erinnern, daß das menschenfreundliche Werk der Deutschen Gesellschaft von dem Einzelnen nur wenig verlangt, und doch Großes leisten kann, wenn nur Viele ihr Weniges beitragen. Es sollte nur erwähnt zu werden brauchen, daß eine Bevölkerung von einer Viertelmillion von Deutschen einem Institute wie der Deutschen Gesellschaft, die der Stolz Aller sein sollte, nicht mehr als 1,122 Mitglieder (1883) geliefert hat, um unter Allen, denen der deutsche Name am Herzen liegt, einen Wetteifer zur schnellen Füllung der dünnen Reihen anzustacheln."

„Der Verwaltungsrath kann nicht unterlassen, wie so oft und so nachdrücklich hervorgehoben, nochmals an dieser Stelle zu erklären, daß von dem aus den Beiträgen der Mitglieder ihm zur Verfügung gestellten Betrage nicht ein einziger Dollar für andere als die eigentlichen Zwecke der Gesellschaft: „Deutsche Einwanderer zu unterstützen und deren Nachkommen Hülfe zu leisten" verwendet wird. Wir sind vielmehr seit Jahren im Stande gewesen, bei sparsamer Verwaltung aus den Gewinnen der Bank-Abtheilung nicht nur alle Unkosten zu bestreiten, sondern noch bedeutende Summen dem Gesammtbetrag der Beiträge hinzuzufügen und für Unterstützungszwecke zu verwenden. Die Kritik, welche nur als Entschuldigung dienen soll, sich an unserem Werke nicht zu betheiligen, ist somit durch beweiskräftige Zahlen gegenstandslos gemacht.

„Eine zusammenfassende Aufstellung der Gesammtwirksamkeit unserer Gesellschaft kann leider nicht gemacht werden. Nachstehend geben wir indeß einige Daten, die ein Gesammtbild in großen Umrissen ermöglichen:

Mitgliederzahl:

1854	630	1870	1,173	1890	1,277
1860	807	1880	908	1900	1,031

Deutsche Einwanderer:

1850	45,768	1870	71,280	1890	68,058
1860	37,945	1880	104,264	1900	27,608

Geld-Unterstützungen:

1850	$37,760.49	1873	9,268.76	1887	10,748.50
1860		1874	12,910.19	1888	11,252.00
1861	3,480.86	1875	12,634.90	1889	11,217.80
1862	3,013.67	1876	12,982.50	1890	11,114.00
1863	3,288.17	1877	13,279.25	1891	11,362.63
1864	4,237.75	1878	6,983.75	1892	11,085.25
1865	6,167.23	1879	6,455.50	1893	12,112.50
1866	8,506.45	1880	5,987.66	1894	18,507.50
1867	6,018.40	1881	8,377.34	1895	13,165.50
1868	8,092.75	1882	9,723.00	1896	12,137.30
1869	9,376.00	1883	11,288.00	1897	11,938.00
1870	9,122.90	1884	10,765.00	1898	11,377.00
1871	7,272.50	1885	10,098.50	1899	8,696.00
1872	8,815.50	1886	10,360.00	1900	8,797.50

In 50 Jahren........................$421,758.72.

„Diese Summe erschöpft bei Weitem nicht die Leistungen der Wohlthätigkeit in den letzten 50 Jahren.

„Die Aerzte der Gesellschaft behandeln jährlich im Durchschnitt 1200 Familien kostenfrei; über 2,000 Recepte werden für unsere Kosten verschrieben; Wein, Cognac, Milch und Suppen werden verabreicht und Kohlen an Arme geliefert. Die Durchschnittskosten dieses Theiles unserer Wohlthätigkeit betragen ca. $4,000 jährlich, und wenn auch in früheren Jahren weniger, so würden immerhin noch über $100,000 zu der obigen Gesammtsumme hinzukommen.

„Der Segen, der Hunderttausenden von Einwanderern durch unser Stellennachweisungs-Bureau zufließt, läßt sich in Dollars und Cents nicht ausdrücken. Wohl 350,000 Deutsche fanden bei ihrer Landung hier Beschäftigung durch unsere Gesellschaft.

„Jedes Mitglied darf aus dieser Zusammenstellung die Ueberzeugung entnehmen, daß seine Beiträge in allen Fällen gerecht und gewissenhaft — nach eingehender Untersuchung der Verhältnisse in jedem einzelnen Fall — an wirklich Nothleidende vertheilt sind, während er vielleicht große Summen verschwendet hat an zungenfertige Schwindler."

Anschließend an die „Deutsche Gesellschaft der Stadt New York"

will ich hier noch Etwas über eine andere deutsche Gesellschaft sagen, die ich schon auf S. 16 erwähnt habe.

Es sind hierzulande — und auch anderswo — so viele auf Gegenseitigkeit basirende Versicherungs- und Unterstützungs-Gesellschaften zusammengebrochen und die überlebenden Mitglieder haben ihre Einzahlungen verloren, die unterstützungsberechtigten Wittwen und Waisen aber ihre weiteren Dividenden, daß wol viele Leser der „Staats-Zeitung" an einen derartigen Zusammenbruch gedacht haben, als sie am 25. April 1899 Folgendes unter den Stadtneuigkeiten lasen:

„Die „Deutsche Gegenseitige Unterstützungs-Gesellschaft für Wittwen und Waisen", welche, wie bereits in d. Bl. berichtet, aufgelöst werden soll, ist eine Bethätigung des Gemeinsinnes der Deutschen in den 1830er Jahren. Die Incorporatoren und Mitglieder gehörten zum größten Theil der St. Matthäus-Gemeinde in Walker Street an und deshalb sind auch bis in die neueste Zeit die Generalversammlungen in den Schulräumlichkeiten der St. Matthäus-Kirche abgehalten worden.

„Bei der Gründung dieser Unterstützungs-Gesellschaft, im J. 1836, war das System der Lebensversicherungs-Gesellschaften hier noch nicht entwickelt, Tabellen der Durchschnitts-Sterblichkeit waren kaum bekannt und die Aufnahme von Mitgliedern ohne Rücksicht auf deren Alter oder Gesundheitszustand oder auf das Alter ihrer Frauen war ein Fehler, dessen folgenschwere Tragweite damals von Niemandem vorhergesehen worden ist. Die Vertheilung der ganzen Einnahmen an die ersten wenigen Wittwen gab den letzteren eine ungerechtfertigte Bevorzugung auf Kosten der Ansprüche späterer Antheile und es folgte aus dieser falschen Grundlage, daß sich die Wittwen- und Waisenantheile rasch mehrten, dagegen aber bei den größeren Vortheilen, welche die Lebensversicherungs-Gesellschaften boten, die Zahl der Mitglieder stetig und rasch abnahm. Versuche, die Aussichten der Gesellschaft zu bessern, blieben erfolglos.

„Die Gesellschaft wurde im J. 1838 incorporirt, und zwar waren die Incorporatoren die Herren George F. Gerding, Christian H. Sand, Carl F. Grosheim, Francis Draz, Edward Unkart, Fred. W. Geissenhainer jr., Christian G. Günther, George H. Siemon, Carl G. Ahlborn, Jacob Bindernagel, Ernest B. Schneidler, William A. Kobbé, Heinrich Ludwig, John Haas, Georg Tiemann, Andreas Wohlrabe, Philip W. Engs und Rev. Wm. D. Strobel. Heute ist das älteste Mitglied der Gesell-

schaft Herr Carl L. Recknagel, der derselben seit dem 14. März 1842 angehört. Neben ihm sind u. A. Mitglieder: C. F. Ackermann, Julius W. Brunn, Julius Forstmann, Edward Hauselt, Johann Lauckhardt, John Reynders, Heinrich Rocholl, Ernst Steiger, Friedr. Aug. Stohlmann, Julius Eduard Stohlmann, Friedr. B. Wendt und Andere.

„Schon im J. 1874 war man zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Gesellschaft auf die Dauer nicht in der bisherigen Weise weiterbestehen könne und in langsame Liquidation gehen solle. Darum sind seit jenem Jahre keine neuen Mitglieder mehr aufgenommen worden und die Höhe der Dividende wurde den Verhältnissen entsprechend von Zeit zu Zeit reducirt. Seit dem J. 1891 ist die Auflösung der Gesellschaft immer als über kurz oder lang bevorstehend angesehen worden und nur dem Einwand einiger wenigen Mitglieder, darunter des Ersten Secretärs Steiger, der die ganze Buchführung besorgt hat, war es zuzuschreiben, daß die Gesellschaft in der Erwartung forterxistirte, die Zahl der Mitglieder werde sich genügend hoch erhalten. Neuerdings aber hat sich die Zahl der Mitglieder, aus welchem die zwölf Trustees zu erwählen sind, so verringert, daß zu befürchten war, in nicht gar langer Zeit würden sich nicht mehr genügend Herren bereit finden lassen, den Posten eines Trustee zu übernehmen. Im Hinblick hierauf wurde daher einstimmig beschlossen, die Gesellschaft aufzulösen und die vorhandenen Fonds in einer alle Theile befriedigenden Weise zu vertheilen. Zu diesem Zwecke ist die Angelegenheit der Supreme Court vorgelegt worden und Richter Truax hat, wie schon berichtet, einen Referenten ernannt, der das Nöthige veranlassen wird.

„Aus dem letzten Jahresbericht vom 1. September 1898 ist ersichtlich, daß sich die Activa der Gesellschaft an jenem Tage auf $23,776.84 beliefen. Seit ihrer Gründung hat die Gesellschaft an Wittwen und Waisen $296,998.36 gezahlt.

„Die jetzigen Beamten sind: Julius W. Brunn, Präsident; Heinrich Rocholl, 1. Vice-Präsident; Fr. Bernh. Wendt, 2. Vice-Präsident; Ernst Steiger, 1. Secretär (seit 33 Jahren); Jean Deghuée, 2. Secretär; C. F. Ackermann, Schatzmeister. Trustees: Diedr. Bauer, J. G. W. Feldmann, Edward Hauselt, Carl L. Recknagel, Carl W. Ruprecht und Otto H. Walsemann."

Die Auflösung der Gesellschaft nahm ihren regelmäßigen Verlauf, das Vermögen wurde flüssig gemacht und unter 155 Wittwen und 37

Mitglieder vertheilt. Gewöhnlich gibt es bei solchen Vertheilungen Unzufriedene. Nicht so bei uns. Die Wittwen, so alt, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach durchschnittlich nur noch 4 Jahre zu leben hatten — 4 starben sogar, bevor die Vertheilung vor sich ging, und erhielten daher ihre Erben den betr. Antheil — bekamen in zwei Posten so viel, wie sie nach und nach in den nächsten 9 Jahren erhalten hätten, sofern sie überhaupt am Leben geblieben.

Natürlich war eine jede sehr zufrieden, noch mehr aber waren es die Mitglieder, die ja auf Nichts gerechnet, sondern nur für ihre dereinstigen Wittwen gesorgt und gezahlt hatten.

Und obendrein hatten die überlebenden Mitglieder des Verwaltungsrathes eine weitere Genugthuung: sie konnten den Betrag der „Strafgelder", welche in früheren Jahren von Denjenigen erhoben worden waren, die ohne Entschuldigung einer monatlichen Versammlung nicht beigewohnt hatten — einige Hundert Dollars — der hiesigen Deutschen Gesellschaft für deren Wohlthätigkeitszwecke überweisen. In anderen Gesellschaften werden bekanntlich dergleichen Strafgelder gewöhnlich verschmaust.

Am 6. Februar 1900 erhielt ich eine Aufforderung des Präsidenten Brunn, am nächsten Morgen um ½11 Uhr zu einer Versammlung des Verwaltungsrathes, im Locale der Deutschen Gesellschaft, zu erscheinen. Ich vermuthete, daß der Richter der Supreme Court, welcher das Auflösungs-Decret erlassen hatte, einen alsbaldigen Bericht über den Stand der Angelegenheit verlangt habe, machte daher einen solchen fertig und nahm denselben und andere Papiere am nächsten Morgen mit mir.

Als ich, etwas verspätet, ins Sitzungszimmer kam, fand ich nur die Beamten dort, und um sie, deren Zeit kostbar war, nicht noch länger warten zu lassen, zog ich, kaum auf dem Stuhle, meine Papiere aus der Tasche, um dieselben vorzulegen. Der Präsident, sich erhebend, sagte aber, meine Berichte seien heute nicht benöthigt; er und seine drei Freunde hätten mich vielmehr nur ersucht, hierher zu kommen, um ein Zeichen ihrer Anerkennung und Freundschaft entgegen zu nehmen.

Damit überreichte er mir folgende Adresse:

„New York, 31. Januar 1900.

Lieber Herr Steiger!

Einige Freunde und Collegen im Vorstande der
Deutschen Gegenseitigen Unterstützungs-Gesellschaft
für Wittwen und Waisen

gewähren sich das Vergnügen, Ihnen hiermit eine wohlverdiente Erinnerungsgabe an Ihre vieljährige Thätigkeit als

Secretär

der Gesellschaft zu überreichen.

Vom Jahre 1866 an, als Sie das Amt übernahmen, bis zum Jahre 1900, wo sich die Aussicht bietet, daß die Gesellschaft einem Abschlusse nahe ist, sind 34 Jahre verflossen, in denen Sie die vielen Arbeiten des Amtes unermüdet und gewissenhaft erledigten, mit allen Rücksichten auf die in Unkenntniß der Sachlage oft gestellten Anfragen und Ansprüche betheiligter Mitglieder.

Wenn unsere Gesellschaft nicht den bei Gründung derselben im Jahre 1836 gehofften Erfolg erreicht hat, so liegen die Ursachen dafür in damals nicht voraussehbaren Verhältnissen. Seit über 20 Jahren konnte unsere Aufgabe daher nur noch sein, eine langsame Abwickelung der Gesellschaft einzuleiten, mit gleichmäßiger Wahrung aller betheiligten Interessen.

Dieses Ziel ist nunmehr erreicht; wir haben das Bewußtsein, eine nicht angenehme Aufgabe zur Zufriedenheit aller Betheiligten erledigt zu haben, und können mit Befriedigung zurückblicken auf die Unterstützungen, welche im Laufe von 64 Jahren durch unsere Gesellschaft an Wittwen und Waisen ihrer Mitglieder geleistet wurden.

In angenehmer Erinnerung unseres gemeinsamen Wirkens bleiben wir freundschaftlichst

Ihre ergebenen

J. W. Brunn, Präsident,
H. Rocholl, Erster Vice-Präsident,
Fr. B. Wendt, Zweiter Vice-Präsident,
C. F. Ackermann, Schatzmeister."

Und dann enthüllte er vor mir eine große und äußerst geschmackvolle silberne Fruchtschale mit der Inschrift:

To Ernst Steiger

as a token of esteem and friendship from members of the Board of Trustees of the German Mutual Assistance Society for Widows and Orphans, in grateful recognition of his faithful work as its Secretary, 1866 to 1900.

Ich war von all Diesem so überrascht und überwältigt, daß ich die größte Mühe hatte, meine Fassung zu behalten. Eine wohlgesetzte

Dankrede konnte ich nicht hervorbringen, und schäme mich jetzt noch der ungeschickten Rolle, die ich alter und im Redereden ungeübter Mann bei dieser Gelegenheit gespielt habe.

Um meinetwillen würde ich über diese Ueberraschung Stillschweigen bewahrt haben wie über verschiedene andere, die ich in diesem Buche nicht erwähne. Wie aber nur Derjenige, welcher selbst thätig ist, zu würdigen versteht, was ein Anderer thut, so haben die vier Freunde durch ihre allzugroße Anerkennung meines Wirkens sich selbst geehrt; und darum erscheint es mir passend, daß ich, den Vorfall erwähnend, ihre Namen hier genannt habe.

Je länger ich das Geschenk und die Zueignungsschrift besaß, worüber Jedermann, der Beides später sah, seine Freude und Sympathie ausdrückte, desto mehr freute auch ich mich darüber — um meiner Kinder und Enkel willen. Mögen dieselben lange nach meinem Tode daraus ersehen, daß mein bescheidenes Wirken nicht ohne Anerkennung geblieben ist. Diese ist mir nicht weniger werthvoll, als die beiden Orden, die mir in den siebziger Jahren verliehen worden sind.

Wenn ich nun auch viel von meiner Zeit außerhalb der Geschäftsstunden auf Erfüllung meiner Pflichten als Erster Secretär der „Gesellschaft zur Unterstützung von Wittwen und Waisen", sowie auch der „Deutschen Gesellschaft" verwendet habe, so ist das immerhin doch nur wenig verglichen mit Dem, was Männer wie Julius W. Brunn, Wm. A. Schmitthenner u. A. ebenfalls für beide Gesellschaften gewirkt, Carl Hauselt, Friedrich Schack — diese beiden Namen muß ich immer und immer wieder nennen — Jacob Windmüller und viele Andere für die „Deutsche Gesellschaft", Adolf Kuttroff und Unzählige neben ihm für das „Deutsche Hospital", er und Jul. W. Brunn für die „Isabella-Heimath", der 82jährige, aber wie ein junger Mann thätige Präsident der Deutschen Sparbank, Geo. H. Möller, für das „Wartburg Waisenhaus" seit dem dem Tode des Freundes Hauselt, Arthur von Briesen für den „Rechtsschutzverein" — und wie lang würde die Liste Derer werden, welche in ähnlicher Weise für die hiesigen Wohlthätigkeitsanstalten gewirkt haben oder noch wirken. Wer solche Männer, die neben Erfüllung ihrer Berufspflichten dem Gemeinwohle Opfer bringen, und die viel größere Anerkennung verdient haben, als ich erhalten, zu Vorbildern hat, dem wird es, vollends falls er etwas weich angelegt ist, nicht schwer, in ähnlicher Weise für Andere thätig zu sein. Darum verdiente ich eigent-

lich eine besondere Anerkennung nicht, und ist dieselbe mir statt einem Anderen in den Schooß gefallen.

Unter den europäischen Briefen, welche am 27. Februar 1901 ankamen, war einer von einer mir nicht bekannten Hand an mich persönlich adressirt. Der Absender desselben führte sich mit folgenden Worten ein:

> . . . . „in meiner Wohnstube über meinem Schreibtische steht auf einem Sockel eine Stutzuhr. An dieser befindet sich eine weiße Porzellanplatte mit der Aufschrift: „Dem Herrn Gutsbesitzer Gottfried Oehmichen in Zeicha für vormundschaftliche Bemühungen verehrt von seinen dankbaren Mündeln Ernst, Otto und Anna Geschwister Steiger aus Gastewitz, d. 7. April 1857." Auf der Rückseite dieser Platte steht geschrieben: „Diese Uhr darf nicht in fremde Hände kommen, sondern fällt jedesmal dem jüngsten Sprossen meines Hauses zu. Gottfried Oehmichen, Zeicha." Da ich nun der jüngste Sohn meines sel. Vaters war, so fiel mir die Uhr nach dessen Ableben zu. Die Uhr hat für mich einen sehr großen Werth als ehrendes Andenken und sage auch ich Ihnen meinen herzlichsten Dank dafür. Dieselbe hält die Zeit noch tadellos. Ich weiß mich noch ganz gut zu erinnern, wie die Uhr zu meiner Eltern großer Freude hier eintraf." . . . .

Weiter heißt es in dem langen Briefe mit allerlei mich interessirenden Nachrichten aus meiner ersten Heimath:

> „Unsere Kirche zu Hohenwussen steht immer noch so friedlich auf ihrem Hügel und schaut in weite Ferne. Es hat sich die Anschaffung einer neuen Orgel in derselben schon längst als nöthig herausgestellt, und werden zu dem Zwecke Stiftungen jetzt dankend angenommen. Sollten Sie geneigt sein, aus Anhänglichkeit an Ihre Geburtskirche ein Scherflein dazu beizutragen, so würde ich gerne zur Vermittlung bereit sein. Doch, verzeihen Sie meine Aufdringlichkeit." . . . .

Mancher, der bis hierher gelesen hat, wird denken: „Aha, das ist also der Zweck dieses Briefes," und in Wirklichkeit haben Leute, denen ich denselben vorgelesen, mir das ins Gesicht gesagt.

Sie dachten anders, als ich dies aufnahm. Die Erwähnung der Hohenwussener Kirche, in der ich getauft worden und bis zu meinem 10.

Jahre viele Male gewesen bin, wenn sie auch keine alte sagenumwobene Burg oder Ruine ist, erweckte angenehme Erinnerungen und war mir äußerst willkommen. Und mit dem nächsten Postdampfer schickte ich mein Scherflein hinaus, und zwar mehr als nur ein paar Dollars. Seit langer Zeit hatte keine Gelegenheit, zu einem guten Zwecke Etwas beitragen zu können, mir so viele Freude gemacht, wie gerade diese.

Auf einem der höchsten, aber immerhin verhältnißmäßig unbedeutenden Hügel in dieser flachen Gegend, zur Zeit der Sorben und Wenden vor 700 oder 800 Jahren erbaut, ist die Hohenwussener Kirche weit in der Runde sichtbar. Von meinem vierten Jahr ab steht sie in meiner Erinnerung. Als ein gegen Feinde befestigter Platz war der darum gelegene geräumige Kirchhof mit einem Erdwall umgeben worden, welcher auch jetzt noch existirt. Manche meiner Erinnerungen sind damit verknüpft. An der Decke des massiven Gotteshauses waren in grellen Farben die Bilder der Evangelisten, Apostel u. A. gemalt, die mir als kleinem Jungen sehr imponirten. Als meine Mutter nach meines Vaters Tode im J. 1838 mit uns drei Kindern nach Meissen gezogen war, wollte ihre Mutter, welche eines der drei Güter in Gastewitz besaß und bewirtschaftete, mich bei sich haben, und ich wurde ihr, nach Ostern 1839, gelassen. Der Großmutter alter Schäfer wurde mein Erzieher; in seiner Gesellschaft verbrachte ich die meiste Zeit außerhalb der Schule. Eines Nachmittags nahm er mich mit in die Kirche. Dort war eine Trauung, welcher ich so aufmerksam, aber ohne Gefallen daran zu finden, zugesehen habe, daß ich der Großmutter hernach erklärte: „ . . . Nee, ich heirathe nich, ich will nich so vor de Leute hintreten un mich angucken lassen." Von da her datirt meine Aversion gegen Trauungen in der Kirche, so daß ich nach dieser bis jetzt nur einer einzigen beigewohnt habe — um als Liederkränzler dabei zu singen. Das unsinnige Staatmachen und Verschwenden, die Manifestation von Eitelkeit und Putzsucht — um nicht noch mehr zu sagen — ist mir von jeher zuwider gewesen. Ich habe immer eine einfache Trauung im Familienkreise vorgezogen.

Außerhalb des Kirchhofes, an der Ostseite, steht das Schulhaus. Dort hielt der Schulmeister und Organist Resch Schule. Ich erinnere mich noch der großen Zuckerdüte, welche ich von ihm bekam — die Großmutter hatte sie gestiftet — als ich zum ersten Male in die Schule kam. Alle Kinder wurden zu gleicher Zeit in dem einzigen Schulzimmer un-

terrichtet. Die Resultate werden wol nicht besonders gewesen sein. Ich weiß aber noch, daß Schreiben sowol wie auch Rechnen, worin ich mit meinem neben mir sitzenden Vetter Oehmichen aus Hohenwussen wetteiferte, mich interessirten, ebenso die Geschichten in Wilmsen's „Kinderfreund".

Wenn ich in der Kirche mit auf dem Chore sitzen durfte, fesselte das Orgelspielen meine Aufmerksamkeit. Ob die Orgel gut oder nicht gut war, hatte ich zu beurtheilen kein Verständniß. Sie ist jetzt endlich altersschwach geworden und bedarf der Ablösung — wie's auch über kurz oder lang mit mir werden wird. Darum meine Sympathie mit ihr, nachdem ich sie seit 59 Jahren nicht gehört habe.

Im Sommer 1839 fuhr die Großmutter einmal mit mir zu einem ihrer Söhne, nach Siptitz bei Torgau. Dort bekam ich die Masern. Wie die anderen Gutsbesitzer in der Gegend alle 14 Tage einmal Brod buken, so hatte auch der Onkel Roßberg am Tage nach unserer Ankunft sein regelmäßiges Brodbacken. Er wollte seiner Mutter eines seiner Brode als Probe mitgeben; seinem Principe nach durfte aber kein Brod früher gegessen oder weggegeben werden, als 48 Stunden nachdem es aus dem Ofen gekommen. Die Großmutter wartete also zwei Tage, und als diese vorbei, war es auch mit meinen Masern so weit, daß sie mich wieder nach Hause nehmen konnte.

Das ist die einzige Kinderkrankheit, die ich gehabt habe. In Dresden habe ich im J. 1854 in Folge einer Erkältung drei Wochen lang Bett und Zimmer hüten müssen; seit der Zeit aber, in Amerika, bin ich, Alles in Allem, kaum 4 Tage bettlägerig gewesen, da ich immer vorsichtig auf meine Gesundheit geachtet habe.

Der Schauplatz meiner Jugendzeit hat immer hell in meiner Erinnerung gestanden. Als ich im J. 1859 die „Vetternstraße" zog, und in dem Gute war, in welchem ich geboren, bat ich meine Cousine, mich dahin zu begleiten, was für mich am interessantesten war: nach dem Kirchhof und der Kirche, nach dem Grabe meines Vaters. Seitdem hat mein Sohn im Frühjahr 1896 seine europäische Reise gemacht und mir eine große Anzahl Kodak-Photographien von den mir lieben Stätten in der alten Heimath mitgebracht, die für mich sehr interessant sind. Außerdem vergegenwärtigen topographische Karten und eine Flurkarte der Gastewitzer Felder, Gärten, Güter und Häuser mir die Gegend in ihren Einzelheiten. In hellem Sonnenschein sehe ich noch vor mir,

was ich vor 60 oder mehr Jahren geschaut. Wenn ich nochmals eine Reise nach Deutschland machen würde, so wäre der Geburtsort mit seinen Umgebungen das Anziehendste für mich. Da ich aber hier in gewohnter Weise thätig bleiben und Nichts versäumen will, bis ich einst abgerufen werde, so habe ich von jeher darauf verzichtet. Für das Geld, welches ich für solch eine Reise nicht ausgebe, ziehe ich vor, die gegenwärtigen „Erinnerungen und Plaudereien" zu drucken und zu verbreiten, und damit auch bequem zu vielen Personen zu kommen, die ich keinesfalls besuchen könnte.

Ich will gern zugeben, daß die meisten Leute solche Wahl in der Verwendung meines Geldes nicht nach ihrem Geschmack finden werden.

Vor einiger Zeit wurde mir berichtet, daß einer meiner Geschäftsfreunde, Herr Carl Schönhof in Boston, im Sommer 1897 in Leipzig sich gelegentlich geäußert hatte: „. . . . ich habe mit Herrn Steiger 24 Jahre lang in Verbindung gestanden, und kann mich nicht erinnern, in seinen Rechnungen u. s. w. jemals einen Fehler bemerkt zu haben."

Wenn nun auch bei den besten Einrichtungen Versehen vorkommen, so mag Herrn Schönhof's Angabe, welche bei seiner Accuratesse doppelt oder dreifach zählt, Unwesentliches ausgenommen, wol richtig sein. Und daß auch Andere, oder vielmehr alle meine Geschäftsfreunde so sprechen können, ist von jeher mein Bemühen gewesen.

Vom 2. Januar 1866 an sind alle schriftlichen Mittheilungen für auswärtige Kunden: Preisangaben, Rechnungen, Quittungen, Briefe u. s. w. mir gegen 6 Uhr des Abends behufs Durchsicht, Unterschrift und Versendung auf mein Pult gebracht worden. Um 6 Uhr gingen die Clerks fort, ich hatte aber noch ¾ Stunden oder länger zu thun. Wenn ich Etwas entdeckte, das nicht in Ordnung war, bezw. mir nicht gefiel, so wurde dasselbe am nächsten Morgen dem betr. Gehülfen behufs Correctur zurückgegeben. Die zur Absendung fertige Correspondenz nahm ich mit nach Hause, und nach dem Abendessen wurden die verschiedenen Papiere für einen und denselben Adressaten — für manchen waren es 6 oder mehr aus verschiedenen Abtheilungen des Geschäfts — zusammen sortirt und unter einem Envelope fortgeschickt, um nicht unnöthigerweise zu gleicher Zeit zwei oder noch mehr Briefe an denselben Kunden fortzuschicken und Porto auszugeben, das erspart werden konnte. In

Erbtheil aufgebraucht hatte nnd von seiner Mutter Nichts mehr bekam, mit meinem Gelde gewirthschaftet und auf des Geschäftes Namen Schulden gemacht, dasselbe aber auch, seines Vergnügens halber, vernachlässigt haben würde, wenn ich ihn als Theilhaber aufgenommen hätte. Es gibt ja genug solcher Beispiele.

Anders war es, als im October 1858 die Herren Westermann und Büchner mir die „stille Theilhaberschaft" anboten. Da sagte mir Herr Büchner: „Wir brauchen Ihr Capital nicht, wir wollen uns nur Ihren Fleiß, Ihre Intelligenz und Ihr Interesse fürs Geschäft sichern. Der Ordnung halber mögen Sie aber $3,000 einzahlen, die wir Ihnen verzinsen werden." Und so geschah's. Ich war aber nicht berechtigt, für die Firma zu zeichnen, die Zollhausgeschäfte zu besorgen u. s. w. Ueberhaupt hat, außer meinen Eltern und Geschwistern, Niemand von meiner Theilhaberschaft Kenntniß erhalten, bis ich Ende 1865 austrat.

Etwas habe ich von Grosser mir gemerkt, nämlich: „Das Beste ist der Feind des Guten," welchen Spruch er mir entgegenhielt, wenn ich z. B. ein Circulär, einen Prospect u. s. w. zwei- oder dreimal verbessert hatte und dann in Bezug auf Stil oder Satz doch noch weiter ändern, verbessern wollte. Er sagte, es sei gut genug, und hatte damit eigentlich Recht. Immerhin durfte ich mir sagen, daß die Mehrzahl ähnlicher Sachen anderer Firmen stilistisch und typographisch meinen Anschauungen nicht genügten, daß vielmehr die meinigen mehr Sorgfalt zeigten.

Es ist überflüssig, zu sagen, daß auch bei mir das Alter seine Schatten voraus wirft. Ich bin nach und nach alt geworden, älter als viele Leute, welche denken, aufhören und sich zur Ruhe setzen zu müssen, sobald sie 60 oder gar 65 Jahre hinter sich haben. An verschiedenen Stellen habe ich schon erwähnt, daß ich nicht die Absicht habe, früher meine mir lieb und zum Vergnügen gewordene Arbeit im Geschäfte aufzugeben, als bis ich nicht mehr kann.

Hin und wieder geht Einem Etwas quer, und so fühlte auch ich im April 1899 nicht recht wohl. Mein Hausarzt sagte kurzer Hand: „Aufhören, das Geschäft an den Nagel hängen."

„Das geht leider nicht an; ich kann das Geschäft nicht verlassen, werde tagtäglich gebraucht."

„Nun, dann ins Land gehen, in die Berge."

„Geht auch nicht."

„Dann mindestens an die Seeküste, nach Long Branch oder da herum."

„Da komme ich des Morgens zu spät zur Stadt, und des Nachmittags muß ich schon um 4 Uhr weggehen. Das geht auch nicht. Aber ich will Ihnen 'was sagen, ich werde nach Coney Island gehen, nach Manhattan Beach oder vielmehr in das „Oriental Hotel"."

„Gut, das wäre auch recht."

Und damit war die Sache abgemacht. Ein Specialist, der mich auf Nase und Ohr untersuchte und fand, daß daran nichts gebessert werden könne, hatte dieselbe Ansicht vom „Ausspannen", wie mein Hausarzt —'s ist ja so leicht ausgesprochen. Er mußte aber zugeben, daß das „Oriental" der geeignetste Platz sei, solange ich nicht an einen entfernteren Ort gehen konnte.

Nun waren also meine und meiner Familie Gedanken auf dieses Hotel gerichtet und ich sammelte Informationen darüber, soviel ich konnte. Der Deutsche General-Consul Feigel, welcher viele Sommer draußen gewohnt, hatte mir u. A. gesagt, daß bei länger anhaltendem Ostwinde seine Kleider und sein Schuhwerk schimmelig geworden seien u. s. w. — aber das schreckte mich nicht ab.

Am „Gräberschmückungstage", den 30. Mai 1899, fuhr ich mit Frau und einer Tochter hinaus, um zu sehen, in welchem Stockwerke und auf welcher Seite ich ein Zimmer nehmen sollte, sobald Anmeldungen angenommen würden. Wir sind zweimal um den großen Bau herumgegangen; er war noch nicht geöffnet, Handwerksleute hatten innen und außen noch viel zu renoviren. Welche Seite und welches Stockwerk für mich am besten sei, blieb offene Frage — wir waren vergeblich draußen gewesen.

Jetzt kam's darauf an, mich anzumelden. Am Freitag, den 2. Juni, ging ich nach der betr. Office im Corbin Building, und trug dem Geschäftsführer meinen Wunsch vor, im „Oriental" für die Sommermonate ein Zimmer zu bekommen. Der machte aber so viele Ausreden und wollte mir gar nichts versprechen, höchstens sich meinen Namen notiren, um mir später Meldung zu machen, daß ich sah, er hielt mich für eine nicht wünschenswerthe Person, wol gar für einen von solchen Leuten, welche dort principiell nicht aufgenommen werden. Ich verzog mich also und beschloß, weder dem „Manhattan" noch dem „Oriental" je wieder nahe zu kommen.

Ein Freund hatte mir das „Hotel Bolingbroke" in Bath Beach, an Gravesend Bay, empfohlen; wenn ich dort nicht unterkommen könne, möchte ich nach „Fort Lowry Hotel," ein paar hundert Schritte südlich davon, gehen. Der Besitzer sei zwar ein grober Irländer, sonst aber sei sein Hotel all right.

Am nächsten Tage war der erste Samstag-Halbfeiertag; um 1 Uhr wurde das Geschäft geschlossen. Bei Doscher mußte ich einen Geburtstag feiern helfen und kam darum erst spät auf den Weg nach Bath Beach. Von der Bahn aus liegt „Bolingbroke" weiter als „Fort Lowry Hotel." Ich ging daher zuerst nach letzterem. Der mir als grober Irländer bezeichnete Captain Lowry war von einer Menge Leute umgeben, die Zimmer belegen wollten. Er sprach mit Allen in einem Tone, der ohne Zweifel manchen Personen nicht convenirt hat. Nach viertelstündigem Wartenlassen geruhte er auch von mir Notiz zu nehmen. Ich fragte, ob er mir ein Zimmer geben könne.

„Es ist noch eins frei. James," rief er seinem Cassirer zu, „zeigen Sie diesem Herrn Annex No. 9."

Der nahm mich nach dem Annex. Das ist ein Nebenbau, 150 Fuß nordwestlich vom Hauptgebäude, ein hölzerner Bau, der — wie auch die südwestliche Hälfte des Hotelgebäudes — auf Pfählen ruht, zwischen denen das Wasser des Meerbusens offene Bahn hat und seine Wellen schlägt. Ungefähr 8 Fuß über dem Wasser gelegen sind 100 Auskleidezellen für Badende. Darüber sind 19 Zimmerchen, jedes ungefähr 10 Fuß lang, 7 Fuß breit und 8 hoch, mit Thüre und Fenster nach Osten und einem andern Fenster nach dem Westen. Ueber dieser Reihe von 19 Zimmern ist ein anderes Stockwerk mit ebensoviel Wohnungen — jede mit einfachem Bett, Tischchen, Wäschkommode und Waschtisch, Stuhl und Schaukelstuhl und einem Regale.

No. 9 ist also in der Mitte zwischen No. 1 und 19, d. h. in der Mitte zwischen dem festen Lande und der ebenfalls auf Pfählen ruhenden, 20 Fuß breiten und zum Hotel führenden Colonnade, auf welcher man auch bei Regenwetter sich aufhalten kann. Der Cassirer zeigte mir No. 9 und das Käfterchen gefiel mir trotz des einfachen Mobiliars. Der Preis, $12.00 per Woche, war räsonabel. Nun sollte ich dasselbe stehenden Fußes belegen. Ich sagte aber, ich müsse erst mit meiner Frau darüber sprechen.

„Was geht das Ihre Frau an? Das Zimmer werden Sie bewohnen, nicht Ihre Frau.“

Endlich wurde mir bis nächsten Tag um 12 Uhr Bedenkzeit gegeben. Meine „bessere Hälfte“, die auf meinen Bericht erst sehr gegen eine solche Wohnung über dem Wasser, wo man sich unbedingt den Rheumatismus hole, eingenommen war, nahm dieselbe am nächsten Morgen, Sonntag, selbst mit in Augenschein. Auf ihre verschiedenen Einwendungen wurden beruhigende Erklärungen gegeben, und auch in Betreff des einfachen Mobiliars konnte sie nicht mehr verlangen, als geboten wurde. Zwei Tage später zog ich hinaus. Es hat mir 11 Wochen lang dort sehr gut gefallen und meiner Gesundheit auch gut gethan, so daß ich wiederzukommen beschloß, was ich im Sommer 1900 auch ausgeführt habe.

Eine für mich ebenso acceptable Wohnung an der See oder gar über dem Wasser, wie diese, die ich nach einer angenehmen Fahrt mit dem von 20 zu 20 Minuten laufenden Dampfboot und der Trolley Car binnen einer Stunde von meinem Geschäftslocale aus erreichen könnte, gibt es nicht. Da ich dort Frühstück um 6.10 und Abendessen bis 8 Uhr oder noch später haben und des Morgens sogar früher an meinem Pulte stehen konnte, als wenn ich in meinem eigenen Hause wohne, so paßte mir das in jeder Beziehung. Dabei hatte ich keinerlei sociale Verpflichtungen gegen irgend einen der 400 Gäste, so daß ich unbeschränkt über meine Zeit verfügen konnte. Wie gesagt, ein ähnlicher, gesunder Platz, so leicht, d. h. binnen einer Stunde zu erreichen, staub- und mosquitofrei, existirt in der Umgegend von New York nicht.

Der verstorbene Phil. Bissinger, der vormalige Präsident der Deutschen Sparbank, hatte seit vielen Jahren den Sommer entweder in Europa oder im „Oriental“ verlebt. Als eines Abends die Rede darauf kam, sagte er: „Es ist schön da, aber verteufelt theuer; kostet mich an die 50 Dollars jede Woche.“

Da dachte ich mir, daß mich der Aufenthalt in dem allerdings bei Weitem nicht so vornehmen „Fort Lowry Hotel“ mit allen Trinkgeldern und anderen Ausgaben kaum den dritten Theil von $50.00 kostete, wogegen ich Vortheile hatte, die das „Oriental“ nicht bietet, wo überdies späteres Frühstück und früheres Abendessen sowie Beförderung mit den rußigen und staubigen Dampfwagen nichts weniger als angenehm war.

Ein anderer Freund sagte mir: „Ja, Steiger, ich bin auch zwei-

oder dreimal nach dem „Oriental" hinausgezogen; es ist ja wol Alles recht schön da, und eine Woche geht's auch; dann aber hat man sich von dem vielen Essen den Magen verdorben und muß fortgehen, um sich anderswo wieder curiren zu lassen."

Und so ist es mit vielen vornehmen Sommer-Hotels. Die Leute gehen aus verschiedenen Gründen dahin; ihre Gesundheit profitirt selten dabei; die Ausgaben für diesen Luxus sind sehr groß, und in vielen Fällen leiden die geschäftlichen Interessen, selbst wenn man tagtäglich zur Stadt kommt. Rührige Concurrenten, welche vom frühen Morgen bis spät am Abend ihre Zeit dem Geschäft widmen, drängen nach und nach die älteren Firmen, deren Leiter glauben, sich's bequem machen zu dürfen, in den Hintergrund.

Das habe ich seit meiner Ankunft in Amerika in wachsendem Maße zu bemerken Gelegenheit gehabt und darum habe ich mich gegen alle Vorschläge, aufs Land zu ziehen, d. h. in der Umgegend der Stadt zu wohnen, ablehnend verhalten. Die Annehmlichkeit während des Sommers wird mehr als aufgewogen durch Unannehmlichkeiten während des Winters bezw. an Regentagen; die Schulung der Kinder wird erschwert und der Familienvater verliert viel von seiner Zeit, die er auf den weiten Weg des Morgens und Abends zu verwenden hat. Widerlich ist mir auch, wenn ich außerhalb der Stadt bin, auf die Uhr sehen und berechnen zu müssen, ob ich wol den nächsten Zug oder das nächste Boot noch erreichen kann, oder zu spät komme. In der Stadt wohnend habe ich keine solche Aufregung; fährt ein Zug mir an der Nase vorbei, so ist in 2 Minuten der nächste da. Die Trolley Cars laufen an meinem Hause vorbei und bringen mich in 32 Minuten nach Park Place. Bequemer kann man es in New York kaum verlangen.

Wenn man auch nicht jeden Morgen und jeden Abend ein Bad nimmt, so ist der Aufenthalt über dem Wasser, an einem Abende, der einem heißen Tage folgt, in „Fort Lowry" sehr angenehm und einen weiten Weg werth. Eines Abends sitze ich auch, wie gewöhnlich ohne Gesellschaft, draußen am äußersten Ende der in den Meerbusen hineingebauten Landebrücke, die herrliche Brise genießend, und lasse meine Blicke über die Bai hinweg nach der Küste von Staten Island und New Jersey schweifen. Da kommt ein langer Reporter, setzt sich unversehens an meine linke Seite, auf welcher ich mein taubes Ohr habe, und fragt, ob er mit mir ein paar Minuten reden dürfe.

„Nun, was ist's?"

„Ich wünschte Ihre Meinung zu hören über China, über den Socialismus und die Trusts."

„Ich bin hier außen, um Ruhe zu haben und frische Luft zu schnappen, aber nicht, um mit Anderen zu disputiren," erwiederte ich ihm.

Unverrichteter Sache mußte er also abziehen, meine Meinung über Trusts, Socialismus und China konnte er nicht veröffentlichen. Beiläufig bemerkt, habe ich gefunden, daß es besser ist, mit fremden Leuten wenig zu sprechen, statt unnöthigerweise ein langes Gespräch zu führen. Ich bleibe dabei, trotzdem daß andere Leute anders darüber denken.

Kaum 20 von den 400 Gästen kannte ich dem Namen nach, wenn auch viele wußten, wer ich war. Nur Einer, den ich vom Sommer 1899 her noch kannte, ein Herr Hellfeld, der mit seinem warmen Blute vom April bis November täglich zweimal, Sonntags aber drei- oder viermal ins Wasser ging, dieser Eine kam manchmal an meine rechte Seite, damit ich mit dem daselbst gelegenen Ohre hören könne, was er mir mitzutheilen hatte. Das war aber nur, wenn er nicht einen Anderen gefunden hatte, der mit ihm Pinocle spielte. Eine seiner Angewohnheiten war, mich unversehens Dem oder Jenem vorzustellen, dessen Namen er manchmal selbst nicht kannte, sondern hinterher erst erfragen mußte. Mir lag ja gar nichts an solchen Bekanntschaften; bei ihm aber lag dergleichen Praxis in der Natur. Er paßte für einen Handlungsreisenden, während er dagegen Cassirer in einem großen Geschäfte war.

Um 9 Uhr gingen wir gewöhnlich zusammen zu einem Glase Bier und bald darauf zu Bett, manchmal unter dem Geräusche der Wellen. Meinem Zimmer gegenüber (im Sommer 1900 hatte ich No. 19, am südlichen Ende des Pfahlbaues gelegen und an die Colonnade stoßend) war der Tanzsaal, in welchem sich, bei auffallendem Mangel an Tänzern, das weibliche Geschlecht bis um 12 Uhr amüsiren konnte. Ein Stockwerk tiefer liegt das Trinklocal, welches bis um 1 Uhr frequentirt wurde. Angesichts dieser beiden Locale bin ich nicht gestört worden, sondern habe stets prächtig geschlafen.

Die Namen, welche ich im Fremdenbuche sah — zum großen Theile amerikanisirte deutsche oder auch polnische — kamen mir nicht bekannt vor, bis ich einmal deren zwei fand, die mir nicht fremd waren. Diese waren die der verwittweten ältesten Tochter meines früheren Pastors Dr. Stohlmann und deren Tochter Marie Louise. Ich hatte Frau G.

wol seit 15 Jahren nicht gesehen, fand sie aber bald auf der Veranda und ihre Freude über unser Wiedersehen auf diesem Platze war groß. Wir haben manchen Abend auf der Colonnade gesessen und uns der Zeiten von 1860 und da herum erinnert.

In ihrer Gesellschaft war gewöhnlich auch ein junger Amerikaner, welcher Aussicht hatte, später, d. h. sobald seine Einnahmen es erlaubten, der Tochter Bräutigam zu werden, sowie dessen Bruder. Beide waren nette junge Leute, angehende Rechtsgelehrte. Sie hatten keine Eltern mehr, und waren daher nicht daran verhindert worden, den Feldzug in Cuba mitzumachen, während ich große Mühe hatte, meinen Sohn davon abzuhalten.

Von alten Zeiten redend, dachte ich auch daran, wie Dr. Stohlmann, als ich im J. 1864 in sein Haus gezogen war, am ersten Abende im Kreise der Familie erfragte, daß ich ein „Säckser" sei, und hierauf mit besonderem gusto Folgendes erzählte:

„Kommt an einem Samstag Abend ein Mann und sagt: „Gu'n Abend, Herr Baster; ich wullte gerne meinen kleenen Jungen doofen lassen."

„Schön, wie heißen Sie denn?"

„Kährbinder, Herr Baster."

„Kährbinder — Kährbinder? Den Namen habe ich noch gar nicht gehört. Kährbinder? Wie schreiben Sie denn das?"

„J nu so, Herr Baster: c-a-r Kähr, b-e-n bin, d-e-r der, Kährbinder."

„Ach, Sie meinen wol Carpenter?"

„J nu ja, Herr Baster, eegentlich heeß ich Zimmermann."

Ich weiß nicht mehr, ob Dr. Stohlmann den kleinen Jungen als „Zimmermann" oder als „Carpenter" ins Kirchenbuch eingetragen hat.

Dagegen erinnere ich mich, daß vor einigen Jahren die Nachkommen eines aus der Pfalz Eingewanderten, Namens Klein, in der Nähe von Reading in Pennsylvanien zusammenkamen. Der Alte hatte drei Söhne gehabt, und bei der Zusammenkunft der Vettern gab es welche, die hießen „Small", andere hießen „Little", und die vom dritten Zweige nannten sich „Kline" — aber keiner hieß „Klein" mehr.

Beiläufig, ich habe jetzt einen Kunden, der unterschreibt seine Briefe „Frank Howe"; in der Schweiz hieß er bis vor einigen Jahren „Franz Hau".

Und das jetzt älteste Mitglied des „Liederkranzes" ist in der Pfalz auf den Namen „Johannes Heidelberger" getauft worden. Er sowol wie auch seine Söhne hatten aber auf ihren Geschäftsreisen in den Neu-England Staaten viele Male darunter zu leiden gehabt, daß sie — ihres Namens wegen — für Israeliten gehalten wurden. Darum wandten sie sich vor 30 Jahren mit einer Petition an die Legislatur des Staates Connecticut, und diese passirte ein Gesetz, demzufolge die Familie statt „Heidelberger" jetzt „Maxwell" heißt.

So kommt es, daß hin und wieder Leute mit stockamerikanisch klingenden oder aussehenden Namen doch Deutsch sprechen, bezw. eingewanderte Deutsche sind. Und dann wieder gibt es viele Leute mit stockdeutschen unveränderten Namen, entweder eingewandert oder von Eingewanderten geboren, die ihr Deutsch vergessen haben oder prätendiren, es nicht mehr zu verstehen, dafür aber ein Englisch sprechen, das hin und wieder unangenehm klingt.

Von solchen Leuten ist — beiläufig bemerkt — für die deutschen Wohlthätigkeits-Anstalten selten Etwas zu bekommen.

Mittheilsam wie Frauen sind, hatte Frau G. einst nebenbei fallen lassen, daß am 10. August ihrer Tochter, des einzigen ihr gebliebenen Kindes, zwanzigster Geburtstag war — und ich hatte mir das gemerkt. Freitag, der 10. August, kam heran. Von Vorbereitungen zu Festlichkeiten in der Familie merkte ich nichts. Am Samstag wollten die Damen abreisen, da sie den ganzen geschlagenen Tag im Hotel mehr auszusetzen fanden, als ich, der ich von 6.30 früh bis 7.40 Abends nicht da war und der anderen Damenwelt nicht auszuweichen brauchte. Da sagte ich des Morgens dem zukünftigen Bräutigam, in dessen Gesellschaft ich den Weg zur Trolley Car ging, daß ich die Damen sowie ihn und seinen Bruder für ½9 Uhr zu einer kleinen Theegesellschaft einlade, und ersuchte ihn, das des Abends zu berichten, wenn er, 1½ Stunde vor mir, ins Hotel zurückkehrte.

Diese Einladung hatte er ausgerichtet, und als ich ½9 Uhr aus meinem Zimmer auf die Colonnade trat, fand ich alle Vier auf mich wartend, in guter Stimmung. Die Frau Mama, ihrer Mittheilsamkeit sich nicht bewußt, konnte sich durchaus nicht denken, wie ich dahinter gekommen, daß heute ihrer „Bonnie" 20. Geburtstag war, und ich habe es ihr auch nicht verrathen.

Aber gerne folgten mir Alle nach dem nebenan gelegenen Club-

hause des Hotels. Auf der Terrasse, bei lauer Luft, Vollmond, Hunderten von Fahrzeugen auf dem Wasser, electrischen Lichtern in Masse, den Leuchtthürmen u. s. w. war's herrlich. Zum Anfang kündigte ich Kartenspiel an, was etwas Stutzen erregte. Darauf erklärte ich aber, daß es nicht gewöhnliches Kartenspiel, wie Scat, oder Pinocle, oder Poker sein solle, sondern Beschreiben von Ansichtskarten, von denen ich ein paar Dutzend sammt Bleistiften in der Tasche hatte. Damit, sowie mit einem feinen Omelett und Champagner wurden meine Gäste heiter und zufriedener, als sie mit dem Abendessen im Hotel gewesen waren.

„Bonnie, diese unerwartete Geburtstagsfeier wirst Du aber Dein Lebenlang nicht vergessen," sagte die Frau Mama wiederholt zur Tochter. Dann kam Thee mit Kuchen u. s. w. Dabei habe ich aus meiner Erinnerung den aufmerksamen Zuhörern so viel erzählt, wie ich seit vielen Jahren nicht zu sprechen Gelegenheit gehabt habe, denn ich wurde nicht unterbrochen. Und dazu die „italienische" Nacht. Es war 12 Uhr vorbei, als wir Alle die beschriebenen Ansichtskarten in den Postkasten unter der Laterne steckten und dann unsere Zimmer aufsuchten.

Infolge solchen regelwidrigen Spätaufbleibens haben gleich mir wahrscheinlich auch die anderen Vier weniger gut geschlafen, als gewöhnlich. Aber meinen Gästen hat's Freude gemacht und mir auch, da ich seit längerer Zeit kein ähnliches Vergnügen gehabt hatte. Dabei war dasselbe doch ein billiges, entsprechend meinen und meiner Gäste einfachen Gewohnheiten.

Eins war selbst mir unangenehm in diesem Hotel. Das war das Mittagessen am Sonntag. Während zum Frühstück und zum Abendessen die 12 an einen Tisch gesetzten Personen nicht auf einmal, sondern nach und nach, zu verschiedenen Zeiten kamen, drängten sich Sonntags um ½2 Uhr fast alle Zwölf zu gleicher Zeit an ihre Plätze, und die einen ganzen Tisch bedienende Kellnerin hatte eine sehr schwere Arbeit, besonders wenn es heiß war. Andererseits auch war es für mich langweilig, eine Stunde oder gar noch länger an dem engen Platze sitzen zu müssen, bevor zum Schluß Kaffee und Ice Cream kamen. Darum habe ich im Sommer 1900 nur einmal das Mittagessen dort eingenommen; jeden anderen Sonntag bin ich nach dem Frühstück zur Stadt gefahren, habe auf der Post die Briefe geholt, bin nach dem Geschäftslocal gegangen und bis um 6 oder 7 Uhr dort geblieben, ungestört etwas Or-

dentliches vor mich bringend. Zum Mittagessen ging ich nach dem Astor House und hatte dort einen Tisch für mich allein.

Die Wahrheit zu gestehen, waren es nicht blos das langweilige Mittagessen und die geputzten, theilweise von Nichtsthun recht umfangreich gewordenen Frauen und dergleichen, was mir nicht gefiel und mich zur Stadt trieb. Es kam dazu noch, daß ich am ersten Sonntage Vormittags und Nachmittags in Ermanglung eines großen Tisches die monatlichen Rechnungsauszüge, welche ich durchzusehen hatte, sowie die darauf zu klebenden mehr oder weniger energisch gehaltenen Mahnzettel und andere Papiere über mein ganzes Bett ausgebreitet hatte. Das war unbequemes Arbeiten. Im Geschäfte, an breiten Pulten ging's viel besser. Beiläufig bemerkt, ist das eine unangenehme und auch kopfanstrengende Arbeit, die man nicht dem Buchhalter überlassen kann, der einfach Alle über einen Kamm scheeren würde, was üble Folgen hätte. Es muß vielmehr der Principal selbst, der entweder die Schuldner persönlich kennt und mit ihren pecuniären Verhältnissen, Gepflogenheiten, Eigenheiten u. s. w. mehr oder weniger vertraut ist, auf deren Collegen- und Freundeskreis Rücksicht nehmen, in ungestörter Stunde sorgfältig überlegen, in welchem Tone, in welchem Grade des Verlangens Einer an Zahlung zu erinnern ist, bezw. ob es nicht besser, ihm überhaupt vorläufig noch keine Rechnung zu schicken. Vornehme Leute sind gar sehr empfindlich. Außerdem war es angenehm, daß ich die eingegangene Correspondenz auf die Pulte der betr. Clerks vertheilen konnte, statt das unter Aufwand von 2 oder 3 Stunden Zeit erst am Montag früh thun zu müssen.

An einem Montag Abend, nach der monatlichen Sitzung in der Deutschen Sparbank, gingen wie gewöhnlich einige Trustees zu Lüchow, in der Vierzehnten Straße, um dort ein paar Stunden zu plaudern und dabei Bier zu trinken — für mich das einzige Mal Kneipen im ganzen Monat, jahrein, jahraus, seit länger als 10 Jahren. Da erwähnte ich so nebenbei, von meiner Sommerwohnung sprechend, daß die Kellnerin — die einzige Deutsche unter den 40 Aufwärterinnen im „Fort Lowry" — mir beim Frühstück gesagt hatte: „Herr Steiger, das war sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie gestern vom Essen weggeblieben sind; es war schrecklich; die Oberkellnerin im andern Saale ist ohnmächtig geworden."

Einer der Freunde am Tische sagte darauf: „Herr Steiger, Sie sind

aber doch ein — komischer Mensch (er hatte einen anderen Ausdruck auf der Zunge), aus Rücksicht auf so ein Mädel wegzubleiben."

„Ja, so Etwas hatte ich zu hören erwartet," entgegnete ich.

„Na, warten Sie, nächstens komme ich einmal hin und nehme Sie herum nach dem Field and Marine Club (dessen Etablissement am Wasser blos 400 Fuß nördlich gelegen, zu Lande aber nur auf einem Umweg zu erreichen ist), und tractire Sie mit einem Glas Pilsener vom Zapf."

Unwillkürlich dachte ich daran, wie im J. 1859 mein Vater mir sagte: „Ernst, wenn Du nach Berlin kommst, so gehe nach ——, dort kriegst Du ein gutes Beefsteak." Ich antwortete darauf ohne Ueberlegung: „Um eines Beefsteaks willen gehe ich noch nicht 'mal um die Ecke" — worüber mein Vater natürlicherweise böse wurde. Also daran dachte ich, hütete mich, ihm eine ähnliche Antwort zu geben, und sagte einfach: „Schön." Er ist aber nicht gekommen, um mich abzuholen, wenigstens nicht, solange ich draußen gewesen bin.

Ich aber sage mir wiederholt, daß ich umso glücklicher und beneidenswerther bin, je weniger Bedürfnisse ich habe. Und wenn mir Etwas nicht nach Wunsch geht, so tröste ich mich mit dem Gedanken, daß es ja noch schlimmer sein könnte.

Wie alles Schöne ein Ende hat, so hörte am 24. August 1900 auch mein Aufenthalt im „Fort Lowry Hotel" auf, weil es schon dunkel wurde, wenn ich hinaus kam. Vorher hatte ich mein Zimmer, das mir seiner Lage wegen lieber als irgend ein anderes der 300 ist, für die nächsten Jahre belegt. Es gibt, beiläufig bemerkt, Leute, die schon 8, ja 11 Sommer nach einander ein und dasselbe Zimmer in dem Pfahlbaue, dem Seitengebäude, wo auch ich hauste, bewohnt haben. Die Waage zeigte, daß ich während der 10 Wochen 5 Pfund Fleisch angesetzt hatte. Mit Trinkgeldern einer der Liberalsten, hatte ich allerseits reichlich Aufmerksamkeit gefunden; zum frühen Frühstück wie auch zum späten Abendessen hat die Kellnerin an meinem Tische immer gut für mich gesorgt, und während Andere klagten und keiften, hatte ich keinen Grund dazu, oder aber — unterdrückte meine Unzufriedenheit. In meinen Augen ist Essen ja nicht das Wichtigste. Es gibt aber viele Leute, welche zu Hause sehr einfach leben, um im Sommer modehalber aufs Land gehen zu können, und die dort im Hotel ein air dadurch zu geben sich bemühen, daß sie unnöthigerweise unzufrieden sind.

Es gibt bekanntlich nur wenige Sterbliche, an deren Thun und Lassen nicht Anstoß genommen wird; was den Einen recht und lobenswerth erscheint, gilt bei den Anderen als unrecht und tadelnswerth.

Da ich mich nicht vorgedrängt, und Differenzen mit Anderen soviel als möglich vermieden habe, so hat man mich, soweit ich's erfahren, verhältnißmäßig glimpflich beurtheilt. Ungefähr das Schlimmste, was mir zum Vorwurf gemacht worden — allerdings nicht von den Meinigen selbst — ist, daß ich denselben weniger von meiner „freien" Zeit gewidmet und noch widme, als meinem Geschäfte. Darauf erwiedernd gestehe ich, daß ich immer für wichtiger gehalten habe, für den Unterhalt meiner Familie zu sorgen, als für deren Unterhaltung, zu welcher überdies meine Person nicht unbedingt nöthig ist. Es ist mir selten möglich gewesen, Beides zu gleicher Zeit zu besorgen.

Da ich nun nicht als Rentier geboren, sondern auf die Frucht meiner Arbeit angewiesen bin, so halte ich dafür, daß gewissenhafte Pflichterfüllung eitlem Lebensgenusse vorgeht, und stehe nicht an, das hiermit auszusprechen.

Ich verhehle mir nicht, daß mit den Ansichten, die ich auf den nachfolgenden Seiten ausdrücke, Manche nicht einverstanden sind. Leute, die lebelustig, vergnügungs- und genußsüchtig sind, Personen, die — ob sie viel Geld haben, oder auch nicht — nach dem frivolen Spruche leben: „Lasset uns trinken und fröhlich sein, denn morgen sind wir todt," sympathisiren natürlich nicht mit meinen Anschauungen. Das thun vermuthlich auch solche Leute nicht, welche zu arbeiten und das Leben ernst zu nehmen nicht nöthig haben. Nichtsthun ist ja leichter, als arbeiten. Aber die Mehrzahl der Leser wird doch wol mit meinen Ansichten harmoniren und wünschen, daß auch viele Andere ebenso denken wie ich.

Ob unbedeutende Sachen, wie ich deren hier vorbringe, persönliche Kleinigkeiten auch in anderen Biographien stehen, weiß ich nicht, weil ich nur die von Friedrich Perthes habe lesen können; von Autobiographien habe ich überhaupt keine einzige zu lesen Zeit gefunden. Da ich nun aber nicht für das große Publicum schreibe — meine „Erinnerungen und Plaudereien" werden käuflich nicht zu haben sein — sondern nur für einen kleineren Kreis, so zögere ich nicht, meine Anschauungen unverhohlen so auszudrücken, wie sie mir in die Feder kommen, und

zwar eventuell zum zweiten oder gar zum dritten Male. Und wenn ich auch der Erste und Einzige wäre, welcher dergleichen Ansichten druckte, die in der gewöhnlichen Unterhaltung oftmals das Thema sind: es soll mir nicht leid thun, zu hören, daß Der oder Jener mit mir differirt.

Jetzt, am Abende meines Lebens, darf ich gestehen und gestehe dankbaren Herzens das auch gern, daß es mir nicht nur infolge meines unausgesetzten Fleißes und steter Aufmerksamkeit, sondern noch mehr infolge von Glücksumständen und bei guter Gesundheit gelungen, mein Geschäft durch alle Klippen hindurchzuführen. Was das bedeutet, weiß eigentlich Niemand ganz, weil ich principiell verschwiegen gewesen bin. Ich habe meine Sorgen meistens allein getragen, ohne Mitwisser — und es war besser so.

Andere Geschäftsleute in meinem Gesichtskreise, welche nicht weniger Aussichten auf Erfolg hatten, als ich, haben dieselben vernachlässigt und sind untergegangen. Das waren theilweise Männer, deren Eintritt ins geschäftliche Leben viel leichter gewesen ist, als meiner. Sie haben es verhältnißmäßig besser gehabt, als ich in meiner fünfjährigen Lehrzeit. Sie haben von allem Anfang an ihr Leben genossen und Vergnügungen gehabt, wie solche mir nicht zu Gebote standen.

Und darin, theilweise, liegt die Erklärung des Erfolges auf der einen, und des Nichterfolges auf der anderen Seite.

Ich bin zur Sparsamkeit erzogen worden. Die Verhältnisse haben das so mit sich gebracht. Das war auch ein Glück für mich.

Ohne Zweifel kennt ein jeder Leser dieser Blätter Leute, denen es nicht gut geht, und zwar, weil sie in ihrer Jugend nicht nur nicht zum Arbeiten und Sparen angehalten, sondern vielmehr durch ihre wohlhabenden Eltern und Verwandten verwöhnt worden sind. Solche Leute haben sich daran gewöhnt, viel Geld auszugeben, ohne zu bedenken, ob ihre Einnahmen oder ihr ererbtes Vermögen auf die Dauer das erlauben. Endlich kommt das Unausbleibliche und da wird geklagt: „Ich habe bessere Tage gesehen!"

Sie verdienen kein Mitleid, keine Sympathie.

An das anderswo schon kurz Angedeutete anknüpfend will ich Folgendes aus meiner Jugendzeit erwähnen.

Als meine elementaren Studien in der Hohenwussener Schule begannen, war das Spielen mit der anderen Jugend wol auch für mich etwas Anziehendes. Ich weiß mich noch zu erinnern, daß wir Jungen den Mädchen vorhielten: „Sechs mal sechs ist sechsunddreißig; wenn der Mann auch noch so fleißig, und die Frau ist liederlich, geht die Wirthschaft hinter sich." Die Mädchen drehten die Geschichte, welche zum Abzählen bei Laufspielen benutzt wurde, natürlich um.

Daß „liederlich sein" soviel bedeute, wie „Geld verthun", „ins Wirthshaus gehen" und dergleichen, war mir damals schon klar. Vor Leuten, die das thaten und auf die ich aufmerksam gemacht wurde, hatte ich schon damals eine Art Abneigung. Im Laufe der Jahre ist dieselbe nicht verschwunden, sondern gewachsen.

Solange ich sammt meinen Geschwistern im elterlichen Hause war, d. h. bis Ostern 1844, gab's überhaupt kein Taschengeld. Dann kamen wir zwei Brüder nach Dresden in das Freimaurer-Institut, diese im Hungerjahre 1772 gegründete Lehr- und Erziehungs-Anstalt, wo es für jeden von uns 84 Thaler per Jahr kostete. Dafür hatten wir Wohnung, Kost, Kleidung, Wäsche, Schuhwerk und guten Unterricht. In den letzten 50 Jahren hat sich diese Anstalt, welche im Juni 1899 in den großen Neubau in Striesen-Dresden übersiedelte, nach und nach zu einer höheren Schule entwickelt, und die Kosten belaufen sich, glaub' ich, bis auf M. 1400 per Jahr. Außer ungefähr 90 zahlenden Schülern gab's zu meiner Zeit auch gegen 30 Freisteller.

In diesem Freimaurer-Institute wurden wir in keiner Weise verwöhnt. Die Betten waren ungefähr der größte Luxus. Jeden Morgen, außer Sonntags, um 5 Uhr aufstehen, dann zu 10 oder 12 auf einmal an einem langen Waschtrog waschen. In diesem Waschzimmer geschah auch das Stiefelreinigen. Der alte Hausmann Schierer gab jedem Knaben nicht etwa Schuhwichse, sondern etwas Schmiere auf das Schuhwerk, womit dasselbe hübsch schwarz gemacht werden mußte.

Um 6 Uhr marschirte — bei irgend welchem Wetter — die ganze Gesellschaft über den Hof nach dem Speisesaale in einem anderen Gebäude. Dort gab's Milchsuppe und ein Stück Brod. Um ½7 Uhr gemeinschaftliche Morgenandacht im großen Saale, dann Unterricht bis 9 Uhr. Hierauf wieder Marsch nach dem Speisesaale, um ein Stück trocken Brod in Empfang zu nehmen. Von ½10—12 Unterricht. Um 12 Uhr Mittagessen — Fleisch zwei Mal die Woche. Von 1—3 Uhr Unterricht,

dann Marsch nach dem Speisesaale, um wieder ein Stück trocken Brod zu holen, hierauf Turnen, Exerciren, Spielen u. s. w.; um 6 Uhr Abendessen (Suppe und Brod). Von ½7—9 Uhr Arbeitsstunde im großen Saale, um 9 Uhr Gebet und dann Schlafengehen.

Gleich den anderen Söhnen von Landwirthen — was ungefähr der vierte Theil der Knaben waren — brachten auch wir zwei Brüder, wenn wir aus den Ferien (zu Pfingsten, Michaeli, Weihnachten und Ostern) zurückkamen, je einen Topf Butter oder Schmalz, sowie eine Wurst oder sonstige Eßwaaren mit, um damit das Frühstück- und Vesperbrod in bescheidener Weise zu belegen. Die anderen Knaben mußten ihr Brod trocken essen. Darum wurde gewöhnlich ein guter Freund aus ihrer Zahl eingeladen, mitzukommen nach der Speisekammer der Frau Besser, der Oekonomin, welche die Sachen für uns in Verwahr nahm. Er wurde froh gemacht mit den Worten: „Ich will Dir heute Dein Brod schmieren." Und so haben wir mit anderen Knaben getheilt, bis wir selbst Nichts mehr im Topfe hatten. Das war der Anfang der Bethätigung unserer Sympathie mit Anderen.

Als Taschengeld erhielten wir Brüder den Regeln gemäß nicht mehr als je 6 Pfennig, später das Doppelte, per Woche. Mit 6 Pfennig (d. h. anderthalb Cent) läßt sich nicht viel anfangen — man konnte dafür allenfalls einen oder zwei Aepfel oder Birnen oder auch eine grüne Gurke kaufen von der privilegirten Hökerin, welche zweimal in der Woche, am Sonntag und am Mittwoch um 3 Uhr Nachmittags, zugelassen wurde.

Aber wir Brüder haben, mindestens in der Sommerszeit, unser Taschengeld nicht für Obst oder andere Näschereien ausgegeben, verwandten vielmehr unsere paar Groschen auf Blumen u. dergl., womit wir das Beetchen bepflanzten, das uns zugetheilt war. Und es that uns wohl, zu sehen, daß das unsrige eines der schönsten war. Wenn wir Erlaubniß erhielten, auf einige Stunden „in die Stadt" zu gehen, gaben wir auch kein Geld aus, sondern sahen nur, was umsonst zu sehen war. In den Wintermonaten sparten wir unser Taschengeld für Weihnachts- und andere Geschenke, welche wir mit nach Hause nahmen.

Von Ostern 1847 an, in Leipzig, hatte ich als Schüler der Realschule ein Taschengeld von wöchentlich 2½ Neugroschen; später, als Buchhändlerlehrling, erhielt ich Zulage in bescheidener Weise. Das hatte das Gute, daß ich nie üppig fühlte. Alles, was ich brauchte, bezahlten

meine Eltern: Wohnung und Kost, sowie auch Privatstunden im Englischen, und später im Schwimmen, Tanzen u. s. w.

Ich erinnere mich noch, daß ich an einem Sonntagnachmittage mit 3 oder 4 anderen Lehrlingen nach Möckern wanderte, darunter einer, welcher bei F. L. Herbig seine fünfjährige Lehrzeit absolvirte, und so eifrig und strebsam war, daß er später einer der bedeutendsten Verleger in Stuttgart wurde. Um unseren Durst zu stillen, bestellten wir im dortigen Gasthofe nicht Bier, sondern Zuckerwasser, das einen Jeden 5 Pfennig kostete. Mit noch etwas Süßigkeit auf dem Boden seines Glases ging dann Einer nach dem Andern an die Plumpe und verschaffte sich, kostenlos, eine verwässerte zweite Auflage. Aehnliche Geschichten stehen in meiner Erinnerung, die jetzt allerdings ein Lächeln hervorbringen. Aber wohl mir, daß es nicht anders war.

Mehrere der jungen Leute, mit denen ich umging, rauchten. Unter solchen Umständen trat auch an mich die Versuchung, das Rauchen zu lernen. Bei der Knappheit meines Taschengeldes war aber 6 Pfennig Alles, was ich auf den Erwerb eines Glimmstengels, eines „Stœtterico fino“, verwenden konnte. Auf dem Wege zur Schwimmanstalt steckte ich eines Abends denselben an, versuchte, ein paar Züge daraus zu thun; es schmeckte abscheulich, und ich warf das Ding weg. Seit der Zeit, Juli 1849, ist nie wieder Tabak auf meine Lippen gekommen; ich habe es nicht ungern, wenn Jemand neben mir eine feine Cigarre raucht, aber selbst eine Cigarre in den Mund zu nehmen, widersteht mir.

Als ich heirathete, war es meiner „besseren Hälfte“ schon recht, daß sie als Extra-Nadelgeld erhielt, was ich nicht verrauchte.

Wie ich also nicht rauchte, so trank ich auch kein Bier und dergleichen, blos um des Trinkens wegen. Der glückliche Umstand, daß ich kein überflüssiges Geld in der Tasche hatte, bewahrte mich vor dem Umgange mit Anderen, die Trinklocale besuchten. Ich verbrachte die Abende daheim, lernte Dies und Jenes und ging zeitig zur Ruhe.

Im October 1851 ließ Herr Hermann mich nach Dresden fahren, damit ich an seiner Statt dem verehrten Director des Freimaurer-Instituts, Aug. S. Manitius, der kurze Zeit auch sein Lehrer gewesen war, zum Jubiläum gratulire, was ich am Vormittage des betr. Sonnabends that. Herr Hermann hatte mir zwar gesagt: „Das Festessen brauchst Du nicht mitzumachen.“ Da ich aber in Erfahrung gebracht hatte, daß es nicht viel koste, so habe ich meiner Neugier nachgegeben,

und war der jüngste von allen Theilnehmern. Unbequem war mir die Befürchtung, daß ich als Jüngster zum Sprechen aufgefordert werden würde. Es kam aber nicht dazu; die Aelteren — darunter erinnere ich mich noch besonders eines Dr. Leopold — haben das Reden ziemlich monopolisirt. Herrn Hermann's Anweisung gemäß übernachtete ich im „Kleinen Rauchhause" in der Scheffelgasse — das erste Mal in einem Gasthause. Abgesehen von den Kosten des Festessens und der Eisenbahnfahrt haben die Ausgaben dieser zweitägigen Abwesenheit von Leipzig nur ungefähr 20 Groschen betragen, und gab ich Herrn Hermann am Montag früh das Geld — mehr als 1 Thaler — zurück, was ich nicht ausgegeben hatte. Er hat mir das natürlich nicht übel genommen.

Im J. 1852, dem fünften meiner Lehrzeit, zahlte Herr Hermann ausnahmsweise mir ein Taschengeld. Damit habe ich die ersten Geschäfte gemacht. Um bei den schlechten Zeiten das Haus wenigstens theilweise zu füllen, verkaufte der Director des Leipziger Stadttheaters Coupons zu reducirten Preisen. Ich investirte auch 10 Thaler in solchen Coupons, die ich im Kleinen absetzte. „Heinrich," sagte eines Tages Herr Hermann, „hast Du noch Coupons?"

„Ja, Herr Hermann."

„Na, da gib mir 'mal für 20 Groschen."

Er ersparte dabei 5 Groschen, während ich auch 5 Groschen profitirte.

Ich bin auf diese Weise auch mehrmals ins Theater gekommen. Außerdem habe ich Vieles gesehen, was umsonst zu sehen war. Aber für Rauchen, Trinken und verschiedene Bedürfnisse, welche andere junge Leute sich gerade in den Jahren von 15—20 anzugewöhnen pflegen, habe ich kein Geld gebraucht.

Meine sparsame Mutter hatte mich gelehrt, „jeden Dreier zweimal umzudrehen", ehe ich ihn ausgab — und was ich ausgab, notirte ich.

Wenn ich nun berücksichtige, wie heutzutage sowol in Europa, bezw. Deutschland, als auch in Amerika, junge Leute unter 20 Jahren gewohnt sind, viele Bedürfnisse zu haben und zu befriedigen — sollte ich nicht lieber das Ebenerzählte verschweigen und mich dessen schämen?

Nein, das brauche ich nicht zu thun. Und dabei fällt mir mein hochverehrter Freund Carl Hauselt ein. Derselbe erzählte nicht ungern, daß er als Lehrling bei Dörr & Reinhardt in Worms mit Pferd und Wagen ausgeschickt worden war, um die Kunden im Lande zu besuchen, d. h. Geschäfte zu machen. Nach längerer Abwesenheit

war er endlich heimgekommen; er hatte gute Geschäfte gemacht; seine Principale waren zufrieden, aber überrascht zu sehen, daß der Gaul zwar wohlgenährt aussah, des Lehrlings Rechnung für Auslagen aber verhältnißmäßig klein war, weil eben der Carl sehr wenig für sich selbst gebraucht hatte. Nun, dem jungen Hauselt hat das in den Augen der Principale nicht geschadet; im Gegentheile, bald darauf wurde er nach Amerika geschickt als Vertreter der Weltfirma Dörr & Reinhardt. Als solcher war er ungemein thätig; auch andere Fabrikanten wurden auf ihn aufmerksam und machten ihm Consignationen ihrer Fabrikate. Dadurch erwarb er ein großes Vermögen, das ihm und seiner vortrefflichen Gattin ermöglichte, dem Drange ihres Herzens folgend den Armen und Bedrängten, besonders aber den Einwanderern beizustehen, wie es verhältnißmäßig nur Wenige gethan haben.

In Dresden erhielt ich als Salär 20 Thaler per Monat. Ich habe verhältnißmäßig gut gewohnt und gegessen, obwol das nicht viel kostete, bin Abends und Sonntags mit Freunden gewesen, und ohne daß ich als Knauser galt, habe ich doch monatlich ungefähr 5 Thaler übrig gehabt. Aber: „Wenn Dich böse Buben locken, so folge ihnen nicht" stand mir immer im Gedächtniß, damals und auch zu irgend einer anderen Zeit.

Nach dem Grundsatze, daß Derjenige „gut ab" ist, welcher von seinen Einnahmen noch Etwas übrig behält, daß Einer um so zufriedener und glücklicher ist, je weniger er entbehrt, d. h. je weniger er Bedürfnisse hat — nach solchem Grundsatze war ich mit $400.00 Salär in einer auch pecuniär feinen Stellung in New York, und konnte ungefähr $80.00 erübrigen. Dagegen reichte das gleiche Salär nicht für einen anderen Gehülfen, der gewohnt war, zu rauchen, ins Bierhaus oder sonstwohin zu gehen, von Oper, Theater und einer Menge anderer Gelegenheiten zum Geldausgeben gar nicht zu sprechen. Ich dagegen blieb des Abends im Kreise der amerikanischen Familie, übte mich in der englischen Conversation, und lieferte sogar ein paar kleine Artikel für das literarische Wochenblatt The Criterion.

Ein zweiter Umstand, der auf die Entwicklung meines Lebensganges wesentlichen Einfluß ausgeübt hat, ist, daß ich ein schwächlicher, fiefriger Junge war. Das kam im Freimaurer-Institut zur Evidenz. Beim Turnen leistete ich nicht viel; beim Exerciren ging's schon eher, und im dritten Jahre war ich Corporal. Bei den Spielen und Rennen

im Hofe waren aber die Anderen mir über, und bei „Hund und Hasen" und dergleichen kriegte ich manchmal Haue.

Das war nicht angenehm; deswegen blieb ich lieber im Classenzimmer, arbeitete an meinen Aufgaben und hatte dieselben gewöhnlich besser, als die Anderen. Die Anderen machten in ihrem Uebermuthe diese oder jene Dummheit auf dem Hofe, die der aufsichtführende Tageslehrer pflichtschuldigst ins „Classenbuch" notirte, worauf eine Strafe: Verweis, Cariren, Carcer u. dergl. folgte. Ich bin natürlich nicht im Regen herumgelaufen oder über das Staket gesprungen, oder habe Andere geschlagen u. s. w. Steiger I. steht daher auch nicht im Classenbuche aus jener Zeit verzeichnet. Er ließ sich nichts zu schulden kommen.

Dreißig Jahre später bin ich von Schulkameraden daran erinnert worden, daß ich s. Z. Thränen darüber vergossen habe, wenn Steiger II., mein Bruder, irgend Etwas begangen hatte, was im Classenbuch notirt wurde. Ich sollte mich eigentlich jetzt noch schämen, daß ich nicht so ein lebendiger oder wilder Junge, wie die anderen, sondern ein Duckmäuser gewesen bin. Aber so kam es, daß ich nach und nach Primus in der Dritten und auch in der Zweiten Classe wurde, und bei 6 Prämienvertheilungen — aus den 9 während meiner 3 Jahre — einen Preis erhielt. Das vermehrte natürlich meinen Fleiß. Nebenbei habe ich die kleine Schulbibliothek benutzt und Reisebeschreibungen besonders gern gelesen.

Während meines letzten Halbjahres im Institute, Ende 1846, als ich in der Ersten Classe, war mein besonderer Freund F. W. Michel, welcher Pastor werden wollte, und sich deswegen „Michael" zu nennen begann. Der sagte eines Tages: „Na, Steiger, wenn wir erst auf der Universität sind, dann wollen wir uns ordentlich hauen". Damit meinte er, der viel stärker war, als ich, „auf dem Fechtboden". Ich, der ich bis dahin die Absicht gehabt hatte, Philologie oder Medicin zu studiren, sagte ihm nicht: „Ja, darauf freue ich mich auch," sondern schwieg still und dachte bei mir: „Dabei wirst Du, als Schwächerer, immer verhauen werden — also lieber nicht."

Darum schlug ich mir das Studiren aus dem Sinne und überlegte, daß ein Buchhändler zwar nicht auf die Universität und nolens volens „auf die Mensur" ziehen muß, aber doch bei Büchern bleiben kann. Darum also Buchhändler werden, wie ich auch meinem Vater mittheilte, als er im Januar 1847 einmal nach Dresden kam, um wegen meiner Zukunft mit mir zu sprechen. Und so bin ich Buchhändler geworden,

bin allerdings bei Büchern geblieben, habe aber — und zwar vor meinem 23. Jahre — deren nur wenige lesen können, der Uebung in fremden Sprachen wegen, z. B. die "Nouvelles Génevoises," "Graziella" und "Picciola," "Pickwick," "Oliver Twist," die "Leather Stocking Tales," und etliche Bücher von Marryatt, "Le mie Prigioni", auch „Die Nachtmahlskinder" und „Luise", und vielleicht noch 2 oder 3 andere ganz, sowie, selbstverständlich, Bruchstücke von vielen. Mit großer Aufmerksamkeit habe ich aber die dreibändige Biographie von Friedrich Perthes gelesen und wieder gelesen, ebenso auch die Literaturgeschichten von Vilmar und von Scherr. Später habe ich die Novellen lesen müssen, welche ich abzudrucken beabsichtigte.

Die vom Publicum manchmal ausgesprochene Erwartung, daß der Buchhändler die neuen Bücher lese, um darüber sprechen bezw. sie empfehlen zu können, habe ich immer als unberechtigt zurückgewiesen. Dazu ist in meinem Geschäfte keine Zeit, höchstens zum oberflächlichen Durchblättern von neuen Büchern. Weiteres muß der aufmerksame Verkäufer von dem Publicum u. s. w. erhören. Uebrigens habe ich zu jeder Zeit verhältnißmäßig wenig Bücherkäufer gehabt, die in das Local kamen, ohne zu wissen, was sie eigentlich brauchten oder wünschten.

Im Hinblick auf meine Erfahrungen erlaube ich nicht, daß Bücher mit nach Hause genommen werden. Und um Mißverständnissen vorzubeugen, darf auch Nichts an meine Angestellten verkauft werden.

Um der Meinung zu begegnen, es sähe schlecht aus, daß ich als Buchhändler so wenig gelesen, will ich bemerken, daß ich von 1855—1866 meine Abende, sofern ich dieselben — von 1857 an — nicht als Secretär im „Liederkranz" zu verbringen hatte, entweder im Geschäftslocale oder auf meinem Zimmer mit Nöthigem oder Nützlichem zugebracht habe. Das war besser, als zur Unterhaltung Romane zu lesen. Aus Zeitungen schöpfte ich das Wissenswertheste. Später, nach meiner Etablirung, konnte ich die täglichen Zeitungen an Wochentagen gewöhnlich nur während der Fahrt zum und vom Geschäfte durchfliegen; unten, im Locale, war dazu keine Zeit. Zu Hause nach dem Essen hatte ich buchhändlerische Zeitschriften — amerikanische, deutsche, englische u. s. w. — und andere Papiere durchzusehen, sofern die Herstellung von Circulären und Catalogen und Correcturlesen mir dazu Zeit ließ. Und so ist's auch jetzt noch.

Wie oben gesagt, habe ich die Biographie von Friedrich Perthes mit großer Aufmerksamkeit gelesen und zwar besonders den Ersten Band, in den letzten zwei Jahren meiner Lehrzeit. Ich und die anderen Lehrlinge, die das Buch auch lasen, wir ersahen daraus zu unserem Troste, daß Perthes es noch weniger leicht gehabt hatte, als wir. Wir entnahmen daraus aber auch verschiedenes Andere, das wir uns zur Nachachtung merkten. Für mich war am anregendsten die folgende Stelle:

„Zunächst freilich sah auch Perthes in dem Buchhandel das Mittel, welches Vermögen und äußere Selbstständigkeit verschaffen sollte; aber die Bedeutung, welche sein lieber Buchhandel, wie er oft sich ausdrückte, für das gesammte geistige Leben des deutschen Volkes hatte, trat ihm dennoch so vorherrschend vor die Seele, daß er während seines langen Lebens ganz gewiß weniger Gewicht auf den Erwerb gelegt hat, wie jeder Beamte auf die Besoldung zu legen gewohnt ist. Ohne eine großartige Gestaltung des Buchhandels schien ihm Wissenschaft und Kunst in ihrer Wirkung gefährdet; wo der Balgentreter fehlt, äußerte er, spielt der größte Virtuos vergebens auf der Orgel. Manche literärisch todte Gegend hatte er durch die Regsamkeit eines tüchtigen, dort sich niederlassenden Buchhändlers aufleben sehen, und schon von diesem Gesichtspunkt aus beklagte er, daß dem interessanten Erwerbszweige viel zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet werde. An den Orten ferner, an welchen die Buchhändler Sinn für Wissenschaft und Kunst besaßen, sah er vorzugsweise wissenschaftliche und künstlerische Werke abgesetzt; wo sich dagegen ein Buchhändler von niedrigem und sittenlosem Charakter angesiedelt hatte, fanden schlüpfrige und elende Schriften aller Art weite Verbreitung. Gestützt auf solche Thatsachen, schrieb Perthes dem Buchhandel überhaupt und jedem Buchhändler insbesondere einen wesentlichen Einfluß auf die Richtung zu, in welcher Leser und Käufer bei der Auswahl ihrer geistigen Nahrung zu Werke gingen, und da ihm der in ungeheurem Wachsthum begriffene Einfluß der Literatur auf Gesinnung und Leben vor Augen lag, so betrachtete er damals und sein ganzes Leben hindurch den Buchhandel und die Art seines Betriebes als eine tief in den Gang der Geschichte eingreifende Macht.

„Er wußte wohl, daß der Buchhandel völlig handwerksmäßig betrieben werden könne; aber auch an Pfarrern und Professoren, an Ministern und Generalen fehlte es nicht, welche Frohndienste leisteten um das tägliche Brod. Ein Grauen freilich kam ihm an, wenn er Buch-

händler sah, welche, wie er sich später ausdrückte, gemeine Wirthschaft trieben mit Schreibgesindel, das für Stallung und Fütterung den Geist vermiethete. Wo wäre, schrieb er 1794, ein Stand, dessen Mitglieder die ihnen nothwendigen Kenntnisse weniger besäßen und die ihnen obliegenden Pflichten weniger erfüllten, als der des Buchhandels? Deutschland ist mit elenden und scheußlichen Büchern überschwemmt, und würde frei von dieser Plage sein, wenn dem Buchhändler die Ehre lieber wäre, als das Geld."

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich.

Daraufhin entstand in mir der Wunsch, irgendwo im Ausland eine respectable Sortiments-Buchhandlung aufzubauen, wie solche in fast allen europäischen Ländern von Deutschen gegründet und zu Ansehen gebracht worden waren. Der Ruf nach New York verdrängte solchen Plan aus meinen Gedanken.

Ganz abgesehen davon, daß heutzutage Hunderte von deutschen Verlegern und Buchhändlern den Doctor-Titel erworben, habe ich auch hin und wieder Veranlassung gehabt, zu bedauern, daß ich keine academische Bildung genossen. Andererseits gibt's aber Mancherlei dagegen zu sagen und, Alles in Allem genommen, bin ich zu der Anschauung gekommen, daß ich so besser daran bin, wie es eben ist.

Um das weiter auszuführen: Es wird wenig studirte Leute geben, welche nicht Das, was sie gelernt haben, zur Geltung bringen möchten. Statt sich mit der accuraten Erledigung von Kleinigkeiten, wie sie im Buchhandel vorkommen, abzumühen, ziehen solche Männer vor, im Kreise Anderer ihre Ueberlegenheit zu zeigen. Manchmal mag das von pecuniärem Vortheil für sie sein, manchmal aber auch nicht.

Solche Leute haben das Bedürfniß, des Abends Gesellschaft aufzusuchen. Die natürliche Folge ist, daß die kleinliche Routine-Arbeit im Buchhandel ihnen nicht sympathisch ist und ihre Arbeitslust nicht vermehrt, während sie doch vielleicht nicht in der Lage sind, zur Bethätigung ihres Genies sich an große Unternehmungen zu wagen.

Ich ziehe darum vor, in meiner bescheidenen Stellung gewissenhaft thätig zu sein, mehr zu leisten, als Andere. Meiner Anschauung entspricht auch der folgende Artikel, welchen ich am 10. Mai 1901 in der „New Yorker Staats-Zeitung" fand.

„Höhere Bildung.— In der Lehre, welche Charles M. Schwab, der Präsident des großen Morgan'schen Stahltrusts, den Zöglingen der

Handfertigkeits-Abendschule von St. George gegeben hat, spricht sich ein hoher Grad von Bescheidenheit aus. Der Redner, der seine Carriere als Laufbursche begonnen hat und jetzt einen Jahresgehalt von $800,000 bezieht, erklärte, die auf einem College erworbenen Kenntnisse führten weit weniger zum Erfolg im Leben, als die praktischen, in der Werkstatt selbst und in einer technischen Schule nichtwissenschaftlichen Charakters erhaltenen Kenntnisse. Er hat an sich selbst erfahren, daß zum Erfolge die gelehrte Bildung nicht erforderlich ist, und wies auf eine Versammlung von vierzig großen Financiers hin, von denen nur zwei ein College besucht hatten.

„Es mag sein, daß ihm der Charakter seiner Zuhörerschaft nahegelegt hat, gerade jenen Gedanken auszuführen. Er wird die jungen Leute mit dem Bewußtsein erfüllt haben, daß jeder von ihnen einmal ein industrieller König werden könne, und die weitere Lehre, die er gab, daß es stets nur darauf ankomme, etwas mehr als seine Pflicht zu thun und sich um eine Kleinigkeit besser zu erweisen, als die Mitarbeiter gleicher Stellung, wird erzieherischen Werth haben. Aber viele seiner Zuhörer werden, wenn sie erwachsen sind und sich des Vortrages erinnern, bekennen, daß Herr Schwab, weil er specielle Fälle zu sehr verallgemeinerte, ihnen etwas Falsches gesagt hat. Das Genie ersetzt bei dem Einen, was der Andere sich mühsam durch Studium erwerben muß, und Herr Schwab selbst wäre nicht im Stand gewesen, solchen Vortrag zu halten, wenn er nicht im Laufe der Zeit Gelegenheit genommen hätte, nachzuholen, was seine Erziehung ihm nicht gewährt hatte. Daß er nicht erkannt, wie sein Genie ihm zu seinem Erfolge verholfen, darin liegt eine große Bescheidenheit. Nichts ist verkehrter, als das Bestreben, jungen Leuten höhere Bildung, wissenschaftliche Kenntnisse als etwas Unzweckmäßiges, nicht Wünschenswerthes hinzustellen. Wissenschaftliche Kenntnisse bilden beim Durchschnittsmenschen keinen Ballast. Sie geben ihm unter übrigens gleichen Umständen geradezu einen Vorzug vor dem, der derartige Kenntnisse nicht besitzt. Freilich, ergreift der auf einem College Gebildete keinen der sog. gelehrten Berufe, tritt er in das praktische Leben ein und dort in Mitbewerb mit Anderen, denen berufsmäßige Erfahrung und Geschicklichkeit zur Seite stehen, so wird er stets, aber auch dann nur, hinter diesen zurückstehen, wenn es auf derartige Kenntnisse ankommt und er sie nicht besitzt. Auch Handwerks-Erfahrung ist Bildung. Der Miß-

erfolg so vieler mit höherer Bildung Ausgestatteten liegt lediglich daran, daß sie es nicht für nöthig erachten, diese Art Bildung zu erwerben.

„Wir besitzen eine ganze Anzahl von Büchern, in welchen der „reiferen Jugend" die Beispiele von „Männern eigener Kraft" vorgeführt werden und die nichts weiter bewirken, als daß die jugendlichen Leser auf den Zufall warten, der ihrem Streben und ihrem Fleiß Anerkennung verschafft, ob sie sich dessen bewußt sind oder nicht. Denn um einen Zufall handelt es sich überall bei Erfolgen, wie ihn Herr Schwab gehabt, trotz seines Genies. Wer sich Anerkennung erzwingt, praktische Anerkennung, ist immer und überall nur der mit höherer Bildung und Berufsbildung Versehene. Gerade jetzt strebt man mit Recht danach, unsere angehenden Großkaufleute auf Handelsschulen auszubilden, weil man trotz aller materiellen und persönlichen Erfolge von Kaufleuten, die nur in der praktischen Ausübung ihres Berufs ausgebildet wurden, erkannt hat, daß in fremden Ländern, wo ein Mitbewerb unter gleichen Bedingungen stattfindet, der höher gebildete Kaufmann dem geringer gebildeten den Rang abläuft."

Des Mangels academischer Bildung mir immer bewußt, habe ich mich darum bemüht, mir in meiner freien Zeit noch einige nützliche Kenntnisse anzueignen. Ich kann nicht sagen, daß ich überaus leicht gelernt hätte. Indeß war früher mein Gedächtniß gut; was ich einmal gesehen und gelesen — wenn auch in den Abendstunden — behielt ich gewöhnlich, und zu den Westermann'schen Zeiten beliebten nicht blos einige Lehrerinnen, sondern auch Leute wie Dr. Lieber u. A. sich an mich zu wenden und mich „Kleines Conversations-Lexikon", „Auskunfts-Bureau" u. dergl. zu nennen.

Ich kenne Leute, eingewanderte Deutsche, die Erfolg gehabt haben, angesehen und reich geworden sind. Dieselben werden von Manchen „Glückspilz" genannt.

Erkundigt man sich bei ihnen, so kann man hören, daß „ihr Stern aufging" infolge Bethätigung ihrer deutschen Gründlichkeit, Verläßlichkeit, Kenntnisse und vor Allem ihres Eifers. Darin waren sie amerikanischen Rivalen über.

Vor mir liegt der Bericht über eine Umfrage bei hervorragenden Kaufleuten, Advocaten, Bankiers, Präsidenten von Versicherungs-Ge-

sellschaften, Eisenbahnen, Fabriken u. s. w., betr. die Frage: „Warum haben junge Leute kein Glück, warum kommen sie nicht vorwärts?"

Uebereinstimmend sprechen die Befragten sich dahin aus, daß weitaus die meisten jungen Leute der Jetztzeit faul sind, keine rechte Lust zum Arbeiten haben. Sie können kaum erwarten, daß das Ende der Geschäftszeit herankommt; sie denken mehr an die unzähligen Vergnügen und Zerstreuungen, welche ihnen die große Stadt bietet, als an ihre Arbeit. Zur Fortbildung in ihren freien Stunden haben sie keine Lust. Aehnliche Beobachtungen habe ich seit Beginn meiner Lehrlingszeit auch gemacht, und mache sie heute noch. Sparen, einen Theil ihres Salärs zurücklegen, liegt den meisten dieser jungen Leute nicht an. Im Gegentheil: bei ihren vielen persönlichen Bedürfnissen, bei der Gewohnheit, in Spielhöllen verschiedener Art, bei Wettrennen u. s. w. ihr Geld zu riskiren, d. h. zu verlieren, reicht ihr verhältnißmsißig großes Salär nicht aus. Und nicht selten macht ihre „Noth" sie zu Spitzbuben.

Ich habe von Buchhändler-Principalen gehört, welche unzufrieden mit ihrem Berufe sind und wünschen, daß sie irgend einen andern ergriffen hätten. Dieselben erklären, daß ihre Söhne nicht auch Buchhändler werden dürfen, damit diesen solch eine sorgen- und arbeitsvolle Existenz erspart bleibe, wie die ihrige ist. Und doch ist's Thatsache, daß heutzutage ein Jeder in irgend einem Berufe fleißig sein muß, um voranzukommen und sich nicht von Eifrigeren erdrücken zu lassen.

Beiläufig bemerkt: Alle hervorragenden Geschäftsleute sind jetzt darüber einig, daß es das Unvortheilhafteste ist, fleißige, eifrige, geschickte und fähige Mitarbeiter weniger competenten Neffen und anderen Verwandten hintanzusetzen, die ein Geschäftsleiter mit einer Stellung zu versehen hin und wieder leider genöthigt ist.

Aufmerksame europäische Beobachter finden und berichten, daß in Amerika die meisten — nicht alle — Leute verhältnißmäßig mehr leisten, ernster arbeiten, als es in Europa der Fall ist. Manche übertreiben das allerdings, hasten und rasen in mehr oder weniger großer Aufregung. Dann brauchen sie meistentheils Stimulantien; weiterhin ist wol das Irrenhaus ihr Aufenthaltsort, oder aber frühzeitig das Grab.

Bekanntlich gibt es überall Leute, die immer unzufrieden sind, die stets lamentiren, fortwährend neidisch sind auf den Erfolg Anderer.

Es hat Zeiten gegeben, wo auch ich recht schwarz gesehen habe und

mir der Muth ziemlich geschwunden war. Das kam z. Th. daher, daß ich von jeher gewohnt war, vorsichtigerweise mich auf ungünstige Möglichkeiten vorzubereiten, statt, Anderen gleich, unbekümmert und gleichgültig der Zukunft entgegenzugehen. In den meisten Fällen haben sich meine Befürchtungen allerdings nicht erfüllt; es schadete aber wahrlich nichts, daß ich mich vorgesehen hatte. Und in den Fällen, wo das Befürchtete eintrat, war dessen Wirkung durch meine Vorkehrungen abgeschwächt. Im Hinblick darauf bin ich der Ansicht, daß Pessimismus für den Geschäftsmann vortheilhafter ist, als Optimismus.

Unter solchen Umständen der Besorgniß hat sich mir als ein probates Mittel erwiesen, daß ich mir sagen konnte, ich hätte Nichts vernachlässigt, sondern meine Schuldigkeit gethan, soweit ich's konnte und verstand, und ferner, daß ich mir vorstellte, wie unzählige Andere viel, viel mehr Sorgen hatten, als ich. Darüber ruhiger geworden bin ich recht fleißig gewesen — aber immer mit Rücksichtnahme auf meine Gesundheit — und habe auch an kleinen Resultaten Freude gehabt und neuen Muth gefaßt. Mir war immer das Wort im Sinne: „Wer sich selbst hilft, dem hilft Gott!"

So bin ich über die trüben, sorgenvollen Zeiten hinweg gekommen. Und heute, wie schon seit vielen Jahren, sage ich mir, dankbaren Gemüthes: „Wie gut ich's doch habe im Vergleiche mit Anderen!" So sehr aufregend und anstrengend ist der Buchhandel nicht; es ist kein Steinklopfen und Lastentragen, auch kein Kopfzerbrechen wie bei Advocaten u. A., oder Aufregung wie bei Börsen-Speculanten. Es ist für mich eine angenehme Beschäftigung. Was man gern thut, kommt Einem nicht sauer an. Darum bin ich, ohne müde oder gar unwillig zu werden, jeden Tag länger, als irgend ein Angestellter für das Geschäft thätig.

Zur Abwechselung, Erholung, Aufheiterung u. s. w. gehen andere Geschäftsleute aus, zum Spiel- oder Biertische, oder in Gesellschaft. Hin und wieder mag da wol etwas Information aufgenommen werden. Viel häufiger aber ist das Resultat ein negatives und die geistigen Kräfte sowol, wie auch die Gesundheit profitiren nicht dabei.

Ich, daheim an meinem Pulte, bei meinem Kruge Bier die buchhändlerischen Zeitschriften und Papiere durchgehend, bringe in Erfahrung, was in meinem Berufe anderswo vorgeht. Daraus, bezw. von Dem, was Andere thun, lerne ich; ich wende davon auf meine Verhält-

nisse an, was sich anwenden läßt. Mit Papier zur Hand lese ich, um Beachtenswerthes alsbald zu notiren.

Stolz bin ich darauf, einer der 2900 Buchhändler zu sein, welche — mit Ausschluß einer viel größeren Zahl anderer — den „Börsenverein der deutschen Buchhändler" bilden, eine starke Organisation, um welche der Buchhandel aller anderen Länder den deutschen mit Recht beneidet — eine Republik eigener Art. Wenn ich im „Börsenblatte" oder sonstwo lese, wie Der oder Jener aufgetreten, oder was ein Anderer mit hellem Blicke unternommen, oder ein Dritter mit ernstem, bedächtigem Arbeiten hervorgebracht, so feuert mich das um des Idealen willen an. Verglichen mit Dem, was Andere gethan, erscheint mein Mühen und Arbeiten gering.

Es wird nicht viele andere Geschäftsberufe geben, dessen Angehörige in gleicher Weise Ermunterung finden; meistens ist anderswo Geldverdienen das einzige Ziel. Solche Leute beneide ich nicht, wenn auch meine Arbeit viel weniger materiellen Gewinn einbringt, und dagegen mehr Aufmerksamkeit erheischt. Sozusagen nimmer rastend denke ich fort und fort an neue Absatzfelder, Mittel und Absatzwege im Interesse des Geschäfts. Es gibt unzählige Möglichkeiten, dasselbe mit Vortheil auszubreiten, nachdem seine Reputation begründet ist. Und die Mittel, welche zur Ausführung kostspieliger Manipulationen nöthig sind, wende ich gerne auf. Ich rechne mit der Zukunft. Während Andere trinken, spielen oder sich in anderer Weise zerstreuen, bin ich thätig — und mit etwas Erfolg. Damit bin ich zufrieden.

Falscher Anschauung entgegenzutreten: Daß ich, nach dem oben Dargestellten, fast ausschließlich für mein Geschäft thätig bin, ist nicht, weil ich für nichts Anderes Sinn und Verständniß hätte, sondern lediglich aus Gewissenhaftigkeit und Vorliebe.

Abwechselung gibt's noch genug für mich, auch im täglichen Geschäftsbetriebe. Thatsache ist dagegen, daß es Leute gibt, die mit mehr Anstrengung und weniger Erholung zu arbeiten haben, als ich. Und sie haben Sorgen obendrein. Ich hab's also viel besser.

Dazu kommt noch manches Andere, z. B. daß ich glücklicherweise die Kunden nicht auszuführen brauche, um sie mit einem Trunke zu tractiren. Sie sind zufrieden, mich im Locale zu sehen. Ich erinnere mich gern daran, daß einmal Jemand mir sagte: „Es ist doch merkwürdig, Herr Steiger, wenn ich jemals etwas mit Ihnen zu thun habe, finde

ich Sie an Ihrem Pulte oder doch im Locale, dagegen bei —— und —— und anderen Leuten komme ich 2, 3, auch 4 Mal vergebens." Ich weiß, was das auf sich hat, jederzeit zur Hand zu sein. Und während ich beim Mittagsessen angenehmen Meinungsaustausch mit Freunden habe, bin ich in diesem nächstgelegenen Speisehause doch jeden Augenblick per Telephon zu erreichen.

Im Sommer glauben viele Geschäftsleute, zur Erholung ins Land gehen oder eine Reise machen zu müssen. Daran glaube ich nicht, bin vielmehr, zum Vortheile des Geschäftes, immer anwesend, um Professoren, Lehrer und andere Bücherkäufer zu empfangen, welche gerade im Sommer — während ihrer Ferien — Zeit haben, Buchhändler zu besuchen.

Dabei fallen mir zwei Freunde ein, die vor ungefähr 15 Jahren sich gestatteten, eine Vergnügungsreise nach Europa zu machen. Jeder der Beiden hatte einen Bruder, welchem die Führung des betr. Geschäftes übergeben wurde. Als der Eine zurückkam, war sein Geschäft ruinirt; bei der Rückkehr des Anderen fand derselbe, daß sein ganzes Vermögen an der Börse verspeculirt worden war. Das hat mich in meiner Anschauung bestätigt: „Selbst ist der Mann, und laß nicht unnöthigerweise Andere das thun, was Du selbst thun kannst."

Und überdies: Ich brauche nicht fortzugehen, denn das Schöne, Anziehende, Interessante für mich ist, daß ich vermittelst der Post von meinem Pulte aus mit dem bücherkaufenden Publicum nicht nur der ganzen Union, sondern der ganzen Welt verkehren kann. Und das könnte ich auch thun, wenn ich nicht in 25 Park Place, sondern in einer weniger vortheilhaften Gegend mein Local hätte. Ich bin genügend bekannt und werde leicht gefunden. Viele Briefe, die in mein Postfach gelegt oder mir ins Local gebracht werden, sind einfach nur „Steiger, New York" adressirt. Es kommt auch vor, daß hin und wieder Jemand seinen Brief für mich gedankenlos nach Chicago oder Boston oder eine andere Stadt adressirt: nach kurzem Zeitverlust gelangt solcher Brief doch auch nach New York an mich.

Es macht mir Freude, zu sehen, wie schöne, große Aufträge an mich kommen auf gerade solche Bücher, welche ich angezeigt habe. Daraus ersehe ich, daß meine Ansicht betr. die Verbreitung meiner eigenen Cataloge richtig ist, und daß sich diese mit Vorliebe gemachte sehr hohe Ausgabe gut lohnt.

Es macht mir nicht weniger Freude, zu sehen, daß hin und wieder

ein größerer Contract mir übergeben wird, wenn ich auch nicht das niedrigste Angebot gemacht habe. Das geschieht, weil meine Art und Weise, Bestellungen prompt und accurat auszuführen, vortheilhafter erscheint, als ein etwas niedrigerer Preis. Gewöhnlich kann ich den größeren Theil der verlangten Bücher sofort von meinem Lager liefern — andere Händler können das nicht in gleichem Umfange thun.

Was den Export amerikanischer Bücher und Zeitschriften anlangt, so machen einige Firmen Sendungen nach England. Dagegen habe ich's aber endlich dahin gebracht, daß ich z. Z. eigentlich der Einzige bin, der jede Woche regelmäßig amerikanisches Sortiment nach den andern europäischen Ländern expedirt. Und auch in den anderen Welttheilen habe ich immer wachsende Verbindungen. Das ist wohlthuend.

Es macht mir auch Freude, zu sehen, daß Schuldner prompter mich bezahlen, als andere Lieferanten. Das geschieht theilweise, weil sie mich nicht wohl entbehren können. Thatsache ist aber auch, daß im Allgemeinen Privatleute, welche Bücher, besonders aber fremdsprachige, kaufen, nicht blos gebildeter sind, als Personen, die nur für des Leibes Nahrung und Nothdurft einkaufen, sondern auch gewissenhafter in Geldsachen.

Ebenso bin ich in der Lage, von Bestellern, die ich nicht kenne oder denen ich nicht creditiren will, Vorausbezahlung zu verlangen, bevor ich ihren Auftrag ausführe. Mir schickt man daraufhin das Geld, weil man mich als verläßlich kennt; eine jüngere Firma würde es wol nicht erhalten und überhaupt die Bestellung nicht bekommen.

Es freut mich um meiner Familie und dereinstigen Geschäftsnachfolger willen, daß es so ist, wie oben erwähnt. Ich habe damit ungefähr Das erreicht, worauf ich hingearbeitet.

Kurz, der Buchhandel, dessen mühevoller Betrieb und verhältnißmäßig geringer Lohn die Meisten abstößt, ist für mich eine Quelle von Genuß, den andere Leute nicht haben.

Ganz zufrieden mit Dem, was ich habe, grübele ich darum nicht nach, in welchem Berufe es wol — sicher — besser wäre, als in meinem.

Es ist nicht sehr geistreich, zu sagen: „Man sieht und weiß nicht immer, mit welchen Sorgen andere Leute sich quälen, die man für reich und glücklich hält.“ Ich habe ein paar solche Fälle kennen lernen. Auch darum bin ich immer mit meinem Loose und meinem Berufe zu-

frieden gewesen, und zwar umsomehr, als ich bei dem gewöhnlich nicht aufregenden Geschäftsgange gesund geblieben bin.

Johann Jacob Astor's (des Gründers der bekannten Familie) Sohn William B. Astor war s. Z., d. h. in den sechziger Jahren, der reichste Mann in Amerika. Dennoch hatte er dem Dr. Lieber, welchen er als Berather in seinem philanthropischen Thun hochschätzte, im Vertrauen gesagt: „Was ist's; ich arbeite (d. h. ich sorge mich ab wegen der vortheilhaftesten Anlage meines Vermögens) für Kost und Wohnung. Ich nehme Nichts mit, wenn ich sterbe."

Diese Worte — die ja jeder andere denkende Mensch auch aussprechen kann — sind mir, weil Dr. Lieber sie mir als von W. B. Astor gesprochen mittheilte, unvergeßlich geblieben und haben mich in meinen Ansichten bestärkt. Diese waren, daß der Geschäftsmann zwar auf das Geldverdienen angewiesen ist, die Plusmacherei aber doch nicht ausschließlich oder als Wichtigstes ihn beschäftigen soll.

Mein Thun und Trachten ist immer darauf gerichtet gewesen, den Meinigen ein genügendes Vermögen und einen geachteten Namen zu hinterlassen. Alle meine geschäftlichen Unternehmungen habe ich zum Vortheil der Meinigen geplant, immer darauf sehend, daß ich mich keiner derselben zu schämen brauche. Der Erfolg hat meinen Erwartungen in den wenigsten Fällen entsprochen. Das ist nicht meine Schuld; fast alle Verleger machen ähnliche Erfahrungen, und viele verlieren ihr Alles dabei. Der Verlag meiner Schulbücher ließ sich vielversprechend an und brachte viel Geld ein; später wurden dieselben von der Concurrenz aus dem Felde geschlagen. Die Cyclopaedia of Education stellte mir ein großes Vermögen in Aussicht — eine force majeure vernichtete meine schönsten Hoffnungen. So war es auch mit den Büchern über deutsch-amerikanische Geschichte: Eickhoff's „In der neuen Heimath" und einer Anzahl anderer.

Es hat nicht sollen sein, obwol es Leute gab, die der Meinung waren, ich hätte materiellen Erfolg verdient. Ich habe mich getröstet mit dem Bewußtsein, meine Schuldigkeit gethan zu haben trotz widerwärtiger Umstände. In anderer Richtung suchte und fand ich Entschädigung.

Wenn ich mit meinen Unternehmungen und dem Vertriebe anderer Bücher nicht so wählerisch und gewissenhaft gewesen, so würde ich größe-

ren pecuniären Erfolg gehabt haben. Aber es ist besser so und mir lieber, wie es gekommen ist.

Meine einfache Lebensweise und Bedürfnißlosigkeit hat ohne Zweifel nicht nur in den ersten Jahren meines Aufenthalts in Amerika, sondern auch später noch bei anderen Leuten absprechende Bemerkungen hervorgerufen. Ich erinnere mich aber nicht, daß irgend Jemand mir's offen ausgedrückt hätte, bis es endlich Eine that.

Diese Eine war eine kleine Französin. Sie kam im Mai 1860 jeden Vormittag in die Westermann'sche Leihbibliothek und holte sich ein paar französische Bücher. Die Gelegenheit, französisch zu parliren, ließ ich mir nicht entgehen, und bediente sie aufmerksamerweise an Stelle meines Collegen, des alten Herrn Schramm.

Das mochte ungefähr drei Wochen lang so gegangen sein, als sie bei solch einer überflüssigen Conversation einen Satz endete mit den Worten: ". . . mais les messieurs ici sont si peu galans."

Da kam mir Simpel auf einmal die Anschauung, daß ich eine „leichte Person" vor mir habe. Ich antwortete ihr Nichts darauf, und sie mußte abziehen. Am nächsten und übernächsten Vormittag überließ ich sie dem Herrn Schramm, und da sie sah, daß ich sie abblitzen ließ, so blieb sie weg. Und beiläufig, keine Andere hat sich je getraut, mir gegenüber eine ähnliche Bemerkung zu machen. Mir war's recht, daß ich unbehelligt blieb.

Hier dürfte es am Platze sein, zu sagen: Meiner schwächlichen Constitution verdanke ich, daß ich vor Krankheit ziemlich bewahrt geblieben bin. Weil ich mir nicht viel zutrauen durfte, habe ich mich immer in Acht genommen. Weil ich nicht stark war, habe ich mich immer gehütet, mit Anderen Händel anzufangen, die möglicherweise zu einer Schlägerei geführt hätten, bei welcher ich natürlich „zweitbest" weggekommen wäre. Unter solchen Umständen habe ich auch meinen Zorn gezügelt, der mich sonst wol manchmal zu Thätlichkeiten verleitet hätte.

Beim Abschiede mußte ich meiner Mutter Zweierlei versprechen: erstens, immer Unterhemden zu tragen, und zweitens, bei Nacht nicht in die New Yorker West Street zu gehen. Was sie in der „Leipziger Zeitung" gelesen, hatte sie zu diesen wichtigen Bitten veranlaßt.

Nun, die Erfüllung der ersten war selbstverständlich. Was die West

Street anbetraf, so bin ich, neugierig, am ersten Sonntag des Vormittags diese Straße eine kurze Strecke hinaufgegangen und hatte genug gesehen, um sogar bei hellem Tage solche Gegend zu meiden. Es ist, beiläufig bemerkt, jetzt nicht mehr so schlimm wie im Februar 1855.

Meine schwächliche Constitution ist mir auch sonst von Nutzen gewesen. Sie hat mich z. B. abgehalten, an Trinkgelagen Theil zu nehmen. Wenn ich genug Wein getrunken, dann widerstand er mir, und habe ich nie zuviel gezecht, habe nie einen Rausch oder Katzenjammer gehabt. Schnaps ist mir auch zuwider, und habe ich meines Erinnerns nie Einen mit Whiskey tractirt. Es hat sich mir auch nie die Gelegenheit geboten, ein Pferde- oder anderes Rennen, einen Faustkampf, ein Fußballspiel oder irgend einen anderen amerikanischen Sport zu sehen — ich habe weder Zeit noch Lust dazu gehabt, deswegen auch nur eine kurze Strecke zu gehen. Ich will mir das nicht als Enthaltsamkeit anrechnen lassen. Meiner Natur ist Thierquälerei ebenso zuwider, wie Brutalität und Rohheit Menschen gegenüber. Und wie ich dergleichen nicht sehen mag, so widersteht mir auch, Berichte von Aehnlichem, von Gemeinheit und Schmutz zu lesen. Es gibt ja reichlich Stoff erfreulicher Art, zum Sehen und zum Lesen. Im Theater will ich etwas Heiteres sehen und hören, nicht aber Trauerspiele.

Mir liegt nicht viel an Gesellschaften, umsoweniger als ich in Karten- and anderen Spielen nichts leisten kann. Das ist allerdings ein Armuthszeugniß.

Meiner schwächlichen Constitution verdanke ich auch, daß ich nicht in das öffentliche Leben hineingezogen worden bin. Ich habe mich bescheiden im Hintergrund gehalten und Anderen das Reden überlassen — habe allenfalls als Secretär das Niederschreiben besorgt.

Es ist mir erspart geblieben, daß ich politische Versammlungen besuche, was ja nichts weniger als der Gesundheit zuträglich ist.

Und doch habe ich von anderen Sachen genug gesehen: Circus und dergleichen, Ausstellungen und anderes Sehenswerthe — und gehört: Opern, Concerte, Theater und dergleichen — und von Genüssen und Vergnügungen: an Banketten, Bällen, Gesellschaften u. s. w. zur Genüge theilgenommen, und thue das auch jetzt noch. Ich habe guten Appetit, guten Schlaf, Arbeitslust, auch genug Arbeit, und erfreue mich an den Früchten derselben, an meinem materiellen Besitze: dem Geschäfte und

meinem sonstigen Eigenthume. Kurz, wie schon erklärt, bin ich zufrieden, und zwar umsomehr, als Andere es nicht so weit gebracht haben.

Dabei bin ich glücklicherweise immer so unabhängig situirt gewesen, daß ich den Umgang mit Solchen meiden konnte, deren Denkart, Sprache, Manieren, Trinken u. s. w. mir nicht sympathisch waren. Allerdings hat mir seit mehr als 50 Jahren Der und Jener gesagt, ich wisse nicht, welche Genüsse ich entbehre, indem ich nicht rauche, u. s. w.

Das ist eine ganz falsche Ansicht. Ich bin gesund, und entbehre Nichts, sintemalen ich mir diese überflüssigen Bedürfnisse nicht angewöhnt habe, sie gar nicht kenne. Aber der Andere entbehrt, welcher, bei gleichen Einnahmen und Ausgaben wie der Nichtraucher, für Tabak kein Geld übrig hat. In vielen Fällen entzieht ein Solcher seiner Familie das Geld, was er für unnöthige persönliche Bedürfnisse, für Rauchen, Trinken u. s. w. braucht. Ich mag solche Leute nicht.

Weitergehend meine ich, von der Anschauung Anderer abweichend, daß die Geschichten von „zu Dummheiten verführt werden" meistens nicht zutreffen. Richtiger ist in vielen Fällen, daß Derjenige, welcher sich bereden läßt, daran mehr oder weniger selbst die Schuld trägt; er hat sich unnöthigerweise in Gefahr, in unzuverlässige Gesellschaft begeben. Andere Leute haben allerlei Abenteuer und Malheur, werden beraubt und geschlagen — mir ist dergleichen nie passirt, vermuthlich weil ich etwas vorsichtig bin, u. s. w. Gewisse Leute nennen das Feigheit, was bei mir Gewissenhaftigkeit ist.

Nachdem ich das Obige so nebenbei ausgesprochen, komme ich auf das vorher Erwähnte in Betreff meiner geringen Ausgaben zurück.

Während ich also nicht viele persönliche Bedürfnisse hatte und sparsam war, hat mir von frühen Jahren her der Wunsch innegewohnt, Anderen eine Freude zu machen, am liebsten eine Ueberraschung zu bereiten. Entsprechend meinen geringen Einnahmen bestanden meine Geschenke natürlich nur in Kleinigkeiten. Als ich aber in Dresden monatlich 5 Thaler erübrigte und zurücklegte, ja sogar sammt einem ererbten Betrage meinem Principale Türk lieh, da durfte ich mir schon etwas mehr erlauben, obwol bescheidene Grenzen nicht überschritten wurden. Das erste größere Präsent an das weibliche Geschlecht habe ich mir im September 1854 geleistet. Es war am Altmarkte, und die Beschenkte war meines verstorbenen Onkels einziges Kind, die in Dres-

den in Pension war. Der Gegenstand war eine hübsche seidene Schürze — ob ein passendes Geschenk oder nicht, hat mich nicht gequält; mir genügte, daß das Bäschen sich darüber freute.

In Amerika habe ich, wie schon anderswo angedeutet, auch sparsam gelebt, obwol Alles theurer war, als in Dresden. Von meinem Salär hatte ich aber so viel übrig, daß ich zu Weihnachten 1855 in meinem amerikanischen Boardinghause und in der Westermann'schen Familie 16 oder noch mehr Geschenke austheilen konnte, die in jedem Falle eine wirkliche Ueberraschung waren, denn Niemand hatte mir dergleichen zugetraut.

Eine Ueberraschung anderer Art hatte ich mir bald nach meiner Ankunft erlaubt. Während Herr Büchner gewohnt war, im nächstgelegenen Speisehause, d. h. bei Gosling, in 298 Broadway, sich auf einen Schemel am Lunch Counter zu setzen, mit dem Essen in weniger als 15 Minuten fertig zu werden und dann wieder an seine Arbeit zu gehen, folgte er am 16. März 1855 meiner Einladung zum Lunch in Jegel's Hotel, in 47 Barclay Street, damals das beste deutsche Hotel in der unteren Stadt. Das bedingte nicht blos eine Zeitversäumniß für uns Beide, sondern es kam ihm natürlich auch recht komisch vor, daß der kaum angekommene Clerk den Principal einlud. Er ging aber mit. Bei Jegel angekommen sagte ich ihm, daß heute Herrn Hermann's Geburtstag sei, daher ich ihn bitte, auf sein Wohl mit mir ein Glas Wein zu trinken. Diese halbe Flasche Rothwein war die erste in meinem Leben, die ich bestellt und bezahlt. Herr Büchner lächelte über die Situation, nahm mir's aber nicht übel; er hatte in den drei Wochen mich schon etwas kennen gelernt und wußte meine Anhänglichkeit an meinen früheren Principal zu schätzen.

Im Sommer 1855 wohnten die Familie Westermann und Herr Büchner in Clifton auf Staten Island. Ich war häufig dorthin eingeladen. Eines Sonntags im Juli gingen nach dem Abendessen Alle spazieren, die New York Avenue entlang. Mit einer jungen Freundin von Frau Westermann ging ich etwas voraus.

„Fräulein Eimbcke," rief Herr Büchner uns nach, „nehmen Sie sich vor dem Steiger in Acht, das ist ein Schwerenöther!"

„Ach nein," erwiederte diese, „ich fürchte mich nicht vor Herrn Steiger."

Und sie hatte Recht; ich war nicht zu fürchten, war nichts weniger

als ein Schwerenöther — sonst wäre es sicher ganz anders, wenn auch nicht besser, mit mir gekommen, als es der Fall ist.

Daß auch Herr Büchner in Wirklichkeit mich für ungefährlich hielt, bewies er ein paar Tage später. Fräulein Eimbcke kehrte nach Hamburg zurück, und zwar machte sie die Reise auf dem Hamburger Vollschiffe „John Bertram", welches für den Passagier-Verkehr besonders eingerichtet und beliebt war. Herr Büchner erkor mich zu seinem Postillon d'amour; er bat mich am Abende vor der Abfahrt des Schiffs, an Bord zu gehen und Fräulein Eimbcke noch ein Andenken an ihn zu überbringen, die „Blüthen und Perlen", welche der Empfängerin vielleicht den Abschied von Amerika besonders schwer gemacht haben. Nun, der „John Bertram" war kein Clipperschiff, sondern brauchte gewöhnlich 30 Tage für die Reise. So kam es denn, daß Fräulein Eimbcke entweder schon bei ihrer Ankunft in Hamburg Herrn Büchner's Antrag vorfand, oder aber denselben bald darauf erhielt. Und etliche Monate später kehrte sie als seine glückliche Braut gern nach New York zurück. Diese vortreffliche Gattin und Mutter, deren Gastfreundschaft auch ich viel genossen und deren körperliches Leiden seit Herrn Büchner's Tode mir sehr nahe geht, wird wie ein freundlich leuchtender Stern bis an mein Ende in meiner Erinnerung stehen.

„Blüthen und Perlen" ist wol eine gute Auswahl von Gedichten für Frauen, ich habe aber nicht viele davon gelesen. Die Beliebtheit und Verkäuflichkeit des Buches verdankte es zum großen Theil dem „Mosaik-Einbande", in welchem der damalige Verleger Rümpler es auf den Markt brachte. Auch ich habe mir so viele Vielliebchen abgewinnen lassen, daß ich nach und nach 6 oder mehr „Blüthen und Perlen" als Buße zu verschenken Gelegenheit gefunden habe.

Mehr gefiel mir für ähnliche Zwecke die Diamant-Ausgabe von Bodenstedt's „Mirza Schaffy" mit dem hübschen Druck und niedlichen Einbande. Von diesem Bändchen habe ich nach und nach mehr als 12 verschenkt, ohne daß ich jemals mir die Zeit genommen hätte, des Büchleins Inhalt durchzusehen. Erst im Juli 1880 kam ich dazu. Als ich eines Sonntags von der Kirche zurückkehrte, fand ich ein Telegramm von E. J. Stiastny in Hoboken, der mich zum Essen einlud, um Bodenstedt zu treffen. Da eröffnete sich die Aussicht, daß „Mirza Schaffy" aufs Tapet käme. Ich steckte daher das meiner Frau vor vielen Jah-

ren geschenkte Exemplar ein, um auf dem Wege, in der nächsten halben Stunde, den Inhalt zu überfliegen. Und da fand ich zu meiner Ueberraschung eine Anzahl Lieder, welche ich seit Jahren kannte, ohne zu wissen, wessen Kinder sie waren.

Nun, auch ohne den Inhalt der Bücher infolge von Durchlesen zu kennen — nothfalls kann ja diese oder jene Literaturgeschichte oder ein anderes Buch darüber consultirt werden — habe ich eine Menge Bücher fast aller Art verkauft, d. h. mit Ausnahme von Schundliteratur, durch deren Verbreitung andere Leute reich werden. Die unzähligen Herren aber, welche sich mir als Gehülfen anboten mit der Angabe, daß sie „sehr belesen" seien, haben hören müssen, daß mir das nichts nütze — auf gründliche Bildung, gute Handschrift, accurates und fleißiges Arbeiten u. s. w. käme es bei mir an.

Ebensowenig Glück haben Diejenigen gehabt, welche auf eine meiner ersten Fragen angaben, daß sie „studirt" hätten. Sie waren überrascht, zu hören, daß ich „studirte Leute", sowie auch Offiziere, nicht brauchen könne. Sie wußten natürlich nicht, was für Erfahrungen ich mit Solchen gemacht habe. Nie auch hat ein „Volontär" bei mir Stellung finden können. Ich will nicht haben, daß Einer mehr Geld ausgibt, als er für seine Leistungen von mir jede Woche erhält.

Es mag auffallend klingen, ist aber Thatsache, daß nicht erfahrene und elegante, sondern nur solche Mitarbeiter mich zufrieden stellen, welche accurat arbeiten und doch auch fleißig sind, ob von mir beobachtet oder nicht. Zu allen Zeiten habe ich Gehülfen gehabt, die nicht gelernte deutsche Buchhändler waren, aber so gründliche, wenn auch nicht umfassende Schulbildung hatten, daß es mir gelang, sie binnen nicht langer Zeit zu den werthvollsten Mitarbeitern heranzuziehen. Dagegen habe ich, nach längerem Zusehen, viele Gehülfen entlassen müssen, die zwar in 3, 4 oder noch mehr Buchhandlungen in Deutschland gearbeitet hatten, z. Th. schon Principal gewesen waren, mit ihren Leistungen mir aber doch nicht genügten. Und fortwährend erhalte ich von drüben Anfragen nach einer Stellung in meinem Geschäft, Briefe, welche an Stil, Ortho- und Kalligraphie meinen Anforderungen nicht entsprechen. Es scheint mir, daß man's drüben nicht überall so genau nimmt, wie ich's thue, weil das in meinem Geschäfte nöthig ist und demselben bei Kunden den Vorzug sichert.

Was den Damen, welche mir erlaubten, ihnen eine Aufmerksamkeit zu erweisen — niemals hat mir eine gewehrt — aber lieber war, als z. B. der „Mirza Schaffy", das war ein netter kleiner Taschenkalender mit Notizbuch und 2 oder 3 Täschchen. Zu Weihnachten verschickte ich denselben, und die Zahl der regelmäßigen Empfängerinnen ist bis auf ungefähr 20 gestiegen. Mit meiner Verheirathung erfuhr natürlich diese Vertheilung von Präsenten eine bedeutende Verminderung. Nach und nach beschränkte sie sich auf den Kreis der Familie und der Verwandten, sowie auf die Frau Hauselt, welche seit mehr als 40 Jahren meine und meiner Familie liebe, treue Freundin ist. Es ist doch eine hübsche Sache mit den kleinen Geschenken, die Niemand in Verlegenheit setzen, aber wohl thun und ein bischen Freundschaft erhalten.

In einem Punkte war es bei Friedrich Perthes anders, als bei mir, und habe ich ihn darin nicht zum Vorbilde genommen. Er schrieb zwar an seinen Onkel in sehr verständiger Weise:

„.... Soll ich nun alle Vortheile, welche sich jetzt mir darbieten, ungenützt vorüber gehen lassen? Freilich bin ich noch jung und hätte gerne noch einige Jahre sorgenfrei dahin gelebt, aber in zehn Jahren besitze ich so wenig Vermögen wie in diesem Augenblicke und habe an Kraft und Unternehmungsmuth unendlich verloren; jetzt bin ich keck und kühn und kann, da ich erst vier und zwanzig Jahre alt bin, noch zehn Jahre arbeiten, ohne an das Heirathen zu denken; wie viel leichter gehe ich da in schwierige Unternehmen hinein; ja, mein lieber Oheim, ich bin entschlossen, ein eigenes Geschäft zu gründen."

Aber nichtsdestoweniger war er, kaum 24 Jahre alt, schon sehr in seine Friederike verliebt, und hatte schwere Herzenskämpfe ihretwegen. Es liest sich erleichternd, daß das liebe, helle Leipziger Mädchen weder Perthes, noch auch seinem Freunde, Geschäftstheilhaber und Nebenbuhler Nessig, der gar erst 22 Jahre alt war, die Hand reichen wollte. Sie war viel verständiger, als die in sie verliebten zwei jungen Männer.

Nun, ich war 25 Jahre alt, als ich im „Liederkranze" nicht blos als Sänger und Secretär, sondern auch als Vergnügungs-Commissär zu dienen hatte. Ich bin auch nicht blind gewesen gegenüber dem einnehmenden Wesen von Dieser und Jener. Aber zunächst hielt ich's für unschlau, zu jener Zeit schon zu heirathen. Ich wußte gut genug, daß der Ehestand bezw. der eigene Haushalt nicht nur viel Geld koste, son-

dern daß derselbe auch die Arbeitskraft des Ehemannes wesentlich beschränke und lähme — also größere Ausgaben und weniger Einnahmen. Das paßte nicht recht zusammen, besonders in meinem Falle nicht. Statt zuerst heirathen und dann selbständig werden, erschien mir richtiger: erst selbständig sein und gute Einnahmen haben, und dann heirathen — dazu ist immer noch Zeit genug.

Ich brauche es kaum zu verrathen, daß ich eine gelinde Aversion vor Denen hatte, welche Putzsucht und dabei doch auch Nachlässigkeit zeigten, indem sie mit ihren allzu langen Kleidern die Straßen fegten. Dergleichen war mir ein warnender Wink. Dagegen gefielen mir um so besser Diejenigen, welche sich, bei gleich einnehmendem Wesen, gleicher Bildung u. s. w. in einfacherer Toilette zeigten. Manche junge Männer werden mit den „bezaubernden Augen" eines Mädchens gefangen. Dergleichen hat bei mir nimmer gezündet. Das ist z. B., wozu es gut ist, daß Einer genug Arbeit hat und keine überflüssige Zeit, um an Mädchen zu denken. Vor Allem aber kam es mir darauf an, inwieweit ein heirathsfähiges Fräulein von ihrer Mutter häuslich und wirthschaftlich erzogen worden war.

So habe ich mich beobachtend verhalten und nicht kapern lassen, eingedenk meines Vorsatzes, nach Herrn Büchner's Verlobung noch 10 Jahre zu warten. Endlich aber kam meine Zeit, als ich 34 Jahre hinter mir hatte und mein eigener Herr war, mit guten Aussichten vor mir. Da schaute ich mich ernstlich um, allerdings nicht sehr klug, trotz meiner bisherigen Ansichten. Ich weiß selbst nicht mehr, wie das gekommen. Möglich, daß ich infolge meiner geschäftlichen Erfolge, an die ich vorher nicht zu denken gewagt, „den Himmel voller Baßgeigen hängen sah." Ich kriegte Körbe — und das war gut für mich. Ich mußte mir später sagen, daß wol keine von Denen, welche mich nicht nehmen wollten, ganz zu mir gepaßt hätte. Eine Jede würde wol größere Ansprüche an meine Zeit, meine Casse u. s. w. gemacht haben, als mit den Interessen des Geschäfts vereinbar gewesen wäre, welches doch die Mittel zum Unterhalt der Familie zu liefern hat. Ein Mädchen mit Geld wollte ich nicht heirathen — das wäre nicht gut, sondern schlecht für mein Geschäft gewesen. Und wie viele Männer in solchem Verhältnisse müssen nach der Frau Pfeife tanzen! In solche Gefahr wollte ich mich nicht begeben — nein!

Zuletzt dachte ich an Eine, die sich z. Z. draußen im Westen auf

Besuch befand. Ihr Vater war ein geachteter deutscher Arzt, Ende 1854 aus der Pfalz eingewandert, ihre Mutter eine gebildete, liebe, tüchtige Frau, die ihre 9 Kinder sorgfältig erzogen hatte. Mein „Stern", eine liebe Erscheinung, sang im Frauenchor des „Liederkranzes," sowie auch als Sopran bei einem Kirchenquartette. Unser Dirigent Paur gab ihr Piano-Unterricht. Bei der Aufführung einer Operette im „Liederkranz" sang sie die Hauptparthie.

Damit hat sie mir's angethan. Ich stellte mir vor, wie schön es doch sein müsse, wenn sie, als meine Gattin, mich des Abends mit Pianospiel und Gesang für des Tages Last und Mühen entschädigte, abgesehen davon, daß sie mir auch sonst noch das Leben angenehm mache und den Himmel auf Erden bereite. Dagegen wollte ich für sie den ganzen Tag über „schaffen", um die Familie zu erhalten und für unsere alten Tage Etwas beiseite zu legen.

Vorher schon hatte ich mehrmals, in anderen Familien, Kindern Bilderbücher gebracht und mir dabei die heirathsfähigen älteren Schwestern in ihrer Häuslichkeit angeschaut. Mit dieser Kriegslist kaperte ich am 24. Februar 1867 auch meine Braut, obwol ich nicht allen ihren Brüdern sympathisch und genehm war, weil ich in deren Augen etwas knauserig erschien. Das hat sich später gegeben. Den Eltern der Braut aber war mein sparsames Wesen lieber, als das verschwenderische anderer jungen Leute. Und wenn ich an jene Zeit zurückdenke und mich Derer erinnere, welche — wohlhabender Familien Söhne, oder auch nicht — großartig auftraten und bei den jungen Damen bevorzugt wurden; wenn ich bedenke, was aus den Meisten von ihnen geworden, so ist's mir doppelt lieb, daß ich nicht in der Lage oder vielmehr nicht dazu angelegt war, so viel Geld auszugeben und so aufzutreten, wie sie.

Aber, was viel wichtiger ist: gerade mein sparsames Leben, verbunden mit Fleiß und etwas Intelligenz, verschaffte mir die Zuneigung von Männern, welche mich wesentlich unterstützten, Männern wie Friedrich Kapp, Carl Hauselt, Theodor Rose, H. W. Knoche u. A., welche mir große Beträge liehen. Bis zur Stunde weiß ich noch nicht, wie es gekommen, daß von Australien eine mir gänzlich unbekannte Wittwe, Frau Helene Weddigen, mir ihr ganzes Vermögen, ungefähr $5000, ohne vorherige Abmachung, einfach lieh, und dann selbst kam und zwei Jahre als Gehülfin neben mir arbeitete. Und in Europa war der große Cre-

dit, den ich bei dem mich nicht persönlich kennenden Ernst Keil und allen anderen Verlegern hatte, wie nicht minder bei meinem Leipziger Commissionär Bernhard Brigl und nach ihm meinem Freunde Heinrich Hermann doch wol auch auf die gute Reputation basirt, welche ich in New York genoß, und welche aufmerksame Beobachter, wie z. B. Herr Karl Göpel, drüben verbreitet hatten.

Zu meiner obenerwähnten Gewohnheit, kleine Geschenke zu machen, zurückkehrend, will ich nicht so undankbar sein, zu verschweigen, daß manche Damen sich revanchirten. Daher befanden sich unter meinen Siebensachen, als ich dieselben am 11. Mai 1867 von dem Stohlmann'schen Hause nach meiner neuen Wohnung, 247 Neunte Straße, überführen ließ, Stickereien von verschiedener Schönheit für neun Paar Hausschuhe. Das war des Guten doch zu viel und benöthigte überdies viel Nachsehen wegen der Motten. Daher wurden zwei Paar mit Sohlen versehen, die anderen wanderten aber in das Aschfaß. Beiläufig: denselben Weg sind vermuthlich auch meine sieben Rasirmesser gegangen, welche außer Dienst kamen, als ich keine Zeit mehr übrig hatte, um mich zu rasiren, daher ich fortan einen Vollbart trug.

Wenn Einer sich nicht mehr zum Rasiren die Zeit nimmt, da muß es schlimm um seine Geselligkeit stehen, wird man denken. Nun, die Zeit, welche ich auf das Zusammensein mit Anderen verwandt habe, ist nach und nach allerdings geringer geworden, denn das Geschäft war mir stets wichtiger.

In den ersten Jahren nach unserer Verheirathung habe ich mit meiner Frau die im „Liederkranz" gebotenen Vergnügungen häufiger besucht, war es doch dort, wo wir uns hatten kennen lernen. Im J. 1869 bezog ich sammt meinem Bruder mit meinem verwittweten Schwager und seinen Kindern ein großes Haus, 48 St. Marks Place, wo wir zu mehr als 8 am Tische saßen; das war Unterhaltung genug.

An jedem Sonnabend kamen überdies noch 4 oder 6 Freunde und Freundinnen. Diese halfen mir zuerst die Briefschaften für die Post fertig machen; die weniger eiligen Rechnungen u. s. w. waren nicht jeden Abend fortgeschickt, sondern für das Ende der Woche aufbewahrt worden, um Porto zu sparen. Dann kam irgend ein simples Kartenspiel an die Reihe zu dem Zwecke, daß die gemeinschaftliche Casse jedes-

mal um eine Kleinigkeit vergrößert würde, so daß wir im schönen Monat Mai für eine gemeinschaftliche Excursion etwas Ordentliches zu verzehren hatten. Dienstags waren bei mir die „Literarischen Abende", theilweise um den Witter'schen Wein trinken zu helfen. Sonntags, bei schönem Wetter, benutzte ich den Gaul, der wochentags für das Geschäft angespannt wurde, um mit meiner Frau auszufahren — ein vermessenes Unterfangen, da ich vom Rosselenken wenig verstand, und ein- oder zweimal nahe daran war, umzuwerfen.

In späteren Jahren haben wir manche Vergnügungen des Vereins nicht besucht. Wie gesagt, das Geschäft, d. h. Nothwendiges dafür zu thun, war mir jederzeit wichtiger und lieber. Und ich bin froh darüber, daß ich immer viel zu thun und nie müßige Zeit gehabt habe.

Immer voll beschäftigt zu sein, war mir Bedürfniß; es war mir unheimlich und entmuthigend, wenn's nicht genug zu thun gab. Ist es doch Thatsache, daß die laufenden Ausgaben fortgehen, ob verdient wird oder nicht. In vielen Fällen wissen die Angestellten kaum, wie gut sie's haben, während der Principal sich Sorgen macht und schwarz sieht. Ja, sie höhnen wol gar über den schlechten Geschäftsgang. Wenn der Principal nicht vorher schon arbeitsam gewesen, sollte darum die flaue Zeit ein Sporn für ihn sein, sich anzustrengen. Und wie es heißt: „Der Fürst, der sei der beßre Mann," so kann man auch sagen: „Der Principal, der sei der eifrigere Arbeiter." Wie ein Meister muß er auch in jedem Zweige des Geschäftes Bescheid wissen, um nothfalls, bei Abwesenheit eines Gehülfen, über dessen Arbeit disponiren zu können.

Ich habe gefunden, daß, wenn der Principal nicht selbst Alles accurat macht und infolge dessen darauf sieht, daß alle Angestellten ihre verschiedenen Arbeiten ebenfalls in accurater Weise thun, nach und nach eine demoralisirende Liederlichkeit einreißt, welche dem Geschäfte mehr Schaden bringt, als man denkt. Mein Schulmeistern kommt daher, daß ich die nachtheiligen Folgen nachlässigen Arbeitens und die vortheilbringenden von Accuratesse beobachtet habe — ist nicht blos Marotte.

Je länger mein Beobachten dauert, desto mehr sehe ich, infolge von Postverlusten, falschen Angaben von Namen und Büchertiteln u. s. w., wie nöthig es — im Buchhandel — ist, daß Jedermann seine Buchstaben und Ziffern in regelmäßiger Form mache. Das schließt auch Kleinigkeiten ein, z. B., daß — mindestens bei Namen — der Punkt über dem i an rechter Stelle stehe, damit nicht *mi* statt *im* u. dergl. gelesen werde.

Gleiche Accuratesse überträgt sich dann auch auf andere, nichtschriftliche Arbeiten, und nach und nach wird nicht blos accurat, sondern auch flink gearbeitet. Es ist ein Theil meiner persönlichen Aufgabe, daß ich auf diese Weise Reservisten heranziehe, welche ich aus der großen Zahl von Applicanten ausgewählt habe, damit ich möglicherweise eintretende Vacanzen immer sogleich besetzen kann.

In den letzten 30 Jahren bin ich entweder allein oder mit Frau und Kindern oder Freunden mäßig viel im Freien gewesen, aber auf Besuche habe ich wenig Zeit verwandt. In Bezug darauf werden wol manche Leute mit mir differiren, werden auch meinen, daß man des Abends ausgehen solle, um Freunde am Stammtische zu sehen und neue Bekannte zu machen. Das ist ohne Zweifel den Interessen gewisser Geschäftsleute, Versicherungs-Agenten u. A. zuträglich. Ich denke aber, daß die meisten von Denen, welche Abends zum Biertische gehen und lange sitzen, besser thäten, daheim bei der Familie zu bleiben.

Wie schon gesagt, ist es, sofern nicht Besuch oder etwas Anderes mich davon abhält, oder ich einmal ausgehe, für mich eine große Genugthuung, wenn ich nach dem Abendessen an meinem Pulte etwas Ordentliches für das Geschäft arbeiten kann, wozu ich während des Tags keine Zeit finde. Nach 9 Uhr bringt mir das Zimmermädchen den von Frau Hauselt gestifteten Krug mit Bier gefüllt. Das schmeckt dann doppelt gut und kann ich bis 11 Uhr oder noch länger an der Arbeit bleiben.

Wenn ich dagegen häufiger ausginge, z. B. nach dem „Liederkranz", obwol dessen Local kaum 200 Schritte von meinem Hause entfernt ist, so säße ich vermuthlich länger, als ich beabsichtigt hatte, tränke mehr, als mir wohl bekäme — und was dergleichen mehr ist. Bei gutem Wetter geht's; bei schlechtem, im Winter, ist der Heimweg aber der Gesundheit nicht immer zuträglich. Leute, die etwas entfernt wohnen, laufen Gefahr, sich zu erkälten u. s. w. Keinesfalls können sie am nächsten Morgen so frisch und so zeitig an ihre Arbeit gehen, wie Einer, der zu Hause geblieben und zeitig zu Bett gegangen ist. Das bezieht sich natürlich nur auf Diejenigen, welche für ihren Unterhalt arbeiten müssen — Andere, die von ihren Zinsen leben oder täglich nur 5 oder 6 Stunden in ihrer Office sind, brauchen sich ja nicht nach der Zeit zu richten, wenn ihre Gesundheit auch nicht dabei profitirt.

„Steiger," sagte mir William Steinway eines Tages, „es ist ordent-

lich widerlich. Wo immer ich mich blicken lasse, werde ich angegangen. Gestern Abend, im „Liederkranz", haben nicht weniger als sechs mich anpumpen wollen."

Und wenn er nun auch vielleicht fünf der Anleihebedürftigen hat ablaufen lassen, so wird doch wol der sechste seinen Zweck erreicht haben. Und so ist's gekommen, daß Freund Steinway allzuvielen Personen Geld geliehen hat, die nach seinem Tode es zurückzuzahlen nicht im Stande waren.

Das kommt davon, daß Leute, welche so und so viele Male mit Einem am Biertisch gesessen und „schöne Geschichten" erzählt haben, glauben, sich als „guten Freund" betrachten zu dürfen, der ungenirt um pecuniäre Unterstützung in größerem Umfange anhalten darf. Wenn, wie schon gesagt, solche Leute doch lieber das Geld sparten, was sie im Bierhause verthun, daheim bei der Familie blieben, und tagüber arbeitsam und fleißig wären, so würden sie besseren Credit genießen. Ich mag dergleichen Leuten nicht gern creditiren, halte auch dafür, daß Lust und Eifer für das Geschäft abnehmen, je mehr Jemand kneipt.

Ich habe nicht viel Erfahrung darin gehabt, aber einmal überhörte ich doch im „Liederkranz", was mir immer in der Erinnerung bleiben wird. Ein als armer Junge Eingewanderter, der durch seiner Hände Arbeit reich geworden war, wurde von einem Anderen angegangen, welcher immer recht großartig auftrat. Aergerlich sagte Freund Kämmerer: „Ach was, bezahl' Du Deine Schulden; ich bezahle meine!"

Wie ich schon angedeutet, wird Das, was ich in Vorstehendem ausgesprochen habe, von vielen Leuten absprechend und höhnisch beurtheilt werden; sie werden mein Denken und Thun für einfältig und beschränkt halten; sie werden sagen, daß der leidenschaftslose Mann, der nie „über den Strang schlägt", ein mittelmäßiger Mensch bleibt; werden sagen, daß fast alle großen Männer diese oder jene Leidenschaft gehabt haben, u. s. w. Schön. Ich habe allerdings nie ohne Zweck gearbeitet, sondern immer das Ziel im Auge gehabt, meiner Familie ein ausreichendes Vermögen und einen geachteten — wenn auch nicht berühmten — Namen zu hinterlassen. Darum wollte und will ich lieber als mittelmäßiger oder unbedeutender Mensch ein ruhiges und womöglich auch ein nützliches Leben führen, statt ein hervorragendes Genie zu sein, mit einem aufregenden, aufreibenden oder gar unmoralischen Lebenswandel.

Eine angenehme Erinnerung bleibt mir aus dem J. 1871, nach dem großen Feuer in Chicago, um welche gar mancher „Lebemann" mich beneiden kann. Während Tausende ihr Alles verloren, waren andere Tausende verhältnißmäßig glücklicher, insofern als sie von den Versicherungs-Gesellschaften wenigstens einen Theil ihres Verlustes ersetzt bekamen. Zu dieser Classe von Geschäftsleuten gehörte auch der Buchhändler S. C. Griggs. Er kam nach New York, um zu sehen, ob nicht seine Gläubiger ihm einen Theil ihrer Forderungen erlassen würden, damit er wieder anfangen könne. Eines Vormittags kam er bei mir vor und zeigte seine Liste. Es standen schon vier oder fünf Firmen darauf, die ihm 25, 30 und auch 50 % ihres Guthabens erlassen hatten. Mich dauerte der einnehmend aussehende Herr, daß er, anscheinend an die 70 Jahre alt, noch solch einen Gang machen mußte. Ich schlug sein Conto nach und fand, daß er mir ungefähr $75.00 schuldete. Da ich für die Verwundeten in Deutschland schon gegeben hatte, was ich entbehren konnte, so dachte ich: „Wohlthun beginnt daheim, und diesen Betrag kannst Du allenfalls auch noch opfern." Ich nahm also seine Liste und schrieb darauf, daß ich ihm Alles erlasse. Als der alte Herr das sah, kamen ihm vor Rührung die Thränen in die Augen. Vier oder fünf Tage später kam er wieder, nachdem er auch in Boston, Philadelphia und anderwärts gewesen war. Er wollte mir nochmals die Hand drücken. Es sei nicht um den Betrag gewesen, den ich ihm erlassen, sondern mein Beispiel habe viele Andere bewogen, ein Gleiches zu thun. Nun, trotz seines hohen Alters hat Herr Griggs wieder ein Verlagsgeschäft aufgebaut, das in Flor kam.

Im J. 1866 kaufte ein Rumänier, Ed. Rubovits, manchmal Bücher bei mir; später ging er nach Chicago. Von dort aus schickte er mir Geld, um seinen Bruder bei dessen Ankunft von Europa in Empfang zu nehmen und nach Chicago zu befördern. Wie s. Z. die Persönlichkeit von Ed. Rubovits mir gefallen hatte, so brachten noch mehr seine verschiedenen Briefe auf mich den Eindruck hervor, daß der Mann solid, ordnungsliebend, ehrlich, verläßlich u. s. w. war.

Da kam das Feuer in Chicago und ungefähr 8 Tage später erhielt ich einen Brief von ihm. Er meldete, daß er sein Alles verloren habe, und nicht wisse, was er anfangen solle. Er habe soeben an mich gedacht und ob ich ihm wol helfen würde. Wenn ich dazu gewillt sei, so bäte er mich, ihm eine Quantität billiger Stationery zu schicken. Ich



als ein Schwerenöther — sonst wäre es sicher ganz anders, wenn auch nicht besser, mit mir gekommen, als es der Fall ist.

Daß auch Herr Büchner in Wirklichkeit mich für ungefährlich hielt, bewies er ein paar Tage später. Fräulein Eimbcke kehrte nach Hamburg zurück, und zwar machte sie die Reise auf dem Hamburger Vollschiffe „John Bertram", welches für den Passagier-Verkehr besonders eingerichtet und beliebt war. Herr Büchner erkor mich zu seinem Postillon d'amour; er bat mich am Abende vor der Abfahrt des Schiffs, an Bord zu gehen und Fräulein Eimbcke noch ein Andenken an ihn zu überbringen, die „Blüthen und Perlen", welche der Empfängerin vielleicht den Abschied von Amerika besonders schwer gemacht haben. Nun, der „John Bertram" war kein Clipperschiff, sondern brauchte gewöhnlich 30 Tage für die Reise. So kam es denn, daß Fräulein Eimbcke entweder schon bei ihrer Ankunft in Hamburg Herrn Büchner's Antrag vorfand, oder aber denselben bald darauf erhielt. Und etliche Monate später kehrte sie als seine glückliche Braut gern nach New York zurück. Diese vortreffliche Gattin und Mutter, deren Gastfreundschaft auch ich viel genossen und deren körperliches Leiden seit Herrn Büchner's Tode mir sehr nahe geht, wird wie ein freundlich leuchtender Stern bis an mein Ende in meiner Erinnerung stehen.

„Blüthen und Perlen" ist wol eine gute Auswahl von Gedichten für Frauen, ich habe aber nicht viele davon gelesen. Die Beliebtheit und Verkäuflichkeit des Buches verdankte es zum großen Theil dem „Mosaik-Einbande", in welchem der damalige Verleger Rümpler es auf den Markt brachte. Auch ich habe mir so viele Vielliebchen abgewinnen lassen, daß ich nach und nach 6 oder mehr „Blüthen und Perlen" als Buße zu verschenken Gelegenheit gefunden habe.

Mehr gefiel mir für ähnliche Zwecke die Diamant-Ausgabe von Bodenstedt's „Mirza Schaffy" mit dem hübschen Druck und niedlichen Einbande. Von diesem Bändchen habe ich nach und nach mehr als 12 verschenkt, ohne daß ich jemals mir die Zeit genommen hätte, des Büchleins Inhalt durchzusehen. Erst im Juli 1880 kam ich dazu. Als ich eines Sonntags von der Kirche zurückkehrte, fand ich ein Telegramm von L. J. Stiastny in Hoboken, der mich zum Essen einlud, um Bodenstedt zu treffen. Da eröffnete sich die Aussicht, daß „Mirza Schaffy" aufs Tapet käme. Ich steckte daher das meiner Frau vor vielen Jah-

hatte — wie so viele Andere auch. Mein Enthusiasmus für das Vereinsleben und was damit zusammenhängt, ist seit dieser Erfahrung nicht größer geworden — im Gegentheil.

Dies erklärt, warum ich von meiner lebenslänglichen Mitgliedschaft im „Liederkranze" mit jedem Jahr weniger Gebrauch gemacht habe, und jetzt nur selten dorthin gehe, erklärt auch, warum ich aus anderen Vereinen getreten bin.

Zu den Glücksumständen, um welche Tausende von Geschäftsmännern mich beneiden können, zähle ich auch, daß meine Frau und meine Kinder, zu ihrem eigenen Vortheile, mich in meiner Thätigkeit unterstützt haben. Das haben sie gethan, statt, wie es leider in vielen anderen Familien der Fall ist, vom Gatten und Vater immerfort Geld zu verlangen, um Aufwand machen zu können. In solchen Familien halten Frau und Töchter ihn auch noch vom Arbeiten ab, damit er sich ihrem Vergnügen widme. Mit ihrem „Aufbegehren" wollen sie Alles aus ihm herausquetschen — und endlich nimmt's ein Ende.

Ach, diese armen Familienväter, welche doppelte und dreifache Sorgen haben! Und diese kurzsichtigen und putzsüchtigen Frauen!

Es wird Lächeln erregen, wenn ich sage, daß es für mein Geschäft von großem Vortheile gewesen, daß ich immer in der Stadt gewohnt habe, und nicht auf dem Lande. Wie an anderen Stellen angedeutet, hat das bei mir eine größere Bedeutung, als bei Anderen, die es nicht so genau nehmen, weil sie nicht bedenken, welchen Schaden sie ihren Interessen zufügen, indem sie 2 oder 3 Stunden täglich unterwegs sind, und bei denen Besuch des Locals außerhalb der gewöhnlichen Geschäftsstunden überhaupt ausgeschlossen ist. Bei mir dagegen ist das zu jeder Zeit von wesentlichem Vortheile gewesen. Ich lächle über die Leute, welche es für unrecht halten, des Sonntags für das Geschäft thätig zu sein. Wenn ich Vormittags die Kirche besucht und dann zu Mittag gegessen, fahre ich — sofern nicht ein Ausflug besser — des Nachmittags nach der Post und gehe von da aus mit den Briefen an mein Pult. Dort fleckt das gewöhnliche und das außergewöhnliche Arbeiten, weil ich ungestört bin. Ich übertrete kein Gesetz, keine polizeiliche Ordinanz, störe auch Niemanden, in meinem verschlossenen Locale. Sind nicht, um von Anderen zu schweigen, die dienenden Geister im Haus-

halte, die Angestellten bei den Verkehrsgelegenheiten, in den Erholungsplätzen u. s. w. des Sonntags mehr angespannt, als an einem Wochentage? Genug davon!

Während meine Clerks wöchentlich 56 Stunden beschäftigt sind — in den 3 Sommermonaten 51 — bin ich zu jeder Zeit mindestens 10, meistens aber, außer etwa im Sommer, 20 oder sogar 25 Stunden mehr als sie für das Geschäft thätig gewesen, und wiederhole es, daß ich das gern und mit Genugthuung und Befriedigung gethan habe. Ich sah, wie ich weiter kam, während Concurrenten zurückgingen; mit anderen Worten: ich sah das Resultat meiner Arbeit. Darum ist die Arbeit fürs Geschäft mir niemals unangenehm geworden. Nie habe ich gewünscht, statt an meinem Pulte in der oder jener Gesellschaft sein zu können. Sonntags, besonders wenn schlechtes Wetter mich vom Kirchenbesuch und Spazierengehen abhält, komme ich mit der Arbeit zu Hause am besten voran. Beiläufig will ich bemerken, daß ich seit 45 Jahren junge Kaufleute gekannt habe, die ebenso eifrig waren wie ich, oder vielmehr noch eifriger. Thatsache ist's ja, daß auf gewissen Contoren bezw. zu gewissen Zeiten die Clerks sowie auch die Principale, oder mindestens die Procuristen, nicht blos bis Mitternacht, sondern noch länger zu arbeiten haben, um auf die Stunde mit Allem für die Post am nächsten Morgen fertig zu werden.

Anderswo ist es Princip, daß die Arbeit eines Tags vollständig erledigt werden muß, bevor Schicht gemacht wird, wie lange das auch dauere. Das ist bei mir nicht eingeführt, vielmehr hören um 6 Uhr fast Alle auf, und ich bin gewöhnlich der Letzte, der das Local verläßt.

Ich weiß, daß in anderen Geschäften, wo der Principal viel abwesend ist, spät kommt und früh fortgeht, die Angestellten nicht blos unpünktlich werden, sondern auch murren und sich unzufrieden stellen. Dergleichen darf bei mir nicht vorkommen, und wie ich beweise, daß ich, bei viel mehr Arbeit, ohne Sommerferien fertig werden kann, so brauchen die Angestellten auch keine. Bei der Menge meiner Angestellten ging's überhaupt gar nicht an; nur Trubel und Schaden wäre die Folge von Ferien für Einige.

Ohne Zweifel finden viele Leute es langweilig, so viel vom „Arbeiten" zu hören; von je 10 Personen halten 5 nicht viel davon. In ihrer Einfalt denken Viele — die nichts davon verstehen — man könne es recht wohl einrichten, daß Alles, was zu thun sei, zwischen 9 und 5 Uhr ab-

gemacht werde. So könne man zeitig zum Abendessen nach Hause kommen und dann mit der Familie ausgehen, u. s. w. Darauf will ich bemerken, daß ich Leute kenne, die's so gemacht haben und infolge dessen ins „Unglück“ gekommen sind. Dann sind vermuthlich auch der Frau, die gern spätes Frühstück und zeitiges Abendessen hatte, die Schuppen von den Augen gefallen. Aber es war zu spät.

Mit meiner Gewissenhaftigkeit, die allerdings nur von Wenigen anerkannt, dagegen aber von fast Allen mißverstanden und verhöhnt wird, stehe ich übrigens nicht allein. Es gibt Beispiele, daß auch Andere unentwegt treu thun, was sie für ihre Pflicht halten. Ein solches u. A. war Herr David M. Stone, welcher Anfang Juni 1893 als Eigenthümer und Redacteur des New York Journal of Commerce and Commercial Advertiser, der bedeutendsten und einträglichsten täglichen Handelszeitung in New York, zurücktrat.

Er sagte zum Abschiede u. A.:

> . . . . „Ich bin seit 1849 im Geschirr gewesen und habe 44 Jahre meines Lebens gedient, ohne mir auch nur ein einziges Mal Ferien zu nehmen. Während der letzten 4 Jahre habe ich keinen Hülfs-Redacteur gehabt, und habe eigenhändig jeden in Brevier-Schrift gesetzten Artikel geschrieben, der in irgend einer Ausgabe des Blattes erschienen ist. Das macht mehr als 300 Leitartikel jedes Jahr. Außerdem habe ich noch ziemlich viel in der Geschäftsführung gearbeitet. Mein 75. Geburtstag ist vorbei und es ist Zeit für mich, meine Feder niederzulegen und die mir nöthige Ruhe zu suchen.
>
> Wenn ich auf meine Vergangenheit zurückblicke, thut es mir wohl, sagen zu dürfen, daß ich seit Beginn meiner Thätigkeit nicht eine Zeile geschrieben habe, deren sich irgend ein ehrlicher Mann zu schämen brauchte, oder die ich als unwahr oder entstellt zurücknehmen möchte. Ich habe nie mit einem Anderen einen persönlichen Streit gehabt und habe nie ein unfreundliches Wort über Andere gedruckt, ob dieselben zu meinem Berufe gehörten oder nicht. Was ich gethan habe, sowie die Beweggründe dafür und die Resultate der Arbeit meines Lebens unterbreite ich der gerechten Beurtheilung der Vielen, welche meine Leser gewesen sind.“ . . . .

Nachdem Herr Stone sich von seiner bisherigen regelmäßigen Thätigkeit zurückgezogen hatte und sammt seiner ebenfalls unverheiratheten Schwester ganz seinen Blumen und anderen Liebhabereien in seiner schönen Wohnung in Brooklyn leben konnte, machte er verschiedenen Wohlthätigkeits-Anstalten ein Geschenk von $100,000 zur Erinnerung an seinen Eintritt in den Ruhestand. Er zog vor, wie jetzt viele Leute das thun, bei Lebzeiten zu schenken und an den Wirkungen seiner Freigebigkeit Freude zu haben, statt einen gleichen Betrag testamentarisch zu vermachen. Bekanntlich sind bei solcher Verfügung Erbschaftsstreitigkeiten nicht ausgeschlossen, mindestens aber kommt die große Erbschaftssteuer in Abzug.

Auf die bisher verlebten 69 Jahre zurückblickend, mich der bedrängten Lagen erinnernd, in welchen ich von Zeit zu Zeit gewesen bin, der unzähligen Zufälligkeiten gedenkend, welche wunderbarerweise Unglück und große Verluste verhütet haben, fühle ich sehr dankbar dafür, daß ich bis hierher gekommen, gesund geblieben bin und auch kein Glied meiner Familie verloren habe.

Im Laufe der letzten 40 Jahre hat sich, wenn wir von Anderem absehen, geschäftlich Vieles verändert. So z. B. hat sich die Concentration der industriellen und kaufmännischen Etablissements entwickelt. Neben den bestehenden Großen kann heutzutage ein kleiner Anfänger gewöhnlich nicht mehr aufkommen oder mit seiner Arbeit mehr als die Kosten einer bescheidenen Existenz verdienen. Riesiggroße Fabriken, Combinationen und Trusts auf der einen Seite und „Waarenhäuser" auf der anderen schließen neue kleine Concurrenzen aus.

Unter solchen Umständen haben Viele jetzt nicht mehr die Aussicht, mit Erfolg sich selbständig zu machen, die es vor 30 oder 40 Jahren noch hätten thun können. Das Risico der Geschäftsführung ist jetzt viel größer, als früher, die Profite sind durchschnittlich geringer. Die Saläre und Löhne sind theilweise größer geworden, die Kosten des Lebensunterhaltes aber auch gestiegen. Außerdem sind der Gelegenheiten, unnöthigerweise Geld auszugeben, jetzt mehr, als früher.

Als im J. 1857 und später der für die „Deutsche Gesellschaft" außerordentlich thätige Herr Jacob Windmüller, damals der Präsident

des „Liederkranzes", in diesem Vereine Mitglieder für die „D. G." warb, waren unter Denen, welche sich zur Mitgliedschaft vorschlagen ließen, gar Manche nur einfache Clerks wie ich, der ich $500.00 Salär hatte, aber doch bei meiner sonstigen Sparsamkeit den Jahresbeitrag von $10.00 entbehren konnte. Und später ist es mir auch möglich gewesen, anderer Wohlthätigkeits-Anstalten Mitglied zu werden oder größere Beiträge beizusteuern — aus meinen Ersparnissen.

Seit jener Zeit aber sind die Ansprüche, welche Genüsse und Vergnügungen an sie stellen, derart gewachsen, daß Andere, mit größeren Einnahmen, doch Nichts mehr für dergleichen Anstalten übrig haben. Daher die Klagen über Mangel an Betheiligung des Publicums an der Erhaltung der „Deutschen Gesellschaft" (s. S. 314), des „Deutschen Hospitals" u. s. w. — besonders gegenüber den Kindern eingewanderter Deutscher, von denen leider viele ihre deutsche Abstammung verleugnen.

Dieselben Leute aber, welche keine Beiträge zahlen, sind darüber ungehalten, daß die „D. G." die Hülfsbedürftigen nicht unterstützt, welche (statt selbst ihnen zu helfen) sie ihr zuschicken — weil sie dazu keine Mittel hat; und daß das „D. H." die Kranken nicht aufnimmt, welche (um dieselben bequem loszuwerden) sie demselben zuweisen — einfach weil dasselbe schon ganz gefüllt ist. Zur Vergrößerung des Hospitals aber Etwas beizutragen weigern sie sich, wie gut sie auch dazu im Stande wären. Die Kosten für entbehrliche Bedürfnisse, für Aufwand und Luxus gehen ihnen vor.

Ich berühre diese Verhältnisse, welche auch anderer Leute Denken beschäftigt, weil anzunehmen ist, daß das gedruckte Wort hier und da Einen erreicht, der das gesprochene nicht hören will. Klar sollte jeder Creditsuchende sich darüber werden, daß es unter den gegenwärtigen Verhältnissen, bei geringerer Aussicht auf Erfolg, entsprechend schwerer wird, Credit und Anleihen zu erhalten, als es früher war, zu den Zeiten des sparsamen Lebens. „Das Leben genießen", gleichzeitig aber auch geschäftlich vorankommen, dürfte nur wenigen Unbemittelten gelingen.

Und, wohlverstanden, die Aussichten auf Erfolg sind, durchschnittlich, nicht blos für junge Kaufleute, sondern auch für studirte Berufsstände jetzt geringer, als sie früher waren. Alle Berufskreise in der Stadt sind überfüllt; in allen sieht man allerdings einzelne Beispiele von großem Erfolge. Diese wenigen Beispiele blenden, während andere Hunderte oder Tausende, welche ebensoviel gelernt und gearbeitet, aber

mal um eine Kleinigkeit vergrößert würde, so daß wir im schönen Monat Mai für eine gemeinschaftliche Excursion etwas Ordentliches zu verzehren hatten. Dienstags waren bei mir die „Literarischen Abende", theilweise um den Witter'schen Wein trinken zu helfen. Sonntags, bei schönem Wetter, benutzte ich den Gaul, der wochentags für das Geschäft angespannt wurde, um mit meiner Frau auszufahren — ein vermessenes Unterfangen, da ich vom Rosselenken wenig verstand, und ein- oder zweimal nahe daran war, umzuwerfen.

In späteren Jahren haben wir manche Vergnügungen des Vereins nicht besucht. Wie gesagt, das Geschäft, d. h. Nothwendiges dafür zu thun, war mir jederzeit wichtiger und lieber. Und ich bin froh darüber, daß ich immer viel zu thun und nie müßige Zeit gehabt habe.

Immer voll beschäftigt zu sein, war mir Bedürfniß; es war mir unheimlich und entmuthigend, wenn's nicht genug zu thun gab. Ist es doch Thatsache, daß die laufenden Ausgaben fortgehen, ob verdient wird oder nicht. In vielen Fällen wissen die Angestellten kaum, wie gut sie's haben, während der Principal sich Sorgen macht und schwarz sieht. Ja, sie höhnen wol gar über den schlechten Geschäftsgang. Wenn der Principal nicht vorher schon arbeitsam gewesen, sollte darum die flaue Zeit ein Sporn für ihn sein, sich anzustrengen. Und wie es heißt: „Der Fürst, der sei der bessre Mann," so kann man auch sagen: „Der Principal, der sei der eifrigere Arbeiter." Wie ein Meister muß er auch in jedem Zweige des Geschäftes Bescheid wissen, um nothfalls, bei Abwesenheit eines Gehülfen, über dessen Arbeit disponiren zu können.

Ich habe gefunden, daß, wenn der Principal nicht selbst Alles accurat macht und infolge dessen darauf sieht, daß alle Angestellten ihre verschiedenen Arbeiten ebenfalls in accurater Weise thun, nach und nach eine demoralisirende Liederlichkeit einreißt, welche dem Geschäfte mehr Schaden bringt, als man denkt. Mein Schulmeistern kommt daher, daß ich die nachtheiligen Folgen nachlässigen Arbeitens und die vortheilbringenden von Accuratesse beobachtet habe — ist nicht blos Marotte.

Je länger mein Beobachten dauert, desto mehr sehe ich, infolge von Postverlusten, falschen Angaben von Namen und Büchertiteln u. s. w., wie nöthig es — im Buchhandel — ist, daß Jedermann seine Buchstaben und Ziffern in regelmäßiger Form mache. Das schließt auch Kleinigkeiten ein, z. B., daß — mindestens bei Namen — der Punkt über dem *i* an rechter Stelle stehe, damit nicht *mi* statt *im* u. dergl. gelesen werde.

Gleiche Accuratesse überträgt sich dann auch auf andere, nichtschriftliche Arbeiten, und nach und nach wird nicht blos accurat, sondern auch flink gearbeitet. Es ist ein Theil meiner persönlichen Aufgabe, daß ich auf diese Weise Reservisten heranziehe, welche ich aus der großen Zahl von Applicanten ausgewählt habe, damit ich möglicherweise eintretende Vacanzen immer sogleich besetzen kann.

In den letzten 30 Jahren bin ich entweder allein oder mit Frau und Kindern oder Freunden mäßig viel im Freien gewesen, aber auf Besuche habe ich wenig Zeit verwandt. In Bezug darauf werden wol manche Leute mit mir differiren, werden auch meinen, daß man des Abends ausgehen solle, um Freunde am Stammtische zu sehen und neue Bekannte zu machen. Das ist ohne Zweifel den Interessen gewisser Geschäftsleute, Versicherungs-Agenten u. A. zuträglich. Ich denke aber, daß die meisten von Denen, welche Abends zum Biertische gehen und lange sitzen, besser thäten, daheim bei der Familie zu bleiben.

Wie schon gesagt, ist es, sofern nicht Besuch oder etwas Anderes mich davon abhält, oder ich einmal ausgehe, für mich eine große Genugthuung, wenn ich nach dem Abendessen an meinem Pulte etwas Ordentliches für das Geschäft arbeiten kann, wozu ich während des Tags keine Zeit finde. Nach 9 Uhr bringt mir das Zimmermädchen den von Frau Hauselt gestifteten Krug mit Bier gefüllt. Das schmeckt dann doppelt gut und kann ich bis 11 Uhr oder noch länger an der Arbeit bleiben.

Wenn ich dagegen häufiger ausginge, z. B. nach dem „Liederkranz", obwol dessen Local kaum 200 Schritte von meinem Hause entfernt ist, so säße ich vermuthlich länger, als ich beabsichtigt hatte, tränke mehr, als mir wohl bekäme — und was dergleichen mehr ist. Bei gutem Wetter geht's; bei schlechtem, im Winter, ist der Heimweg aber der Gesundheit nicht immer zuträglich. Leute, die etwas entfernt wohnen, laufen Gefahr, sich zu erkälten u. s. w. Keinesfalls können sie am nächsten Morgen so frisch und so zeitig an ihre Arbeit gehen, wie Einer, der zu Hause geblieben und zeitig zu Bett gegangen ist. Das bezieht sich natürlich nur auf Diejenigen, welche für ihren Unterhalt arbeiten müssen — Andere, die von ihren Zinsen leben oder täglich nur 5 oder 6 Stunden in ihrer Office sind, brauchen sich ja nicht nach der Zeit zu richten, wenn ihre Gesundheit auch nicht dabei profitirt.

„Steiger," sagte mir William Steinway eines Tages, „es ist ordent-

lich widerlich. Wo immer ich mich blicken lasse, werde ich angegangen. Gestern Abend, im „Liederkranz", haben nicht weniger als sechs mich anpumpen wollen."

Und wenn er nun auch vielleicht fünf der Anleihebedürftigen hat ablaufen lassen, so wird doch wol der sechste seinen Zweck erreicht haben. Und so ist's gekommen, daß Freund Steinway allzuvielen Personen Geld geliehen hat, die nach seinem Tode es zurückzuzahlen nicht im Stande waren.

Das kommt davon, daß Leute, welche so und so viele Male mit Einem am Biertisch gesessen und „schöne Geschichten" erzählt haben, glauben, sich als „guten Freund" betrachten zu dürfen, der ungenirt um pecuniäre Unterstützung in größerem Umfange anhalten darf. Wenn, wie schon gesagt, solche Leute doch lieber das Geld sparten, was sie im Bierhause verthun, daheim bei der Familie blieben, und tagüber arbeitsam und fleißig wären, so würden sie besseren Credit genießen. Ich mag dergleichen Leuten nicht gern creditiren, halte auch dafür, daß Lust und Eifer für das Geschäft abnehmen, je mehr Jemand kneipt.

Ich habe nicht viel Erfahrung darin gehabt, aber einmal überhörte ich doch im „Liederkranz", was mir immer in der Erinnerung bleiben wird. Ein als armer Junge Eingewanderter, der durch seiner Hände Arbeit reich geworden war, wurde von einem Anderen angegangen, welcher immer recht großartig auftrat. Aergerlich sagte Freund Kämmerer: „Ach was, bezahl' Du Deine Schulden; ich bezahle meine!"

Wie ich schon angedeutet, wird Das, was ich in Vorstehendem ausgesprochen habe, von vielen Leuten absprechend und höhnisch beurtheilt werden; sie werden mein Denken und Thun für einfältig und beschränkt halten; sie werden sagen, daß der leidenschaftslose Mann, der nie „über den Strang schlägt", ein mittelmäßiger Mensch bleibt; werden sagen, daß fast alle großen Männer diese oder jene Leidenschaft gehabt haben, u. s. w. Schön. Ich habe allerdings nie ohne Zweck gearbeitet, sondern immer das Ziel im Auge gehabt, meiner Familie ein ausreichendes Vermögen und einen geachteten — wenn auch nicht berühmten — Namen zu hinterlassen. Darum wollte und will ich lieber als mittelmäßiger oder unbedeutender Mensch ein ruhiges und womöglich auch ein nützliches Leben führen, statt ein hervorragendes Genie zu sein, mit einem aufregenden, aufreibenden oder gar unmoralischen Lebenswandel.

Eine angenehme Erinnerung bleibt mir aus dem J. 1871, nach dem großen Feuer in Chicago, um welche gar mancher „Lebemann" mich beneiden kann. Während Tausende ihr Alles verloren, waren andere Tausende verhältnißmäßig glücklicher, insofern als sie von den Versicherungs-Gesellschaften wenigstens einen Theil ihres Verlustes ersetzt bekamen. Zu dieser Classe von Geschäftsleuten gehörte auch der Buchhändler S. C. Griggs. Er kam nach New York, um zu sehen, ob nicht seine Gläubiger ihm einen Theil ihrer Forderungen erlassen würden, damit er wieder anfangen könne. Eines Vormittags kam er bei mir vor und zeigte seine Liste. Es standen schon vier oder fünf Firmen darauf, die ihm 25, 30 und auch 50 % ihres Guthabens erlassen hatten. Mich dauerte der einnehmend aussehende Herr, daß er, anscheinend an die 70 Jahre alt, noch solch einen Gang machen mußte. Ich schlug sein Conto nach und fand, daß er mir ungefähr $75.00 schuldete. Da ich für die Verwundeten in Deutschland schon gegeben hatte, was ich entbehren konnte, so dachte ich: „Wohlthun beginnt daheim, und diesen Betrag kannst Du allenfalls auch noch opfern." Ich nahm also seine Liste und schrieb darauf, daß ich ihm Alles erlasse. Als der alte Herr das sah, kamen ihm vor Rührung die Thränen in die Augen. Vier oder fünf Tage später kam er wieder, nachdem er auch in Boston, Philadelphia und anderwärts gewesen war. Er wollte mir nochmals die Hand drücken. Es sei nicht um den Betrag gewesen, den ich ihm erlassen, sondern mein Beispiel habe viele Andere bewogen, ein Gleiches zu thun. Nun, trotz seines hohen Alters hat Herr Griggs wieder ein Verlagsgeschäft aufgebaut, das in Flor kam.

Im J. 1866 kaufte ein Rumänier, Ed. Rubovits, manchmal Bücher bei mir; später ging er nach Chicago. Von dort aus schickte er mir Geld, um seinen Bruder bei dessen Ankunft von Europa in Empfang zu nehmen und nach Chicago zu befördern. Wie s. Z. die Persönlichkeit von Ed. Rubovits mir gefallen hatte, so brachten noch mehr seine verschiedenen Briefe auf mich den Eindruck hervor, daß der Mann solid, ordnungsliebend, ehrlich, verläßlich u. s. w. war.

Da kam das Feuer in Chicago und ungefähr 8 Tage später erhielt ich einen Brief von ihm. Er meldete, daß er sein Alles verloren habe, und nicht wisse, was er anfangen solle. Er habe soeben an mich gedacht und ob ich ihm wol helfen würde. Wenn ich dazu gewillt sei, so bäte er mich, ihm eine Quantität billiger Stationery zu schicken. Ich

fühlte ein mitleidiges Rühren, ging zu Liebenroth & von Auw und ersuchte dieselben, nach ihrem Gutdünken $100.00 werth solcher Sachen zu schicken; ich würde ihre Rechnung bezahlen. Das geschah. Rubovits hat die Waaren mit gutem Profit verkauft und das Geschäft mit Erfolg fortgesetzt und ausgebreitet. Ich glaube, binnen weniger als 6 Monaten hatte er mir meine $100.00 zurückgezahlt. Bis gegen das J. 1890 hin hat er mich immer, wenn er nach New York kam, aufgesucht, um mir die Hand zu drücken; ich kannte ihn allerdings nicht mehr, er mußte mich immer an das Geschehene erinnern.

Eine davon abweichende Erfahrung machte ich später mit einem Geschäftsfreunde in Baltimore, Otto Roßmäßler mit Namen. Derselbe hatte die von seinem Partner Anton Fischer gegründete beste deutsche Buchhandlung dort, und bezog ziemlich viel Bücher und Zeitschriften von mir. Mit seinen Zahlungen kam er nach und nach aber immer mehr in Rückstand, und endlich war er mir mehr als $700.00 schuldig.

Da kam er eines Vormittags gegen 11 Uhr selbst, brachte aber kein Geld mit, sagte vielmehr nach kurzer Einleitung: „Herr Steiger, Sie müssen mir die 700 Dollars erlassen, damit ich wieder auf die Beine komme."

Das war nun so leicht gesagt, daß der Vorschlag mir beinahe imponirte, wenn er nicht recht unverfroren gewesen wäre. Ich überlegte ein Weilchen und sagte dann: „Well, all right, wenn die Andern dasselbe thun."

Und er zog ab, um die Andern zu besuchen.

Gegen 3 Uhr kam er wieder, blies mir den Rauch einer sehr feinen Cigarre unter die Nase und sagte: „Na, heute habe ich wieder 'mal gut gegessen."

Sein Aussehen bestätigte das. Nach einer Weile fragte ich: „Nun, was hat denn —— gethan?"

„Nicht einen Cent erlassen wir Ihnen," sagte Pepp, „Sie müssen uns voll bezahlen. Wir erlassen überhaupt Niemand Etwas."

Weiter wollte ich nicht fragen; er nannte Keinen, der, gleich mir, ihm Alles erlassen hatte, und sah ich, daß ich allein so dumm gewesen war, das zu thun. Zurücknehmen konnte ich meine Zusage nicht, obwol ich dieselbe nur bedingt gegeben.

Noch mehr ärgerte ich mich aber, als ich später erfuhr, daß Roßmäßler sein einst so schönes Geschäft durch Vereinsmeierei vernachlässigt

hatte — wie so viele Andere auch. Mein Enthusiasmus für das Vereinsleben und was damit zusammenhängt, ist seit dieser Erfahrung nicht größer geworden — im Gegentheil.

Dies erklärt. warum ich von meiner lebenslänglichen Mitgliedschaft im „Liederkranze" mit jedem Jahr weniger Gebrauch gemacht habe, und jetzt nur selten dorthin gehe, erklärt auch, warum ich aus anderen Vereinen getreten bin.

Zu den Glücksumständen, um welche Tausende von Geschäftsmännern mich beneiden können, zähle ich auch, daß meine Frau und meine Kinder, zu ihrem eigenen Vortheile, mich in meiner Thätigkeit unterstützt haben. Das haben sie gethan, statt, wie es leider in vielen anderen Familien der Fall ist, vom Gatten und Vater immerfort Geld zu verlangen, um Aufwand machen zu können. In solchen Familien halten Frau und Töchter ihn auch noch vom Arbeiten ab, damit er sich ihrem Vergnügen widme. Mit ihrem „Aufbegehren" wollen sie Alles aus ihm herausquetschen — und endlich nimmt's ein Ende.

Ach, diese armen Familienväter, welche doppelte und dreifache Sorgen haben! Und diese kurzsichtigen und putzsüchtigen Frauen!

Es wird Lächeln erregen, wenn ich sage, daß es für mein Geschäft von großem Vortheile gewesen, daß ich immer in der Stadt gewohnt habe, und nicht auf dem Lande. Wie an anderen Stellen angedeutet, hat das bei mir eine größere Bedeutung, als bei Anderen, die es nicht so genau nehmen, weil sie nicht bedenken, welchen Schaden sie ihren Interessen zufügen, indem sie 2 oder 3 Stunden täglich unterwegs sind, und bei denen Besuch des Locals außerhalb der gewöhnlichen Geschäftsstunden überhaupt ausgeschlossen ist. Bei mir dagegen ist das zu jeder Zeit von wesentlichem Vortheile gewesen. Ich lächle über die Leute, welche es für unrecht halten, des Sonntags für das Geschäft thätig zu sein. Wenn ich Vormittags die Kirche besucht und dann zu Mittag gegessen, fahre ich – sofern nicht ein Ausflug besser — des Nachmittags nach der Post und gehe von da aus mit den Briefen an mein Pult. Dort fleckt das gewöhnliche und das außergewöhnliche Arbeiten, weil ich ungestört bin. Ich übertrete kein Gesetz, keine polizeiliche Ordinanz, störe auch Niemanden, in meinem verschlossenen Locale. Sind nicht, um von Anderen zu schweigen, die dienenden Geister im Haus-

halte, die Angestellten bei den Verkehrsgelegenheiten, in den Erholungsplätzen u. s. w. des Sonntags mehr angespannt, als an einem Wochentage? Genug davon!

Während meine Clerks wöchentlich 56 Stunden beschäftigt sind — in den 3 Sommermonaten 51 — bin ich zu jeder Zeit mindestens 10, meistens aber, außer etwa im Sommer, 20 oder sogar 25 Stunden mehr als sie für das Geschäft thätig gewesen, und wiederhole es, daß ich das gern und mit Genugthuung und Befriedigung gethan habe. Ich sah, wie ich weiter kam, während Concurrenten zurückgingen; mit anderen Worten: ich sah das Resultat meiner Arbeit. Darum ist die Arbeit fürs Geschäft mir niemals unangenehm geworden. Nie habe ich gewünscht, statt an meinem Pulte in der oder jener Gesellschaft sein zu können. Sonntags, besonders wenn schlechtes Wetter mich vom Kirchenbesuch und Spazierengehen abhält, komme ich mit der Arbeit zu Hause am besten voran. Beiläufig will ich bemerken, daß ich seit 45 Jahren junge Kaufleute gekannt habe, die ebenso eifrig waren wie ich, oder vielmehr noch eifriger. Thatsache ist's ja, daß auf gewissen Contoren bezw. zu gewissen Zeiten die Clerks sowie auch die Principale, oder mindestens die Procuristen, nicht blos bis Mitternacht, sondern noch länger zu arbeiten haben, um auf die Stunde mit Allem für die Post am nächsten Morgen fertig zu werden.

Anderswo ist es Princip, daß die Arbeit eines Tags vollständig erledigt werden muß, bevor Schicht gemacht wird, wie lange das auch dauere. Das ist bei mir nicht eingeführt, vielmehr hören um 6 Uhr fast Alle auf, und ich bin gewöhnlich der Letzte, der das Local verläßt.

Ich weiß, daß in anderen Geschäften, wo der Principal viel abwesend ist, spät kommt und früh fortgeht, die Angestellten nicht blos unpünktlich werden, sondern auch murren und sich unzufrieden stellen. Dergleichen darf bei mir nicht vorkommen, und wie ich beweise, daß ich, bei viel mehr Arbeit, ohne Sommerferien fertig werden kann, so brauchen die Angestellten auch keine. Bei der Menge meiner Angestellten ging's überhaupt gar nicht an; nur Trubel und Schaden wäre die Folge von Ferien für Einige.

Ohne Zweifel finden viele Leute es langweilig, so viel vom „Arbeiten" zu hören; von je 10 Personen halten 5 nicht viel davon. In ihrer Einfalt denken Viele — die nichts davon verstehen — man könne es recht wohl einrichten, daß Alles, was zu thun sei, zwischen 9 und 5 Uhr ab-

gemacht werde. So könne man zeitig zum Abendessen nach Hause kommen und dann mit der Familie ausgehen, u. s. w. Darauf will ich bemerken, daß ich Leute kenne, die's so gemacht haben und infolge dessen ins „Unglück" gekommen sind. Dann sind vermuthlich auch der Frau, die gern spätes Frühstück und zeitiges Abendessen hatte, die Schuppen von den Augen gefallen. Aber es war zu spät.

Mit meiner Gewissenhaftigkeit, die allerdings nur von Wenigen anerkannt, dagegen aber von fast Allen mißverstanden und verhöhnt wird, stehe ich übrigens nicht allein. Es gibt Beispiele, daß auch Andere unentwegt treu thun, was sie für ihre Pflicht halten. Ein solches u. A. war Herr David M. Stone, welcher Anfang Juni 1893 als Eigenthümer und Redacteur des New York Journal of Commerce and Commercial Advertiser, der bedeutendsten und einträglichsten täglichen Handelszeitung in New York, zurücktrat.

Er sagte zum Abschiede u. A.:

.... „Ich bin seit 1849 im Geschirr gewesen und habe 44 Jahre meines Lebens gedient, ohne mir auch nur ein einziges Mal Ferien zu nehmen. Während der letzten 4 Jahre habe ich keinen Hülfs-Redacteur gehabt, und habe eigenhändig jeden in Brevier-Schrift gesetzten Artikel geschrieben, der in irgend einer Ausgabe des Blattes erschienen ist. Das macht mehr als 300 Leitartikel jedes Jahr. Außerdem habe ich noch ziemlich viel in der Geschäftsführung gearbeitet. Mein 75. Geburtstag ist vorbei und es ist Zeit für mich, meine Feder niederzulegen und die mir nöthige Ruhe zu suchen.

Wenn ich auf meine Vergangenheit zurückblicke, thut es mir wohl, sagen zu dürfen, daß ich seit Beginn meiner Thätigkeit nicht eine Zeile geschrieben habe, deren sich irgend ein ehrlicher Mann zu schämen brauchte, oder die ich als unwahr oder entstellt zurücknehmen möchte. Ich habe nie mit einem Anderen einen persönlichen Streit gehabt und habe nie ein unfreundliches Wort über Andere gedruckt, ob dieselben zu meinem Berufe gehörten oder nicht. Was ich gethan habe, sowie die Beweggründe dafür und die Resultate der Arbeit meines Lebens unterbreite ich der gerechten Beurtheilung der Vielen, welche meine Leser gewesen sind." ....

Nachdem Herr Stone sich von seiner bisherigen regelmäßigen Thätigkeit zurückgezogen hatte und sammt seiner ebenfalls unverheiratheten Schwester ganz seinen Blumen und anderen Liebhabereien in seiner schönen Wohnung in Brooklyn leben konnte, machte er verschiedenen Wohlthätigkeits-Anstalten ein Geschenk von $100,000 zur Erinnerung an seinen Eintritt in den Ruhestand. Er zog vor, wie jetzt viele Leute das thun, bei Lebzeiten zu schenken und an den Wirkungen seiner Freigebigkeit Freude zu haben, statt einen gleichen Betrag testamentarisch zu vermachen. Bekanntlich sind bei solcher Verfügung Erbschaftsstreitigkeiten nicht ausgeschlossen, mindestens aber kommt die große Erbschaftssteuer in Abzug.

Auf die bisher verlebten 69 Jahre zurückblickend, mich der bedrängten Lagen erinnernd, in welchen ich von Zeit zu Zeit gewesen bin, der unzähligen Zufälligkeiten gedenkend, welche wunderbarerweise Unglück und große Verluste verhütet haben, fühle ich sehr dankbar dafür, daß ich bis hierher gekommen, gesund geblieben bin und auch kein Glied meiner Familie verloren habe.

Im Laufe der letzten 40 Jahre hat sich, wenn wir von Anderem absehen, geschäftlich Vieles verändert. So z. B. hat sich die Concentration der industriellen und kaufmännischen Etablissements entwickelt. Neben den bestehenden Großen kann heutzutage ein kleiner Anfänger gewöhnlich nicht mehr aufkommen oder mit seiner Arbeit mehr als die Kosten einer bescheidenen Existenz verdienen. Riesiggroße Fabriken, Combinationen und Trusts auf der einen Seite und „Waarenhäuser" auf der anderen schließen neue kleine Concurrenzen aus.

Unter solchen Umständen haben Viele jetzt nicht mehr die Aussicht, mit Erfolg sich selbständig zu machen, die es vor 30 oder 40 Jahren noch hätten thun können. Das Risico der Geschäftsführung ist jetzt viel größer, als früher, die Profite sind durchschnittlich geringer. Die Saläre und Löhne sind theilweise größer geworden, die Kosten des Lebensunterhaltes aber auch gestiegen. Außerdem sind der Gelegenheiten, unnöthigerweise Geld auszugeben, jetzt mehr, als früher.

Als im J. 1857 und später der für die „Deutsche Gesellschaft" außerordentlich thätige Herr Jacob Windmüller, damals der Präsident

des „Liederkranzes", in diesem Vereine Mitglieder für die „D. G." warb, waren unter Denen, welche sich zur Mitgliedschaft vorschlagen ließen, gar Manche nur einfache Clerks wie ich, der ich $500.00 Salär hatte, aber doch bei meiner sonstigen Sparsamkeit den Jahresbeitrag von $10.00 entbehren konnte. Und später ist es mir auch möglich gewesen, anderer Wohlthätigkeits-Anstalten Mitglied zu werden oder größere Beiträge beizusteuern — aus meinen Ersparnissen.

Seit jener Zeit aber sind die Ansprüche, welche Genüsse und Vergnügungen an sie stellen, derart gewachsen, daß Andere, mit größeren Einnahmen, doch Nichts mehr für dergleichen Anstalten übrig haben. Daher die Klagen über Mangel an Betheiligung des Publicums an der Erhaltung der „Deutschen Gesellschaft" (s. S. 314), des „Deutschen Hospitals" u. s. w. — besonders gegenüber den Kindern eingewanderter Deutscher, von denen leider viele ihre deutsche Abstammung verleugnen.

Dieselben Leute aber, welche keine Beiträge zahlen, sind darüber ungehalten, daß die „D. G." die Hülfsbedürftigen nicht unterstützt, welche (statt selbst ihnen zu helfen) sie ihr zuschicken — weil sie dazu keine Mittel hat; und daß das „D. H." die Kranken nicht aufnimmt, welche (um dieselben bequem loszuwerden) sie demselben zuweisen — einfach weil dasselbe schon ganz gefüllt ist. Zur Vergrößerung des Hospitals aber Etwas beizutragen weigern sie sich, wie gut sie auch dazu im Stande wären. Die Kosten für entbehrliche Bedürfnisse, für Aufwand und Luxus gehen ihnen vor.

Ich berühre diese Verhältnisse, welche auch anderer Leute Denken beschäftigt, weil anzunehmen ist, daß das gedruckte Wort hier und da Einen erreicht, der das gesprochene nicht hören will. Klar sollte jeder Creditsuchende sich darüber werden, daß es unter den gegenwärtigen Verhältnissen, bei geringerer Aussicht auf Erfolg, entsprechend schwerer wird, Credit und Anleihen zu erhalten, als es früher war, zu den Zeiten des sparsamen Lebens. „Das Leben genießen", gleichzeitig aber auch geschäftlich vorankommen, dürfte nur wenigen Unbemittelten gelingen.

Und, wohlverstanden, die Aussichten auf Erfolg sind, durchschnittlich, nicht blos für junge Kaufleute, sondern auch für studirte Berufsstände jetzt geringer, als sie früher waren. Alle Berufskreise in der Stadt sind überfüllt; in allen sieht man allerdings einzelne Beispiele von großem Erfolge. Diese wenigen Beispiele blenden, während andere Hunderte oder Tausende, welche ebensoviel gelernt und gearbeitet, aber

nicht ebensoviel Glück gehabt haben, unbeachtet, ungezählt bleiben und eine bescheidene Existenz zu führen genöthigt sind. Der Raum für Erfolgreiche ist beschränkt; naturgemäß können nur Wenige die Anderen überragen.

Von jeher ist's so gewesen, daß Viele vom eigenen Berufe nur die Schattenseiten, von den anderen nur die Lichtseiten sehen. Es gibt viele Leute, welche einen Erfolg in anderer Richtung erhoffen, ohne zu bedenken, daß sich das nur in einem Falle aus sehr vielen realisirt. So kommt es vor, daß Einer unklugerweise seine feste Stellung mit bescheidenem Einkommen aufgibt, um einer glänzend erscheinenden Aussicht nachzujagen. Bald ist allerdings der Irrthum eingesehen und das Trugbild verschwunden, inzwischen aber auch die frühere Stellung unwiederbringlich verloren gegangen, und der Betreffende ist in einer üblen Lage mit seiner Entschuldigung: „Wer Nichts wagt, gewinnt Nichts."

Zum Erfolge gehört Glück und meistens auch viel Geld, um die Lehr- und Probirjahre auszuhalten. So z. B. im Buchhandel in Amerika würde Einer ein Vermögen aufwenden müssen, um sich nur halbwegs bekannt zu machen. Mit vieler Mühe fände er Abnehmer, aber nicht genug, um mit den kleinen Profiten die Unterhaltungskosten decken zu können, abgesehen davon, daß er Leute an sich zieht, die nichts weniger, als prompte Zahler sind. Von Reinprofit oder auch nur Verzinsung des aufgewandten Capitals kann keine Rede sein, noch weniger von der Amortisation desselben. Das größte Bekanntsein und das größte Sortiment ziehen die größte Kundschaft an — ein gleich großes Lager bei einem jüngeren, nicht so bekannten Buchhändler würde aber dort zum größten Theile unverkauft stehen bleiben, Zinsen zehren, dabei doch veralten und darum im Werthe sinken.

Es sind in dieser Richtung Versuche gemacht worden, aber es ist Schade um die große, undankbare Mühe, die aufgewandt, Schade um das Geld, welches ohne Erfolg verexperimentirt worden ist. Wie Viele haben dem Ziele „Selbständigkeit" ihr Alles, was sie ererbt oder erspart hatten, geopfert; endlich mußten sie den Kampf aufgeben, ohne etwas Anderes übrig zu behalten, als trübe Erinnerungen.

Solche Beispiele, an die ich denke, sind aber jüngeren Männern unbekannt. Darum ist es gar nicht zu verwundern, daß es Leute gibt, welche, da Tadeln leichter ist, als Bessermachen, sich ein air dadurch zu geben bemühen, daß sie kurzer Hand über einen Anderen den Stab

brechen, wie wenig sie auch von dessen Thun und Lassen, von den Umständen, unter welchen er wirkte u. s. w. unterrichtet sind. Solche Schlaumeier denken sich Alles so leicht, sie träumen nur vom Gelingen, ignoriren aber die großen Kosten, wachsenden Hindernisse u. s. w., welche Grund des Mißlingens sind.

Dergleichen unternehmungslustige Jüngere sind geneigt, z. B. zu denken und zu sagen: „Wenn ich an Steiger's Stelle wäre, wenn mir sein überall wohlbekannter Name zur Verfügung stünde, seine Verbindungen, Geldmittel, Erfahrung u. s. w., da würde ich viel thätiger sein, würde Dies und Jenes unternehmen, was ohne Zweifel Erfolg hätte, u. dergleichen."

So zu denken ist, von ihrem Standpunkt aus, entschuldbar. Auch ich möchte gern noch Mancherlei unternehmen. Aber einerseits haben viele Mißerfolge, viele getäuschte Erwartungen mich vorsichtig gemacht. Die Möglichkeit des Erfolges ist jetzt noch geringer angesichts der Thatsache, daß die Deutschen in Amerika im Laufe der letzten 10 oder 20 Jahre größtentheils aufgehört haben, deutsche Bücher und Zeitschriften zu kaufen, weil sie vorziehen, sich zu amerikanisiren und darum Englisches zu lesen. Andererseits ist es aber geboten, daß ich meine körperlichen Kräfte nicht mehr so viel anstrenge, wie früher. Gerne möchte ich bis an das Ende meiner Tage im Geschäfte thätig sein, und dieses Ende auch hinausschieben soviel an mir liegt. Darum bin ich vorsichtig. Wie ich im Freien nicht mehr renne, so unterlasse ich im Locale auch unnöthiges Treppensteigen und mache die Rundgänge langsamer. Ich ärgere mich auch nicht mehr über weniger Wichtiges. Darum schelte ich jetzt so wenig als thunlich, wogegen mir auch nicht gefällt, wenn Andere unnöthigerweise über mein Thun und Lassen Bemerkungen machen. Ruhe ist von jeher bei mir Regel gewesen, statt des allzulauten Verkehrs, der anderswo herrscht. Das ist immer beifällig bemerkt worden.

Mancherlei bleibt jetzt ungethan, was ich vor 5 oder 10 Jahren als nothwendig angesehen hätte. Ich begnüge mich damit, mein Geschäft in der ersten Reihe zu halten; das ist vortheilhafter, als neue Experimente. In allen Zweigen bemerkt man die Erscheinung, daß alte Firmen, welche nicht dem Fortschritt der Zeit folgen und den sich stets verändernden Umständen anpassen, absterben. Ja, auch von den jüngeren führen viele nur ein Scheindasein. Ein Jeder sagt und klagt: „Es ist nicht mehr so, wie's früher war."

Weiter vom Buchhandel in Amerika sprechend, sage ich, daß Leute, die es besser machen zu können denken, wahrscheinlich nicht ahnen, wie viel ich bisher ausgegeben habe, um Kundschaft heranzuziehen, wie viel ich unternommen mit Aussicht auf Erfolg und auf Grund meiner Erfahrung. Das habe ich gethan in viel weniger riskanter Weise, als Andere das voraussichtlich thun würden und müßten, Leute, die in kurzer Zeit ihr Pulver verknallen. Für Inserate Geld auszugeben — darüber bin ich schon lange hinaus. Dagegen habe ich aber für Cataloge, die an bestimmte Interessenten versandt wurden, nach und nach mehr als $230,000 ausgegeben. Wenn auch diese bei den allermeisten Empfängern alsbald, oder doch wenigstens bald, in den Papierkorb gekommen sind, so ist ihre Wirkung immerhin durchweg viel besser, als die von Inseraten. Daß ein kleiner Theil meiner Cataloge sorgfältig aufbewahrt worden ist und bei vorkommender Veranlassung beachtet wird, ersehe ich hin und wieder an Bestellungen mit Angabe von Preisen, die in einem vor 15 oder mehr Jahren ausgegebenen notirt sind, theilweise sogar in noch älteren.

Falls Jemand sagte, daß, wenn ich die obengenannte Summe nicht ausgegeben, ich ein größeres Vermögen hätte aufsparen können, so müßte erwiedert werden, daß unter solchen Umständen das Geschäft schon lange vergessen bezw. untergegangen wäre.

Wenn jetzt hin und wieder große Bestellungen — theilweise auf Hunderte und selbst Tausende sich belaufend — kommen von Privaten, Händlern, Bibliotheken u. s. w., mit denen ich bisher nicht verkehrt, so geschieht das infolge von Empfehlung Anderer oder infolge meiner Cataloge, die den Umfang meines Lagers andeuten.

Und in ähnlicher Weise wird die von mir durch Cataloge und anderswie gesäete Saat, wenn auch erst nach langer Zeit, aufgehen und schöne Früchte bringen. In den meisten Fällen allerdings hat anscheinend die auf Etwas verwandte Mühe und Aufmerksamkeit sich nicht gelohnt. So ist's aber auch Anderen ergangen und in Zukunft wird es in noch ungünstigerem Grade der Fall sein.

Andererseits sind meine Cataloge das Mittel, auf Anfragen wegen Bücher ausführliche Auskunft zu geben, und doch dem Correspondenten sehr viel Zeit zu ersparen, die er auf schriftliche Auskunft, Abschrift von Büchertiteln u. s. w. verwenden müßte, sofern die Cataloge nicht gedruckt wären.

In Amerika kann eine ausländische Buchhandlung aber nicht wie eine Obstfrau von den Verkäufen existiren, welche sie an Vorbeigehende macht. Kaum der zehnte Theil aller Käufe wird bei mir am Ladentische gemacht, das Uebrige wird brieflich bestellt — auf Grund eines vieljährigen Bekanntseins und auf Grund meiner Cataloge. Es ist nicht leicht, mir heutzutage die Kundschaft für ausländische Bücher abspenstig zu machen, welche zufriedenzustellen seit 30 Jahren mein besonderes Bemühen gewesen ist. Und sie wird wol dem Steiger'schen Geschäfte auch treu bleiben, nachdem ich schon lange die Augen geschlossen habe.

Unerfahrenerweise habe ich zu viel Geld auf Ausstellungen verwendet; für die in New York, Wien, Philadelphia, Paris habe ich viele Tausend Dollars ausgegeben uud eine Anzahl Medaillen und Diplome erhalten. Dieselben haben aber keinen praktischen Werth, und Geld und Mühe hätte ich sparen können und sollen.

Im Lichte der Resultate sehe ich, daß ich Manches hätte anders machen sollen, als ich gethan.

Aber — wer kann Alles voraussehen?

Die verschiedenen Glücksumstände, welche von 1865 ab ungefähr 10 Jahre lang mich wesentlich begünstigt und vorwärts gebracht haben, existiren nicht mehr. Das Wichtigste aber ist, daß die eingewanderten Deutschen, welche damals deutsche Bücher und Zeitschriften kauften, gestorben sind und nur ein kleiner Theil der zweiten Generation Deutsch spricht und liest.

Bei all dem Fleiße, dessen ich früher fähig war, wäre nicht die geringste Aussicht, daß ich auch heutzutage noch einmal so anfangen und vorankommen könnte, wie es vor 35 Jahren der Fall gewesen. Aber auch kein Anderer könnte das erreichen.

Unter diesen Umständen ist es mir lieb, daß ich meinem Sohne die Basis eines Geschäftes hinterlassen kann, das fortzuführen und auszubauen wahrlich viel leichter ist, als dessen Aufbauen. Ich wünschte, ich hätte bei meinem Anfangen auch einen weitbekannten Unterbau vorgefunden, wie derselbe jetzt dasteht. Ja, ich habe mich manchmal in die Lage solcher Buchhändler oder Verleger gewünscht, deren Vater oder sogar Großvater vorgearbeitet haben. Ich würde unter solchen Umständen weiter gekommen sein.

Wenn ich berücksichtige, wie viel Geld ich verloren habe an vielversprechenden Unternehmungen, welche ich aber wol unterlassen hätte, falls ich einen erfahrenen Berather zur Seite gehabt, oder wenn ich bedenke, wie viel Nachtheil ich davon gehabt, daß ich — in Ermangelung der nöthigen Erfahrung u. s. w. — Verschiedenes gethan, was ich hätte unterlassen sollen, bezw. unterlassen, was ich hätte thun sollen, so ist es mir klar, daß die Söhne zu beneiden sind, welche einfach und bequem in ihrer Väter Fußtapfen zu treten haben, die Söhne, welchen alle Mühen und Sorgen des sauren Anfangs erspart sind, die Söhne, welche kaum daran denken, daß Leute sich an sie wenden mit Bestellungen und sonstigen Angelegenheiten, lediglich weil sie des Vaters Namen so lange gehört haben, dieselben Söhne, welche hin und wieder wol gar glauben, daß sie nicht blos Verschiedenes, sondern Alles besser verstehen, als der Vater, ohne sich darum zu bekümmern, welche guten Gründe derselbe für Dies und Jenes hat — ich sage, solche Söhne sind zu beneiden, und natürlich ist, daß sie mehr leisten, als der Vater und Gründer Widerwärtigkeiten und Hemmnissen, Finanznoth u. dergl. gegenüber zu leisten im Stande gewesen ist.

Darum bin ich überaus glücklich, einen Sohn zu haben, welcher, da ihm die grundlegende, mühevollste Arbeit erspart ist, die mein Schaffen in engeren Grenzen hielt, als junger Amerikaner noch mehr leisten kann, als mir zu thun möglich gewesen ist. Er übertrifft mich jetzt an Arbeitskraft, Eifer und Fleiß. Dazu kommt, daß er nun seiner Bürgerpflicht durch fünfjährigen Dienst in der Miliz genügt hat, wodurch er von der für einen Geschäftsmann sehr lästigen Pflicht, jedes Jahr zwei Wochen oder noch länger als Geschworener zu dienen, befreit ist und ungestört den Interessen des Geschäftes leben kann. Zur Ausführung der Pläne, welche er erdacht, stehen ihm des Geschäftes Geldmittel zur Verfügung und die Beachtung, welche ein von einem wohlbekannten Hause kommender Antrag findet, ist bedeutend größer, als wenn ein junger Anfänger etwas Aehnliches thut. Das Letztere, d. h. geringere Beachtung, habe ich vor 30 Jahren in entmuthigender Weise empfunden. Der Versuch, neue Kunden heranzuziehen, kostete in der Regel viel mehr, als an ihnen verdient wurde, und in Zukunft wird sich das noch ungünstiger gestalten.

Meines Lebens Aufgabe und Zweck ist es gewesen, für meine Familie und besonders für meinen Sohn zu arbeiten, ihm den Weg zu

ebnen. Wenn ich denselben im September 1895, infolge einer schweren Operation (die er glücklich überstand), oder sonstwie verloren hätte, oder wenn es mir ergangen wäre wie anderen Vätern, welche ein Geschäft aufgebaut haben, das aber, von Anderen beeinflußt oder aus eigener Abneigung, der Sohn nicht fortsetzen will, so wäre mir das Leben vergällt gewesen, und die Lust, das Geschäft weiterzuführen, würde mir vergangen sein. Es gibt ja Fälle genug, wo der Sohn, statt dem Vater eine Hülfe im Ausbauen des Geschäfts zu sein, in dem erwählten anderen Berufe jahrelang nicht genug verdient und den verlassenen Vater um Unterstützung angehen muß. Ich hätte dergleichen nicht ertragen können, und bin froh darüber, daß mir solche Erfahrung erspart worden ist. Während bei der geeigneten persönlichen Leitung mein Geschäft von keinem anderen seiner Art übertroffen wird, wäre es andernfalls auf einen sehr geringen Theil seines jetzigen Werthes gesunken. Das gewissenhafte, accurate persönliche Leiten ist zum Gedeihen des Geschäfts unerläßlich.

Ich freue mich, sagen zu können, daß ich nicht gezögert habe, Ideales zu thun, was Andere nicht gethan hätten, welche Mühe und Kosten scheuten. Dazu gab mir zunächst die Wiener Welt-Ausstellung Gelegenheit. Weiter habe ich z. B. für die anderen Händler, für Bibliotheken, Universitäten und andere Lehranstalten, kurz, für alle Käufer ausländischer Bücher mit Artikeln, welche Carl Schurz zuerst in der Evening Post abdruckte und die ich dann, mit anderem Materiale, als Broschüre verschickte, eine Petition an den Congreß um Aufhebung des Zolles auf Bücher circulirt, und darauf die Unterschriften von ungefähr 6000 hervorragenden Personen erhalten. Damit ist im Repräsentanten-Hause und auch im Senate gearbeitet worden. Alles war bis aufs Letzte fertig. Da scheiterte die Bill an einer Kleinigkeit. Am 3. März 1879 versäumte Senator Vance, der dieselbe in der Tasche hatte, an einer Sitzung des Conferenz-Ausschusses theilzunehmen, und 18 Stunden später endete der Congreß -- ohne die Bill passirt zu haben.

Im J. 1880 wurden Zeitschriften zollfrei und später, infolge starker Opposition gegen die Dingley Bill, auch Bücher, die in nicht-englischen Sprachen gedruckt sind. Diese Concession wurde unter Berücksichtigung des Umstandes gemacht, daß der Nachdruck fremdsprachiger Bücher sozusagen aufgehört hatte. Amerikanische Schriftsetzer und Buchdrucker opferten also keine Arbeit und keinen Verdienst, indem sie sich den Bücher-

käufern nachgiebig zeigten. Wie auch andere Artikel, welche im Lande nicht hergestellt werden, zollfrei oder niedrig besteuert eingehen, so kam also diese principielle Vergünstigung auch Büchern in fremden Sprachen zugute. Anders ist's mit Büchern in englischer Sprache: auf diese muß auch heutigen Tages noch 25 % Zoll bezahlt werden.

Bis zum J. 1880 ist's mehrmals vorgekommen, daß Jemand nach mir fragte. Ich kam und begrüßte den Besucher. „Nein, ich will den alten Herrn sehen", sagte derselbe. — „Nun, ich bin der Alte, ich bin der Principal." — „O, ich habe einen Mann mit weißem Haar erwartet; so viel habe ich schon von Ihnen gehört" u. s. w.

Damals wünschte ich mir weißes Haar. Ohne mein Zuthun ist von 1880 ab mein Haar infolge der Sorgen erst grau und dann dünn geworden, wie es sich für einen Alten geziemt.

Eine Menge Kleinigkeiten gehören dazu, um ein gewisses Etwas auch nur annähernd vollständig zu beschreiben. So habe z. B. ich mich in diesem Buche geschildert als einen eingefleischten deutschen oder vielmehr internationalen Buchhändler, der seinem Berufe zuliebe und dadurch für seine Familie sorgend auf fast alle Zerstreuung verzichtet u. s. w., und ein Leben führt, das wol den Meisten nicht conveniren könnte, eine Existenz, welche — wie Der und Jener sagen würde — „schon nicht mehr schön ist." Um das erklärlicher zu machen, will ich noch ein paar Sachen ausplaudern.

„Was würde aus mir geworden sein, wenn ich nicht nach Nord-Amerika, bezw. New York gekommen wäre?" Das ist ein Gedanke, der mich häufig beschäftigt hat. Ich glaube kaum, daß ich irgendwo ein solches Feld für lohnende Thätigkeit gefunden hätte, wie hier. Ich bin daher froh darüber, daß ich in New York seßhaft bin, an diesem meiner Meinung nach unvergleichlichen Centrum alles Dessen, was einen strebsamen, gebildeten Mann interessirt, an diesem Knotenpunkte des Weltverkehrs, welcher rascher wächst, als ähnliche Hauptstädte. Wenn ich berücksichtige, was andere Orte zu bieten vermögen, so möchte ich nirgendwo anders leben und thätig sein. Etwas Angenehmes und zum Erfolge Beitragendes ist, daß ich nicht blos Alles, was ich geschäftlich benöthige, hier kaufen oder herstellen lassen kann, sondern daß auch die Wohnungs- und anderen Verhältnisse einem Menschen mit nicht über-

triebenen Ansprüchen genügen, wofür z. B. mein Wohlbefinden einen Beweis liefert.

„Unser Leben währet siebenzig Jahre und, wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre; ist es auch köstlich gewesen, so ist es doch Mühe und Arbeit gewesen, denn es fähret schnell dahin, als flögen wir davon."

So hat vor ungefähr 3000 Jahren der Psalmist sich ausgedrückt. Palästina war damals fruchtbar und gesund, dementsprechend war die Lebensdauer dort größer, als in den modernen Städten. Statt „siebenzig" sollte es heißen „sechzig," und „siebenzig" anstatt „achtzig", wenn man David's Worte z. B. auf New York anwenden wollte, trotz dem, was ich soeben über die hiesigen Zustände gesagt habe.

Die siebenzig Jahre habe ich bald erreicht; „es ist köstlich gewesen," d. h. es ist mir viel besser ergangen, als ich's verdient habe, verglichen mit Anderen, die ein besseres Loos verdient hatten, als sie gehabt haben; „es ist Mühe und Arbeit gewesen." Das paßt auf mich, und glücklich schätze ich mich darum, daß ich nicht ein einziges Mal durch Krankheit genöthigt gewesen bin, mehr als einen Tag auszusetzen. Andererseits aber bin ich so glücklich gewesen, daß ich nie ohne Arbeit war. So habe ich immer, körperlich oder geistig beschäftigt, zu Zeiten auch Natur oder Kunst genießend, Schlechtigkeiten oder Dummheiten abwehren können, wenn jemals die Versuchung an mich herangetreten ist. Denn „Müßiggang ist aller Laster Anfang."

Sofern Einer nicht durch Kneipenleben oder sonstwie stumpf geworden, wächst in ihm mit den Mannesjahren das Bewußtsein der Verantwortlichkeit für das Wohl der Familie. Das involvirt Arbeiten, Sparen und Sorgen. Das haben fast Alle zu thun, welche nicht reicher Eltern Erben sind, oder eine reiche Frau geheirathet haben, die aber trotz ihres eigenen Vermögens nicht allzugroße Ansprüche an den Gatten stellt. Abgesehen von diesen wenigen Fällen muß der Gatte und Vater arbeiten und sorgen, denn früher oder später lassen seine körperlichen Kräfte nach, und seine Erwerbsfähigkeit nimmt ab. Es ist unnöthig, zu bemerken, daß nur wenige Leute sich auf das Unausbleibliche vorbereiten.

„Unser täglich Brot gib uns heute" schließt gar Vieles ein, was nicht vom Bäcker kommt. Da sind z. B., wie Luther es erklärt: „fromm

Gemahl, fromme Kinder, gut Regiment, Friede, Gesundheit, Zucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn und dergleichen", d. h. für mich Buchhändler: Reputation, Kundschaft, Verbindungen mit Geschäftsfreunden, und Gehülfen im Geschäft.

All Das lernt man erst schätzen, wenn man's nicht hat und darum herbeiwünscht, inzwischen aber sich mit Sorgen plagt.

Die letzteren Sachen eignet man nicht wie Bücher, Geld und anderes greifbare Eigenthum. Solches wird aber in Verbindung mit den ebenerwähnten Sachen werthvoller. Das Wichtigste von Allem sind die Gehülfen, die Clerks, welche einzuarbeiten, sodaß sie vom größtmöglichen Nutzen sein können, eine nicht zu unterschätzende Sache ist, und macht es mir Freude, gern und dankbar zu erwähnen, daß ich zu allen Zeiten treue Mitarbeiter gehabt habe, die mein Interesse auch wahrgenommen, wenn und wo ich selbst nicht hinsehen konnte. Nicht alle Geschäftsleute können das Gleiche sagen. Einige meiner Gehülfen sind mehr als 25, ja mehr als 30 Jahre bei mir.

Aber auch die treuesten und fleißigsten Mitarbeiter sind nicht die rechten Hülfen, sofern ihnen die Erfahrung abgeht, welche man in heiklen Lagen braucht. In eine solche war ich dadurch gekommen, daß ich infolge der verlockenden Aussichten mich auf das Verlegen einließ. Das „Verlegen" von Büchern, d. h. das Vorauslegen der verschiedenen Ausgaben: das Honorar an den Autor, die Kosten für Satz, Papier, Druck, Einband, Inserate u. s. w., welche erst nach und nach, durch den Verkauf der Exemplare wieder hereinkommen, ist das Mittel, um hin und wieder ein gutes Geschäft zu machen, wie man etwa in der Lotterie einen Gewinn zieht. In Deutschland gilt, daß von je 10 Büchern kaum 2 oder 3 die Kosten decken, von welchen letzteren 1 oder gar 2 solch einen Erfolg haben, daß dadurch der Verlust an den anderen nicht nur gedeckt wird, sondern sogar noch ein großer Ueberschuß bleibt. Dieser Erfolg sticht Anderen so in die Augen, daß fort und fort die Zahl der Verleger sich mehrt, welche, in der Meinung, klüger, und in der sicheren Erwartung, auch glücklicher zu sein, als Andere, ihr eigenes — oder auch anderer Leute — Geld „verlegen", meistens ohne es je wieder hereinzubekommen. Bücher herzustellen, ist gewöhnlich viel leichter, als sie auch abzusetzen. Felix Dahn sagt:

> „Bücher schreiben ist leicht, es verlangt nur Feder und Tinte und das geduld'ge Papier. Bücher drucken ist schwerer — schwe-

rer, weil oft das Genie sich erfreut unleserlicher Handschrift. Aber das schwierigste Werk, das ein sterblicher Mann bei den Deutschen auszuführen vermag, ist zu verkaufen ein Buch."

In Amerika ist das Verlegen noch viel riskanter, weil hierzulande die Bücher nicht an Buchhändler ausgeschickt und von diesen den Interessenten unter ihren Kunden zur Ansicht vorgelegt werden, wie es in Deutschland der Fall ist Dergleichen existirt hier nicht. Es muß vielmehr der Verleger selbst dafür sorgen, daß Nachfrage entsteht. Das muß er — bei Belletristik und Tagesliteratur — durch Inserate in Zeitschriften, Journalen und Zeitungen thun, sodaß nicht selten $10,000 oder noch mehr für ein einziges Buch ausgegeben werden. Andere, bezw. wissenschaftliche Bücher müssen auch annoncirt werden, wenn auch nicht in so kostspieliger Weise. Von allen Büchern sind überdies in sehr liberaler Weise Recensions-Exemplare auszuschicken in der Hoffnung, daß ein Theil der Empfänger eine Besprechung bringt. Das thun indeß nur verhältnißmäßig wenige, die Mehrzahl führt kaum den bloßen Titel an oder thut nicht einmal soviel, und behält das Buch als „gute Prise".

Um Schulbücher einzuführen, muß der Verleger die Gunst der betr. Lehrer und Schulbehörden, welche letztere für die meisten Orte, groß und klein, souverän sind, erlangen.

Als ich meine Thätigkeit begann, d. h. vor 38 Jahren, gab es wenig deutsche Schulbücher im Lande, und ich hatte verhältnißmäßig leichte Arbeit mit meinen schon existirenden sowol, wie auch denen, die ich neu herstellte. Von Jahr zu Jahr änderte sich das aber zu meinem Nachtheile. Eine jede Secte richtete eine eigene Verlagsanstalt ein und druckte Lese- und andere Schulbücher, Gesangbücher, sowie auch andere Artikel, deren Absatz in den zu der betr. Synode gehörigen Gemeinden sicher war. So kommt es, daß z. B. der Reinprofit der Missouri-Synode der Lutherischen Kirche jährlich ungefähr $40,000 beträgt. Auf diese Weise wurden meine deutschen Lesebücher verdrängt, abgesehen davon, daß dieselben mit jedem Jahre älter und unzeitgemäßer wurden. Der Verfasser derselben, der vor 1840 auf dem Oldenburgischen Seminare gebildete Lehrer Hermann Reffelt, war für meine Vorschläge, sie den Ansprüchen der Neuzeit gemäß umzugestalten, nicht zugänglich.

Was die für amerikanische Schulen bestimmten Bücher anlangte, die Serien von Büchern zum Erlernen des Deutschen, Französischen und Lateinischen, so fanden dieselben in der ersten Zeit weite Einführung

sowol in den öffentlichen Schulen der großen Städte, als auch in Privatschulen. Das legte mir nahe, daß ich viel größere Resultate erreichen könnte, wenn ich deren weitere Einführung durch Reisende betrieb. Darum habe ich mehrere Jahre 4 Reisende draußen gehabt. Nachdem mich diese Versuche ungefähr $40,000 gekostet, gab ich dieselben aber auf; ich sah, daß ich gegen die Anstrengungen der amerikanischen Schulbuchverleger nicht vorankommen konnte, sondern vielmehr den Kürzeren ziehen mußte.

Diese Amerikaner, von denen die 10 bedeutendsten je 20—200 Reisende unterwegs hatten, welche sich gegenseitig das Leben sauer machten, sahen ein, daß das nicht so fortgehen konnte, und trafen daher ein Uebereinkommen zur Beseitigung der Uebelstände. Die Großen haben das auch mehrere Jahre gehalten und sich gegenseitig nicht bekriegt, dagegen aber die Kleinen zu erdrücken versucht, darunter auch z. B. mich — nahezu.

Später entbrannte der Concurrenzkampf unter den Großen wieder hitziger, als je zuvor; zusammen hatten sie mehr als 1500 Reisende draußen, die nicht bloß für ihre legitimen Ausgaben, sondern auch für andere soviel Geld brauchten, daß die Verleger das auf die Dauer nicht aushalten konnten, umsoweniger, als man sich gegenseitig unterbot.

Darum consolidirten sich im J. 1890 7 der größten Verleger unter dem Namen American Book Co. Jede der absorbirten Firmen hatte 2 oder 3 Vertreter im Directorium dieser Consolidation. Mehr als 1000 Reisende wurden dadurch entbehrlich, und an Betriebskosten wurde der neuen Firma ungefähr $2,000,000 jährlich gespart, abgesehen davon, daß dagegen das Unterbieten im Preise auch aufhörte.

Wenn nun auch diese 7 Firmen untereinander Frieden gemacht, so blieben doch 3 oder 4 große und eine Menge kleinerer übrig, die unabhängig, vorkommenden Falls jede auf eigene Faust, den Schulbuchriesen bekämpfen bezw. ihm aufpassen, wenn dessen Vertreter „krumme" Praktiken treiben.

Unter solchen Umständen ist für mich zwar nicht viel, aber doch wenigstens Etwas übrig geblieben von dem Schulbücherverlage, der sich so vielversprechend anließ, daß ich mir mein Leben lang hätte Vorwürfe machen müssen, wenn ich ihn nicht ausgebaut. Und daß noch Etwas übriggeblieben bezw. daß ich z. B. an katholische Lehranstalten einen nicht unbeträchtlichen Absatz habe, kommt daher, daß ich bei der Herstel-

lung der betr. Bücher meinen Einfluß, meinen Sinn für Accurateſſe und tadelloſen Inhalt geltend gemacht habe. So hat z. B. der Superior der „Chriſtlichen Brüder“ mir ſein Urtheil über die Bücher von Dr. Henn und J. Deghuée mit der Bemerkung zugeſandt: „Dieſe Bücher ſind nicht nur gute Bücher, ſie ſind auch chriſtliche Bücher.“

Nichtsdeſtoweniger: ich würde heutzutage viel „beſſer ab“ ſein, wenn ich z. B. mit der Serie der Bücher zum Erlernen des Deutſchen aufgehört hätte. Da war aber Dr. Henn gelähmt an ſein Zimmer gefeſſelt, unfähig, den Lebensunterhalt für ſich und ſeine Frau zu verdienen. Um ihm zu helfen, ließ ich ihn, bei liberaler feſter Salärirung, erſt die Serie der franzöſiſchen und ſpäter auch die der lateiniſchen machen. Es war ja möglich, daß beide Serien ebenſo einſchlugen, wie z. B. die deutſche. Mehr aber war es eine ſehr koſtſpielige Bethätigung von Mitleid, die einem Anderen, der blos das Geld im Auge hat, ſicher ferngeblieben wäre. Wenn ich dabei nun auch, direct und indirect, $30,000 oder mehr aufgewandt habe, ohne klingendes Reſultat, ſo tröſte ich mich mit dem Gedanken, daß ich infolgedeſſen zwar zeitweiſe in Verlegenheit geweſen, trotzdem aber durchgekommen bin, und Dr. Henn und Frau erhalten habe.

Wie ſchon anderorts angedeutet, es hat mir an einem erfahrenen amerikaniſchen Beirathe gefehlt, der mich zu Zeiten abgehalten, meiner Sympathie mit Freunden nachzugeben und vielmehr, ſeiner Erfahrung gemäß, ſtrict den Geldpunkt im Auge behalten hätte.

Später, d. h. ſolange meine Reiſenden das Land durchzogen und auch für die Cyclopædia of Education und deren Fortſetzungen zu wirken war, hatte ich eine erfahrene und verläßliche Stütze an dem auf S. 175 genannten Herrn Brooks. Als ich aber aufhören ließ, keine Arbeit mehr für ihn hatte und er aus der Stadt ging, engagirte ich einen Herrn, der etwas Erfahrung im Verlagsbuchhandel hatte, lediglich dazu, daß derſelbe 3- oder 4mal jede Woche vorſpräche, ſo daß ich ihn über Dies oder Jenes fragen könne. Das Verhältniß hat ungefähr 2 Monate beſtanden; dann weigerte er ſich, das Salär länger zu nehmen, weil ich von ſeinem Wiſſen und Kennen nicht genügenden Gebrauch mache. Ich mußte fortan auch ohne ihn fertig werden.

Vielfach iſt mir vorgeworfen worden, und weiß ich ſelbſt, daß ich auch in anderer Beziehung ſehr viel gethan, was Mühe und Geld nicht werth geweſen, wofür ich Beides weggeworfen. Als ob ich in jedem

Falle das Resultat hätte vorhersehen können! Bei fast Allem, was ich geschäftlich gethan, habe ich natürlich darauf gerechnet, direct oder zum mindesten indirect zu verdienen. Aber häufig kam's anders, als ich erwarten zu dürfen glaubte. Ich habe mich hineingeschickt mit dem Gedanken, daß Andere noch viel größere Täuschungen und Verluste erfahren.

Es gibt Leute, die unzufrieden sind mit Dem, was sie erreicht, bezw. was ihr Ernährer erreicht hat. Sie weisen auf Andere hin, die es weiter gebracht haben. Das ist in vielen Fällen — sofern die anderen Umstände gleich sind — reine Glückssache. Man sieht immer nur auf Denjenigen, welcher Erfolg gehabt hat, und nicht auch auf die unzähligen Anderen, welche unter gleichen Umständen begannen, aber Mühe und Geld verloren haben, arm und gebrochen existiren — theilweise, weil die Familie zu große Ansprüche an des Vaters Zeit und Casse gestellt hatte. Ich bin glücklicherweise nicht arm und gebrochen, bin vielmehr häufiger in der Lage gewesen, meiner Neigung nach uneigennützig Anderen gefällig zu sein.

Solcher Fälle werden nach und nach wieder einige in meiner Erinnerung wach. Und auf dieselben ist Mancherlei zurückzuführen, was sich, ohne daß ich Eigennutz im Auge hatte, als vortheilhaft für das Geschäft erwiesen hat.

Wie Viele gibt es, welche nach dem Grundsatze leben: „Selber essen macht fett." Sie haben für Andere Nichts übrig, fordern bis auf den letzten Cent, was sie beanspruchen zu dürfen glauben, oder auch noch Etwas mehr. Das halten sie für gewissenhafte Geschäftsführung. Dagegen können sie sich auch erlauben, zu ihrem persönlichen Bedürfnisse und Vergnügen viel Geld auszugeben, ihr Leben zu genießen.

Mir fällt ein, daß ich im J. 1878 für zwei „Barmherzige Schwestern" bei Frau Maria Kraus-Boelte $200.00 bezahlte, als reducirtes Honorar für einen Cursus in der Kindergärtnerei. Diese zwei „Schwestern", Clara Agnes aus Jersey City, und Maria Jacoba aus Hoboken, waren anscheinend aus guten Familien; nichtsdestoweniger durfte aber kein Geld für ihren Extra-Unterricht ausgegeben werden. Daher wandten sie sich vertrauensvoll und mit Erfolg an mich, nachdem sie bei ihren Besuchen im Geschäfte wol gesehen, daß ich nicht so engherzig war wie andere Buchhändler, d. h. katholische, von denen sie viel mehr kauften, als von mir.

Das sprach sich herum; andere „Schwestern" wollten gern, wenn auch nicht Alles, so doch wenigstens Etwas von dem Systeme erlernen, soweit ihre Ferien, abzüglich der zwei Bußwochen, ihnen Zeit dazu gaben. Darum ließ eine „Mutter" bei mir anfragen, ob ich nicht so gütig sein wolle, solchem Wunsche zu entsprechen. Ich that's. Zu dem Zwecke engagirte ich eine katholische Kindergärtnerin, Frau M. P. Maguire, an der nur das auszusetzen, daß sie, als Witwe, nicht heiter und lustig genug war. Als Lehrraum wurde uns das Schullocal in einer New Yorker Klosterschule zur Verfügung gestellt. Infolge meiner schriftlichen Einladung kamen aus nicht weniger als 27 Klöstern und Schulen verschiedener Orden, in der Stadt und Umgegend, je 2 „Schwestern", die in ungefähr 35 Tagen, im Juli und August 1879, eben nur einen Begriff vom Systeme bekamen. Ich lieferte gratis das benöthigte Material und theilweise auch das Mittagsessen für die 55.

Nachdem das vorbei war — und eine captatio benevolentiae also ausgeschlossen — ließ eine „Mutter" mir sagen: „Es ist um seinetwillen zu bedauern, daß Herr Steiger nicht Katholik; er ist aber doch ein guter Mann." Ohne Zweifel ist meiner von allen Betheiligten freundlich gedacht worden. Ich habe auch eine Anzahl Danksagungsschreiben erhalten. Besser noch war, daß sie meine Schulbücher für Deutsch, Französisch und Lateinisch gebrauchten und theilweise noch beziehen, soweit nicht andere Verleger ihnen die ihrigen aufgeschwätzt haben. Nachdem ich meine Reisenden abgeschafft, habe ich Niemand mehr besuchen lassen — ich selbst habe nie zu Besuchen Zeit gehabt.

Nun, auch in diesem Falle hat es Vielen Freude gemacht, mir aber nicht weh gethan.

„Dummheiten!" wird Mancher sagen, „da halte ich mir lieber ein Reitpferd, oder genieße in anderer Weise für meine Person, was mir gehört."

Nun denke ich noch an etwas Anderes.

Im Juni 1866 sprach eines Tags in dem kleinen Locale in 17 North William St. der Bibliothekar des Yale College vor, der gern mit mir verkehrt hatte, solange ich noch bei Westermann's war. Er fragte mich, ob ich bereit sei, seine Aufträge auf Bücher und Zeitschriften auszuführen. Obwol ich das zu thun recht wohl in der Lage war, so zögerte ich doch nicht, ihm alsbald zu erwiedern, daß sein Antrag mich zwar sehr

freue, ich aber doch, sofern er mit Westermann's nicht unzufrieden zu sein Grund hätte, lieber sehen würde, wenn er nicht von ihnen fortginge.

Das überraschte den Bibliothekar, und er empfahl sich. Fünfzehn Jahre lang habe ich gemeint, in diesem Falle das Richtige gethan zu haben. Da kam eine Veranlassung, ihm zu schreiben; ich erhielt eine abweisende Antwort von ihm und ersah daraus, daß er mir meine damalige Weigerung übelgenommen hatte und noch daran dachte.

Gleichwol würde ich auch heute noch in ähnlicher Lage ebenso verfahren; es liegt mir eben an dem Gefühle, rücksichtsvoll zu handeln, mehr, als an einem pecuniären Profite — wenn das auch nicht geschäftsmäßig ist.

Als eine Kleinigkeit, die aber mir widerlich gewesen wäre, erwähne ich, daß es mir erspart geblieben ist, Schuldner zu mahnen mit der Angabe, daß ich das Geld nöthig habe, um meine eigenen Schulden zu bezahlen. Ich bedaure andere Leute, die solche Gänge machen müssen. Es ist mir auch die Nothwendigkeit erspart worden, hart gegen unglückliche Schuldner zu sein, denen andere Gläubiger ohne Scrupel Alles nahmen, was zu bekommen war. Wol wahr, daß unter solchen Umständen nicht selten Mißbrauch mit meiner Nachsicht getrieben worden ist. Aber was ich aus solchen Schuldnern etwa herauszudrücken im Stande gewesen wäre, hätte mich auch nicht glücklicher gemacht. Dagegen weiß ich, daß ich mehreren ordentlichen, achtbaren Männern die Forterxistenz ermöglicht habe, was dieselben gern anerkennen.

Andererseits habe ich immer darauf gesehen, daß meine Schulden (d. h. Rechnungen) prompt auf den Tag, oder vielmehr vor dem Fälligwerden, bezahlt werden, so daß Niemand nöthig hat, nach seinem Gelde zu schicken. Ich kaufe infolgedessen um so billiger und besser.

Abgesehen von gewissen größeren Verkäufen, welche auf Zeit, d. h. auf 2, 3, 4—6 Monate abgemacht werden, ist im hiesigen Buchhandel monatliche Abrechnung Gebrauch, d. h. ungefähr am 15. des nächsten Monats schicken die Verleger nach dem Betrage ihrer Lieferungen im Laufe eines Monats. Daneben gibt es Häuser, welche davon abweichend willkürlich ihren Zahltag für alle solche Schulden auf einen gewissen Tag, nahe am Ende des Monats, festgesetzt haben — und man schickt sich da hinein.

Wie oben schon angedeutet, ist es bei mir von jeher Regel gewesen, daß Fabrikanten und Verlegern prompt ihr Guthaben zugesandt wird, so daß keiner danach zu schicken braucht. Daß bei solchem Modus Buchhalter sowol als auch Cassirer nicht durch einen Collector in ihrer Arbeit gestört werden, ist viel mehr werth, als die frankirte Zusendung ℔ Post. Meine Weise, Beträge bis zu 20 Cents herunter vermittelst Check zu bezahlen, ist sehr bequem, sicher und auch billig, nachdem seit 1. Juli 1901 die Stempelgebühr abgeschafft ist. Die Bank hat den Trubel davon, rechnet aber Nichts dafür, beklagt sich auch nicht. Sie ist mit meinem Conto zufrieden. Auch die Bank in London, mit der ich arbeite, läßt mich kleinere Checks, d. h. für weniger als £1. 0. 0 ziehen, ohne dafür Etwas zu berechnen; sie begnügt sich mit dem Profit aus meinem Deposit.

Betreffs dieser Gewohnheit, prompt zu bezahlen, wird Mancher sagen: „Das ist recht schön — so man kann." Nun, wenn ich „kurz", d. h. ohne Casse gewesen bin, was natürlicherweise auch vorgekommen, so habe ich lieber einen größeren Betrag geborgt, um so prompt wie gewöhnlich alle Ansprüche an mich befriedigen zu können. Es war gut, daß es immer Banken und Freunde gab, die mir liehen, was ich vorübergehend brauchte. Ich bin trotzdem im Stande gewesen, nebenbei ein Vermögen in Grundeigenthum anzulegen.

Diese Darstellung ist allerdings kaum angebracht, ist überflüssig. Man ist aber geneigt, zu denken, daß, wenn ein Mann eine lange Reihe von Jahren im Geschäft und immer obenauf gewesen ist, er jedes Jahr so und so viel zurückgelegt haben und deßwegen also so und so viel „werth" sein sollte, d. h. im Stande sein, aufzuhören, bezw. „das Geschäft an den Nagel zu hängen."

Das will ich aber, wie schon mehrmals gesagt, nicht thun, will vielmehr, im Interesse der Meinigen, thätig sein so lange ich kann, wenn auch naturgemäß die Arbeitsfähigkeit immer geringer wird. Selbstverständlich wäre meine bloße Anwesenheit im Geschäfte, ohne daß ich viel arbeitete, immerhin besser, als wenn ich ganz wegbliebe. Die Arbeitsfähigkeit bewahre ich mir aber länger, wenn ich in der Uebung bleibe.

Ein Mann, der sein Leben lang mit gewissen Waaren gehandelt, diesen oder jenen Artikel fabricirt u. s. w., wie Andere auch — ein Mann, der seines Lebens Ziel fast nur im Geldverdienen gesehen hat, gleichviel, auf welche Weise er dieses Ziel erreicht: ein solcher Mann

wird begreiflicherweise und in den meisten Fällen des ewigen Einerleis müde. Und sobald „seine Mittel es ihm erlauben", hört er auf. Er dürfte hin und wieder sogar im Interesse seines Geschäfts sein, daß er dessen Fortführung jüngeren Leuten überläßt.

Anders ist es bei mir. Der materielle Erfolg ist nicht so groß gewesen, wie bei Anderen, oder wie er auch bei mir gewesen wäre, wenn ich nicht in meinem Thun die ideale Seite besonders im Auge behalten hätte und wählerisch gewesen wäre. Mir hat das mehr Genugthuung verschafft, als wenn ich so reich wie Andere geworden, von denen viele übrigens beiweitem nicht soviel gearbeitet haben, wie ich. „Es hat nicht sollen sein" und ist natürlich zu meinem Besten so, wie es ist.

Ich glaube an den Segen der Arbeit und unermüdlichen Pflichterfüllung. Darum ist es natürlich, daß ich mit Interesse an dem bescheidenen Baue hänge, welchen ich errichtet. Das erklärt, daß ich denselben weiter hüten und fördern möchte. Wie klein es auch ist, so habe ich doch Etwas aufgebaut, das wol auch nach meinem Tode in Ehren fortbestehen wird. Ich habe getrachtet, den Namen „Steiger" zu einem Synonym für accurate, zufriedenstellende Geschäftsführung in der Lieferung guter Bücher aus allen Ländern zu machen.

Das ist es, wofür ich gearbeitet habe mit dem Aufwande meiner Fähigkeiten, mit allem Fleiße und aller Aufmerksamkeit, unter Verzichtleistung auf viele Genüsse und Vergnügen; das ist es, was ich meinen Kindern zum Fortführen und Ausbauen hinterlassen werde, unter der unveränderlichen Firma „E. Steiger & Co.". Es ist mein stilles Hoffen, daß dieselbe viele Jahrzehnte in ehrenvollem Rufe weiter fortlebe. Das ist bei meinem Geschäfte, bezw. bei seiner Organisation als Corporation, auch eher möglich, als bei einem Waarengeschäfte, dessen Firma sich in den meisten Fällen von Zeit zu Zeit ändert, wobei die früheren Inhaber in Vergessenheit kommen.

Der gute Rath Anderer, ich solle weniger arbeiten, ist ganz überflüssig — das ergibt sich von selbst. Dazu bedarf es keiner Mahnung Solcher, die selbst nicht viel von ernster Arbeit halten. Jetzt nicht mehr so viel thuend wie früher, vielmehr theilweise Andere für mich arbeiten lassend, genieße ich die Früchte davon, daß ich seit vielen Jahren Mühe, Zeit und Geld aufgewandt habe, genieße mein Eigenthum mit demselben Rechte, als ob ich es erst gestern oder heute erworben hätte oder gar noch ebenso eifrig mitarbeitete.

Ich besuche das Geschäft auch darum regelmäßig, weil ich nicht einen Tag die Genugthuung vermissen möchte, daß ich dasselbe geleitet habe wie immer, und daß ich alle ein- und ausgehende Correspondenz unter den Augen gehabt. Und überdies sind die Besucher zu erwähnen, welche gerade mich sehen wollen und mitunter Wichtiges mit mir persönlich zu verhandeln haben. Das ist z. B. auch im vergangenen Sommer mehrmals vorgekommen.

Theilweise infolge meiner correcten Lebensweise sind mir Gesundheit und ein leichter Gang geblieben und betrachte ich es nicht als ein leeres Schmeichelnwollen, wenn hin und wieder Leute mich für 10 Jahre jünger halten, als ich wirklich bin.

Der Monat Juli 1901 ist in Bezug auf die lange andauernde Hitze auch in New York schlimmer gewesen, als irgend einer seiner Vorgänger seit 30 Jahren. Es sind hier mehr Menschen infolge der Hitze gestorben, als je zuvor.

Auch mir hat das heiße Wetter zugesetzt und meine Arbeitsfähigkeit wesentlich beeinträchtigt. Aber ich war doch jeden Tag pünktlich an meinem Platze und habe Vieles gethan, was nur ich thun konnte und nicht ungethan bleiben durfte, wenn auch Manches unerledigt bleiben mußte.

Wenn auch mein Sohn mich in fast Allem zu vertreten in der Lage gewesen wäre, so hätte er doch, in meiner Abwesenheit, Das nicht thun können, was Anderes er bei meiner Anwesenheit zu thun Zeit gehabt hat; und er hat gerade in dieser Zeit viel Wichtiges gethan.

Wie gesagt: ich bin bei der Arbeit geblieben, und zwar nicht blos im Interesse meiner Familie, sondern auch — wenn nicht hauptsächlich — um Anderen ein Beispiel zu geben. Das ist es auch, warum ich seit 40 Jahren jeden Geschäftstag, wochein wochaus, jahrein jahraus einer der Ersten an der Arbeit bin und abends fast immer der Letzte.

Das Unangenehme, Ermattende der heißen und schwülen Tage im Locale habe ich still ertragen. Ich mag das Lamentiren, Schimpfen, Stöhnen und Krächzen nicht hören, und habe mich von jeher natürlich davor gehütet, selbst dabei betroffen zu werden.

Daß ich, immer älter werdend, auch während dieses unangenehmen Sommers gesund geblieben bin, ist dem Umstande zuzuschreiben, daß ich Mitte Juni mein Nachtquartier wieder im „Fort Lowry Hotel" aufge-

schlagen habe. Die angenehme, erfrischende Fahrt des Morgens hinein in die Stadt und des Abends heraus, dann gute Nachtruhe im luftigen Zimmer und ein Bad so oft ich danach fühlte, Appetit und genügende Beköstigung — das Alles hat mich bei guter Gesundheit erhalten.

Und das wäre vermuthlich nicht der Fall gewesen, wenn ich in meinem eigenen Hause geblieben. Von „Fort Lowry" aus war ich nicht blos, wie wenn ich daheim wohne, gegen 8 Uhr an meinem Pulte, sondern schon um 7.40 und einige Male sogar schon um 7.20.

Frau und Töchter haben die Sommermonate weit weg von hier, im Gebirge, verlebt und es dort zeitweise auch unangenehm heiß gehabt. Nur mein Sohn und die zwei Dienstmädchen sind im Hause geblieben; die Jugend kann die Hitze besser ertragen.

Es war in „Fort Lowry" nicht blos auszuhalten, sondern hat mir auch wieder recht gut gefallen, obwol der frühere energische und aufmerksame Besitzer das Zeitliche gesegnet und das Hotel seiner Witwe hinterlassen hatte, die natürlich nicht Alles übersehen konnte, und auch in Bezug auf weise Liberalität noch nicht genügende Erfahrung hatte.

Ich suchte Erholung und Abwechselung dort und habe Beides auch gefunden. Es waren mehrere Eremiten da, alte bezw. mittelalte Herren, welche dort schliefen, aßen, wol auch badeten, den Rest ihrer Zeit aber Bücher lesend auf ihrem Zimmer zubrachten. Einer oder gar zwei behaupteten, in der Stadt keine Zeit dazu zu haben.

Es gab auch Halb-Eremiten, welche nicht blos dort schliefen, aßen und badeten, sondern auch sich auf den Pier oder die Veranda bezw. Colonnade setzten, um frische Luft zu genießen, sich aber um die anderen Leute wenig oder gar nicht kümmerten. Zu dieser Classe Gäste gehörte auch ich.

Außer mit meinen Tischgenossinnen habe ich blos wenige Gespräche zu führen Veranlassung gehabt, und zwar an ein paar Abenden eine Unterhaltung mit meiner alten Freundin Frau G., welche sammt ihrer Tochter — aber ohne den Bräutigam in spe — wieder gekommen war, trotz ihrer Erinnerung an die unsympathische Gesellschaft vom vorigen Sommer. Die Lage des Platzes hatte sie wieder hergezogen. Der Arzt hatte ihrer Tochter 12 Seebäder verordnet, die zu nehmen in Berücksichtigung der anderen Umstände es nirgends so bequem war wie hier. Die Frau Mama bedauerte, nach 2 Wochen schon weggehen zu müssen, weil sie im Gebirge in einem großen Hotel ein Zimmer belegt hatte,

für das sie bezahlen mußte, ob sie da war oder nicht. Nächstes Jahr will sie den ganzen Sommer in „Fort Lowry" verbringen, wie ich auch sofern wir noch leben.

Da draußen habe ich in erster Linie auf meine Gesundheit gesehen, daneben aber auch ans Geschäft gedacht. Nach dem Abendessen ging ich, bei gutem Wetter, hinaus auf den Pier und saß dort allein mitten unter den Gruppen der anderen Gäste, denen Unterhaltung ein Bedürfniß war — mir dagegen nicht. Sobald ich danach fühlte, ging ich in mein Zimmer, zündete die Lampe an und las bei deren allerdings ungenügendem Lichte buchhändlerische Zeitschriften oder schrieb, manchmal bis mir die Augen zufielen.

Ich hatte immer Arbeitsstoff in meinem Zimmer, damit ich Etwas davon erledigen könne, wenn ich jemals ein wenig Zeit dazu fände, d. h. wenn je das Wetter zum Aufenthalte im Freien nicht gut genug war. Nimmer verließ mich das angenehme Gefühl, geschäftstreu und unentwegt meine Pflicht — wie ich sie verstehe — zu thun und Nichts zu versäumen. Das war und ist mir ein Vergnügen, und wünsche ich auch darum noch viele Jahre so fortleben zu können wie jetzt.

Zufriedenheit nützt mehr, als Klagen, Lamentiren, Schimpfen — ich mag das nicht; von jeher ist mir das zuwider gewesen. Es ist auch unschlau, Andere von eines Geschäftsmannes Sorgen mehr wissen zu lassen, als durchaus nöthig ist. Von je zehn Personen kommt durchschnittlich doch wol nur eine einem Manne, der in Noth ist, mit Geld zur Hülfe — die anderen neun sind eher geneigt, sich von ihm zurückzuziehen und auch Andere vor ihm zu warnen, bezw. seinen Credit zu schädigen.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß ein Vorbeugungsmittel gegen finanzille Verlegenheiten ist: vorsichtig und fleißig sein und sparsam leben. Natürlich kommt auch noch Anderes in Betracht, was theilweise außerhalb der Controlle der Person liegt. Aber wer fleißig und sparsam gewesen, braucht sich mindestens in Bezug darauf keine Vorwürfe zu machen, wenn die Verhältnisse gegen ihn gehen.

Geht man dem „Erfolge" mancher Leute auf den Grund, nimmt glückliche Speculationen und Conjuncturen aus, die ebenso leicht auch hätten unglücklich auslaufen können, so findet man häufig auf der einen Seite Ausbeuten der Arbeiter und auf der anderen Uebervortheilen der

Käufer. Ueber Beides werden die Meinungen der Betheiligten stets weit auseinander gehen.

Es kommt selten vor, daß ein Angestellter meint, er erhalte größere Bezahlung, als er verdiene. Das Umgekehrte ist fast immer der Fall, selbst wenn der Arbeitgeber schlechte Geschäfte macht und sein Erspartes zusetzt — ohne sich das merken zu lassen, damit er nicht seinem Credit schade. In solcher Lage bin auch ich mehr als einmal gewesen. Nach den Lehren gewisser Leute hätte ich das Geschäft aufgeben sollen. Was aus mir und meiner Familie dann geworden wäre, ist nicht bedacht worden. Ich habe aber nicht aufgehört, bin nicht verzagt oder verzweifelt. Ich habe vielmehr unverdrossen weiter gearbeitet und mit Gottes Hülfe bin ich nicht blos obenauf geblieben, sondern habe auch Etwas zurücklegen können. Das ist theilweise in Grundeigenthum angelegt, anderntheils in meinem großen Lager, und dann auch auf andere Weise, abgesehen davon, daß mein Leben in drei Gesellschaften in beträchtlicher Höhe versichert ist. Kurz, ich habe für die Meinen in bescheidener Weise, nach Maßgabe meiner Kräfte gesorgt, wie es wol durchschnittlich auch bei anderen Leuten der Fall ist.

Von frühen Zeiten her habe ich Freude an schöner Handschrift gehabt; außer dafür habe ich mich aber auch für weniger gute interessirt und dieselben im Gedächtnisse behalten. Nach langer Zeit habe ich, auch ohne den Namen zu sehen, die Handschrift einer nun an einem anderen Orte sich befindenden Person wiedererkannt, von welcher ich mehrmals etwas Schriftliches gesehen. Ebenso habe ich immer ein gutes Gedächtniß für das Eigenthümliche der Stimme von Personen gehabt, und mich derselben nach langer Zeit erinnert, auch ohne sie zu sehen.

In meinen jungen Jahren, bis 1865, habe ich auch das Gesicht und den Namen von Leuten mir gut gemerkt. Später hat mein Gedächtniß in dieser Richtung aber gelitten, d. h. als ich selbständig geworden war und den Kopf voller Gedanken und Sorgen hatte. Ich habe Leute zu kennen geglaubt, gegrüßt und wol auch angesprochen, die mir daraufhin sagten, daß ich mich irre. Das kam mehrmals vor und hat mich vorsichtig bezw. zurückhaltend gemacht. Im Falle des Zweifels zog ich gewöhnlich vor, Jemand nicht zu kennen, auch darum nicht, weil ich weder Zeit noch Lust hatte, ein Gespräch über das Wetter oder sonst etwas Indifferentes anzufangen.

Wenn ich, vor vielen Jahren, mit Freund Hauselt aus der Kirche ging, bemerkte ich, daß er nach rechts und nach links freundlich grüßte und hin und wieder wol auch fragte: „Wie steht's mit der Gesundheit? Was macht die Familie?" Fragte ich dann: „Wer ist das?", so bekam ich ein- oder zweimal die Antwort: „Ja, ich kenne den Mann schon lange, weiß aber wirklich nicht, wie er heißt und was er ist." Mich nach der Familie eines Anderen erkundigen, ohne zu wissen ob derselbe überhaupt Frau und Kinder hatte — das „ging mir wider den Strich", ebenso wie übertrieben devote Höflichkeitsausdrücke in Briefen u. s. w., wie dergleichen im Auslande gebräuchlich sind. Freund Hauselt indeß, vortrefflicher Mann, der er war, wurde durch solch leutseliges Wesen allerseits beliebt und ich wünschte mir darum, daß mein Gedächtniß für Personen und deren Namen auch besser wäre. Aber es blieb schwach und trügerisch.

Von jeher habe ich lieber wenig gesprochen als zu viel, mag auch anderer Leute überflüssiges Reden nicht. Das ist z. Th. auch daher gekommen, daß Leute, die nichts Besseres zu thun hatten, disputiren bezw. widersprechen wollten. Das einfachste Mittel dagegen war, ihre Gesellschaft zu meiden, und ich denke, ich habe dabei Nichts versäumt oder verloren. Wol wahr — die Meisten denken anders und fahren gut dabei. Um solche Gewohnheit dreht sich zum großen Theile der Erfolg oder Mißerfolg einer Person. Nun, Alles je nach dem Berufe des Einen oder des Anderen.

Das Ebengesagte findet auch auf meinen Aufenthalt in „Fort Lowry" Anwendnng. Von den 400 Gästen waren es höchstens 20, die mir sympathisch waren und mit denen ich Gruß sowie hin und wieder ein paar Worte wechselte. Die übrigen Leute zu kennen war nicht zweckmäßig — es wäre eher zweckwidrig gewesen. Vortheilhafte Verbindungen mit einem Bücherfreunde anzuknüpfen, war ausgeschlossen. Dagegen würde mein Verkehr mit Anderen vielleicht den Vorschlag gezeitigt haben, Gedichte zu „verlegen", die ein Glied der Familie „verfertigt", oder sonst etwas Unprofitables zu thun, jedenfalls aber mich in freier Bewegung zu behindern.

Es hat mich amüsirt, etliche bejahrte Deutsche zu beobachten, die, wenn ich solo dasaß oder vorbeischritt, mich fixirten und dann der Nachbarin oder dem Nachbar Etwas zuraunten, d. h. sagten: „das is der

Schteiger." Auch von den jüngeren Leuten durfte ich annehmen, daß manche schon von mir gehört hatten, wenn sie auch keine deutschen Bücher und Zeitschriften kaufen. Dieselben sprachen Englisch untereinander, theilweise mit deutschem oder anderem Accent. Wenn aber einmal eine ältere Person in ihre Nähe kam, der sie Respect schuldig waren, so sprachen sie Deutsch — hin und wieder mochte man sagen: „aber fragt mich nur nicht, wie!".

Ich erinnere mich, wie ich vor mehreren Jahren einer reich gekleideten Dame vorgestellt wurde und dieselbe sagte: „O ja, ich kenne Ihne Ihre Schtohr schon lange; ich habbe Sie als emal ä Kochbuch abgekaaft." Und das sagte sie in einem patronisirenden Tone, als ob sie erwarte, daß ich stehenden Fußes nochmals „Danke vielmals" sage, obwol mein Clerk das schon gesagt haben wird, als er für das Buch den Preis erhielt. Und weiter erinnere ich mich auch, wie ich vor ein paar Jahren bei einem Festessen neben einen der reichsten hiesigen Deutschen zu stehen kam und eine indifferente Bemerkung machte, worauf derselbe fragte: „Ach, wie is doch gleich Ihne Ihr werthester Name?"

Ich spreche mit Vorliebe Deutsch. Und junge Deutsch-Amerikaner, die sonst Englisch zu sprechen gewohnt sind, respectiren das und sprechen correctes Deutsch im Verkehre mit mir.

Es ist eine meiner Schwächen, daß ich, wenn's angeht, den Umgang mit den Personen meide, welche die deutsche Sprache mißhandeln, im Gespräch und auch in der Correspondenz. Darum hat auch kein Gehülfe Aussicht, bei mir anzukommen, der Deutsch nicht grammatikalisch richtig schreibt. Diejenigen seiner Buchstaben, welche mir nicht genügen, muß er, trotz seines Alters, noch so machen lernen, wie ich sie ihm vormale. Ich weiß ganz genau, warum ich das verlange.

Und dabei bin ich noch nicht der schärfste Patron; einer meiner Collegen verlangt noch mehr in dem Examen, das er mit Candidaten anstellt — und hat seine guten Gründe dafür. Andere sind mehr oder weniger gleichgültig, wie's mit Kalligraphie, Orthographie, Interpunktion, Grammatik, Briefstil u. s. w. bei einem Gehülfen steht. Selbstverständlich geht's dort auch nicht ohne mehr Fehler ab, als anderswo gemacht werden.

Meine Erfahrung ist, daß Gehülfen, denen solche Accuratesse nicht convenirt, sich über kurz oder lang als nicht wünschenswerth erweisen

und entfernt werden müssen, sofern sie nicht selbst gehen. Sie passen auch nicht zu meinen Mitarbeitern, welche sämmtlich mit meinen Anschauungen einverstanden sind und sich ebensowenig über das nachlässige Arbeiten eines anderen Gehülfen ärgern wollen.

Diejenigen, mit welchen ich solche Erfahrungen gemacht, waren zum großen Theile Leute, die in Deutschland schon in 3 oder mehr Buchhandlungen gearbeitet hatten. Auf mein Befragen habe ich stets hören müssen, daß keiner ihrer bisherigen Principale sie auf ihre Fehler und Nachlässigkeiten aufmerksam gemacht hatte. Und trotzdem präsentirten sie empfehlende Zeugnisse. Das läßt sich damit erklären, daß entweder der betr. Principal vorsichtigerweise nicht gewagt hat, darüber zu sprechen bezw. aufs Glatteis zu treten, oder daß derselbe den Gehülfen verabschiedet, ohne diesen Grund anzugeben. Ich habe auch Beweise dafür, daß hin und wieder der Principal selbst nicht sattelfest ist. Für etwa vorkommende Veranlassung habe ich eine Sammlung solcher blamablen Schriftstücke angelegt; dieselbe schließt eine Anzahl Anmeldungen ein, welche genügende Warnung waren, die betr. Buchhändlergehülfen nicht zu engagiren, obwol ich sonst immer einen oder zwei „Reservisten" für etwa eintretende Vacanzen einarbeite. An anderer Stelle habe ich schon gesagt, daß es gegen mein Princip ist, einen Volontär bei mir arbeiten zu lassen; auch für einen Principalssohn habe ich keinen Platz. Vergnügen macht es mir dagegen, artige und gutgeschulte Knaben als Laufburschen anfangen und ihren Leistungen entsprechend avanciren zu lassen — in Hinblick auf meine eigene Laufbahn.

Meine Geschäftsbücher müssen sauber aussehen; ein Gehülfe mit einer unschönen, verdorbenen oder zu großen Handschrift hat keine Aussicht, bei mir eine Stellung zu erhalten, solange sich andere melden, welche besser schreiben. Selbstverständlich darf Niemand wagen, mit Roth-, Blau- oder Anilinstiften meine Geschäftsbücher zu besudeln.

Das ist eine Seite meiner Eigenheiten, die mein Thun und Lassen beeinflußt hat. Manche Leute mögen damit nicht einverstanden sein. Daß ich aber darnach lebte, und auch Niemand zur Seite hatte, der in gleich eingehender Weise, wie ich's für nöthig hielt — das war vielleicht ein Irrthum meinerseits — das Geschäft geleitet, die Arbeiten der Gehülfen controllirt und auch sonst Das gethan hat, was ich in Ermangelung solcher Assistenz selbst thun mußte, ferner: daß ich keine Zeit

hatte, auswärts für das Geschäft zu wirken, bezw. im Lande Reisen zu machen — das hat meine Thätigkeit in engeren Grenzen gehalten. Ob ich mich aber in günstigeren pecuniären Verhältnissen befände, wenn es anders gewesen, ist durchaus nicht sicher. Darum sage ich: „Es hat nicht sollen sein und ist besser so, wie's gekommen ist. Ich bin und bleibe dankbar für das Loos, das mir beschieden ist."

Je nach ihren Erfahrungen gibt es Personen, welche sagen: „Heirathen ist gut, aber Ledigbleiben ist besser," und Geschäftsleute, die sich ausdrücken: „Einen Partner haben ist gut, aber keinen haben, mit dem man sich ärgern muß, ist besser."

Beiläufig bemerke ich, daß ich die „alte" Orthographie bis auf Weiteres beibehalte und meine Gehülfen müssen sich danach richten. Ich bin nicht damit einverstanden, daß man z. B. in „gibt", „addiren", „datiren" unnöthigerweise ein e einschiebt. Und darum mag ich auch die sonstigen Aenderungen nicht. Wenn ich dafür ins Carcer gesteckt werden soll, so habe ich bekanntlich den „Eisernen Kanzler" und ein paar Andere zur Gesellschaft, die ebenfalls von der deutschen Rechtschreibung von 1880 nichts wissen wollen.

Der Unsinn, diese Verdeutschungswuth auf fremdsprachige Eigennamen anzuwenden, wird recht offenbar, wenn man z. B. „Franzisko" für „Francisco", „Neuyork" für „New York", „Neubraunschweig" für „New Brunswick", „Neuschottland" für „Nova Scotia" geschrieben sieht. Da ist's nicht zu verwundern, wenn Briefe und Paketsendungen den Bestimmungsort nicht erreichen. Bei aller Vorliebe für das Deutsche verschließe ich mich der Thatsache nicht, daß die englische Sprache von mehr Menschen gesprochen wird, als die deutsche, daher die letztere nicht in der Lage ist, englische Eigennamen auch im Postverkehr zu germanisiren bezw. amerikanische nach den Regeln der deutschen Regierungs-Orthographie umzuändern.

Wohl weiß ich, daß die bei mir practicirte Accuratesse in manchen Fällen, d. h. bei Kleinigkeiten, genau berechnet mehr kostet, als sie direct einbringt. Aber wenn ein kleiner Auftrag prompt und accurat ausgeführt wird, so folgen gewöhnlich größere darauf, an welchen Etwas verdient wird. In dieser Weise ist meine Kundschaft im Inlande und Auslande herangezogen worden. Selbstverständlich gehörte dazu, daß ich meinen Angestellten in Accuratesse u. s. w. ein Beispiel gab, was z. B.

verschiedene Principale nicht thun können. Dieselben sind dann aber auch in schiefer Lage, wenn sie sehen, daß des Gehülfen Nachlässigkeit dem Geschäfte Schaden bringt. Das erklärt, warum manche Principale nicht vorankommen, sondern untergehen, vollends wenn sie sich's „leicht machen".

In einem Waarengeschäfte kommt es auf das Schriftliche nicht so sehr an; bei mir aber ist es anders, und hin und wieder hat ein liederlicher Gehülfe durch seine Nachlässigkeiten nicht bloß Geldverluste verursacht, sondern auch nöthig gemacht, daß mit viel Zeitverlust die Bücher examinirt und conferirt wurden. Darum bin ich auch so sehr darauf aus, daß einem neuen Gehülfen Accuratesse sozusagen instinctiv innewohnt.

Andererseits gibt es Principale, welche von ihren Angestellten unbilligerweise hin und wieder Leistungen verlangen, denen diese nicht gewachsen sind. Die Folge ist Tadel und Vorwurf wegen ungenügender Ausführung des Auftrags. Entweder muß derselbe nun, corrigirt, zum zweiten Male ausgeführt werden, oder aber — was gewöhnlich geschieht — man läßt die Arbeit durchgehen, mit allen Mängeln und Fehlern, zur Blamage für das betr. Geschäft.

Ich ziehe vor, solche Briefe wichtigerer Art zum Abschreiben zu concipiren oder zu dictiren — oder selbst zu schreiben. Jedenfalls muß das Betreffende in zufriedenstellendem Zustande aus dem Hause gehen. Daher kommt einerseits viel Arbeit auf mich selbst, andererseits ist es aber eine schriftliche Repräsentation des Geschäfts, welche Vertrauen erweckt.

Uebrigens ist es Thatsache, daß hierzulande die „neue" deutsche Rechtschreibung nicht allgemeinen Beifall findet. In Bezug darauf will ich erwähnen, daß eines meiner bestgehenden Schulbücher, "Ahn-Henn's German Method", mit der „alten" Orthographie gedruckt ist. In der Befürchtung, daß deßwegen dieses Buch verdrängt werde, machte ich eine wörtlich gleichlautende Ausgabe mit der „neuen" Orthographie, welcher ich den Titel "Henn-Ahn's German Grammar" gab. Das war beinahe überflüssig, denn von 10 Leuten ziehen 9 die „alte" Ausgabe vor.

Was Dialect anlangt, so will ich mit dem weiter oben Erwähnten nicht sagen, daß ich denselben nicht ausstehen mag. Das ist's nicht. Ich höre zur Abwechselung Dialect gern, sei es importirter oder amerikanischer. Aber ich halte dafür, daß heutzutage Leute, die sich in gebildeten

Kreisen bewegen wollen, genügende Schulbildung haben müssen, um die deutsche Sprache fehlerfrei zu gebrauchen. Vor 50 Jahren ließ sich fehlerhafte Sprache allenfalls entschuldigen, aber seitdem sind die Schulen in Deutschland und auch hierzulande viel besser geworden, und Unkenntniß der Grammatik, der englischen wie auch der deutschen, beleidigt mein Ohr.

Nach dieser Abschweifung nehme ich „Fort Lowry" wieder auf.

Wie in früheren Sommern, so mußte ich auch in diesem für gewisse Arbeiten, die ich Wochentags nicht erledigen konnte, die Sonntage benutzen und that das gern in Hinblick auf den Erfolg beim Ungestörtsein. Statt da draußen den ganzen Tag hier und da zu sitzen, lesend oder von Anderen in ein Gespräch verwickelt, fuhr ich gleich nach dem Frühstück im Hotel zur Stadt und kam gewöhnlich erst spät wieder heim.

Anderen Leuten kann dergleichen natürlich nicht conveniren; sie wollen den Sonntag „genießen", wenn sie sich darüber auch mehr oder weniger anstrengen, statt körperlicher Ruhe zu pflegen.

Die Jahre und die Verhältnisse bringen eine Wandlung hervor. Vor 30 Jahren war's auch bei mir anders; vor 40 und gar vor 50 Jahren habe ich bei gutem Wetter große Fußtouren oder andere Excursionen gemacht. Es war schön damals, so sorgenfrei die Natur bezw. das Leben in einfacher Weise genießen zu können. Ich wünsche jene Zeiten aber nicht zurück; sorgen und arbeiten — aber auch ein Resultat sehen, ist mir jetzt lieber, umsomehr als mir das wohl bekommt. Man spricht mir von der „goldenen Mittelstraße"; ich denke, ich gehe nicht weit abseits davon.

Gern erinnere ich mich meines Vorbildes im Arbeiten, des Herrn Büchner. Seine Witwe, die ich noch auf S. 370 erwähnt, ist inzwischen, am 9. Juni 1901, von ihrem zwölfjährigen Leiden erlöst worden.

Eingedenk der freundlichen Aufnahme, die ich seit 1855 stets bei den verstorbenen Eltern gefunden, wünschte ich die Hinterbliebenen auch einmal „bei mir" zu sehen. Und sie kamen am 29. Juni gern nach dem „Fort Lowry Club House". Zufällig ist dies das Haus, in welchem die Familie vor Jahren mehrere Sommer gewohnt hatte, nachdem sie ihren schönen Landsitz auf Staten Island verkauft. Mit Schwägerinnen und Schwager waren alle 6 Geschwister da, ausgenommen die älteste Schwester, die durch liebevolles, treues Sorgen und Pflegen um ihre Gesund-

heit gekommen und zur Wiederherstellung derselben nach Deutschland geschickt worden war. Gerade sie nach der langen, trüben Zeit einmal vergnügt und fröhlich zu sehen, war der Wunsch, welcher den Gedanken an meine Einladung zur Folge hatte. Vor dem Essen habe ich meinen Gästen ein paar Seiten aus den gegenwärtigen „Plaudereien" vorgelesen und ihnen damit Neues aus der Vorzeit mitgetheilt. Einfach, wie es war, hat dieses Abendessen doch solch angenehme Erinnerung in mir hinterlassen, daß ich mein Leben lang daran denken werde. Dergleichen kleine Veranstaltungen haben immer einen tieferen und angenehmeren Eindruck auf mich gemacht, als die meisten öffentlichen und privaten Feste, an denen ich während der letzten 40 Jahre Theil genommen habe. Das kommt auch daher, daß ich keine überflüssigen Bekanntschaften pflege; daher habe ich auch weniger oft Gäste im Hause, als andere Leute in meinen Verhältnissen. Und darum ist es beinahe ein Ereigniß, wenn ein Gastmahl in meinem Hause vorkommt.

Am 21. Juli 1890 gab ich nach dem Mittagsessen bei Doscher dem Tischkellner statt der gewöhnlichen 5 oder 10 Cents einen Dollar als Trinkgeld.

„Was bedeutet das, Herr Steiger?" fragte Thomas verwundert, da ich doch mit Padelinetti, Kapp, Frank, Braß und den anderen Tischgenossen, welche inzwischen fortgegangen waren, keinen Wein getrunken hatte, und auch sonst nichts Außergewöhnliches vorgekommen war.

„Das ist dafür, daß mir heute erspart worden ist, Wein zu trinken. Ich mag die Weintrinkerei nicht."

„Darf ich fragen: Ist Ihr Geburtstag heute?"

„Nein, das nicht. Aber heute vor 30 Jahren habe ich zum letzten Male an einem Wochentage Ferien gehabt. Seither habe ich jeden Wochentag dem Geschäfte gewidmet und bin trotzdem gesund geblieben."

Thomas sagte nun nicht: „Das ist aber ein unsinniges Jubiläum", sondern meinte: „Dreißig Jahre! Das ist eine lange Zeit ohne Ferien" — und schmunzelte über das Trinkgeld. Und er hat seitdem freundlich gesehen, so oft er mich bemerkt, obwol er seit 11 Jahren nicht mehr meinen Stammtisch zu bedienen hat. Wahrscheinlich begegnen sich unsere Gedanken gleich unseren Blicken.

Mir ist's, als ob das vor kaum 5 Jahren gewesen, obwol ich seit jener Zeit Vieles erlebt und auch viele Sorgen gehabt habe. In jedem Jahre

seither habe ich mich still des 21. Juli erinnert, manchmal Appetit nach Wein gehabt und die Anderen zum Mittrinken eingeladen — meistens aber mir nichts merken lassen.

In diesem Jahre, 1901, fiel der 21. Juli auf Sonntag. Ich hatte mir vorgenommen, zur Feier des Tags mir im Astor House eine Halbe gutschmecken zu lassen. Der Tag versprach heiß zu werden, als ich von „Fort Lowry" zur Stadt fuhr. Von 10—½2 Uhr hatte ich im Locale eifrig gearbeitet. An der Nordseite, nach Murray Street hinaus, an einem offenen Fenster sitzend, hatte ich's in einer guten Brise recht angenehm gefunden. Als ich aber dann zum Essen ausging, war's auf der Straße so heiß, und im Speisezimmer des Astor House auch nicht viel kühler, daß mir der Appetit nahezu verging. Und statt Schaumwein ließ ich mir Eiskaffee geben, der auch viel geeigneter war, und mich arbeitsfähig erhielt. Erst nach 7 Uhr hörte ich auf, kam ½9 Uhr im Hotel an und hörte, daß es dort den ganzen Tag unangenehm heiß gewesen. Indem ich in Park Place eifrig gearbeitet, hatte ich also das Nützliche mit dem Angenehmen — in Bezug auf Wetter — verbunden. Ich wartete nun bis um 10 Uhr, bevor ich ins Wasser sprang, um ein paar Minuten schwimmend dem Körper ein bene zu thun. Dann hatte ich keine Lust, ins Trinklocal zu gehen, drückte vielmehr in meinem Zimmer eine Citrone in Eiswasser. Das hat mir am Ende des eigenartigen Erinnerungstages sehr gut geschmeckt; ich habe darauf prächtig geschlafen und am anderen Morgen befand ich mich sehr wohl — wie gewöhnlich, mit der Erinnerung an einen nützlich verbrachten Sonn- und — Ruhetag.

Am Sonntag, den 28. Juli, war's auch wieder zu heiß für ein Fläschchen Wein im Astor House. Am nächsten Tage, auf dem Heimwege, fiel mir dasselbe wieder ein. Zum ersten Male aber dachte ich auch daran, daß es für mich allein zu viel sei, und ich daher Jemand haben müsse, der es mit mir theile. Dieses Dilemma war nicht schlimmer Art. Ich dachte an zwei Tischgenossinnen, die ich zum Trinkenhelfen einladen wollte — sofern sie noch am Tische säßen, wenn ich käme.

Ungewöhnlicherweise waren sie auch noch da, als ich ¾8 Uhr an meinen Platz kam. Es waren Fräulein Fliege und ihre Schwester, von deutschen Eltern in Amerika geboren, jetzt aber vater- und mutterlose Waisen und in der Stadt mit ihren Schreibmaschinen Gehülfinnen des Postmeisters.

Ich brachte mein Anliegen vor, und nach kurzer Berathung zwischen den Beiden wurde meine Einladung angenommen.

"Now, what is this for, Mr. Steiger; please tell us. Is it your birthday?"

Wie ich zu Hause manchmal einen Dollar aussetze dafür, daß binnen zehnmal Rathen genannt werde, was mein Mittagsgericht bei Doscher gewesen, so bot ich auch den Fräulein Fliege als Antwort auf diese ihre Frage einen Dollar dafür, daß sie binnen zehnmaligem Rathen das Richtige träfen. Das war eigentlich unbillig meinerseits. Sie haben sich ehrlich angestrengt und wohl überlegt, natürlich aber vergebens. Dann sagte ich's ihnen, und sie verwunderten sich baß. Der Gedanke, keine Ferien zu haben, ist Leuten, die so wie so nicht übermäßig angestrengt sind, gar nicht sympathisch. So war es auch bei diesen Zwei.

Hierauf verrieth mir die ältere der Schwestern, sie habe heute früh von einem ungenannten Freunde eine große Schachtel candy bekommen — denn heute sei ihr Geburtstag. Das erklärte also die Geneigtheit, meine Einladung anzunehmen. Nach dem Abendessen folgte noch eine Unterhaltung auf der Veranda. Beiläufig erwähne ich, daß sie auch Deutsch und Spanisch sprechen und ebenfalls ein wenig Französisch.

Nebenbei: unter Hinweis auf „Maikäfer, flieg'" schlug ich ihnen wiederholt vor, das e am Ende ihres Namens wegzulassen, damit derselbe wie „Krieg" oder "creek" u. s. w. ausgesprochen werde, statt „Fleidschy", wie jetzt. Da sie keine Erbschaft aus Deutschland zu erwarten oder Grundeigenthum zu übertragen haben, so könnten sie ja ihren Namen beliebig ändern, ohne höheren Ortes erst Erlaubniß dazu einzuholen.

Sie wollen das in Erwägung ziehen; sie finden an der Aussprache ihres Namens, an welche sie gewöhnt sind, weniger auszusetzen, als ein Deutscher, z. B. ich. Nach dem Vorgange von Zehntausenden ihren deutschen Namen ins Englische übersetzen = „Fly", ist vielleicht zu prosaisch; aber auf Spanisch sich „Mosca" zu nennen: das wäre wohlklingend.

Wie eben erzählt, habe ich also die 41. Wiederkehr des 21. Juli gefeiert, habe es gern gethan, und hoffe auch, es noch einige Male thun zu können.

Solche und andere kleine Abwechselungen im täglichen Leben, die meinem Wohlbefinden zuträglich sind und auch Andere erfreuen, kann und darf ich mir schon darauf hin erlauben, daß ich Nichts für Tabak

und Schnaps, auch Nichts für den Leihstall und dergleichen ausgebe. Wenn ich berücksichtige, wie viel manchem Anderen solche Bedürfnisse kosten, so dürfte ich dementsprechend sehr viel mehr für meine kleinen Liebhabereien opfern.

Eine eigene Sache ist's allerdings mit der Liberalität, die ich in verschiedenen Lagen angewandt habe. In manchen Fällen hätte ich weniger geben sollen. Als Durchschnittsresultat scheint mir aber, daß die Folgen in einzelnen Fällen das Allzuliberale in anderen aufwiegen. Von meiner Schulzeit her habe ich oftmals das Wort wiederholt: „Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär', gäb' mancher Mann manchem Mann manchmal mehr her." Und im Geschäftsleben habe ich das andere Wort bewahrheitet gesehen: „Wer gut schmeert, der gut fährt." Der Eine macht solche, ein Anderer andere Erfahrungen. Man kann nicht Alles über einen und denselben Kamm scheeren.

Die Hauptsache ist in allen solchen Sachen, daß man unausgesetzt die Augen offen hält, jede Gelegenheit wahrnimmt und ausbeutet, und selbst stramm mitarbeitet. Kein noch so verläßlicher und fähiger Gehülfe kann in des Principals Abwesenheit stehenden Fußes Alles erledigen, was dieser mit seinen nur ihm bekannten Plänen und Combinationen alsbald abzuschließen in der Lage ist. Und gar häufig muß der Besucher sofort Entscheidung haben. Daß ich immer am Platze gewesen bin, hat, wie schon anderwärts erwähnt, zur Folge gehabt, daß sehr vortheilhafte Geschäfte mir zugefallen sind, Geschäfte sogar, ohne welche meine Existenz kaum lange gedauert hätte.

Was mir aber nicht minder wichtig erscheint, ist der Umstand, daß ich die Veranlassung ferngehalten habe, mich darüber zu ärgern, daß in meiner Abwesenheit irgend Etwas seitens meiner Gehülfen anders gethan worden ist, als mir recht war. Immer anwesend, konnte ich in irgend einer ungewöhnlichen Angelegenheit gefragt werden und kam nicht in die Lage, meinen Mitarbeitern wegen eigenmächtigen und mir nicht convenirenden Verfahrens unbilligerweise Vorwürfe zu machen, sie zu kränken und dadurch event. deren Austritt zu veranlassen.

Ungeneigt, über das Wetter zu sprechen und überhaupt überflüssigem Reden im Geschäfte abhold, habe ich nicht selten Fremden nicht so viel Zeit gewidmet, wie sie, die ja nichts zu versäumen hatten und dachten, Unsereiner schwätze auch gern, vermuthlich erwartet hatten.

Ich bin nicht mit Privatleuten einverstanden, die sich darüber beklagen, daß ihnen im Geschäftslocale nicht mit ebensoviel Aufmerksamkeit begegnet wird, wie im Empfangszimmer. Auch habe ich die Besucher nicht oft zum Essen mit zu Doscher genommen und noch seltener in mein Haus eingeladen.

Das mag wol von Manchen übel vermerkt worden sein und mir deren Wohlwollen und Kundschaft nicht gesichert haben. Aber man kann nicht gleichzeitig im Wirthshause und auch bei der Arbeit sein. Und das Letztere ist doch das beiweitem Wichtigere, abgesehen davon, daß das Trinken die Arbeitsfähigkeit in den darauffolgenden Stunden beeinträchtigt. Ich habe eine bessere Meinung von Leuten, und größeres Zutrauen zu Solchen, die nicht unnöthigerweise trinken.

Wo der Principal sich's leicht macht und Andere ziemlich Alles thun läßt, oder wo mehrere Partner sind, kann natürlich den Besuchern mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden. So war's z. B. bei den vier Brüdern Harper, von der Firma Harper & Brothers. Von einem Besucher gefragt, wie die Brüder die Arbeit unter einander vertheilt hätten, antwortete James, der vormalige Mayor von New York, daß John den Verlag, Wesley die Finanzen, Fletcher die Druckerei besorge.

"And what is your department, what are you doing, Mr. Mayor?"

"I entertain the bores." („Ich unterhalte die langweiligen Besucher.")

Bis zum J. 1880 war's auch bei mir anders. Da hatte ich meinen Bruder zur Seite, der allenfalls auswärtige Kunden unterhalten, sie in die Oper oder ins Theater führen konnte, u. dergl. Aber als ich, von 1880 an, allein war, ging das nicht mehr an. Infolgedessen ließen die Fremden sich von meinen Concurrenten unterhalten.

Wenn ich die Zeit, welche ich gebraucht hätte, um mich Fremden zu widmen, nicht für ernstes Arbeiten benutzt, so wäre gar manches Wichtige und Pressante ungeschehen geblieben. Daß ich aber nicht geschwätzt, getrunken u. s. w., ist, wie andernorts gesagt, an maßgebender Stelle mir zum Credit gerechnet worden.

Entsprechend meiner Aversion gegen Rohheit und nicht geneigt, Jemand durch einen derben Spaß körperlich wehzuthun, oder dergleichen, hat es mir nie gepaßt, allein oder mit Anderen auf Abenteuer auszuziehen, die ja zumeist Mißhandlung von Personen involviren oder Un-

deres, das auch nicht recht, erlaubt oder anständig ist. Ebensowenig habe ich ein Abenteuer erlebt, bin auch nicht unwillkürlich in eins verwickelt worden. Und ich vermisse trotzdem nichts, umsoweniger als ich in anderer Weise Aufregung genug gehabt habe. Ich ziehe vor, anderer Leute Erzählung von ihren Abenteuern mit anzuhören und hin und wieder etwas zu discontiren, denn meistens ist Aufschneiderei dabei. Ich will auch ohne Rückhalt gestehen, daß ich keine Sympathie mit Leuten habe, welche auf Abenteuer ausgehen und dabei Prügel bekommen, keine Sympathie auch mit Solchen, welche sich in den späten Nachtstunden anfallen und berauben lassen, denn: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um.“

Unter solchen Umständen besitze ich allerdings nicht so viel Erfahrung und Weltweisheit wie Andere — ich muß eben mit weniger zufrieden sein und damit auszukommen suchen.

Ich erinnere mich nicht, daß ich jemals hätte sagen müssen: „Meine Mittel erlauben mir das nicht.“ Das wird daher gekommen sein, daß ich immer in der Auswahl meines Umgangs wählerisch gewesen bin; leichtsinnige, verschwenderische Gesellschaft habe ich von jeher gemieden, weil ich sparsam zu leben gewohnt war. Mit etwas System verfahrend habe ich mich aber auch nie in der unangenehmen Lage gesehen, daß ich für meine kleinen Bedürfnisse nicht genug Geld in der Tasche gehabt hätte.

Weiterhin, als ich verheirathet war, habe ich nie verschwenderisch gelebt; darum bin ich auch nie genöthigt gewesen, meine Lebensweise einzuschränken, wenn's im Geschäfte nicht gut ging. Dankbar anerkenne ich, daß meine Gattin auf Grund der mütterlicherseits genossenen Erziehung wirthschaftlich meinen Verhältnissen entsprechend mir beigestanden, ja auch im Geschäfte mich unterstützt hat. Das Letztere haben, heranwachsend, natürlich auch die Kinder gethan.

Eine Lection, die erste dieser Art, welche mich im Sommer 1857 einen ganzen Dollar kostete, hat für mein späteres Leben vorgehalten. Eines Sonntags hatte ich beim Kleiderwechseln den Hausschlüssel mitzunehmen vergessen, was ich erst beim Heimkommen entdeckte. Ich mußte nun im Washington Hotel, am Bowling Green, meinem Zimmer gerade gegenüber, die Nacht zubringen. Das ärgerte mich, und die Erinnerung daran hat mich seither vor ähnlicher Vergeßlichkeit bewahrt.

Ich habe auch nie mein Schlüsselbund verloren, niemals bin ich angegriffen und beraubt worden, noch auch habe ich eine Schlägerei oder dergleichen Trubel gehabt — habe lieber manchmal eine Ungehörigkeit hingehen lassen. Und es war besser so; ich wäre andernfalls doch schlecht dabei weggekommen.

In Dresden hatte ich einmal einem Südamerikaner ein Bilderwerk für 13 Thaler statt für 14 verkauft; einfältig genug, suchte ich den Mann in seinem Hotel auf, um den fehlenden Thaler zu bekommen. Der sammt seinem Dresdener Führer lachte mich aber aus und sagte: "trato é trato" („Geschäft ist Geschäft, d. h. versehen ist auch verspielt!"). Das war das erste Spanisch, das zu mir gesprochen wurde; es war zwar nicht nach Wunsch, aber meinem Ohre klang es schön, und ich nahm mir vor, diese Sprache auch zu lernen. Dieser Vorsatz war gut und den Thaler werth.

Am zehnten Tage nach meiner Ankunft in New York sitze ich einmal an Herrn Westermann's Pulte, in dessen Schieber die Casse gehalten wurde. Kommt ein Amerikaner und fragt, ob ich so gut sein wollte, ihm ein Fünf-Dollar-Goldstück zu wechseln. Gefällig angelegt, wie ich war, ziehe ich den Schieber heraus und sage ihm, wir seien „kurz" an kleinen bills, aber wenn er eine Drei und eine Zwei nehmen wolle, so könnte ich ihm den Gefallen thun.

„O ja, ausgezeichnet. Danke Ihnen tausend Mal."

Und beim nächsten Cassensturz sagte mir Herr Westermann, daß ich eine Spielmarke eingetauscht habe. Der betr. Schwindler hatte jedenfalls vorher im Laden mit mir zu thun gehabt, dabei entdeckt, daß ich ein „Grünhorn" war, und darauf seinen Plan basirt, mich zu „leimen", wenn ich einmal allein wäre. Und das ist ihm auch gelungen.

Trotz dieser kostspieligen Erfahrung habe ich doch auch später noch falsche bills eingenommen, die theilweise so schlecht ausgeführt waren, daß mir hinterher meine Blindheit unverständlich vorkam.

Damals hatten die meisten Banken, in allen Theilen des Landes, ihre eigenen Noten. Theilweise waren dieselben lithographisch hergestellt und leicht nachzumachen, daher es denn auch unzählige Falsificate gab. Zu diesen werthlosen Stückchen Papier, welche zur Zahl von ungefähr 1000 in wöchentlich erscheinenden Listen beschrieben wurden, kamen noch andere, welche zwar ächt, aber von Banken ausgegeben waren, die inzwischen fallirt hatten. Kurz, es waren auch im Geldwesen

damals nicht heitere Zustände, sondern unerträgliche, und froh waren Alle, als die Regierung ihre Noten — die Greenbacks — ausgab.

In der ersten Zeit des Bürgerkrieges waren nicht nur Gold und Silber, sondern auch small change („Scheidemünze") fast ganz aus dem Verkehr verschwunden. Damals bezahlte man kleinere Beträge, Fahrgeld u. s. w. mit Postmarken, die bei feuchtem Wetter natürlich zusammenklebten. Die Folge war, daß Niemand sie annehmen wollte und unangenehme Scenen vorkamen. Diesem schlimmen Zustande wurde endlich dadurch abgeholfen, daß die Regierung kleine Scheine @ 50, 25, 10 und 5 Cents ausgab, sowie auch genug kleine Centstücke von Kupfer.

Zu jener Zeit wurden auch viele Leute für die Armee gebraucht und ausgehoben. Es gab aber auch Viele, die bereit waren, für Geld an Stelle eines Ausgehobenen, als Substitut, einzutreten. Vonseiten der Stadtverwaltung war das regulirt worden. So deponirte auch ich an betr. Stelle $300.00, wogegen man für mich einen Substituten zu stellen unternahm, falls das Ausgehobenwerden an mich käme. Das ist aber nicht der Fall gewesen und bekam ich später mein Geld zurück.

Es ist mir manche Excursion verdorben worden, die ich geplant hatte, oder in anderer Weise ist mir ein Vergnügen auswärts mißlungen. Daran hat nichts gelegen. Im J. 1886 passirte mir aber etwas Aergerliches. Mit Dr. Eder aus Wien wollte ich Sonntag, den 4. Juli, und den darauffolgenden Tag, auf welchen die Feier des Unabhängigkeitsfestes verschoben wurde, in den Catskills verbringen. Schon am Dienstag vorher ließ ich Billete für die Fahrt auf dem Dampfer und auch für zwei Schlafzimmer kaufen. In der „Staats-Zeitung" stand, daß der Dampfer am Sonnabend, den 3. Juli, um 9 Uhr abgehe. Als wir aber ½9 Uhr an seinen Pier kamen, war er nicht mehr da, war schon um 6 Uhr abgegangen. Der fatale Druckfehler in der Zeitung!

Wir mußten nun mit dem Mitternachtszuge der West Shore Bahn nachfahren, der keinen Schlafwagen hatte. An diese Nacht mit den fehlschlagenden Versuchen, einzuschlafen, werde ich immer denken. Auf dem Zuge, der um 6 Uhr von Catskill abging, war es so kalt, daß wir trotz Ueberrock froren. Darum beschlossen wir, den Kaaterskill-Berg zu Fuße zu ersteigen. Während der ersten Stunde, d. h. bis um 8 Uhr, ging das so leidlich; dann aber brannte die Sonne in zunehmendem Maße und ich war müde, quälte mich mit großer Mühe vorwärts. Auf dem Gipfel des Berges endlich angekommen, sahen wir nicht mehr

salonfähig aus. Endlich schleppten wir uns nach dem Catskill Mountain House, wo wir uns restaurirten, dann gut dinirten und hierauf, ganz gegen den ursprünglichen Plan, mit der Bahn nach New York zurückfuhren, sodaß wir 20 Stunden nach unserer Abfahrt dort wieder ankamen. Mein Lebenlang werde ich daran denken, was ich infolge eines kleinen Druckfehlers zu leiden gehabt habe. Es war aber das letzte Mal; dergleichen ist nicht wieder vorgekommen.

Da bei aller Widerwärtigkeit doch kein Unfall vorgekommen war, und da die Rückfahrt im Palastwagen ganz nach Wunsch ging, so kamen wir in heiterer Stimmung in New York wieder an. Mir hätte es auch nichts ausgemacht, aber daß Dr. Eder, welchem ich eine schöne Gegend zu zeigen mich gefreut hatte, so arg getäuscht wurde — das hat mich schwer geärgert. Liebenswürdig, wie alle Wiener sind, war er mir nicht böse deßwegen.

Das bisher Erzählte, obwol kaum erwähnenswerth, ist ungefähr die Summe meiner widrigen kleinen Erlebnisse — Abenteuer sind sie nicht zu nennen — welche mich vorsichtig gemacht haben und daher zum Nutzen gewesen sind. Es ist so wenig, daß gewisse Leute geneigt sind, zu höhnen und zu sagen, daß ich eigentlich gar nichts erlebt habe.

Wie schon angedeutet, habe ich mich immer des Wortes erinnert: „Sage mir, mit wem Du umgehst und ich sag' Dir, was Du bist." Infolge dessen bin ich nicht darauf ausgewesen, viele Bekanntschaften zu machen, im Gegentheile, ich habe vielmehr die Gelegenheiten gemieden; meine Zeit für mich behalten und im Interesse des Geschäfts thätig sein zu können, war mir stets lieber. Ich habe selbst öffentliche Locale wenig besucht und bin soweit in der Cultur zurück, daß ich nicht nur den „Elephanten" nicht gesehen, sondern auch nicht einmal einer „Narrensitzung" beigewohnt habe. Und obwol ich von dergleichen mehr oder weniger pikanten Kost, die ich allerdings nur aus den Erzählungen Anderer und den betr. Liedern kenne, Nichts genossen, so lebe ich doch noch und befinde mich wohl, auch ohne einen Anhang von Wirthshausfreunden, die einem Geschäftsmanne nicht zum Vortheile gereichen.

In meinen Geschäftsbüchern haben zu jeder Zeit Namen von Leuten gestanden, welche mir Geld schuldig waren und die ich hatte scharf mahnen und wol auch verklagen müssen — meistens ohne zu meinem Gelde zu kommen. Dieselben Personen waren aber in Wirthshäusern und Vereinen obenauf. Selbstverständlich war es mir nicht angenehm,

solchen Charakteren zu begegnen und mied ich ihre Gegenwart, bezw. die Plätze, wo sie verkehrten. In Bezug auf dergleichen Persönlichkeiten ist mein Gedächtniß gut und mag ich mit denselben nichts mehr zu thun haben. Ich habe daher solche Personen ignorirt. Und wenn sie in Gesellschaft von Anderen waren, mit denen ich auf gutem Fuße stand, so hat meine Aversion mich genöthigt, der ganzen Gruppe aus dem Wege zu gehen. Ich war unabhängig genug, meinem Widerwillen nachzugeben. Viele Andere würden vielleicht anders verfahren sein — mir „ging's wider den Strich", und das hat dazu beigetragen, daß ich öffentliche Locale mehr gemieden, als es ohnedies der Fall gewesen wäre. Leute, welche nach Schnaps riechen, sind mir von jeher unsympathisch gewesen. Vortheil und Nachtheil meines Verfahrens dürften sich ungefähr ausgleichen — jedenfalls hat aber mein Wohlbefinden dabei profitirt.

Nach der letzten Abschweifung nochmals auf „Fort Lowry" zurückkommend, will ich sagen, daß dort für mich die Unterhaltung beim Abendessen häufig eine sehr karge war, ohne daß mir's leid that. Wenn ich an meinen Platz kam, waren die beiden Fräulein Fliege meistens schon draußen in Gesellschaft von Freunden. Da, ziemlich allein, habe ich denn diese freie Zeit benutzt, um den Putz der weiblichen Gäste zu betrachten und im Stillen mir zu gratuliren, daß meine Frau und meine Töchter nicht darunter waren. Mein Platz am zweiten Tische gegenüber dem Eingange zum Speisesaale bot mir vortreffliche Gelegenheit, auf 20 oder 30 Fuß Weges den Staat zu bewundern, in welchem das „schöne Geschlecht" zum Abendessen kam — Samstags am allerschönsten, und mit den größten Steinen behangen. Alle, dick und dünn, groß und klein, hübsch und nicht hübsch — Alle beachteten das Gebot: „Schmücket euch!" Die jüngeren Herren kamen in weißen Beinkleidern und manche auch in weißen Schuhen.

Obwol ich spät kam, so gab es doch viele Gäste, welche noch später kamen, manche kurz vor Thürschluß, der um 8 Uhr ist. Außer verschiedene andere Damen, die mir auffielen, habe ich länger als 5 Wochen ein kleines Fräulein beobachtet, die, weil sie irgendwo auch bis um 6 Uhr thätig war, das Hotel nicht früher erreichte, als ich. Um Toilette zu machen, brauchte sie natürlich mehr Zeit, als ich; daher hatte ich mein Abendessen schon zur Hälfte beseitigt, wenn sie strahlend herantrip-

pelte. Jeden Abend ist sie in einem anderen Kleide oder mindestens einer anderen Blouse oder Taille erschienen — in Summa: eine große Auswahl. Dazu kommen noch die Kleider für Herbst, Winter und Frühjahr!

Das eben erwähnte Fräulein war mir gleichgültig und ebenso indifferent war mir, wie viel von ihrer Garderobe sie mit ihrem Salär bezahlt und wie viel ihre Mutter ihr geschenkt hatte. Der Putz war da, sah elegant aus und sollte Bewunderer anziehen. Aber „Alles, was recht ist" will auch ich sagen. Ich muß annehmen, daß sie einen großen Theil dieser Garderobe seit Jahren besaß und gut in Ordnung gehalten hatte, sodaß dieselbe wie neu aussah. Daß sie — ich will zu ihrem Credit auch das nicht verschweigen — ihre Sachen nicht zu zeitig ablegte, sondern sparsam weiter trug, so lange es anständigerweise anging, habe ich an ihrem Badeanzuge gesehen, der mir nahe unter die Augen kam, als sie einmal auf dem Badefloße neben mich zu stehen kam. Dieser Badeanzug war vor Jahren einmal neu gewesen, nun aber etwas verschossen, und stach darum gegen den der anderen Damen ab. Indeß, „das mußte ihr der Neid lassen", sie tauchte und schwamm gut, besser, als die Andern, ausgenommen ihre Schwester, die bei dem Schwimmfeste zeigte, daß sie Allen über war und dadurch eine Medaille erschwamm. Und beiläufig, diese trug auch einen eleganten neuen Badeanzug und überdies selbst im Wasser eine Rose in dem spanisch aussehenden Haar. Mit ihrem orientalischen Typus und dem südländischen Teint war sie eine hübsche Erscheinung.

Aber trotz interessanter Erscheinung und schöner Garderobe sowie lebhaften und heiteren Temperaments ist doch weder die Eine noch die Andere „unter die Haube" gekommen. Und es waren auch noch ein Dutzend anderer Evastöchter da, die wol auch gern heirathen mochten. Etwas weiter sehend, als die Nase reicht, und auch ein bischen weiter denkend, möchte man im Voraus den Mann bedauern, welcher im Besitze einer so erzogenen Gattin große Rechnungen zu bezahlen haben wird, wenn seine „bessere Hälfte" es den anderen Damen nicht blos gleichthun, sondern ihnen noch über sein will. Ist's da zu verwundern, daß junge Männer nicht anbeißen wollen? Die Damen selbst (d. h. natürlich nur die nichtsthuenden, vergnügungs- und putzsüchtigen meine ich) warnen sie ja — wenn auch unwillkürlich — vor dem fatalen Heirathen.

Ich mag mich irren, aber mir ist's, wenn ich allein zwischen den verschiedenen Gruppen gesessen habe, vorgekommen, als ob die Damen mehr aufmerksam und liebenswürdig den Herren gegenüber gewesen wären, als umgekehrt. Das würde der Situation ungefähr entsprechen.

Ich bin der unmaßgeblichen Meinung, daß, wenn die jungen Damen die Backfisch-Kleiderlänge in gewissem Grade fortführen würden, d. h. wenn sie ihre Kleider etwas kürzer trügen, als gewöhnlich, sodaß sie die Straße nicht fegen und darum die Kleider umso länger in gutem Zustande erhalten, ferner wenn sie nur halb so viel oder noch weniger Wechsel zeigten — dafür aber schönes Schuhwerk: ich bin der Meinung, daß dann, sofern die anderen Umstände gleich sind, die ordentlichen, soliden jungen Männer sich weniger vor dem Heirathen fürchten würden, als es jetzt der Fall ist.

Was das Schwimmen anlangt, so hatte mein Arzt mir vor 15 Jahren, als ich mir im Seewasser einen Nasenkatarrh geholt, weiteres Seewasserbaden verboten. Die feine Gelegenheit in Bath Beach hat mich das Verbot des vor 11 Jahren verstorbenen Arztes und Schwagers aber vergessen lassen.

Es ist ein Beweis vom Können und Kennen, nachdem man Etwas gelernt hat, daß auch ich, obwol viele Jahre außer Uebung, das Schwimmen nicht verlernt habe, was mir vor 52 Jahren der Schwimmlehrer H. Ladebeck in der Leipziger Schwimmanstalt beigebracht.

Bei mir war's sozusagen Uebermuth, wenn ich ins Wasser sprang, sofern ich danach fühlte. Es war mir angenehm, beim Hineinspringen 10—12 Fuß tief den sandigen Grund zu erreichen und dann mich an die Oberfläche hinaufzupaddeln. Bei solchem Uebermuthe fühlt Unsereiner ein gelindes Bedauern mit den Leuten, welche nicht schwimmen können. Der Arzt hat ihnen Seebäder verordnet, sie fürchten sich aber vor dem Wellenschlage und der Strömung am wirklichen Meeresstrande. Darum wagen sie sich nicht dorthin, sondern kommen zu dem ruhigen Seewasser der Gravesend Bay bei „Fort Lowry". Da sie nicht schwimmen können und da „das Wasser keine Balken hat", so gehen sie behutsam vom Lande aus ins Wasser, 3 oder höchstens 4 Fuß tief, stecken den Kopf einmal unter und kommen hierauf wieder heraus. Damit haben sie ihre Schuldigkeit gethan. Und Unsereiner — der doch auch nicht Kunststückchen im Wasser machen kann — moquirt sich über diese vorsichtigen Leute!

Die letzte Woche meines diesjährigen Aufenthaltes in „Fort Lowry" war nicht sehr angenehm. Es regnete viel. Dazu kam auch die Wirthschaft etwas außer Ordnung. Als ich am Montag, den 19. August, in den Speisesaal trat, herrschte darin unbändige Heiterkeit, vermischt mit dem Geklirr fallenden Geschirrs. An meinem Tische saßen Gäste, die ich noch nie gesehen. Die wohlbekannten Kellnerinnen waren unsichtbar. An ihrer Statt versuchten die dienenden Geister aus der Küche und sonstwoher, die Zimmermädchen und Andere die Gäste zu bedienen. Auch die Eigenthümerin spielte Kellnerin.

Später erfuhr ich den Grund dieser Unordnung. Der Oberkellner war am Samstag angeblich krank nach New York gefahren und hatte 2 Tage lang nichts von sich hören lassen. Als er am Montag gegen Abend sich wieder gezeigt, hatte die Eigenthümerin ihm gesagt, daß er entlassen sei und alsbald gehen solle. Damit hatte sie in ein Wespennest gestochen. Er und die Oberkellnerin des zweiten Speisesaales befahlen den 30 Kellnerinnen, die — wie sich auf einmal herausstellte — ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß eingegangen waren, alsbald „auszutreten", sowie auch sofortige Auszahlung des antheiligen Monatslohnes zu verlangen. Zum Arbeiten konnten sie nicht gezwungen werden. Auf ihren Lohn hatten sie eigentlich keinen legalen Anspruch; es wurde ihnen indeß gesagt, daß sie am nächsten Morgen um 7 Uhr ihr Geld erhalten sollten, was in Gegenwart von drei Polizisten auch geschehen ist.

„Dergleichen kann in Deutschland nicht vorkommen," wird Mancher sagen. Gemach, in Amerika wird sich solches Vorgehen mit der Zeit auch reguliren.

Glücklicherweise war der Arbeitsmarkt New York, wo jederzeit Hülfe zum sofortigen Eintreten des Winkes harrt, nicht weit. In der Nacht engagirte der Geschäftsführer in der Stadt 15 Kellner und später kam noch weitere Hülfe, männliche und weibliche. Aber der neue Oberkellner war seiner Aufgabe nicht gewachsen und sorgte nicht für die Gäste, wie der vorherige es gethan. Kurz, die frühere Zufriedenheit hatte aufgehört. Viele Gäste kürzten ihren Aufenthalt aus diesem Grunde ab. Ein Glück für die Eigenthümerin war, daß sich dieser Ausmarsch nicht früher ereignete. Drei Wochen vorher war schon einmal die ganze Schwesternschaft der Kellnerinnen eine halbe Stunde vor dem Abendessen mit der Forderung gekommen, daß ihr Monatslohn von



$12.00 auf $14.00 erhöht werde, weil die "tips" nicht so viel einbrächten wie sie erwartet. Wohl oder übel waren Eigenthümerin und Geschäftsführer genöthigt gewesen, diese Forderung zu bewilligen, umsomehr als auch die Gäste dazu drängten, welche eine Stunde länger als gewöhnlich auf das Abendessen zu warten hatten.

Unter den Gästen gab es welche, die bisher, ohne recht zu überlegen, immer auf Seite der Streiker gewesen waren, wenn irgendwo eine Differenz zwischen Arbeitgeber und Arbeitern Niederlegung der Arbeit zur Folge gehabt hatte. Auf einmal wurden diese an der sie selbst betreffenden und nicht unwichtigen Angelegenheit des Essens inne, wie es thut, wenn die gewohnte Bedienung streikt. Sie schimpften, schlugen gerichtliches Vorgehen gegen die Rädelsführer vor, u. s. w. Aber damit wurde nichts gebessert.

Den 30 Kellnerinnen ist es jedenfalls, mit wenigen Ausnahmen, leid gewesen, daß sie ihren Posten plötzlich aufgeben mußten, an welchem eine jede doch auf einige Zeit noch 5 bis 7 Dollars ℔ Woche verdient hätte. Aber so ist's, wenn man ein Schutz- und Trutzbündniß eingegangen ist. Sicherlich hat die mittelalterliche, brillentragende irländische Rosie, welche meinen Tisch besorgte, ungern den Dollar vermißt, den sie jeden Samstag von mir dafür bekam, daß sie jeden Morgen um 6.10 mein Frühstück am Platze hatte, ob ich schon da saß oder nicht, und daß sie auch sonst gut für mich sorgte. Ich traue ihrer weiblichen Eigenthümlichkeit zu, daß sie den Schwestern im Anrichtezimmer jeden Samstag den Dollar gezeigt und dieselben neidisch gemacht hat, umsomehr, als die meisten anderen Gäste nur je 25 Cents wöchentlich, und nicht Wenige auch nix gaben.

Man hat mir gelinde vorgeworfen, daß ich die Kellnerinnen, Zimmermädchen u. A. verwöhne. Nun, von meiner Jugend her bin ich ja gewöhnt, nicht viel Bedienung zu brauchen; wenn ich mich aber bedienen lasse, so will ich mittelst klingender Anerkennung die betr. Person auch zufrieden machen; ich trinke z. B. lieber ein Glas Bier weniger oder verzichte auf das Dessert, und gebe dagegen dem Kellner umsomehr, obwol es hierzulande mit den Trinkgeldern noch nicht so weit ist wie in Europa.

Auch im Geschäfte ist es gegen mein Princip, unnöthigerweise mich bedienen zu lassen; ich habe lieber selber gethan, was ich zu thun Zeit und Kraft hatte — wenn das auch nicht ganz zweckmäßig ist. Ich habe

nimmer Andere, selbst meine Angestellten nicht, auf mich warten lassen, sofern ich das vermeiden konnte; habe mich immer in deren Lage versetzt und gedacht, wie mir's thun würde, wenn man mich warten ließe. Ich weiß auch, wie Andere gefühlt haben, gegen welche deren Principale nicht so rücksichtsvoll gewesen. Bis zum Verwöhnen ist's noch immer ein Schritt.

Der obenerwähnte Streik der Kellnerinnen zeitigte bei vielen Leuten die Anschauung, daß es besser sei, die Führung eines Sommer-Hotels nicht zu besorgen, weder als Mann, noch weniger aber als Frau. Das Risico steht in keinem Verhältnisse zu dem möglichen Profite. In diesem Sommer haben viele Hotel-Pächter ihr Geld zugesetzt oder das betr. Hotel mit Schulden geschlossen. Ich erinnere mich daran, daß ich im Alter von 12 Jahren auch einmal die Idee hatte, Hotelier zu werden. Mein Vater war bis spät in der Nacht mit Freunden in Leipzig zusammen gewesen, und sagte am Frühstückstische: „Diese Hoteliers und Weinhändler, die verdienen doch ein Heidengeld!" Damals schien mir Geld verdienen der höchste Zweck. Es hat aber nicht lange gedauert, bevor ich diese Anschauung aufgegeben. Und das war sehr gut.

Es gefiel mir also nicht mehr im Hotel, da der neue Oberkellner nicht auf Sauberkeit sah, noch auch darauf, daß die Kellner und Kellnerinnen, die übrigens fast jeden Tag andere waren, die Gäste aufmerksam bedienten. Ich sehnte mich nach meinem Hause in der Stadt. "There is nothing like home!" Dort war ich sicher, das sauberste Tischleinen und Tischgeschirr, schmackhafte Speisen, guten Tischwein, das beste Bier — kurz, Alles zu finden, was Einem Appetit macht. „Kein Stäubchen im ganzen Hause", obwol Gattin und Töchter noch in den Bergen weilten. Und mein Schlafzimmer reichlich viermal größer, als Annex No. 19.

Darum zog ich am 27. August wieder in mein Haus in Lexington Avenue, New York. Nach dem Abendessen pflegte ich — wenn es warm war — noch eine Stunde lang in den offenen Trolley Cars zu fahren. Das war aber kaum nöthig, denn an meinem großen Pulte im Hinter-Parlor hatte ich angenehm kühle Abendluft und eine große Lampe. Da konnte ich viel von der Arbeit erledigen, die sich mit dem Wiederheranfangen der Schul- und Lesezeit beträchtlich mehrte.

Es kamen noch verschiedene unangenehm warme Tage, aber bei der fortwährenden Beschäftigung dachte ich kaum daran. Keinesfalls la-



mentirte ich darüber, während schöne Bestellungen auf Schul- und andere Bücher kamen. Ein Auftrag, der sich auf ungefähr $2000 belief, kam an mich, weil ich das größte Lager deutscher Unterhaltungs-Literatur führe. So lohnt sich mein bisheriges Wirken.

An dieser Bestellung hatte ich noch eine besondere Freude. Als die Sendung bis auf etliche Nachzügler abgeschickt worden war, kam ein Schreiben des Bestellers mit Dank für schnelle Lieferung — was nicht auf Lager war, hatte ich ℘ Cabel bestellt, die $32.50 Kosten nicht achtend — und für die saubere Art und Weise, wie der Inhalt der Kisten facturirt worden war. Das war meines Erinnerns der Erste, der das schriftlich ausgedrückt; und das hat mir in der That sehr wohlgethan. Daß aber vor ihm unzählige Andere ebenso gedacht und deßwegen mir den Vorzug gegeben haben, ist sicher. Sauberes Arbeiten ist also nicht blos meine Liebhaberei, sondern auch vortheilhaft für das Geschäft.

Dieser Mann ist übrigens auch Einer, welcher an angestrengte Arbeit glaubt. Er sagt u. A.: „Der Achtstundentag (d. h. Leute, die sich nicht anstrengen, sondern — wie Bauhandwerker und andere hochbezahlte Arbeiter — nur geringe Arbeitszeit halten, nichts mehr thun, als sie müssen, dagegen aber fortwährend Lohnerhöhung beanspruchen) hat niemals etwas Besonderes hervorgebracht und wird es auch nie thun." Ich denke, das darf man unterschreiben.

Obwol es nicht Bücher oder Kindergarten-Material betraf, so hat auch etwas Anderes mir Vergnügen gemacht. "Uncle Sam" bezahlte mir am 9. October $26,821.02 für soviel von meinen Bauplätzen in Washington, als er für eine 140 Fuß breite Straße braucht, die hindurchgeführt wird. Dadurch wird der mir verbleibende größere Theil des Complexes umso werthvoller, und sollen meine Kinder ihre Freude haben an der Anlage, die mich mit Zurechnung der Zinsen auf die erste Ausgabe mehr als $110,000 kostet, nachdem ich dieselbe seit 1888 besessen und ruhig abwartend gehalten habe, trotz der Steuern und Umlagen.

Das ist auch eine Frucht meines Arbeitens — und meines Sparens.

Wenn nun auch Manche, die wohlhabend sind, darüber sagen mögen: „Na, das ist nicht der Erwähnung werth," dürften Andere dagegen meinen: „Ei, wenn ich's doch auch so weit gebracht hätte!" Ich aber sage zur Entschuldigung meines Ausplauderns: „Das ist eines der sicht- und greifbaren Resultate davon, daß ich nicht jeden Abend zum

Trinken, Schwätzen oder Kartenspielen ins Wirthshaus gegangen bin, gleich Anderen, und geblieben bis nach Mitternacht, sondern daß ich vielmehr an meinem Pulte ungestört für das Geschäft gearbeitet habe, und sobald als möglich zur Nachtruhe gegangen bin."

Wie Viele gibt es, welche gewissenlos sozusagen nur aus der Hand in den Mund leben, viel von ihrer freien Zeit am Biertische verbringen, für entbehrliche Bedürfnisse ihr Letztes ausgeben, die Familie kurz halten, für dieselbe Nichts zurücklegen — von Krankheitsfällen und dem Versiechen der Einnahmequelle gar nicht zu sprechen.

So habe ich z. B. 25 Jahre lang einen recht befähigten Mann gekannt, der Politiker und immer auf seinen Vortheil bedacht war. Er hatte 10 Jahre lang eine feste Stellung mit $8000 Gehalt, und dazu Nebeneinnahmen. So wenig aber hatte er für die Seinigen gesorgt, daß nach seinem Tode seine Wittwe und Tochter genöthigt waren, ein Boarding House zu halten, nachdem sie früher in Gesellschaften geglänzt hatten.

Gleich Anderen hat jener Mann mich sozusagen über die Achsel angesehen. Ich glaube aber, sagen zu dürfen, daß ich in meiner Weise besser für meine Familie gesorgt habe, als wenn ich dieselbe häufig zu Vergnügungen geführt und darüber natürlich das Wichtigere — mein Geschäft — vernachlässigt hätte. Nur um das darzuthun, habe ich mir oben erlaubt, zu bemerken, daß ich Etwas zurückgelegt habe.

Trotzdem werden manche Leser mir verdenken, daß ich Dies erwähnt habe, sowie verschiedenes Andere, was ich hätte für mich behalten, verschweigen sollen. Und über andere Sachen werden sie aus diesem oder jenem Grunde absprechend urtheilen.

Nun, ich habe zeigen wollen, daß ich mich nicht scheue, meine Schwächen einzugestehen, sowie auch die Principien und Anschauungen auszusprechen, nach denen ich gelebt habe und noch lebe. Andererseits will ich mich aber Denjenigen als einen Genossen vorstellen, welche im Stillen und großentheils ohne weitere Anerkennung, als die ihres Bewußtseins, treu und eifrig arbeiten, als Einen von der kleinen Zahl Solcher, die ausnahmsweise gesund und heiter geblieben sind. Mit ihnen, diesen gewissenhaften, fleißigen Arbeitsgenossen sage ich: „Mögen Andere höhnen und uns für Narren halten. Die Meisten derselben haben allerdings nicht nöthig, regelmäßig zu arbeiten; von den übrigen aber würden viele — besonders aber ihre Familien – sich wohler befin-

den, wenn sie ebenso gewissenhaft thätig gewesen wären, wie wir. Wie gut haben wir's auch verglichen mit den Unglücklichen, welche gern arbeiten möchten, aber physisch unfähig dazu sind."

Ich will auch noch einen anderen — wenn auch trivialen — Grund erwähnen, der mich beeinflußt hat, gegenwärtige „Erinnerungen und Plaudereien" niederzuschreiben und zu drucken. Ueber kurz oder lang kommt mein Ende. Wie das heutzutage gewöhnlich so geht, wird man dann wol in etlichen Blättern Notizen über mich bringen. Da ich nun nicht mittheilsam, sondern eher das Gegentheil gewesen bin, so ist nicht wahrscheinlich, daß irgend Jemand eine richtige Darstellung von meinem Thun gäbe. Keinesfalls soll man aber mir zuschreiben, was mir nicht gehört. Darum mußte ich selbst Einiges zusammenstellen, was mich betrifft, und darum also diese Fragmente zu einer Selbst-Biographie. Es ist gut, daß Mangel an Zeit mir verbietet, eine Anzahl anderer Sachen zu erwähnen, die mir nach und nach eingefallen sind.

Daß ich bei allzugroßer Offenheit ohne Zweifel auf diesen 432 Seiten zuviel mitgetheilt habe, während ich sonst zu wenig gesprochen, mag auch als eine meiner Schwächen neben den anderen angesehen werden. Ich denke indeß, mit denselben allen habe ich doch nur ungefähr so viele verwundbare Stellen, wie die anderen Durchschnittsmenschen auch, und brauche darum mich nicht zu verkriechen.

Aber — mögen Andere es besser machen, und mehr leisten, als ich mit meinen schwachen Kräften, durch die Umstände behindert, habe leisten können! Dazu sollen meine „Erinnerungen und Plaudereien" einen Anstoß geben, und das ist eine Seite ihres Zwecks.

Bei der modernen und um sich greifenden Tendenz der Gelehrten und der Ungelehrten, vom kirchlichen Leben abzufallen, fühle ich sehr dankbar dafür, daß es mir immer vergönnt gewesen ist, unbehindert meinen kirchlichen Neigungen zu leben. Da ist die jetzt 237 Jahre alte St. Matthäus-Gemeinde, die von jeher aus Mitgliedern bestanden hat, welche dem Deutschthum von New York zur Ehre gereicht. Mich um Spötter nicht kümmernd habe ich immer zu dieser Gemeinde gehört und gerne deren Kirche besucht, auch in den letzten 22 Jahren, nachdem ich in die obere Stadt gezogen bin, von wo aus ich einen weiten Weg zu fahren habe.

Glücklich bin ich, wenn hin und wieder meine Familie von Fünfen eine der am zahlreichsten vertretenen in der Kirche ist. Glücklich bin ich auch, mir sagen zu dürfen, daß meine Kinder nicht die Wege der Gottlosen wandeln, während es mir nahe geht, wenn der Pastor betrübt das nur gering besuchte Haus vor sich sieht und fragt, wo die vielen Hunderte jetzt sind, welche er an dieser Stelle confirmirt hat. Nun, theilweise wohnen sie jetzt anderswo oder besuchen englische Kirchen; zum größeren Theile aber haben sie leider den Kirchenbesuch aufgegeben. Es ist eine betrübende Thatsache, daß manche aus Deutschland eingewanderte Eltern, die exemplarisch gelebt, fleißig gearbeitet und für ihre Kinder nach Kräften gesorgt haben, an denselben, welche Untugenden von „Jung-Amerika" sich angeeignet, wenig Freude, vielmehr Kummer und Undank erleben.

Wie nicht wenig von äußeren Umständen abhängt, so bin ich so glücklich gewesen, daß die Pastoren der Gemeinde: bis 1868 Dr. Stohlmann, nach ihm, bis 1873, G. A. Vorberg, dann Dr. Justus Ruperti bis 1876, und von da an Pastor J. H. Sieker durch ihre Predigten sowol, wie auch durch ihre Persönlichkeit mich angezogen haben. Das ist ein Glück, welches viele Leute schwer vermissen, und will ich nicht anstehen, demselben zuzuschreiben, daß ich in trüben Zeiten in ruhiger Stimmung, gesund und arbeitsfähig geblieben bin.

Auf S. 6 habe ich erzählt, wie ich vom Obermarkthelfer J. G. Herfurth zum Paketepacken und dergleichen angeleitet wurde, in einer Weise, daß ich mein Leben lang gern daran denken werde. Seitdem das gesetzt worden, habe ich mich noch weiterer Dinge erinnert. So z. B., daß im J. 1848, infolge der Revolution in Wien, Herr Theodor Demuth, Sohn eines Leipziger Professors, nach Leipzig kam und im Hermann'schen Geschäfte volontirte. Dieser Herr Demuth faßte aus irgend einem Grunde eine Zuneigung zum „Heinrich". Es machte ihm Vergnügen, mich ihm bei seinen Arbeiten helfen zu lassen und dabei auch über Anderes zu sprechen, soviel er Gelegenheit fand, entsprechend meiner Wißbegier und Lernfähigkeit. Im J. 1849 ging er nach Wien zurück und habe ich ihn nie wieder gesehen. Er hat mir aber seine freundschaftliche Zuneigung bewahrt und manchmal ein paar Zeilen geschrieben. Nachdem er viele Jahre Chef der Firma Gerold & Co. gewesen, trat er Ende 1898 in den Ruhestand.

Als nun im Februar 1898 die mich betreffende Notiz in einigen deutschländischen Blättern erschien, erhielt ich eine große Menge freundlicher Zuschriften von drüben. Darunter waren auch die des Commerzienraths Carl Engelhorn-Stuttgart, des damaligen Ersten Vorstehers des Börsenvereins, und des Herrn Gustav Küstenmacher-Berlin, welche Beide in den Jahren 1873—74, bezw. von 1874—76, mir eifrige und liebe Mitarbeiter gewesen sind, und darum mein Wirken aus eigener Anschauung kannten. Was sie mir schrieben, war nicht weniger eine unwillkürliche Ehrung für sie selbst, wie auch erfreulicherweise für mich.

Ich will aber nicht verschweigen, daß diejenige Zuschrift, welche mich besonders sympathisch faßte, die von Herrn Demuth war, welcher mir u. A. schrieb:

> ... „Ist's auch nicht mehr modern, so rufe ich Ihnen doch in treuem christlichen Glauben zu: Möge der gütige Gott, der Ihre Arbeit gesegnet hat bis heute, Sie und die Ihrigen schirmen in Noth und Gefahr, für die folgenden Tage Ihres Schaffens, zu denen Ihnen die Kraft und der Muth treu bleiben mögen bis ans Ende." ...

Herr Demuth hat mir damit aus der Seele gesprochen, und den besten Wunsch ausgedrückt, welchen irgend Jemand aussprechen konnte.

Möge dieser Wunsch in Erfüllung gehen und möge auch, wenn ich einst von meiner Arbeit heimgerufen werde, man von mir sagen dürfen: „Er hat versucht, seine Pflicht zu thun und Anderen ein gutes Beispiel zu geben; sein bescheidenes Leben ist kein nutzloses gewesen."

Und noch Eins: Möge der Name „Steiger" noch lange in Ehren fortbestehen!

Am 25. October, 1901.









Ich mag mich irren, aber mir ist's, wenn ich allein zwischen den verschiedenen Gruppen gesessen habe, vorgekommen, als ob die Damen mehr aufmerksam und liebenswürdig den Herren gegenüber gewesen wären, als umgekehrt. Das würde der Situation ungefähr entsprechen.

Ich bin der unmaßgeblichen Meinung, daß, wenn die jungen Damen die Backfisch-Kleiderlänge in gewissem Grade fortführen würden, d. h. wenn sie ihre Kleider etwas kürzer trügen, als gewöhnlich, sodaß sie die Straße nicht fegen und darum die Kleider umso länger in gutem Zustande erhalten, ferner wenn sie nur halb so viel oder noch weniger Wechsel zeigten — dafür aber schönes Schuhwerk: ich bin der Meinung, daß dann, sofern die anderen Umstände gleich sind, die ordentlichen, soliden jungen Männer sich weniger vor dem Heirathen fürchten würden, als es jetzt der Fall ist.

Was das Schwimmen anlangt, so hatte mein Arzt mir vor 15 Jahren, als ich mir im Seewasser einen Nasenkatarrh geholt, weiteres Seewasserbaden verboten. Die feine Gelegenheit in Bath Beach hat mich das Verbot des vor 11 Jahren verstorbenen Arztes und Schwagers aber vergessen lassen.

Es ist ein Beweis vom Können und Kennen, nachdem man Etwas gelernt hat, daß auch ich, obwol viele Jahre außer Uebung, das Schwimmen nicht verlernt habe, was mir vor 52 Jahren der Schwimmlehrer H. Ladebeck in der Leipziger Schwimmanstalt beigebracht.

Bei mir war's sozusagen Uebermuth, wenn ich ins Wasser sprang, sofern ich danach fühlte. Es war mir angenehm, beim Hineinspringen 10—12 Fuß tief den sandigen Grund zu erreichen und dann mich an die Oberfläche hinaufzupaddeln. Bei solchem Uebermuthe fühlt Unsereiner ein gelindes Bedauern mit den Leuten, welche nicht schwimmen können. Der Arzt hat ihnen Seebäder verordnet, sie fürchten sich aber vor dem Wellenschlage und der Strömung am wirklichen Meeresstrande. Darum wagen sie sich nicht dorthin, sondern kommen zu dem ruhigen Seewasser der Gravesend Bay bei „Fort Lowry". Da sie nicht schwimmen können und da „das Wasser keine Balken hat", so gehen sie behutsam vom Lande aus ins Wasser, 3 oder höchstens 4 Fuß tief, stecken den Kopf einmal unter und kommen hierauf wieder heraus. Damit haben sie ihre Schuldigkeit gethan. Und Unsereiner — der doch auch nicht Kunststückchen im Wasser machen kann — moquirt sich über diese vorsichtigen Leute!

Die letzte Woche meines diesjährigen Aufenthaltes in „Fort Lowry" war nicht sehr angenehm. Es regnete viel. Dazu kam auch die Wirthschaft etwas außer Ordnung. Als ich am Montag, den 19. August, in den Speisesaal trat, herrschte darin unbändige Heiterkeit, vermischt mit dem Geklirr fallenden Geschirrs. An meinem Tische saßen Gäste, die ich noch nie gesehen. Die wohlbekannten Kellnerinnen waren unsichtbar. An ihrer Statt versuchten die dienenden Geister aus der Küche und sonstwoher, die Zimmermädchen und Andere die Gäste zu bedienen. Auch die Eigenthümerin spielte Kellnerin.

Später erfuhr ich den Grund dieser Unordnung. Der Oberkellner war am Samstag angeblich krank nach New York gefahren und hatte 2 Tage lang nichts von sich hören lassen. Als er am Montag gegen Abend sich wieder gezeigt, hatte die Eigenthümerin ihm gesagt, daß er entlassen sei und alsbald gehen solle. Damit hatte sie in ein Wespennest gestochen. Er und die Oberkellnerin des zweiten Speisesaales befahlen den 30 Kellnerinnen, die — wie sich auf einmal herausstellte — ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß eingegangen waren, alsbald „auszutreten", sowie auch sofortige Auszahlung des antheiligen Monatslohnes zu verlangen. Zum Arbeiten konnten sie nicht gezwungen werden. Auf ihren Lohn hatten sie eigentlich keinen legalen Anspruch; es wurde ihnen indeß gesagt, daß sie am nächsten Morgen um 7 Uhr ihr Geld erhalten sollten, was in Gegenwart von drei Polizisten auch geschehen ist.

„Dergleichen kann in Deutschland nicht vorkommen," wird Mancher sagen. Gemach, in Amerika wird sich solches Vorgehen mit der Zeit auch reguliren.

Glücklicherweise war der Arbeitsmarkt New York, wo jederzeit Hülfe zum sofortigen Eintreten des Winkes harrt, nicht weit. In der Nacht engagirte der Geschäftsführer in der Stadt 15 Kellner und später kam noch weitere Hülfe, männliche und weibliche. Aber der neue Oberkellner war seiner Aufgabe nicht gewachsen und sorgte nicht für die Gäste, wie der vorherige es gethan. Kurz, die frühere Zufriedenheit hatte aufgehört. Viele Gäste kürzten ihren Aufenthalt aus diesem Grunde ab. Ein Glück für die Eigenthümerin war, daß sich dieser Ausmarsch nicht früher ereignete. Drei Wochen vorher war schon einmal die ganze Schwesternschaft der Kellnerinnen eine halbe Stunde vor dem Abendessen mit der Forderung gekommen, daß ihr Monatslohn von

$12.00 auf $14.00 erhöht werde, weil die "tips" nicht so viel einbrächten wie sie erwartet. Wohl oder übel waren Eigenthümerin und Geschäftsführer genöthigt gewesen, diese Forderung zu bewilligen, umsomehr als auch die Gäste dazu drängten, welche eine Stunde länger als gewöhnlich auf das Abendessen zu warten hatten.

Unter den Gästen gab es welche, die bisher, ohne recht zu überlegen, immer auf Seite der Streiker gewesen waren, wenn irgendwo eine Differenz zwischen Arbeitgeber und Arbeitern Niederlegung der Arbeit zur Folge gehabt hatte. Auf einmal wurden diese an der sie selbst betreffenden und nicht unwichtigen Angelegenheit des Essens inne, wie es thut, wenn die gewohnte Bedienung streikt. Sie schimpften, schlugen gerichtliches Vorgehen gegen die Rädelsführer vor, u. s. w. Aber damit wurde nichts gebessert.

Den 30 Kellnerinnen ist es jedenfalls, mit wenigen Ausnahmen, leid gewesen, daß sie ihren Posten plötzlich aufgeben mußten, an welchem eine jede doch auf einige Zeit noch 5 bis 7 Dollars ℔ Woche verdient hätte. Aber so ist's, wenn man ein Schutz- und Trutzbündniß eingegangen ist. Sicherlich hat die mittelalterliche, brillentragende irländische Rosie, welche meinen Tisch besorgte, ungern den Dollar vermißt, den sie jeden Samstag von mir dafür bekam, daß sie jeden Morgen um 6.10 mein Frühstück am Platze hatte, ob ich schon da saß oder nicht, und daß sie auch sonst gut für mich sorgte. Ich traue ihrer weiblichen Eigenthümlichkeit zu, daß sie den Schwestern im Anrichtezimmer jeden Samstag den Dollar gezeigt und dieselben neidisch gemacht hat, umsomehr, als die meisten anderen Gäste nur je 25 Cents wöchentlich, und nicht Wenige auch nix gaben.

Man hat mir gelinde vorgeworfen, daß ich die Kellnerinnen, Zimmermädchen u. A. verwöhne. Nun, von meiner Jugend her bin ich ja gewöhnt, nicht viel Bedienung zu brauchen; wenn ich mich aber bedienen lasse, so will ich mittelst klingender Anerkennung die betr. Person auch zufrieden machen; ich trinke z. B. lieber ein Glas Bier weniger oder verzichte auf das Dessert, und gebe dagegen dem Kellner umsomehr, obwol es hierzulande mit den Trinkgeldern noch nicht so weit ist wie in Europa.

Auch im Geschäfte ist es gegen mein Princip, unnöthigerweise mich bedienen zu lassen; ich habe lieber selber gethan, was ich zu thun Zeit und Kraft hatte — wenn das auch nicht ganz zweckmäßig ist. Ich habe

nimmer Andere, selbst meine Angestellten nicht, auf mich warten lassen, sofern ich das vermeiden konnte; habe mich immer in deren Lage versetzt und gedacht, wie mir's thun würde, wenn man mich warten ließe. Ich weiß auch, wie Andere gefühlt haben, gegen welche deren Principale nicht so rücksichtsvoll gewesen. Bis zum Verwöhnen ist's noch immer ein Schritt.

Der obenerwähnte Streik der Kellnerinnen zeitigte bei vielen Leuten die Anschauung, daß es besser sei, die Führung eines Sommer-Hotels nicht zu besorgen, weder als Mann, noch weniger aber als Frau. Das Risico steht in keinem Verhältnisse zu dem möglichen Profite. In diesem Sommer haben viele Hotel-Pächter ihr Geld zugesetzt oder das betr. Hotel mit Schulden geschlossen. Ich erinnere mich daran, daß ich im Alter von 12 Jahren auch einmal die Idee hatte, Hotelier zu werden. Mein Vater war bis spät in der Nacht mit Freunden in Leipzig zusammen gewesen, und sagte am Frühstückstische: „Diese Hoteliers und Weinhändler, die verdienen doch ein Heidengeld!" Damals schien mir Geld verdienen der höchste Zweck. Es hat aber nicht lange gedauert, bevor ich diese Anschauung aufgegeben. Und das war sehr gut.

Es gefiel mir also nicht mehr im Hotel, da der neue Oberkellner nicht auf Sauberkeit sah, noch auch darauf, daß die Kellner und Kellnerinnen, die übrigens fast jeden Tag andere waren, die Gäste aufmerksam bedienten. Ich sehnte mich nach meinem Hause in der Stadt. "There is nothing like home!" Dort war ich sicher, das sauberste Tischleinen und Tischgeschirr, schmackhafte Speisen, guten Tischwein, das beste Bier — kurz, Alles zu finden, was Einem Appetit macht. „Kein Stäubchen im ganzen Hause", obwol Gattin und Töchter noch in den Bergen weilten. Und mein Schlafzimmer reichlich viermal größer, als Annex No. 19.

Darum zog ich am 27. August wieder in mein Haus in Lexington Avenue, New York. Nach dem Abendessen pflegte ich — wenn es warm war — noch eine Stunde lang in den offenen Trolley Cars zu fahren. Das war aber kaum nöthig, denn an meinem großen Pulte im Hinter-Parlor hatte ich angenehm kühle Abendluft und eine große Lampe. Da konnte ich viel von der Arbeit erledigen, die sich mit dem Wiederberanfangen der Schul- und Lesezeit beträchtlich mehrte.

Es kamen noch verschiedene unangenehm warme Tage, aber bei der fortwährenden Beschäftigung dachte ich kaum daran. Keinesfalls la-

mentirte ich darüber, während schöne Bestellungen auf Schul- und andere Bücher kamen. Ein Auftrag, der sich auf ungefähr $2000 belief, kam an mich, weil ich das größte Lager deutscher Unterhaltungs-Literatur führe. So lohnt sich mein bisheriges Wirken.

An dieser Bestellung hatte ich noch eine besondere Freude. Als die Sendung bis auf etliche Nachzügler abgeschickt worden war, kam ein Schreiben des Bestellers mit Dank für schnelle Lieferung — was nicht auf Lager war, hatte ich ℙ Cabel bestellt, die $32.50 Kosten nicht achtend — und für die saubere Art und Weise, wie der Inhalt der Kisten facturirt worden war. Das war meines Erinnerns der Erste, der das schriftlich ausgedrückt; und das hat mir in der That sehr wohlgethan. Daß aber vor ihm unzählige Andere ebenso gedacht und deßwegen mir den Vorzug gegeben haben, ist sicher. Sauberes Arbeiten ist also nicht blos meine Liebhaberei, sondern auch vortheilhaft für das Geschäft.

Dieser Mann ist übrigens auch Einer, welcher an angestrengte Arbeit glaubt. Er sagt u. A.: „Der Achtstundentag (d. h. Leute, die sich nicht anstrengen, sondern — wie Bauhandwerker und andere hochbezahlte Arbeiter — nur geringe Arbeitszeit halten, nichts mehr thun, als sie müssen, dagegen aber fortwährend Lohnerhöhung beanspruchen) hat niemals etwas Besonderes hervorgebracht und wird es auch nie thun.“ Ich denke, das darf man unterschreiben.

Obwol es nicht Bücher oder Kindergarten-Material betraf, so hat auch etwas Anderes mir Vergnügen gemacht. "Uncle Sam" bezahlte mir am 9. October $26,821.02 für soviel von meinen Bauplätzen in Washington, als er für eine 140 Fuß breite Straße braucht, die hindurchgeführt wird. Dadurch wird der mir verbleibende größere Theil des Complexes umso werthvoller, und sollen meine Kinder ihre Freude haben an der Anlage, die mich mit Zurechnung der Zinsen auf die erste Ausgabe mehr als $110,000 kostet, nachdem ich dieselbe seit 1888 besessen und ruhig abwartend gehalten habe, trotz der Steuern und Umlagen.

Das ist auch eine Frucht meines Arbeitens — und meines Sparens.

Wenn nun auch Manche, die wohlhabend sind, darüber sagen mögen: „Na, das ist nicht der Erwähnung werth,“ dürften Andere dagegen meinen: „Ei, wenn ich's doch auch so weit gebracht hätte!“ Ich aber sage zur Entschuldigung meines Ausplauderns: „Das ist eines der sicht- und greifbaren Resultate davon, daß ich nicht jeden Abend zum

Trinken, Schwätzen oder Kartenspielen ins Wirthshaus gegangen bin, gleich Anderen, und geblieben bis nach Mitternacht, sondern daß ich vielmehr an meinem Pulte ungestört für das Geschäft gearbeitet habe, und sobald als möglich zur Nachtruhe gegangen bin."

Wie Viele gibt es, welche gewissenlos sozusagen nur aus der Hand in den Mund leben, viel von ihrer freien Zeit am Biertische verbringen, für entbehrliche Bedürfnisse ihr Letztes ausgeben, die Familie kurz halten, für dieselbe Nichts zurücklegen — von Krankheitsfällen und dem Versiechen der Einnahmequelle gar nicht zu sprechen.

So habe ich z. B. 25 Jahre lang einen recht befähigten Mann gekannt, der Politiker und immer auf seinen Vortheil bedacht war. Er hatte 10 Jahre lang eine feste Stellung mit $8000 Gehalt, und dazu Nebeneinnahmen. So wenig aber hatte er für die Seinigen gesorgt, daß nach seinem Tode seine Wittwe und Tochter genöthigt waren, ein Boarding House zu halten, nachdem sie früher in Gesellschaften geglänzt hatten.

Gleich Anderen hat jener Mann mich sozusagen über die Achsel angesehen. Ich glaube aber, sagen zu dürfen, daß ich in meiner Weise besser für meine Familie gesorgt habe, als wenn ich dieselbe häufig zu Vergnügungen geführt und darüber natürlich das Wichtigere — mein Geschäft — vernachlässigt hätte. Nur um das darzuthun, habe ich mir oben erlaubt, zu bemerken, daß ich Etwas zurückgelegt habe.

Trotzdem werden manche Leser mir verdenken, daß ich Dies erwähnt habe, sowie verschiedenes Andere, was ich hätte für mich behalten, verschweigen sollen. Und über andere Sachen werden sie aus diesem oder jenem Grunde absprechend urtheilen.

Nun, ich habe zeigen wollen, daß ich mich nicht scheue, meine Schwächen einzugestehen, sowie auch die Principien und Anschauungen auszusprechen, nach denen ich gelebt habe und noch lebe. Andererseits will ich mich aber Denjenigen als einen Genossen vorstellen, welche im Stillen und großentheils ohne weitere Anerkennung, als die ihres Bewußtseins, treu und eifrig arbeiten, als Einen von der kleinen Zahl Solcher, die ausnahmsweise gesund und heiter geblieben sind. Mit ihnen, diesen gewissenhaften, fleißigen Arbeitsgenossen sage ich: „Mögen Andere höhnen und uns für Narren halten. Die Meisten derselben haben allerdings nicht nöthig, regelmäßig zu arbeiten; von den übrigen aber würden viele — besonders aber ihre Familien – sich wohler befin-

den, wenn sie ebenso gewissenhaft thätig gewesen wären, wie wir. Wie gut haben wir's auch verglichen mit den Unglücklichen, welche gern arbeiten möchten, aber physisch unfähig dazu sind."

Ich will auch noch einen anderen — wenn auch trivialen — Grund erwähnen, der mich beeinflußt hat, gegenwärtige „Erinnerungen und Plaudereien" niederzuschreiben und zu drucken. Ueber kurz oder lang kommt mein Ende. Wie das heutzutage gewöhnlich so geht, wird man dann wol in etlichen Blättern Notizen über mich bringen. Da ich nun nicht mittheilsam, sondern eher das Gegentheil gewesen bin, so ist nicht wahrscheinlich, daß irgend Jemand eine richtige Darstellung von meinem Thun gäbe. Keinesfalls soll man aber mir zuschreiben, was mir nicht gehört. Darum mußte ich selbst Einiges zusammenstellen, was mich betrifft, und darum also diese Fragmente zu einer Selbst-Biographie. Es ist gut, daß Mangel an Zeit mir verbietet, eine Anzahl anderer Sachen zu erwähnen, die mir nach und nach eingefallen sind.

Daß ich bei allzugroßer Offenheit ohne Zweifel auf diesen 432 Seiten zuviel mitgetheilt habe, während ich sonst zu wenig gesprochen, mag auch als eine meiner Schwächen neben den anderen angesehen werden. Ich denke indeß, mit denselben allen habe ich doch nur ungefähr so viele verwundbare Stellen, wie die anderen Durchschnittsmenschen auch, und brauche darum mich nicht zu verkriechen.

Aber — mögen Andere es besser machen, und mehr leisten, als ich mit meinen schwachen Kräften, durch die Umstände behindert, habe leisten können! Dazu sollen meine „Erinnerungen und Plaudereien" einen Anstoß geben, und das ist eine Seite ihres Zwecks.

Bei der modernen und um sich greifenden Tendenz der Gelehrten und der Ungelehrten, vom kirchlichen Leben abzufallen, fühle ich sehr dankbar dafür, daß es mir immer vergönnt gewesen ist, unbehindert meinen kirchlichen Neigungen zu leben. Da ist die jetzt 237 Jahre alte St. Matthäus-Gemeinde, die von jeher aus Mitgliedern bestanden hat, welche dem Deutschthum von New York zur Ehre gereicht. Mich um Spötter nicht kümmernd habe ich immer zu dieser Gemeinde gehört und gerne deren Kirche besucht, auch in den letzten 22 Jahren, nachdem ich in die obere Stadt gezogen bin, von wo aus ich einen weiten Weg zu fahren habe.

Glücklich bin ich, wenn hin und wieder meine Familie von Fünfen eine der am zahlreichsten vertretenen in der Kirche ist. Glücklich bin ich auch, mir sagen zu dürfen, daß meine Kinder nicht die Wege der Gottlosen wandeln, während es mir nahe geht, wenn der Pastor betrübt das nur gering besuchte Haus vor sich sieht und fragt, wo die vielen Hunderte jetzt sind, welche er an dieser Stelle confirmirt hat. Nun, theilweise wohnen sie jetzt anderswo oder besuchen englische Kirchen; zum größeren Theile aber haben sie leider den Kirchenbesuch aufgegeben. Es ist eine betrübende Thatsache, daß manche aus Deutschland eingewanderte Eltern, die exemplarisch gelebt, fleißig gearbeitet und für ihre Kinder nach Kräften gesorgt haben, an denselben, welche Untugenden von „Jung-Amerika" sich angeeignet, wenig Freude, vielmehr Kummer und Undank erleben.

Wie nicht wenig von äußeren Umständen abhängt, so bin ich so glücklich gewesen, daß die Pastoren der Gemeinde: bis 1868 Dr. Stohlmann, nach ihm, bis 1873, G. A. Vorberg, dann Dr. Justus Ruperti bis 1876, und von da an Pastor J. H. Sieker durch ihre Predigten sowol, wie auch durch ihre Persönlichkeit mich angezogen haben. Das ist ein Glück, welches viele Leute schwer vermissen, und will ich nicht anstehen, demselben zuzuschreiben, daß ich in trüben Zeiten in ruhiger Stimmung, gesund und arbeitsfähig geblieben bin.

Auf S. 6 habe ich erzählt, wie ich vom Obermarkthelfer J. G. Herfurth zum Paketepacken und dergleichen angeleitet wurde, in einer Weise, daß ich mein Leben lang gern daran denken werde. Seitdem das gesetzt worden, habe ich mich noch weiterer Dinge erinnert. So z. B., daß im J. 1848, infolge der Revolution in Wien, Herr Theodor Demuth, Sohn eines Leipziger Professors, nach Leipzig kam und im Hermann'schen Geschäfte volontirte. Dieser Herr Demuth faßte aus irgend einem Grunde eine Zuneigung zum „Heinrich". Es machte ihm Vergnügen, mich ihm bei seinen Arbeiten helfen zu lassen und dabei auch über Anderes zu sprechen, soviel er Gelegenheit fand, entsprechend meiner Wißbegier und Lernfähigkeit. Im J. 1849 ging er nach Wien zurück und habe ich ihn nie wieder gesehen. Er hat mir aber seine freundschaftliche Zuneigung bewahrt und manchmal ein paar Zeilen geschrieben. Nachdem er viele Jahre Chef der Firma Gerold & Co. gewesen, trat er Ende 1898 in den Ruhestand.

Als nun im Februar 1898 die mich betreffende Notiz in einigen deutschländischen Blättern erschien, erhielt ich eine große Menge freundlicher Zuschriften von drüben. Darunter waren auch die des Commerzienraths Carl Engelhorn-Stuttgart, des damaligen Ersten Vorstehers des Börsenvereins, und des Herrn Gustav Küstenmacher-Berlin, welche Beide in den Jahren 1873—74, bezw. von 1874—76, mir eifrige und liebe Mitarbeiter gewesen sind, und darum mein Wirken aus eigener Anschauung kannten. Was sie mir schrieben, war nicht weniger eine unwillkürliche Ehrung für sie selbst, wie auch erfreulicherweise für mich.

Ich will aber nicht verschweigen, daß diejenige Zuschrift, welche mich besonders sympathisch faßte, die von Herrn Demuth war, welcher mir u. A. schrieb:

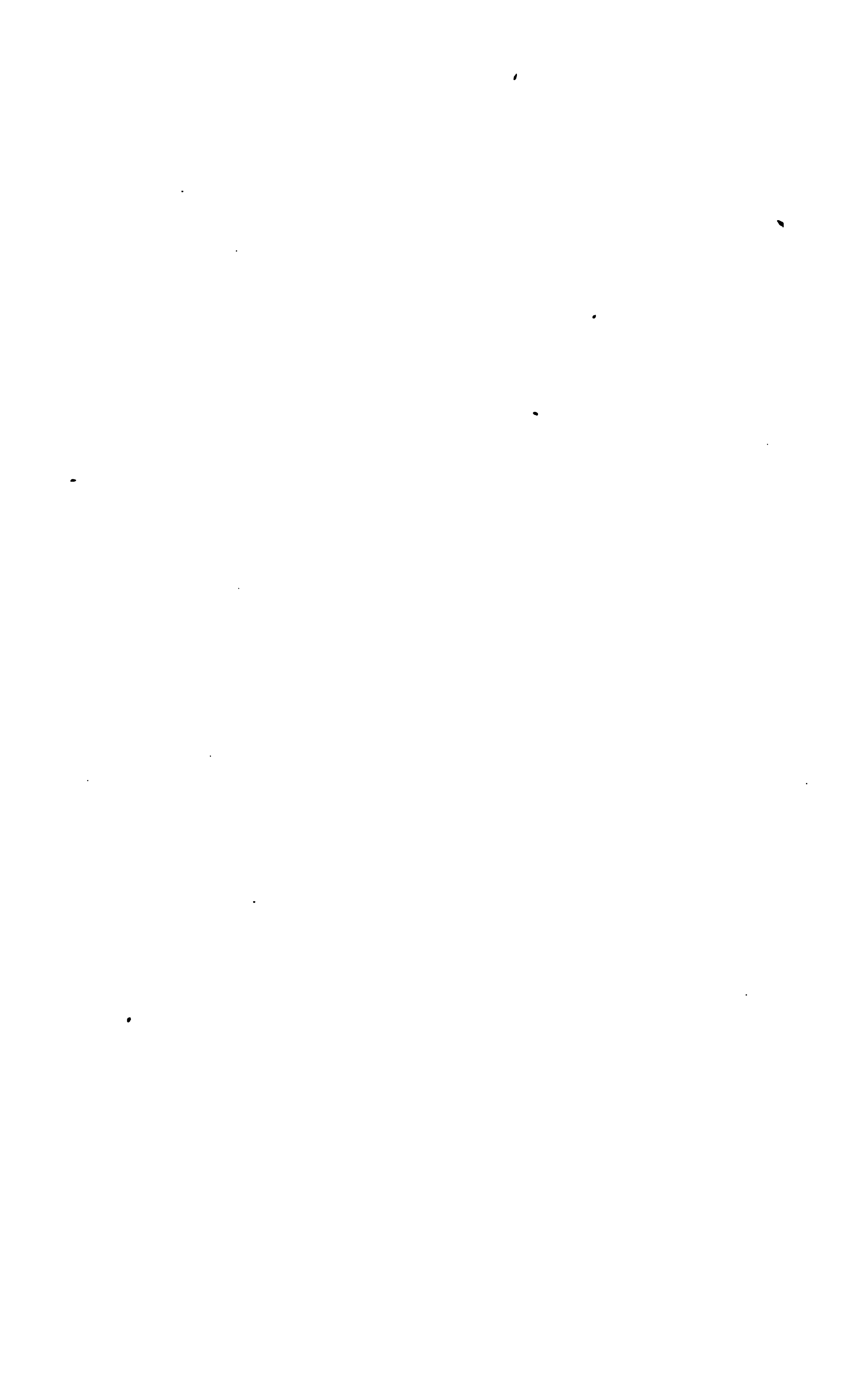
> ... „Ist's auch nicht mehr modern, so rufe ich Ihnen doch in treuem christlichen Glauben zu: Möge der gütige Gott, der Ihre Arbeit gesegnet hat bis heute, Sie und die Ihrigen schirmen in Noth und Gefahr, für die folgenden Tage Ihres Schaffens, zu denen Ihnen die Kraft und der Muth treu bleiben mögen bis ans Ende." ...

Herr Demuth hat mir damit aus der Seele gesprochen, und den besten Wunsch ausgedrückt, welchen irgend Jemand aussprechen konnte.

Möge dieser Wunsch in Erfüllung gehen und möge auch, wenn ich einst von meiner Arbeit heimgerufen werde, man von mir sagen dürfen: „Er hat versucht, seine Pflicht zu thun und Anderen ein gutes Beispiel zu geben; sein bescheidenes Leben ist kein nutzloses gewesen."

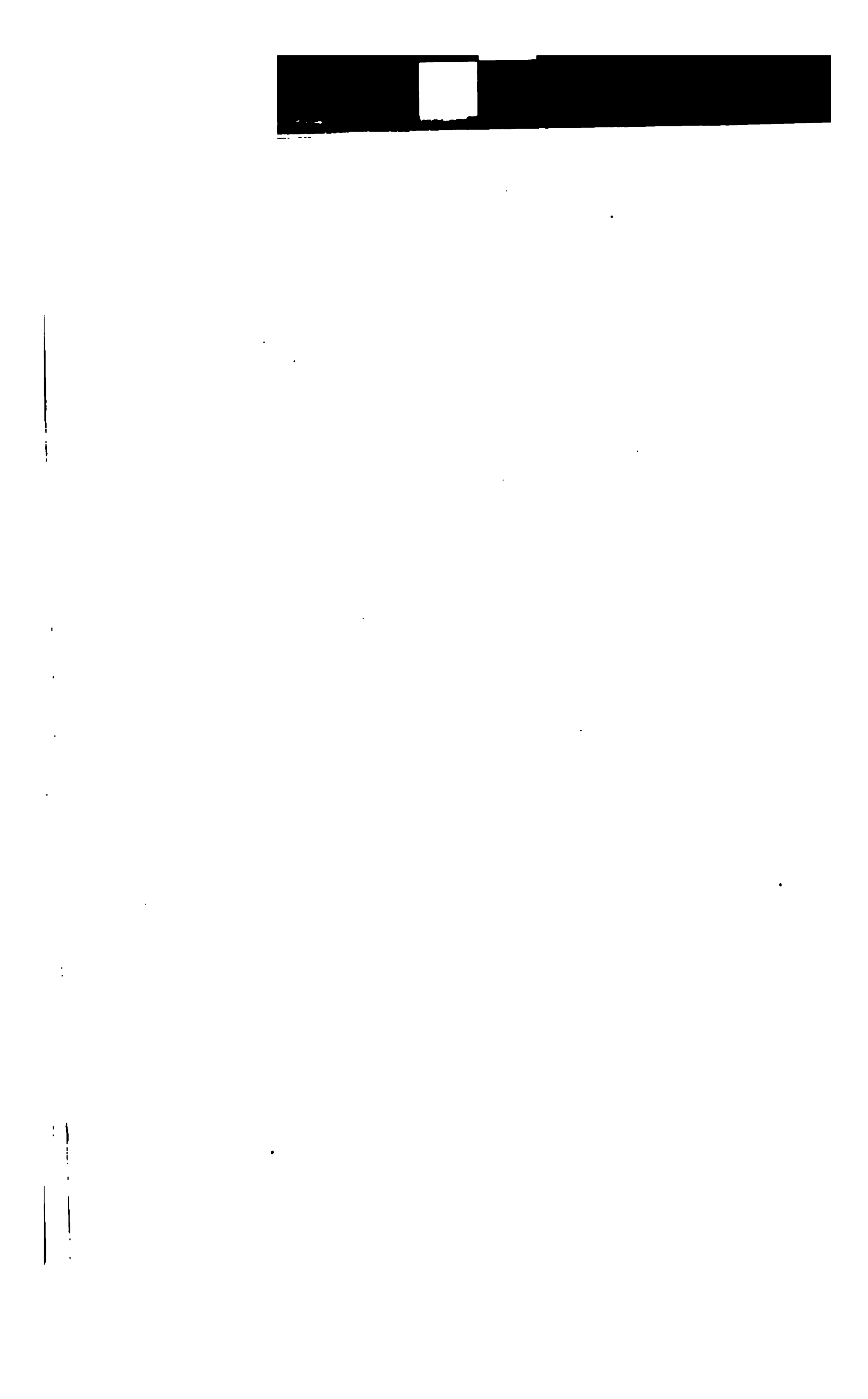
Und noch Eins: Möge der Name „Steiger" noch lange in Ehren fortbestehen!

Am 25. October, 1901.

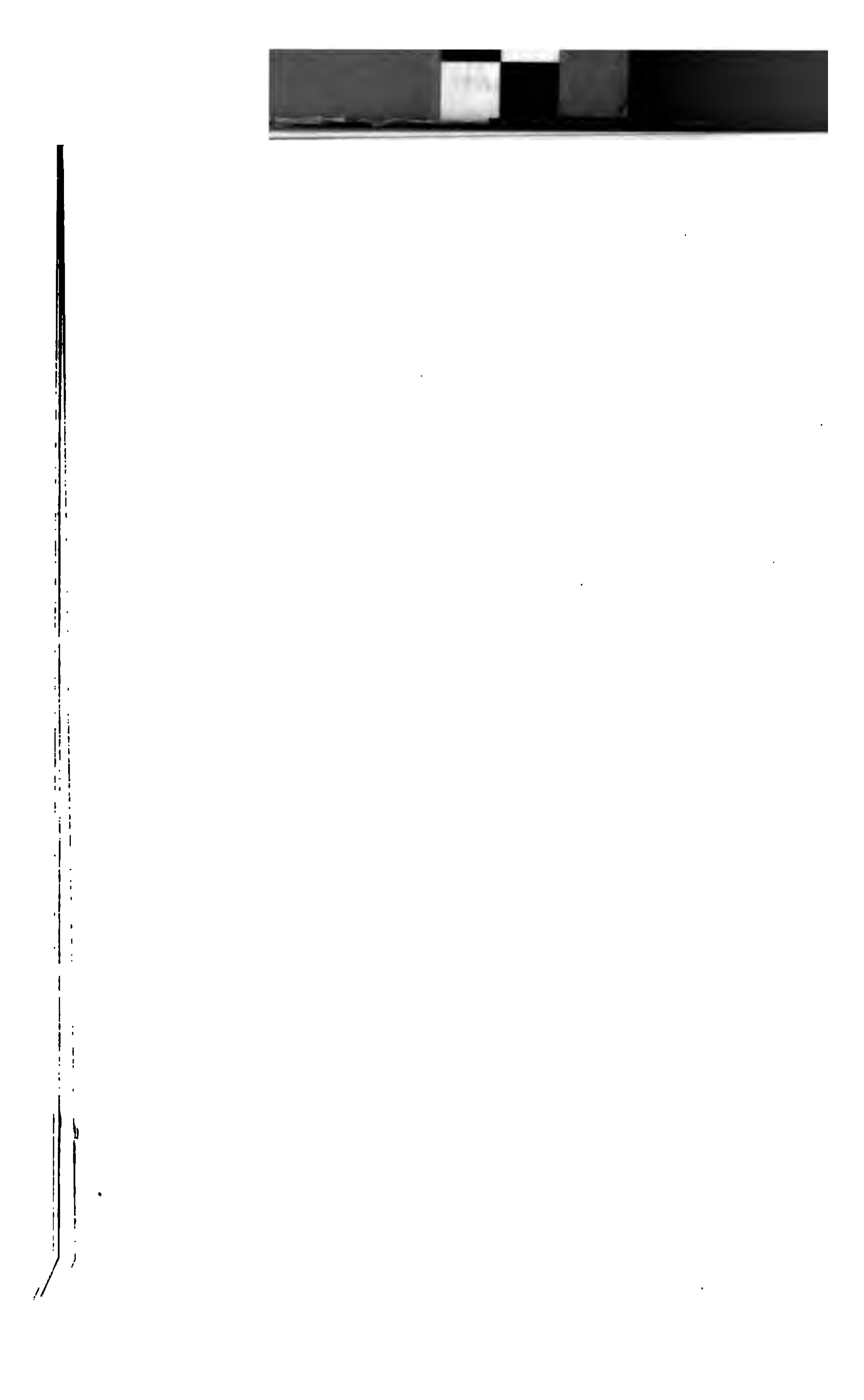








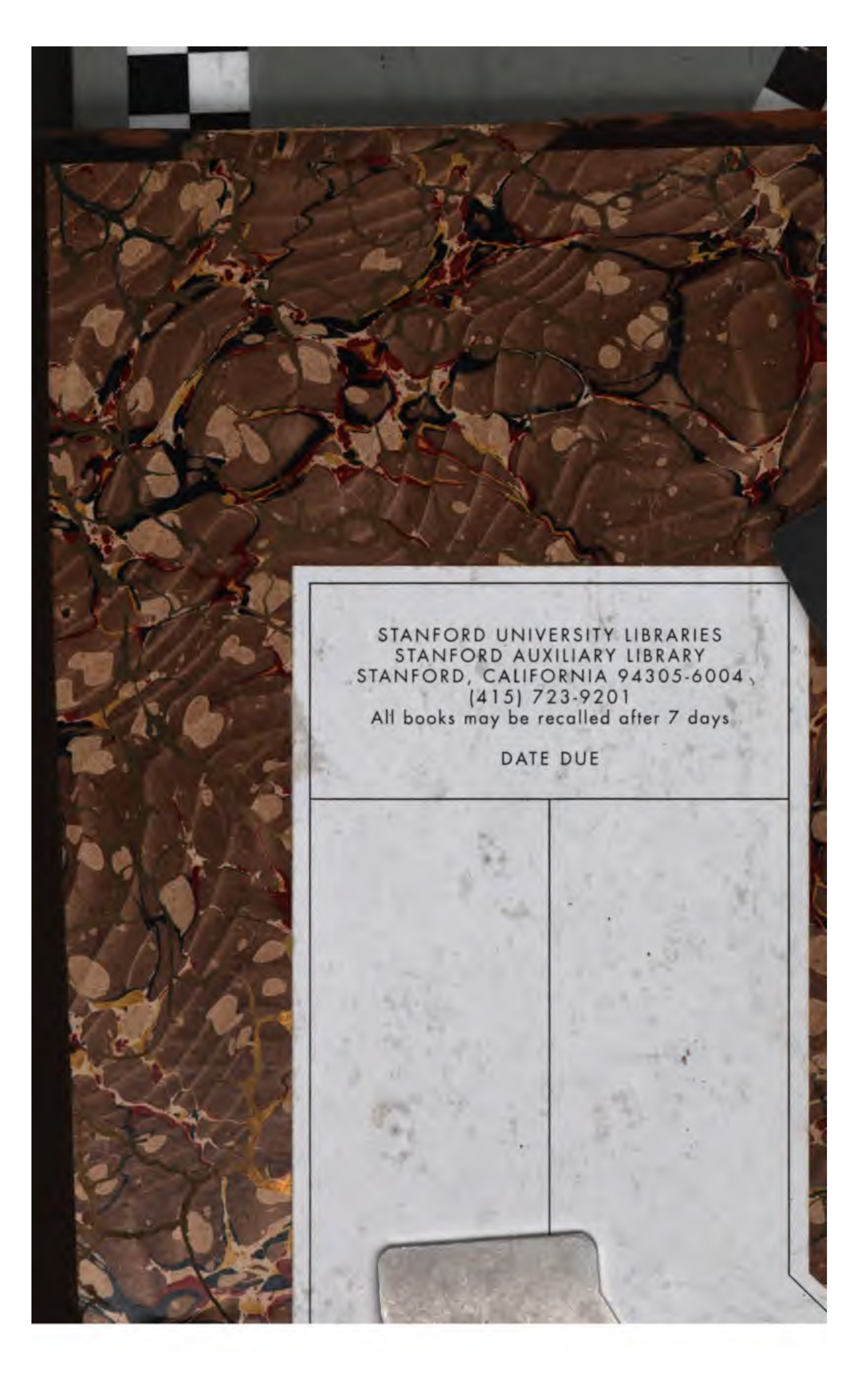











STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-9201
All books may be recalled after 7 days
DATE DUE